Aus deutschen Lesebüchern.

Dichtungen in Poesie und Prosa

erläutert für

Schule und Haus.

Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner

herausgegeben von

Rudolf Dietlein,
Rektor a. D. in Halle a/S.,

Woldemar Dietlein,
weiland Rektor und Kgl. Kreisschulinspektor,

Dr. Richard Gosche,
weiland Professor a. d. Universität Halle,

und

Friedrich Polack,
Kgl. Schulrat und Kreisschulinspektor.

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild der Schönheit trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.
Adolf Stöber.

Erster Band.

Vierte Auflage.

Gera und Leipzig.
Druck und Verlag von Theodor Hofmann.
1897.

Einleitung.

Unsere Dichter sind die Dolmetscher der Volksseele und des nationalen Lebens und Strebens, ihre Werke die Blüte der geistigen Volkskraft. Daher haben wir in unserer klassischen Litteratur ein geistiges Spiegelbild der Nation, das beste Band zwischen ihren Stämmen und Gliedern und einen Jungbrunnen, aus dem sich die nationale Eigenart immer und immer wieder neu gebiert. Da unsere klassischen Dichterwerke einem gesteigerten und geläuterten Geistes- und Gemütsleben entsprungen sind, so müssen sie wie kein anderes Bildungsmittel das Geistes- und Gemütsleben anregen, also bildend wirken, denn nur das Gleichartige nährt, und Leben kann nur von Leben, Geist nur von Geist erzeugt werden. Wie der Körper in der heimatlichen Luft, so muß der nationale Charakter, Geist, Gemüt und Wille in dem Luftkreise der Muttersprache und ihrer Schriftschätze wie in seiner eigensten Lebensluft wachsen und erstarken. Jedes deutsche Kind hat darum ein Anrecht auf dieses nationale Erbe, die Schule aber die Pflicht, der deutschen Jugend ihren Besitzanteil flüssig machen zu helfen.

Das letzte Jahrzehnt hat uns darin einen guten Schritt vorwärts gebracht. Auch das ärmste deutsche Schulkind hat jetzt in seinem Lesebuche eine Anweisung auf seinen Erbanteil von dem besten Nationalgute in der Hand. Unsere Schullesebücher sind nicht mehr wie ehedem weltkundliche Lehrbücher oder bunte Musterkarten litterarischer Fabrikware ad hoc, sondern gute Sammlungen des Volkstümlich-Klassischen aus den Werken unserer Dichter und Denker. Fast überall hat das Lesebuch die ihm gebührende Stelle als Mittelpunkt des gesamten Sprachunterrichtes gefunden.

Aber doch ist es in der Hand der Kinder nur eine Anweisung auf ihr Erbteil. Ohne kundigen Führer werden sie den papiernen Schatz nur selten in geistigen Besitz umzusetzen vermögen. Dieser Führer soll der Lehrer sein. Er soll die geistigen Nährstoffe des Lesebuches in lebendige Kraft verwandeln helfen.

Für viele Lehrer ist diese Aufgabe neu und schwer, in ihren Kreisen daher viel Fragens nach Helfern. So erklärt sich's, daß in der neuesten Lesebuch-Ära ein neuer Sproß der pädagogischen Litteratur, die „Anleitungen zum Gebrauche des Lesebuchs", aufgeschossen ist.

Wer erfahren hat, wie die Lesebücher behandelt oder vielmehr häufig mißhandelt werden, der wird jenen Helferdienst nicht schelten.

Die Bequemlichkeit und der Schlendrian läßt lesen und wieder lesen, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn. Die Buchstaben werden wie Linsen zusammengelesen, ohne daß die Leser entdecken, wie zwischen den toten Zeichen Geist und Leben webt und waltet. Mechanisches Durchlesen ist nichts weniger als geistiger Besitz! Wir besitzen nur das wirklich, was zur bewegenden Erziehungs- und Lebenskraft in uns wird.

Ein bloßer Lesemechanismus liest die schönen, lebenskräftigen Stoffe tot, lullt den Geist ein, ja lähmt den Trieb zu weiterem Lesen und die Freude daran, so daß mit der Schulthür auch die Deckel des Lesebuchs für immer zugeschlagen werden.

Die Eiferer für Weltkunde sehen in dem Lesebuche nur ein Realienbuch und sind sehr ungehalten, daß sie manche weltkündliche Stoffe und eine systematische Folge derselben entbehren müssen. Sie lassen meist nur die realistischen Stücke lesen, ja auswendig lernen und streifen nur gelegentlich den poetischen Teil des Lesebuchs. Sie vergessen, daß das Lesebuch nur durch einzelne mustergiltige Darstellungen den Unterricht in den Realien beleuchten und beleben, nicht aber realistische Leitfäden ersetzen will. Ihnen gegenüber haben wir rein sachliche Prosastücke hier grundsätzlich ausgeschlossen und auf dem Titel unseres Werkes nur „Dichtungen in Poesie und Prosa" verheißen.

Ihnen gleichen die Grammatiker alten Stils, die im Lesebuche nur Übungsbeispiele für die Sprachlehre sehen. Wie geschickte Ärzte schneiden sie lustig an den edlen Stoffen wie an einer Leiche herum, bis die letzte Spur von lebendigem Zusammenhang verschwunden ist. Sie vergessen, daß das grammatische Verständnis nicht die Vorbedingung des logischen und sachlichen, sondern nur ein später eintretender Denkprozeß ist, der das Sprachgefühl zum Sprachbewußtsein erheben will. Für die Sprachlehre sind genug gute Leitfäden da, die in geordneter Folge die sprachlichen Gesetze an sprachlichen Erscheinungen zur Anschauung, Einsicht und Einübung bringen. An einzelnen Lese-

stücken ist nur die Probe aufs Exempel in der Art zu machen, daß sich die Schüler in der bunten Folge der sprachlichen Erscheinungen und Gesetze zurechtfinden lernen.

Die Beschränktheit begnügt sich bei der Behandlung von Dichtungen mit dem Abfragen des Inhalts und dürftigen äußeren Bemerkungen. Sie nagt mit stumpfen Zähnen an der Schale herum, ohne je bis zum Kerne zu dringen.

Die Überklugheit glaubt den Dichtungen gründlich gerecht zu werden, wenn sie dieselben zu Atomen zerfasert, herauszerrt, was nicht drin ist, und hineinschachtelt, was nicht hinein gehört. Unter dem Schutt und Geröll von Erklärungen und gelehrten Anmerkungen wird die Dichtung begraben. Die Wirkung der Schönheit, die den Sonnenschein des Schullebens bilden und innerlich in die rechte Lernverfassung setzen soll, geht dabei völlig verloren. Kein Kind kann sich für Scherben eines Kunstwerks, das seine Phantasie noch nicht zu ergänzen vermag, erwärmen. Nicht das kritisch zerfetzte, sondern nur das lebendige Ganze wirkt belebend auf einer Entwicklungsstufe, wo Gefühl und Unmittelbarkeit alles, Abstraktion nichts ist.

Die angeführten Behandlungsweisen können den Inhalt des Lesebuchs dem Kinde nicht klar, lieb und eigen machen. Nur dann wächst die Bildung, wenn dem Geiste richtige und klare Vorstellungen zugeführt werden, wenn der Lernende sie logisch auf einander beziehen, mündlich und schriftlich in knappes, schönes Sprachgewand kleiden lernt und sie zu kräftigen Antrieben für „rechtes Thun und Lieben“ werden läßt. Das alles ist aber unmöglich, wenn nicht das Interesse und das Gefühl des Kindes als Faktoren in die Lernarbeit gezogen werden. Für Totes und Verstümmeltes wird sich aber kein reines Interesse und Gefühl beleben.

Wie Dichtungen zu behandeln sind, deutet Adolf Stöber in der zweiten Strophe des Gedichtes „An Dichter und Leser“ an:

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild der Schönheit trete,
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Die Dichtung muß die Hauptsache, die Auslegung immer nur eine bescheidene, verständnis- und taktvolle Dienerin bleiben. Von der innern Kraft der Dichtung, nicht aber von den Auslegerkünsten ist die Hauptwirkung zu erwarten. Die Behandlung darf nicht die Dichtung zerrupfen und in „Atome der Schönheit" verzetteln, sondern muß die Einheitlichkeit und Harmonie des Ganzen in allen seinen Teilen zeigen und wirken lassen, darf nicht von der Dichtung ab-, sondern muß in sie einführen, darf nicht durch allerlei Fremdes und Gleichgiltiges ihre Schönheit verdunkeln, sondern muß sie erschließen. Der Ausleger hat nichts zu thun, als das Auge zum rechten Sehen zu schärfen und die Seele zu rechtem Empfinden zu stimmen. Er hat die Dichtung wie eine keusche, duftige Blume nicht zu zerpflücken, um ihren innern Bau zu zeigen, sondern sie hin und her zu drehen und zu wenden, um ihr von allen Seiten das rechte Licht zu geben, störende Blättchen beiseite zu schieben und mit leisem Finger den Farbenglanz, den innern Bau und gleichsam wie durch ein Fensterlein die Blumenseele zu zeigen.

Nur wenn die poetischen Stoffe Kraft und Duft behalten, kann die Lese-, Lern- und Lebefreude aufsprießen, und im Fortgange der Bildungsarbeit wird sich's bewahrheiten: „Wer einmal Nilwasser getrunken, den lüstet's fürder nicht nach dem brackigen Wasser der Lachen."

Die Methode der Behandlung hat sich eng dem Wesen des Gegenstandes anzuschmiegen und ihm ihre Gesetze abzulauschen. Sind Dichtungen Kunstwerke, so muß ihre Behandlung ein Kunstgenuß sein oder doch dazu führen. Welche psychologischen Stufen durchläuft nun der Kunstgenuß?

I. Die Stufe der Vorbereitung,
II. die Stufe der unmittelbaren Darbietung,
III. die Stufe der Vertiefung (Verknüpfung und Zusammenfassung),
IV. die Stufe der Verwertung (Anwendung und Übung).

I. **Die Vorbereitung.** Was beim Unterrichte nicht zur Vorstellung in der Seele wird, ist in der Regel für die Bildung verloren. Neue Vorstellungen dürfen aber nicht unvermittelt und wesenfremd in die Seele platzen, sondern müssen sich auf vorhandene stützen und an verwandte lehnen, wenn sie sich als Bildungs- und Lebensstoff angleichen sollen. Der Lehrer muß so genaue Fühlung mit der kindlichen Seele

haben, daß er von jedem Worte fühlt und weiß, ob es wie ein Pfeil zum Sichermale fliegt und trifft, oder ob es ziellos ins Weite schwirrt. Stets hat er das Neue im Unterrichte an die vorhandenen Vorstellungen anzuknüpfen oder die fehlenden Voraussetzungen erst zu schaffen. Er muß darum gleichsam alle eingeschlagenen Nägel kennen, woran er das Neue anhaken kann. Die Betrachtung einer Dichtung setzt eine gewisse Summe von Vorstellungselementen, ein gewisses Sprachverständnis, eine gewisse Übung der Aufnahmewerkzeuge und eine gewisse Stimmung der Seele voraus, wenn sie nicht mechanisch und erfolglos bleiben soll. (Schon 1756 forderte der alte Ernesti in Leipzig für das Studium der klassischen Kunstwerke Übung des Auges, eine Summe technischer Vorkenntnisse und unermüdliche Beharrlichkeit im Beschauen und Wiederbeschauen der Kunstwerke.) Was als Lebenston f o r t klingen soll, muß vorher vielmal v o r= und a n klingen; wenn ich Kindern ein Gedicht ohne jede Vorbereitung gebe, so werden sie oft über allerlei Steine stolpern. Es wird ihnen ähnlich gehen wie dem Anfänger in einer fremden Sprache, der in derselben ein Gedicht liest, von dem er aber kaum die Hälfte der Vokabeln kennt. Von dem geistigen Gehalt oder gar von der Schönheit der Dichtung wird er kaum eine Ahnung bekommen.

In den meisten Fällen wird darum dem Lesen einer Dichtung eine V o r b e r e i t u n g vorangehen müssen. Diese kann auf mannigfache Weise geschehen. Bei Prosastücken wird sie durch gutes Vorlesen und eingeschaltete kurze Erläuterungen der schwierigen Ausdrücke mit der unmittelbaren Wirkung zusammenfließen. Dasselbe wird bei kindlichen, leicht verständlichen Gedichten der Fall sein. Oft wird es genügen, den Kindern vor dem Lesen ein entsprechendes gutes Bild oder anderes Anschauungsmittel als Illustration zu zeigen. Manchmal werden wenige Worte der Einleitung die ganze Dichtung in das rechte Licht rücken und die Erwartung spannen. Bei andern wird der unmittelbare Genuß hinreichend vorbereitet sein, wenn die wenigen unbekannten Ausdrücke mit kurzer Erklärung an die Tafel geschrieben werden. Eine fruchtbare vorbereitende Übung ist das A u f b a u e n eines Gedichtes. An der Hand des Lehrers tragen die Kinder die Einzelstoffe der Dichtung in bestimmter sprachlicher Einkleidung zusammen, und er rückt sie nur in das rechte Lot.

Schwierigere Dichtungen werden aber erst dann gehörig wirken, wenn der Lehrer im engen Anschluß an Gang und Ausdruck derselben,

frei oder mit dem Buche in der Hand, ein Situations- und Stimmungsbild zeichnet, das die Seelen der Hörer in die rechte Spannung versetzt. Er hat dabei alle Steine des Anstoßes aus dem Wege des Verständnisses zu räumen, indem er unbekannte Ausdrücke mit bekannten vertauscht, Schwierigkeiten im Satzbau durch leise Umstellung beseitigt, auf alle dunkeln Stellen Licht fallen läßt und bei Sprüngen und Auslassungen das Verständnis durch ein entsprechendes Zwischengewebe vermittelt. Die Dichtung wird dann nur die poetische Krystallbildung des Gemäldes in Prosa sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Art der Vorbereitung ihre Klippen hat. Sie kann in Weitschweifigkeit ausarten, den poetischen Hauch verwischen und die Stimmung ernüchtern. Aber durch sorgfältige Vorbereitung, engen Anschluß an Wort und Gang der Dichtung, warmen Ton und würdige Haltung beim Vortrage werden diese Gefahren vermieden werden.

II. **Die unmittelbare Darbietung.** Nach erfolgter Vorbereitung hat der Lehrer die Dichtung möglichst gut vorzulesen. Seine Stimme und Gebärde helfen die innere Kraft der Dichtung flüssig machen und in die kindliche Seele tragen. Die Kinder hören zu oder folgen still den Zeilen mit den Augen. Hierauf folgt ein abschnittweises Lesen durch bessere Schüler, wobei der Lehrer den Inhalt und knappe Wort- und Sacherklärung abfragt. Letztere brauchen nicht erst mühsam herauskatechesiert zu werden, da sie bei der Vorbereitung bereits gegeben sind. Zuletzt erfolgt das Einlesen des Stückes, bei dem ab und zu auch das Chorlesen mit gehaltener Stimme geübt werden kann. Bei dem Lesen ist streng auf Lautreinheit, verständige Erfassung und sinngemäße Gliederung des Inhalts und schönen Vortrag zu halten. Besonders sind die Gegensätze zu betonen, die Kommapausen nicht mit sinkender, sondern in der Schwebe gehaltener Stimme zu lesen und die Antworten in vollständigen Sätzen zu geben. Sprachpflege ist Bildungspflege im umfassendsten Sinne, und auch hier ist Gewöhnung die mächtigste Herrscherin.

Da die hier geforderten Übungen zur Erzielung der Unmittelbarkeit des Verständnisses fast bei jedem einzelnen Lesestücke sich als notwendig erweisen und daher stets wiederkehren, so wird die wiederholte Aufführung derselben bei den einzelnen Dichtungen, um nicht zu ermüden und um Raum zu ersparen, in den meisten Fällen ausgelassen werden.

III. **Die Vertiefung** (Verknüpfung und Zusammenfassung). „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen." Die ganze Tiefe eines Kunstwerks ist Kindern selten zu erschließen. Es nimmt eben jedes nach seiner Kraft und Gabe. Der pädagogische Takt muß da die Grenze fühlen. Die nachstehenden Übungen sollen in logischer Folge eine allseitige Beleuchtung der Dichtung und die Versenkung in den geistigen Gehalt fördern.

1. Ort und Zeit der Handlung. Nach den im Gedichte gegebenen oder angedeuteten Strichen ist gleichsam die Scene, der Schauplatz der Handlung zu zeichnen. Das Nacheinander der Dichtung wird zum Nebeneinander des Bildes. Die einfache Frage nach dem „Wo?" und dem „Wann?" wird selbst einen Durchschnittsschüler zurechtweisen helfen.

2. Charakterzeichnung der Personen. Auf der Scene bewegen sich als Träger der Handlung und des Gedankens die Personen oder als Personen gedachten Dinge. Nach dem, wie sie sich zeigen, sind ihre Eigenschaften, nach dem, was sie thun, ihre Thätigkeiten zu einem Charakterbilde zu gestalten.

3. Gedankengang, Gliederung und dichterische Absicht. Der Gedanke ist die Seele der Dichtung; seine Entwicklung bestimmt den Gang, seine Pausen, gleichsam sein Atemholen, die Gliederung und sein Zuspitzen am Ziel den Grundgedanken der Dichtung. Die Kinder haben unter Leitung des Lehrers den Hauptgedanken, den Inhalt der einzelnen Strophen und die Tendenz oder Absicht der Dichtung aufzusuchen. Zur gründlichen Lösung dieser oft schwierigen Aufgabe trage der Lehrer besonders dadurch bei, daß er durch zweckmäßige Denk-, Beziehungs- und Zusammenfassungsfragen das volle Verständnis den Schülern zu erschließen sucht.

4. Schönheiten und Eigentümlichkeiten in der Form. Die künstlerische Form ist das Gewand der Dichtung und sein innerlich bedingter Faltenwurf. Es wird sich nicht selten Gelegenheit bieten, auf wirksame Mittel der Darstellung aufmerksam zu machen. Dahin gehören z. B. Gegensätze, Bilder und Vergleichungen, Sinnsprüche, bildliche Ausdrücke und Übertragungen, Auslassungen und scheinbare Sprünge, Fragen, Ausrufe und Anreden, Personifikationen, Silbenmessung, Reim und Kehrreim, Stab- und Lautreim, Silberfäden des Humors oder der Schalkheit, treffende Einfachheit oder schöner Schmuck in der Darstellung 2c.

IV. **Verwertung** (Anwendung und Übung). Wie die Unterrichtsarbeit alle Geisteskräfte ins Gefecht zu führen hat, so muß auch der Unterrichtserwerb allen Seiten des menschlichen Wesens gerecht werden. Auch die Behandlung der Dichtungen des Lesebuches hat die Erkenntnis zu bereichern, Sprachverständnis und Sprachfertigkeit, diese Angelpunkte der Sprachpflege, zu fördern, die Gefühle zu veredeln, den Willen zu kräftigen und in der Schatzkammer des Gedächtnisses das Beste unverlierbar aufzuspeichern. Je mehr der Beziehungen sind, mit denen sich das Einzelne verknüpft, desto fester haftet es. Die besten Anker des Gedächtnisses sind Verständnis, Liebe und — Übung.

1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Unterricht, der das Gefühl nicht veredelt und den Willen nicht läutert und festigt, mithin nicht erzieht, ist nur ein halber. Nie darf der Appell an das Herz des Lernenden vergessen werden. Ohne Schönrednerei müssen die erziehlichen Umstände hervorgehoben und wirksam gemacht werden. Kennen muß Können, Wissen muß Wollen werden, denn erst im Thun vollendet sich der Mensch.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes und Vergleichungen. „Eins muß in das andere greifen, eins durchs andere blühn und reifen." Jedes Neue muß sich mit dem Vorhandenen verbinden, um sich selbst zu stützen und halb Verdunkeltes wieder über die Schwelle des Bewußtseins empor zu heben. Nichts trägt mehr zur Klärung und Befestigung der Vorstellungen bei als die Vergleichung. Denken heißt vergleichen. Übereinstimmung oder Gegensatz ist der Doppelschritt, in dem sich Gedanken und Thatsachen bewegen.

3. Rede- und Stilübungen. Der innere Gewinn soll sich hörbar und sichtbar zeigen. Fehlt diese Kundgebung, so ist der Gewinn zweifelhaft. „Rede, daß ich dich sehe!" heißt's auch hier. Die Rede- und Stilübungen können Beantwortung zusammenfassender Fragen, Beschreibungen, Vergleichungen, Charakterzeichnungen, Um- und Nachbildungen, Aufgaben aus der Sprachlehre, Rechtschreibung und Wortbildung, Anwendung verwandter Sprüche und Sprichwörter ꝛc. sein.

4. Einprägung und Vortrag. Besonders wertvolle Dichtungen sind als bleibender Gewinn für den Gedanken, die Sprache, die Ästhetik und die Gesinnung wörtlich zu lernen und schön vorzutragen. Das Auswendiglernen erfolgt erst nach der Erklärung, der Vortrag ohne das hier und da beliebte theatralische Mienenspiel. Wenn

so monatlich 1—2 Dichtungen angeeignet werden, so giebt das im Laufe der Schuljahre einen reichen, schönen Besitz, von dem auch gilt: „Nun zweigt es immer und blüht so fort.“ Was Verstand, Herz und Gedächtnis gemeinsam halten, das ist ein Stück unseres Wesens, unser wahres Eigentum. —

Der eben aufgestellte methodische Plan für die Behandlung von Dichtungen, der im allgemeinen den Herbartschen formalen Stufen entspricht, soll aber nicht ein eiserner Rahmen sein, auf den jede Dichtung gespannt und Zug für Zug angepaßt wird. Dann könnte er in ungeschickter Hand leicht ein Prokrustesbett werden, auf dem die Schönheit verrenkt und verstümmelt, der Geist aber ausgetrieben würde. Er soll nur Gesichtspunkte feststellen, den Weg zu einer planmäßigen Behandlung zeigen und dem Lehrer einen Schlüssel bieten, um an jede Dichtung herantreten und von ihrem innern Gehalte dies und das erschließen zu können. Die eine Dichtung wird nach dieser, die andere nach jener ergiebiger sein; die eine wird eine Beleuchtung nach allen, die andere nur nach ein, zwei Seiten erfordern. Bei manchen Dichtungen, die in ihrer unmittelbaren Wirkung keine Schwierigkeit für das Verständnis bieten, wird sich als fruchtbare Übung die Vergleichung mit einer verwandten Dichtung empfehlen. Man kann dabei entweder die obige Disposition zu Grunde legen oder einfach dem Gange der Handlung folgen und dabei die Vergleichspunkte als Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten aufsuchen.

Zum Schluß erst soll die Frage, welche meist das Vorwort eröffnet, zur Beantwortung kommen: „Wo ist der Berechtigungsschein für euer Unternehmen? Wollt ihr die Hiecke, Götzinger, Viehoff, Düntzer, Gude, Lüben und Nacke, Otto, Kellner, Kriebitzsch, Kehr u. a. überbieten? Wollt ihr den Berger, Holtsch, Eberhardt, Drobe, Leineweber, Hescamp, Leimbach, Walter, Zeyneck u. a. Konkurrenz machen?“ Nichts von dem allen! Wir wollen ein Scherflein zur Lösung einer hochwichtigen methodischen Frage beitragen, nicht mehr und nicht weniger! Solange diese Frage nicht ihre endgiltige, alle befriedigende Lösung gefunden hat, solange sich Schaffenslust und Nachfrage noch so lebhaft regen, so lange hat niemand ein Recht, zur Abrüstung zu kommandieren. Übrigens muß sich jede Existenz selbst rechtfertigen. Kann sie es nicht, so versinkt sie ins Dunkel. Daraufhin müssen wir es auch mit unserem Buche wagen.

Darüber aber sind wir wohl Rechenschaft schuldig, auf welche Weise wir jene methodische Frage der Lösung näher zu bringen gedenken, und was wir Eigentümliches haben.

1. „Aus deutschen Lesebüchern" heißt das Werk. Es bleibt nicht in den Schranken eines bestimmten Lesebuchs, sondern bringt nach Vergleichung von mindestens dreißig der verbreitetsten deutschen Lesebücher eine Auswahl von Dichtungen, die sich entweder als eiserner Bestand in allen oder doch vielen Lesebüchern oder als zerstreute Perlen nur in einzelnen finden. Damit überschreitet das Werk auch die politischen Grenzen und wird in Schule und Haus zu brauchen sein, „soweit die deutsche Zunge klingt".

2. Das Werk soll auch die Schlagbäume zwischen den einzelnen Schulklassen und Schularten durchbrechen, indem es als Führer und Berater das Kind durch das gesamte Schulalter in methodischer Folge begleiten will. Es wird in fünf Bänden erscheinen.

Band I behandelt Dichtungen für die Unterklassen gehobener und die Mittelklassen ländlicher Schulen.

Band II ist für die Mittelklassen der mehrklassigen und die oberen Stufen der ein- oder mehrstufigen Landschulen bestimmt.

Band III hat die Oberklassen mehrklassiger Bürger- und Volksschulen sowie die mittleren Klassen höherer Schulen und

Band IV das Bedürfnis der Oberklassen von gehobenen Schulen, der höheren Mädchenschulen, Seminarien, Realschulen und Gymnasien im Auge.

Band V endlich hat die unterrichtliche Behandlung der deutschen Dramen sich zum Ziel gesetzt.

Die verschiedenen Verfasser werden nach ihren verschiedenartigen Erfahrungen auf dem weiten Felde des Jugendunterrichts den betreffenden Stufen und Schularten gerecht zu werden suchen. Dem Ganzen wird aber dadurch eine geschlossene Einheit gewahrt, daß keine von dem einen oder andern bearbeitete Dichtung ohne Kenntnisnahme und Durchsicht der übrigen Herausgeber zum Drucke gelangt.

3. Das Buch soll ein möglichst vollständiges Magazin sein, in dem selbst der Anspruchsvolle und Wählerische nicht vergeblich nach diesem oder jenem Liebling blättert.

4. Die Dichtungen werden so weit als thunlich in der Originalform nach den Originalwerken oder, wenn diese uns nicht erreichbar

sind, aus zuverlässigen Sammelwerken gebracht. In denjenigen Fällen, wo uns nur das eine oder andere Schullesebuch als Quelle einer Dichtung zu Gebote stand, werden wir uns darauf beschränken, den Namen des Dichters anzugeben. Da jedoch die weitaus größte Zahl der behandelten Dichtungen nach den Originalwerken verglichen worden ist, wird jedem Lehrer Gelegenheit geboten, die etwa entstellten Lesarten seines Schullesebuches zu berichtigen.

5. Am Schlusse des III. Bandes werden biographische Notizen über die Dichter und ein Abriß der deutschen Poetik gegeben.

6. Durch eine feststehende Disposition soll besonders auf den unteren Stufen der Arbeit eine feste Ordnung und eine Bürgschaft mehr für den Erfolg gegeben, der Lehrer aber an ein sachgemäßes Erfassen jeder Dichtung gewöhnt werden. Natürlich wird auch hier wie überall bei der Erziehung der Weg aus der Gebundenheit auf den niederen Stufen zur Freiheit auf den oberen führen. Ein Magazin soll das Werk werden durch die Menge der behandelten Stücke und ein Wegweiser durch ein stufenmäßiges Aufsteigen und methodische Winke, aber es soll keine Schlummerrolle für die Trägheit sein. Fleiß, Geschick und volle Hingabe des Lehrers, diese lebendige Leitung von Seele zu Seele, kann kein Hilfsbuch ersetzen.

Wenn es uns aber gelänge, dem Streben höhere Ziele, dem Fleiße sichere Wege, dem Geschick einzelne Winke, der Hingabe erhöhte Wärme und der Arbeit Befreiung vom Buchstabendienste und größere Durchgeistigung geben zu helfen, so wäre der Zweck unserer Arbeit erreicht.

Die Herausgeber.

1. Wahlspruch.

Karl Simrock, Die deutschen Sprichwörter. Frankfurt a/M. S. 211.

Mit Gott fang an! Mit Gott hör auf!
Das ist der schönste Lebenslauf.

Vorbemerkung. Völlig dem deutschen Volkscharakter entsprechend, welcher sich immer wieder aufs neue in wahrer, tiefsinniger und ungekünstelter Religiosität zeigt, trägt jedes gute deutsche Lesebuch an seiner Stirn als erstes Lesestück einen frommen Sinnspruch oder ein geistliches Lied. An diese Einrichtung sich anlehnend, beginnen daher auch unsere „Erläuterungen der Dichtungen in Poesie und Prosa aus deutschen Schullesebüchern" mit einem frommen Wahlspruche, der, halb Sprichwort, halb Sinnspruch, den Lehrern zugleich eine willkommene und passende Handhabe darbieten will, die Schüler zu veranlassen, das lange und schwere Werk des deutschen Sprachunterrichts gleich am ersten Tage mit einem frommen Auf- und Hinblick zu Gott und mit einer herzlichen Bitte um seinen Beistand zu beginnen.

I. **Vorbereitung.** Es war in früherer Zeit in Deutschland und auch in andern Ländern (besonders, wo ein Rittertum blühte) allgemeine Sitte, daß jeder Fürst, jeder Ritter, jeder Bürger und überhaupt jeder freie Mann einen kurzen Sinnspruch zur Regel und Richtschnur für sein Thun und Handeln sich erwählte. Dieser Sinnspruch war nun für das ganze Leben dessen, der ihn sich erwählte, sein Wahlspruch. Denselben ließ man sich dann in sein Wappen und Petschaft eingravieren; man setzte ihn über die Thür seines Hauses und zeichnete ihn auch wohl jedem Schriftstück von Bedeutung, welches man abfaßte, voran. Auch das Schullesebuch hat, an dieser schönen, alten deutschen Sitte festhaltend, einen solchen Wahlspruch, den tausend und aber tausend Deutsche sich schon von früher her zum Wahlspruch fürs Leben gewählt hatten, an die Spitze seiner Lesestücke gesetzt.

II. **Vermittlung.** Wozu fordert uns dieser Wahlspruch auf? Mit Gott fang an! Mit Gott, d. i. in herzinnigem Vereine mit dem Schöpfer aller Dinge, dem Urquell alles Seins, mit deinem himmlischen Vater fang an! Mit Gott fang an! Beginne mit ihm deine Arbeit! Geh mit ihm an dein Werk! Rufe ihn zu allem, was du unternimmst, um seine Hilfe, um seinen Beistand und seinen Segen an! Wie der fromme Landmann noch heute beim Aussäen der Saat auf seinen Acker jedesmal mit einem „Walt's Gott!" beginnt, und wie er keinen Gang, keine Reise, kein irgendwie wichtiges Werk anders als mit dem Ausruf: „In Gottes Namen denn!" unternimmt, so wollen auch wir nicht zurück-

bleiben und unser Tagewerk, unsere Schule und unsere erste Sprachstunde — heute wie immerdar — mit Gott beginnen. Allein wir wollen nicht bloß unser Werk mit Gott anfangen, sondern es auch mit Gott weiterführen und mit Gott beenden. „Mit Gott hör auf!“ Sage ihm Dank für jede Gabe seiner Gnade! Bleib ihm treu in Leid und Freud, treu bis in den Tod! Mit Gott hör auf! Wähle ihn für immer zu deinem Beistande, deinem Freunde und Berater und zu deinem Schutze und Troste! Mit Gott hör auf! Mit ihm beschließe all dein Thun, wie einst auch endlich dein Leben! — Vertrauest du also deinem Gotte, bist du so treu und innig mit ihm auf ewig verbunden, dann wird dein Lebenslauf, dein Lebensgang, es komme auch, wie es wolle, ein schöner, ein köstlicher sein; dann wirst du glücklich und zufrieden durch dieses Erdenleben gehen.

III. **Vertiefung.** 1. Erweiterung des Gedankens: Mit Gott! Ich weiß zwei Wörtlein; wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du Ruh im Leben, Trost am Grabe und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen: „Mit Gott!“

Mit Gott steh auf, so wird der Tag ins Buch des Lebens eingeschrieben; mit Gott schlaf ein, so schlummerst du sanft und kummerlos! Mit Gott zur Schule, so lernst du Worte des Lebens; mit Gott in die Fremde, so kehrst du fröhlich und wohlbehalten heim! Mit Gott fang an, so gelingt dein Werk; mit Gott hör auf, so folgt es dereinst dir nach! Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich! Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater; mit Gott ins Grab, so ruhst du im Herrn bis zur herrlichen Auferstehung! Th. Colshorn.

2. Entwickelung des Hauptgedankens. Innige, treue und bis in den Tod andauernde Lebensgemeinschaft des Menschenherzens mit Gott sichert einen schönen Lebenslauf, begründet das wahre Glück des Lebens.

R. D.

2. Drei Schulreime.*)

Friedrich Güll, Kinderheimat in Liedern. Zweite Gabe, Stuttgart. S. 63, 65 u. 117.

I.

Fleiß'ger Knab' muß alles treiben,
Was ihn nur der Lehrer heißt:
Beten, singen, lesen, schreiben,
Das macht fröhlich Herz und Geist,
Macht aus einem Knaben dann
Einen festen, frommen Mann.

I. **Vorbereitung.** Ein fleißiger = braver, wackrer Knabe muß alles treiben, d. i. thun, ausführen, was ihn der Lehrer heißt = ihm sagt, befiehlt. Beten und singen will sagen: Gott erkennen, an

---

*) Vorbemerkung. Diese sinnigen Schulreime eignen sich vorzüglich zur Erläuterung beim Beginn eines neuen Schuljahres, indem an dieselben die Erklärung der Schulgesetze, die für viele Schulen seit langem schon bestimmt sind, angeknüpft werden kann.

ihn glauben, zu ihm beten, ihm danken, ihn preisen und lobsingen. Lesen und schreiben bezeichnet die übrigen Fertigkeiten, welche der Schüler sich erwerben soll. Das macht, will sagen: dadurch wird ausgebildet Geist und Herz; der Geist, d. i. das Erkenntnisvermögen, Verstand, Vernunft, Gedächtnis; das Herz, d. i. das Gefühls- und Willensvermögen, sittliches Gefühl, ein fester Sinn (Charakter), ein gut Gewissen. Durch Gehorsam und Fleiß wird nach und nach aus einem Knaben ein fester, frommer, ein braver, wackrer Mann.

II. **Vertiefung.** Gliederung. Die erste Hälfte der Strophe enthält eine Mahnung des Lehrers an seine Schüler über die rechte Benutzung der Schulzeit und zwar durch stete Bethätigung von Aufmerksamkeit, Fleiß und Gehorsam. Die andere Hälfte giebt die Folgen einer gut benutzten Schulzeit an: rechte Ausbildung des Geistes und Herzens, Heranwachsen zu einem tüchtigen Manne und Erlangung eines fröhlichen, zufriedenen Herzens.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. Gieb die sämtlichen Thätigkeiten an, die der Lehrer in der Schule von dir fordert und die du täglich übst, und bilde daraus eine kleine Erzählung! Beginne mit den Worten: Wenn ich des Morgens zur Schule komme, so grüße ich den Lehrer und setze mich still hin. Hierauf stehen wir alle auf 2c.

II.

Ein wackres Kind vom Schlaf erwacht,
Sobald das Feuer im Ofen kracht,
Fährt aus dem Bett und wäscht sich frisch
Und stellt sich munter an den Tisch,
Spricht sein Gebet, schlägt auf das Buch
Und lernt noch einmal seinen Spruch.
Das macht schon einen heitern Mut;
Es schmeckt das Frühstück noch so gut.
Nun ist es für die Schul' bereit
Und geht hernach zur rechten Zeit,
Steht auf der Straß' nicht da und dort,
Trollt lustig seiner Wege fort
Und sitzt dann in der Schule drin
Mit stillem Fleiß und stillem Sinn
Und lernt gar leicht und merkt gar viel;
Es ist ihm alles nur ein Spiel.

I. **Vorbereitung.** Vermittlung. Ein wackres (ein wachsames, gutes) Kind erwacht vom Schlaf im Winterhalbjahr, sobald das Feuer im Ofen kracht (knistert und knastert), im Sommerhalbjahr, sobald die Sonne ins Zimmer scheint, fährt aus dem Bett (steht auf) und wäscht sich. Hierauf spricht es sein Morgengebet und lernt noch einmal seinen Spruch, sein Lied, seinen Vers, welchen es in der Schule hersagen muß. Nun hat es einen heitern Mut, ist fröhlich und wohlgemut, und das Frühstück schmeckt noch (einmal) so gut. Für die Schule bereit und fertig, geht es stets zur rechten Zeit, nicht zu spät, doch auch nicht zu früh, bleibt auf der Straß' (auf dem Schulwege) nicht stehen, sondern trollt = trabt, geht lustig seiner Wege fort. Nun sitzt es in der Schule drin mit stillem Fleiß

und stillem Sinn, d. i. mit Ruhe, Aufmerksamkeit und Fleiß, lernt leicht und merkt viel, denn das Lernen wird ihm nicht schwer, es lernt spielend.

II. **Vertiefung.** 1. Angabe und Nachweis der Eigenschaften des Knaben. (Hier mündlich, unter III, 3. schriftlich.)

2. Rechtes Verhalten eines guten Schülers:
a) Rechtzeitiges Erwachen vom Schlafe.
b) Schnelles Aufstehen aus dem Bette.
c) Gründliches Waschen mit frischem Wasser.
d) Andächtiges Sprechen des Morgengebets.
e) Nochmaliges Lernen des Spruches.
f) Fertigmachen zum rechtzeitigen Gange nach der Schule.
g) Kein unnötiges Stehenbleiben auf der Straße.
h) Ruhiger und sittsamer Gang nach der Schule.
i) Artiges Verhalten in der Schule.
k) Fleiß, Aufmerksamkeit und Nachdenken beim Unterricht in der Schule.

3. Folgen des rechten Verhaltens:
a) Ein heitrer, fröhlicher Mut, ein gut Gewissen.
b) Das Frühstück schmeckt nochmal so gut.
c) Sicheres Erwerben von Kenntnissen und Fertigkeiten.
d) Das Lernen wird leicht und zum Spiel.

4. Hauptgedanke:

Lust und Liebe zu einem Ding
Macht alle Mühe und Arbeit gering.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Bilde ein Gegenstück: Der unordentliche Schüler (mit möglichster Anlehnung an das Musterstück!).

2. Gieb nach dem obigen Muster von II, 2 das tadelnswerte Verhalten des unordentlichen Schülers an!

3. Suche alle Eigenschaften des guten Schülers auf und erbringe den Nachweis aus dem Texte! Z. B. der Knabe ist wachsam, munter und nicht verschlafen, denn er erwacht zur rechten Zeit. Er ist flink und schnell, denn er fährt rasch aus dem Bette 2c.

III.

Schlägt es morgens halber acht,
Spring' ich auf von meinem Stuhl;
Alles wird zurecht gemacht,
Was ich brauch' in meiner Schul'.
Von dem Nagel kommt die Kappe,
Umgehängt wird schnell die Mappe,
Eingesäckelt Buch und Schrift,
Tafel, Lineal und Stift.
Nicht vergess' ich aber auch,
Was ich sonst noch alles brauch'.
Nummer eins: zwei frische Augen,
Die zum Schaun und Merken taugen;
Nummer zwei: zwei feine Ohren,
Daß mir nichts kann gehn verloren;
Nummer drei: ein lauter Mund,
Der da spricht aus Herzensgrund,
Aber auch nichts eher sagt,
Bis der Lehrer hat gefragt.
Und was noch das Beste heißt:
Muntres Herz und muntern Geist.
Nun, ihr Leut', ich will schon heut'
Lernen, daß es eine Freud',
Daß es eine Lust soll sein,
Bis der Abend bricht herein;
Daß ich auch, wenn ich bin brav,
Spielen kann und ruhig schlaf'.

I. **Vorbereitung.** Vermittlung. Früh halber acht (ein halb acht Uhr oder $7^1/_2$ Uhr) mache ich mich fertig zur Schule. Zunächst wird alles zurecht gemacht, was ich in der Schule brauche, Bücher, Tafel, Stift, Lineal 2c.; dann ergreife ich meine Kappe, d. i. meine Mütze, mein Hütchen und hänge mir die Schulmappe oder das Ränzel um. Vor allem aber vergesse ich nicht, was ich sonst noch in der Schule brauche, nämlich: 1. Zwei frische, d. i. klare, helle Augen, die zum Anschauen und Merken geeignet sind. 2. Zwei feine = aufmerksame Ohren, daß kein Wort, keine Lehre etwa zu dem einen hinein und zum andern wieder herausgehe. 3. Ein lautsprechender Mund, der nicht zu leise spricht, aber auch nicht schreit; auch nicht früher antwortet, als bis der Lehrer fragt; aber auch ein lauterer, reiner, aufrichtiger Mund, der da so spricht, wie es im Herzensgrunde geschrieben steht. 4. Endlich das Beste: muntres Herz = fröhliches Gemüt und munterer Geist, der da aufmerksam und nicht zerstreut ist. Ja, ihr Leute, ich will mit Lust und Freude lernen vom Anfang bis zum Ende der Schule. Bin ich dann brav gewesen, so darf und kann ich auch schön spielen und gut schlafen.

II. **Vertiefung.** 1. Angabe der Thätigkeiten und Eigenschaften des ordentlichen Schülers. (S. im vorigen Musterstück II, 1 und 2!)

2. Gliederung des Inhalts. Die ersten acht Verszeilen geben das Verhalten eines musterhaften Schülers vor, die nächsten 12 Zeilen während der Schule an. Vers 20—24 geben den Entschluß des guten Schülers an, und die beiden letzten Zeilen nennen die lohnenden Beschäftigungen des Knaben nach der Schule.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Fleiß und Übung machen gute Schüler. ~~Fleiß überwindet alles.~~ Lerne was, so kannst du was! Man lernt, solange man lebt. Zum Lernen ist niemand zu alt. Lerne beizeiten, so kannst du's bei den Leuten! Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Jung gewohnt, alt gethan.

2. Rede- und Stilübungen. a) Inhaltsangabe mit Beseitigung der Endreime.

b) Schreib zehn Sprichwörter auf, die zu den Schulreimen genau passen, und gieb an, 1. auf welche Worte im Lesestück sie sich beziehen; z. B. Erst die Arbeit, dann das Spiel! (daß ich spielen kann) 2c. R. D.

3. Knabe und Vogelnest.

Wilh. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr 17.

I. **Aufbau des Gedichts.** Ein Knabe kommt aus der Schule, legt seine Bücher in die Stube und springt dann fröhlich hinaus in den Garten. Von einem dichten Busche (Haselnußstrauche) will er sich eine Rute abschneiden. Als er mehrere Schößlinge zurückbiegt, bemerkt er in einer Astgabel ein Vogelnest, in dem vier junge Vögel liegen. Voll Freude

will er zugreifen, das Nest herausnehmen und in die Stube tragen. Da hört er dicht über sich ein jämmerliches Zwitschern. Er blickt in die Höhe und sieht auf den höchsten Zweigen einen alten Vogel. Derselbe trippelt und fliegt voll Angst hin und her, läßt die Flügel hängen, neigt das Köpfchen nieder und piept gar kläglich. Es ist die Mutter der jungen Vögel, die große Angst um ihre lieben Kinder hat. Ihre ängstlichen und klagenden Laute klingen dem Knaben wie bittende Menschenworte. Er zieht die ausgestreckte Hand zurück und tritt von dem Neste weg.

Wie wird der Vogel den Knaben anreden und bitten? O lieber Knabe, greif mein Nest nicht an! — Wie sehr wird er bitten? So sehr oder so gut er kann. —

Merkt nun, was der alte Vogel spricht: „Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann, o rühre mein kleines Nest nicht an!"

Wer liegt denn darin? Die kleinen Vögel. — Was sind sie von dem alten? Seine Kinder. — Sie haben bis jetzt nur kleine Vogelaugen, aber noch keine großen Menschenaugen gesehen. Nun schaut der Knabe mit seinen großen Augen plötzlich in das Nest; was werden da die Vöglein thun? Sie werden erschrecken und voll Angst schreien. — Was soll darum der Knabe nicht einmal thun? Er soll nicht hinblicken. —

Das wollen wir so lernen: „O sieh nicht mit deinen Blicken hin! es liegen ja meine Kinder drin; die werden erschrecken und ängstlich schrein, wenn du schaust mit den großen Augen hinein."

Was thäte der Knabe gar zu gern? Er sähe das Nestchen gern ganz nahe. — Weil er aber ein mitleidiger, guter Knabe ist, so erfüllt er die Bitte der Vogelmutter. Wo blieb er stehen? Ein Stück davon, von fern. Und wie? Ganz still — behutsam. — Er hütete sich, die Vöglein zu erschrecken. Er trat nur auf die Zehen und machte einen langen Hals, um die Vögelchen von fern zu sehen.

Lernt: „Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern; doch stand er behutsam still von fern." Was merkte da der alte Vogel? Daß der Knabe kein böser Bube war, der Vogelnester ausnimmt. — Wie wurde da der Vogel, der bisher so unruhig gewesen war? Ruhig. — Wohin flog er jetzt wohl von dem Busche? Auf das Nest. — Was that er mit den halbnackten Jungen? Er deckte sie zu.

Sprecht: „Da kam der arme Vogel zur Ruh', flog hin und deckte die Kleinen zu."

Nach wem wird er aber immer noch geschaut haben? Nach dem Knaben. — Jetzt aber nicht ängstlich und unruhig; wie denn? Freundlich. — Was für Worte konnte der Knabe aus den freundlichen Äuglein lesen? Hab Dank! — Wofür denn? Daß er den jungen Vögeln kein Leid gethan hat.

Sprecht: „Und sah so freundlich den Knaben an: Hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!"

II. **Unmittelbare Darbietung.** Wir lesen nun und lernen dann das ganze schöne Gedicht auswendig.

„Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann,
O rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin;
Es liegen ja meine Kinder drin.
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
Wenn du schaust mit den großen Augen hinein."
Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern;
Doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh',
Flog hin und deckte die Kleinen zu
Und sah so freundlich den Knaben an:
„Hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!"

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Beschreibe den Schauplatz des Gedichts! 2. Von welchen Personen und Dingen ist die Rede? (Knabe, Busch, Nest, junge Vögel, alter Vogel.) 3. Was ist jedes? (Der Knabe ist ein Mensch, der Busch ein Strauch oder eine Pflanze, der alte Vogel ein Tier, das Nest sein Häuschen; die jungen Vögel sind seine Kinder.) 4. Wo ist jedes? (Der Knabe steht vor dem Busche. Der Busch steht im Garten 2c.) 5. Wie ist jedes dahin gekommen? (Der Knabe ist hingelaufen 2c.) 6. Wie ist und was thut jedes von den Fünfen? (Der Knabe ist mitleidig und steht behutsam still von fern 2c.) 7. Gieb Sprüche, Sprichwörter und Beispiele von Barmherzigkeit und von Unbarmherzigkeit gegen Tiere an! (Wenn du auf dem Wege ein Vogelnest findest auf einem Baume oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eiern, so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen. — Quäle nie ein Tier!) — 8. Der Knabe soll den alten Vogel beruhigen! (Sei still, lieber Vogel, und hab keine Angst! Ich will dein Nest nicht anrühren 2c.) 9. Wie wird der Knabe seinen Eltern das Erlebnis erzählen? 10. Wie einem Freunde in einem Briefe? 11. Gegenstück: Ein Knabe nimmt alle Vogelnester aus. Die Singvögel ziehen weg. Das Ungeziefer zerfrißt die Bäume. Sie tragen kein Obst mehr. Vergleiche „Die Singvögel" von Chr. v. Schmid! P.

4. Fischlein.

Wilh. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 47.

I. **Aufbau des Gedichts.** An einem Bache sitzt ein Knabe und will Fische fangen. In der Hand hält er eine Angel. Das ist ein Stock, an den eine Schnur gebunden ist. Unten an der Schnur ist ein Häkchen befestigt, an dem ein Würmchen zappelt. Mit diesem „fetten Bissen" sollen die Fische angelockt werden. Kommt einer und schnappt nach dem Wurme, so schluckt er auch das Häkchen mit. Dies reißt den Hals inwendig blutig und macht dem Fischlein Pein, d. h. großen Schmerz. Rasch will es fortschwimmen, aber es kann nicht. An dem Rucken und Zappeln fühlt der Knabe, daß sich ein Fisch gefangen hat. Er zieht die

Angel aus dem Wasser und schleudert den Fisch aufs Land, nimmt ihn mit nach Hause, läßt ihn von der Mutter braten und verspeist ihn.

Ein guter Mann geht eben vorüber und sieht, wie ein Fischlein nach der Angel des Knaben schwimmt und zuschnappen will. Er hat Mitleid mit dem armen Tierchen (Wicht, Schelm, Närrchen), hebt den Finger in die Höhe und warnt es.

Wie wird der gute Mann zu dem Fischlein sprechen? Fischlein, schnappe ja nicht nach der Angel! —

Lernt: „Fischlein, Fischlein, du armer Wicht, schnappe nur ja nach der Angel nicht!"

Wohin geht das Häkchen schnell mit dem Würmchen? Es geht schnell zum Halse hinein. — Was thut's da? Es reißt das Fischlein blutig. — Was fühlt dieses davon? Pein oder großen Schmerz.

Lernt: „Geht dir so schnell zum Halse hinein, reißt dich blutig und macht dir Pein."

Auf wen wird der Mann zeigen? Auf den Knaben. — Wie wird er das Fischlein fragen? Siehst du den Knaben nicht? — Wozu wird er das Fischlein noch einmal dringend auffordern? Fischlein, schwimme schnell fort!

Sprecht: „Siehst du nicht sitzen den Knaben dort? Fischlein, geschwinde schwimme fort!"

Das Fischlein gehorcht nicht. Warum wohl? Es hat Hunger. Es glaubt dem Manne nicht und will es besser wissen. — Wonach sah es nur? Nach dem Würmchen, dem fetten Bissen. —

Sprecht: „Fischlein mocht' es wohl besser wissen, sahe nur nach dem fetten Bissen."

Was meinte oder dachte es von dem Knaben mit seiner Schnur? Er wollte nur im Wasser spielen und säße zum Spaße da.

Sprecht: „Meinte, der Knabe mit seiner Schnur wäre hier so zum Scherze nur."

Was that das Fischlein, um an das Würmchen zu kommen? Es schwamm herbei. — Und dann? Es schnappte zu. — Und wie geht es da dem armen Dinge? Es fängt sich. — Was thut es an der Angel, um wieder loszukommen? Es zappelt.

Sprecht: „Da schwamm es herbei; da schnappt' es zu. Nun zappelst du, armes Fischlein, du!"

II. Unmittelbare Darbietung. Wir lesen nun und lernen dann das Gedicht vom Fischlein auswendig!

„Fischlein, Fischlein, du armer Wicht,
Schnappe nur ja nach der Angel nicht!
Geht dir schnell zum Halse hinein,
Reißt dich blutig und macht dir Pein.
Siehst du nicht sitzen den Knaben dort?
Fischlein, geschwinde schwimme fort!"

Fischlein mocht' es wohl besser wissen,
Sahe nur nach dem fetten Bissen,
Meinte, der Knabe mit seiner Schnur
Wäre hier so zum Scherze nur.
Da schwamm es herbei, da schnappt' es zu;
Nun zappelst du, armes Fischlein, du!

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Beschreibe den Schauplatz! 2. Wie ist und was thut der Knabe, das Fischlein und der Warner? 3. Erzähle kurz den Inhalt der Fabel! 4. Was sollst du daraus lernen? 5. Wie wird der Knabe zu Hause den Fang erzählen?

Vergleiche A. „Das Fischlein" und „Die drei Goldfischchen" von Joachim Heinrich Campe. (Kinderbibliothek, I. Teil. Braunschweig 1829. S. 5. „Ein guter Mann hatte einstmals drei Goldfischchen".)

(Ein Weißfischchen, — drei Goldfische! Silberfarbige, — goldfarbige Schuppen! In einem Bache, — in einem Teiche! Fängt Mücken und Würmchen, — werden mit Semmelbrocken gefüttert! Gefahr droht von der Angel des Knaben; hinter dem Gitter im großen Teiche lauern die Hechte, an der Oberfläche droht Gefahr von den Raubvögeln! Ein Mann warnt das Fischlein; — der Besitzer warnt die drei Goldfischchen, nicht bloß mit Worten, sondern er scheucht sie durch ein Stäbchen vom Gitter und der Oberfläche weg! Fischchen lüstern nach dem fetten Bissen; — zwei Goldfischchen lüstern nach Freiheit und Veränderung! Weißfisch und 2 Goldfische ungehorsam; — ein Goldfisch gehorsam! Weißfisch an der Angel gefangen, — ein Goldfisch vom Hecht, der zweite vom Raubvogel gefressen; der Gehorsam des dritten Goldfischleins wird belohnt! —

Vergleiche B. Ein traurig Stücklein vom Spinnlein und Mücklein von Friedrich Güll. (Kinderheimat, 4. Aufl. Gütersloh. S. 126.)

1. Die Spinne hat gesponnen den Silberfaden zart und fein:
   Du Mücklein in der Sonnen, nimm wohl in acht die Flügelein!
2. Die Spinne hat gewebet ihr seidnes Netz mit kluger Hand;
   Wer weiß, wie lang noch lebet fein Mücklein, das die Flügel spannt!
3. Fein Mücklein, horcht, wie denkt es? „Durchs Netz zu fliegen ist ein Spiel!"
   Frau Spinne aber fängt es und speist es auf mit Stumpf und Stiel.

Beides sind traurige Stücklein (Erzählungen), weil in jedem ein Geschöpf ins Unglück kommt. Ein Knabe will Fische fangen, braten und essen, die Spinne Mücken erhaschen, aussaugen und verspeisen. Der Knabe setzt sich mit der Angel ans Wasser; die Spinne spinnt aus Spinnwarzen an ihrem Leibe zarte Silberfäden und webt daraus zwischen zwei Wänden oder Pfosten ein seidenes Netz. Knabe und Spinne warten still auf die Beute; der Knabe offen, die Spinne im Versteck. Die Mücke fliegt mit ausgespannten Flügeln in der Sonne; der Fisch schwimmt mittels der Flossen im Wasser. Der Knabe hat eine Lockspeise (Köder) an der Angel; die Spinne hat das Netz der Mücke nur in den Weg gehängt. Fisch und Mücke werden gewarnt. Der Fisch meint, der Knabe säße nur zum Scherze da; die Mücke denkt, es sei ein Spiel, durch das Netz zu fliegen. Den Fisch lockt der fette Bissen, die Mücke die Spiellust. Der Fisch

ist ungehorsam, die Mücke leichtsinnig. Der Fisch zappelt an der Angel, die Spinne im Netz. Der Fisch wird gebraten und verspeist, die Mücke mit Stumpf und Stiel (Haut und Haar, d. h. ganz und gar) aufgefressen. Weil Fisch und Mücke ungehorsam und leichtfertig gewesen sind, darum sind sie ins Verderben geraten. P.

5. Die Mühle.

Johann Christian Anschütz.

I. **Vorbereitung.** An einem Bache liegt eine Wassermühle. Das Wasser fließt rauschend auf das große Wasserrad und dreht dasselbe, zugleich aber auch die dicke Mühlwelle, die hinein in das Haus reicht und dort mehrere Räder und einen Mühlstein in Bewegung setzt. Der Müller schüttet Getreide auf, und der tanzende Mühlstein zerreibt es auf einem still liegenden Mühlsteine. Die zermalmten Körner werden in Beuteln wie in einem Siebe hin und her geschüttelt, so daß das feine, weiße Mehl durchfällt und die Schalen oder Kleien zurückbleiben. Aus dem Mehl wird Brot, Kuchen und Zwieback gebacken.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Es klappert die Mühle am rauschenden Bach: klipp, klapp!
Bei Tag und bei Nacht ist der Müller stets wach: klipp, klapp!
Er mahlet uns Korn zu dem kräftigen Brot,
Und haben wir dieses, dann hat's keine Not. Klipp, klapp, klipp, klapp, klipp, klapp!

2. Flink laufen die Räder und drehen den Stein: klipp, klapp!
Und mahlen den Weizen zu Mehl uns so fein: klipp, klapp!
Der Bäcker den Zwieback und Kuchen draus bäckt,
Der immer uns Kindern besonders gut schmeckt. Klipp, klapp 2c.

3. Wenn reichliche Körner das Ackerfeld trägt: klipp, klapp!
Die Mühle dann flink ihre Räder bewegt: klipp, klapp!
Und schenkt uns der Himmel nur immerdar Brot,
So sind wir geborgen und leiden nicht Not. Klipp, klapp 2c.

Fragen nach Inhalt, Wort- und Sachbedeutung: Was klappert in der Mühle? Warum heißt sie Wassermühle? Warum rauscht der Bach? Warum muß der Müller immer wach sein? Was hat er zu thun, um aus Körnern Mehl zu machen? Was für ein Unterschied ist zwischen Brot, Kuchen und Zwieback? Warum lieben die Kinder Kuchen und Zwieback? Wie schenkt der „Himmel" das Brot? Wodurch entsteht Teurung und Hungersnot?

III. **Vertiefung.** 1. Beschreibe den Schauplatz! (Ein Bach läuft durch Ackerfelder, auf denen schönes Getreide steht. Am Bache liegt unter schattigen Bäumen eine Wassermühle. Das Wasser schießt rauschend auf das große Rad und dreht es. Aus der Mühle hört man das Klappern der Räder und das Knirschen der Steine. Aus einem Fenster schaut der Müller mit weißer Mütze. Vor der Thür steht ein Esel, der Getreidesäcke bringt und dagegen Mehlsäcke ins Dorf trägt.)

2. Wie sind und was thun: das Wasser, die Mühle, der Müller, die Räder, der Stein, der Bäcker, der Himmel (Gott), die Kinder? (Das Wasser ist klar und fließend, rauscht über das Wasserrad und bewegt die Räder und den Mühlstein. Die Mühle ist schön gelegen und klappert. Der Müller ist wachsam, fleißig und mahlet aus Korn Mehl ꝛc.)

3. Gedankengang. Str. 1. Der fleißige Müller bereitet in der Mühle aus Körnern Mehl zu kräftigem Brote. Str. 2. Räder und Steine verwandeln den Weizen zu Mehl, und dies bäckt der Bäcker zu Kuchen. Str. 3. Wenn der Himmel segnet, der Acker trägt und der Müller mahlt, dann sind wir vor Not sicher oder geborgen.

4. Sprachliche Schönheiten und Eigentümlichkeiten. Die Verszeilen enden mit „klipp und klapp", um das Klappern der Mühle nachzuahmen. Die dreiteiligen Versfüße ahmen die Beweglichkeit in der Mühle nach. Beim Singen kann der Dreitakt mit dem Finger auf den Tisch geschlagen, das „klipp, klapp" durch Händeklatschen, das Mahlen des Steines durch Reiben der Handflächen auf einander, das Laufen der Räder durch kreisförmige Armbewegungen, das Backen durch Stoßen und Kneten mit den Händen nachgeahmt werden.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wer fleißig arbeitet und zufrieden ist, dem wird der Segen Gottes nicht fehlen. An Gottes Segen ist alles gelegen.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. Unser täglich Brot gieb uns heute! — Wir sollen mit Danksagung empfangen unser täglich Brot. — Alle gute Gabe kommt von oben her. — Bete und arbeite! — Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. — Die Mühle dreht die Flügel —. ~~Wo's Dörflein dort zu Ende geht~~ —. Teurungen in der biblischen Geschichte!

3. Rede- und Stilübungen. a) Was für Mühlen giebt es, und wie werden die Räder bewegt? b) Das Weizenkorn soll seinen Lebenslauf kurz erzählen! c) Nenne notwendige und entbehrliche Lebensbedürfnisse!

4. Auswendiglernen, Vortrag und Singen! P.

6. Der Gockelhahn.

G. Chr. Dieffenbach, Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 30.

1. Der Gockelhahn, der Gockelhahn,
Der hat zwei große Sporen an
Und geht so stolz und keck umher,
Als wenn ein großer Herr er wär'.

2. Herr Gockelhahn, Herr Gockelhahn,
Hat Sporen und keine Stiefel an,
Hat Sporen und nicht mal Lederschuh',
Hat Sporen und doch kein Pferd dazu.

3. Herr Gockelhahn, Herr Gockelhahn,
Er ist ein lustiger Reitersmann;
Herr Reiter zu Fuß, wir lachen dich aus,
Reit hurtig in das Hühnerhaus!

I. **Vorbereitung.** Vor der Thür eines Wirtshauses hält ein Reiter auf einem schönen Pferde. Er trägt eine Soldaten-Uniform, hat lange Stiefel an und an denselben glänzende Sporen. Auf dem Hofe geht der Haus-, Kückel- oder Gockelhahn stolz zwischen den Hühnern umher, blickt nach dem Reiter und spricht durch sein Krähen und seine Bewegungen zu den Hühnern und den Kindern des Wirtes: „Seht, so ein stattlicher Reiter bin ich auch, denn ich trage Sporen an den Füßen wie er!" Da lachen die Kinder den Hahn aus und verspotten seinen Hochmut durch das obige Gedichtchen.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Nach erfolgter Vorbereitung ist das Gedicht gut vorzulesen, nach Inhalt, Wort- und Sacherklärung abzufragen und schließlich einzulesen.

III. **Vertiefung.** 1. Der Schauplatz des Gedichts ist nach der Vorbereitung zu beschreiben!

2. Charakter der Personen. Beweise, daß der Hahn gespornt, ungestiefelt und unbeschuht, stolz, keck, eingebildet, ein lustiger (lächerlicher) Reiter ist!

3. Gedankengang. In Str. 1 hält sich der stolze Hahn wegen seiner Sporen für einen vornehmen Reiter. Nach Str. 2 fehlen ihm dazu Stiefel und Pferd. In Str. 3 wird er als „Reiter zu Fuß" ausgelacht. Grundgedanke: Wer sich wichtig macht, wird meist ausgelacht.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Durch das Gedicht weht ein heiterer Humor. Ein Hahn als Reiter, Sporen an nackten Füßen, Federn als Uniform, ein Reiter zu Fuß, ein Ritt ins Hühnerhaus: — das sind lustige Gegensätze, die uns erheitern und den Stolz des überspannten Hahnes demütigen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Sei nicht stolz und hochmütig, sondern bescheiden und demütig! Wer sich für mehr hält und ausgiebt, als er ist, der wird ausgelacht.

2. Anklänge an Verwandtes. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt. Fabeln: Der Esel in der Löwenhaut; der Wolf im Schafpelze; der Frosch im Sumpfe, der sich zur Größe eines Ochsen aufblasen wollte.

3. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Reiter und den Gockelhahn! (Der Reiter war ein Mensch, der Hahn ein Vogel. Der Reiter hielt vor der Thür; der Hahn spazierte auf dem Hofe. Der Reiter saß zu Pferde; der Hahn ging zu Fuß. Der Reiter trug eine Soldaten-Uniform, der Hahn ein Federkleid. Der Reiter hatte Stiefel an, der Hahn nackte Beine. Beide trugen Sporen; der Reiter hatte sie sich von Metall machen und an die Stiefel schrauben lassen; dem Hahn waren die Sporen von Knochen an den Füßen gewachsen. Die Reitersporen waren Rädchen mit Zähnen, die Hahnensporen spitze Knochenspieße.

Der Reiter reitet wohl in die Schlacht, der Hahn ins Hühnerhaus. Der Reiter wird bewundert, der Hahn verspottet.) b) In welchen Ausdrücken wird der Hahn verspottet, und worin liegt der Spott? P.

7. Das grasende Schäfchen.

Johann Christian Anschütz.
Volkstümliche Litteratur der deutschen Lesebücher v. Karl Hugo Holtsch. Leipzig. S. 56.

1. Auf dem grünen Rasen,
Wo die Veilchen blühn,
Geht mein Schäfchen grasen
In dem jungen Grün.

2. Auf der grünen Weide
Froh mein Schäfchen springt,
Fühlt wie ich die Freude,
Die der Frühling bringt.

3. Wo die Blümchen blinken
An der Quelle Saum,
Geht mein Schäfchen trinken,
Schläft dann unterm Baum.

4. Immer, Schäfchen, freue
Dich der Herrlichkeit!
Denn des Himmels Bläue
Währt nur kurze Zeit.

I. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist Frühling, der Himmel schön blau, der Rasen wieder grün und mit blühenden Veilchen geschmückt. Auf dem Rasenplatze weidet ein Knabe sein Schäfchen oder Lamm. Dasselbe rupft am Grase und springt dann umher. Der Knabe singt das Liedchen und springt mit dem Lämmchen um die Wette, indem jedes es am besten machen will. Neben dem Rasenplatze fließt aus einer Quelle frisches Wasser. An ihrem Saume oder Rande blinken (blicken, leuchten) wie Augen weiße Gänseblümchen und später blaue Vergißmeinnicht. Ein hoher Baum verbreitet Schatten. Aus der Quelle trinkt und unter dem Baume schläft das Schäfchen.

2. Personen. Das Schäfchen ist fröhlich und sorglos. Es grast auf der Weide, springt auf dem Rasen, fühlt die Freude über den Frühling, trinkt aus der Quelle und schläft unter dem Baume. Der Knabe ist ebenfalls froh und glücklich, springt mit dem Lämmchen und singt dabei, aber er bedenkt auch, daß es nicht immer so bleiben kann, und fordert das Schäfchen zur Freude auf, die oft nur kurze Zeit dauert.

3. Gedankengang. Str. 1 das grasende, Str. 2 das springende, Str. 3 das trinkende und schlafende, Str. 4 das ermahnte Schäfchen. — Freue dich in Unschuld des Glückes, das Gott dir schenkt; denke dabei aber auch an den Wechsel aller Dinge!

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Anklänge an Verwandtes. Wie der blaue Himmel oft von Wolken, so wird das Leben von Leiden und Sorgen verdunkelt. — Freue dich im Glück und verzage nicht im Unglück! — Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend; aber wisse, daß dich Gott um das alles wird vor Gericht führen! — Heute rot, morgen tot. — Hiobs Söhne aßen, tranken und freuten sich, da warf ein Sturm das Haus auf sie und tötete sie alle.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Knaben und das Schäfchen! (Der Knabe ist ein Mensch, das Schäfchen ist ein Tier. Der Knabe wohnt im Hause, das Schäfchen im Stalle. Der Knabe ißt Brot, Fleisch und dgl., das Schäfchen frißt Gras. Der Knabe trägt Kleider, das Schäfchen ein Fell von Wolle 2c.) b) Das Schäfchen erzählt sein Leben im Laufe eines Jahres. (Im Winter bin ich mit vielen andern Schafen in einem warmen Stalle gewesen. Die Menschen haben uns da mit Heu und Stroh gefüttert. Im Frühling führt mich der Knabe hier auf den Rasen, oder ich gehe mit der ganzen Herde auf die Weide. Der Schäfer und sein Hund führen und bewachen uns da. Im Sommer schlafen wir auf dem Felde in Hürdenzäunen 2c.) c) Was trägt sich auf dem Rasen, an der Quelle und unter dem Baume zu?

3. Auswendiglernen und Vortrag des Gedichts. P.

8. Der Hase.

W. Hey, Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 29.

Seh' mir einer den Hasen an,
Sitzt er nicht stolz da wie ein Mann?
Schaut sich so trotzig um und um,
Zieht das bärtige Schnäuzchen krumm.
Daß ja nur niemand ihm kommt zu nah,
Er wäre wohl gleich mit Schlägen da.

Ja, wäre er ganz allein in der Welt,
Er bliebe gewiß ein rechter Held.
Nun hört er von fern eine Peitsche schallen,
Da ist ihm gleich der Mut gefallen,
Sieht nicht erst noch einmal näher zu,
Läuft auf und davon in einem Nu.

I. **Vermittlung.** Nach einer kurzen Beschreibung des Hasen werden die Kinder in das Verständnis der Fabel leicht einzuführen sein.

Unser Hase sitzt stolz da wie ein Mann; man sagt auch, er macht „Männchen", indem er sich auf die Hinterfüße setzt und den Vorderkörper erhebt. Es scheint, als ob er sich trotzig umschaut, als wolle er sagen: Wer mir zu nahe kommt, dem werde ich mit meinen Vorderläufen Schläge geben. Es scheint aber nur so; denn in unserer Fabel heißt es weiter: „Ja, wäre er ganz allein auf der Welt, er bliebe gewiß ein rechter Held", d. h. wären außer ihm keine lebenden Wesen da, so könnte er als der Stärkste, Tapferste und Mutigste gelten. Wie gering aber in Wirklichkeit sein Mut ist, zeigt sich schon darin, daß, sowie er eine Peitsche schallen (klatschen, knallen) hört, er sofort den Mut fallen läßt (verliert) und im Nu (so schnell wie der Blitz) davonläuft, ohne erst nachzusehen, woher der Schall der Peitsche kommt.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Der Hase befindet sich im freien Felde in der Nähe einer Fahrstraße, auf welcher ein Fuhrmann, vielleicht nur zu seinem Vergnügen, lustig mit der Peitsche knallt.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten des Hasen. Der Hase in unserer Fabel hat zweierlei Eigenschaften, scheinbare und wirkliche. Scheinbar ist er stolz wie ein Mann, der sich auf seine Vorzüge (Kraft, Stärke 2c.) etwas einbilden darf, trotzig (keck, mutig, herausfordernd), drohend (er möchte jeden, der ihm zu nahe kommt, schlagen). Aber in Wirklichkeit ist er furchtsam (er erschreckt vor fernem Peitschenknall), feige, mutlos, ängstlich. Der Hase sitzt, schaut, hört, läuft.

3. Gedankengang. Der Hase, wie er scheint: stolz, trotzig wie ein Mann und Held (Vers 1—8). Der Hase, wie er ist: mutlos, furchtsam, feige (Vers 9—12).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Schein trügt. Wir sollen nicht besser scheinen wollen, als wir wirklich sind. Mancher hat große Worte, aber kleine oder gar keine Thaten.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie schien der Hase zu sein, und wie war er? b) Vergleiche den Hasen mit einem Knaben, der vor seiner Eltern Thür sitzt, stolz wie ein Mann und gegen seine Kameraden herausfordernd ist; da hört er einen Hund bellen, läuft rasch in das Haus, ohne sich umzusehen. Das Bellen des Hundes hat ihm gar nicht gegolten 2c. W. D.

9. Häschen.

W. Hey, Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 17.

1. Horch, Häschen, merkst du was?
Hinterm Busch dort, was ist das?
Spitze ja die Ohren recht!
Häschen, sonst bekommt dir's schlecht.
Jäger, ist es, lauf nun, lauf!
Schießt sonst mit der Flinte drauf.

2. Das Häschen legt die Ohren an
Und läuft davon, so geschwind es kann;
Und ehe der Jäger noch recht gezielt,
Da hat er für diesmal schon verspielt.
Er schoß die Flinte vergeblich los;
Es kostete ihm das Pulver bloß.

I. **Vorbereitung.** Ein guter Mann trifft mit einem Häschen zusammen. „Horch, Häschen," sagte er, „merkst du dort hinter dem Busche was?" Spitze die Ohren (d. h. horche ganz genau hin), sonst bekommt es dir schlecht (es geht dir schlecht, du wirst Schaden haben). Das Häschen weiß noch nicht, was geschieht. Da sagte der gute Mann: „Der Jäger mit der Flinte ist da; drum lauf so schnell du kannst, sonst schießt er dich." Schon legt der Jäger die Flinte an die Wange, da legt das Häschen die Ohren an (das Gegenteil von spitzen) und läuft blitzschnell (so geschwind es kann) davon. Dadurch wird es gerettet. Der Jäger hat noch nicht recht gezielt (d. h. seiner Flinte Lauf auf den Hasen gerichtet), da ist das Häschen aus seiner Nähe; er hat diesmal verspielt (Gegensatz: ge-

wonnen). Zwar schoß er die Flinte los, aber es kostete ihm bloß (nur) das Pulver, und er hatte weiter keinen Vorteil von seinem Schusse.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Es ist draußen am Walde, das Häschen ist im Freien, und der Jäger hat sich hinter einem Busche verborgen. Warum?

2. Eigenschaften des Häschens. Dieses Häschen gefällt mir viel besser als das vorige. Es ist gehorsam und läßt sich warnen; deshalb wird es auch aus der Lebensgefahr errettet. Seine Rettung verdankt es aber nicht nur der Warnung des guten Mannes, sondern auch seinen schnellen Füßen, die es rasch aus der Schußweite des Jägers bringen.

3. Gedankengang. Das Häschen wird gewarnt (Vers 1—6), das Häschen wird gerettet (Vers 7—12).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Wer der Warnung verständiger Menschen gehorcht, wird nicht in Gefahr kommen. Wer nicht hört, muß fühlen.

2. Rede- und Stilübungen. Warum gefällt dir dieses Häschen besser als das in der vorigen Fabel? Welchen Gliedern verdankt das Häschen seine Rettung? (Den Ohren und Beinen, Löffel und Läufe genannt.) W. D.

10. Mahnung zum Gebet.

Eiffer. Botschaft des Heils von A. Gossel. 3. Aufl. Eisleben 1854. S. 203, Nr. 20.

1. Wer nicht am Morgen betet,
Ist arm den ganzen Tag,
Sein Engel bleibt zurücke
Und ruft ihm traurig nach:
„Nun muß ich dich verlassen,
Kann gar nicht bei dir sein.

2. Dir drohen viel Gefahren,
Und nichts wird dich erfreun.
Ich darf dich nicht beschützen.
Du wankst, wo du nur stehst.
O komm, o komm zurücke
Und bete, eh' du gehst!"

I. **Vorbereitung.** Jedes gute Kind soll jederzeit, besonders auch alle Morgen, sobald es vom Schlaf erwacht und aus dem Bett aufsteht, zu seinem lieben Gotte beten. Ein Kind, das nicht am Morgen betet, ist arm den ganzen Tag, arm — nicht an Erdengütern, sondern an geistigen Gütern; denn der Schutzengel, welchen Gott jedem Kinde im Himmel beigegeben hat, bleibt zurück = trennt sich von ihm und ruft (im Geiste) ihm traurig (und betrübt) nach: Nun muß ich dich verlassen, muß mich von dir trennen und kann gar nicht bei dir sein, denn ich darf nur das Kindlein begleiten und beschützen, das morgens zu seinem Gotte gebetet hat. Nun drohen dir viel Gefahren = viel Fährlichkeit, Unglück, Unheil und nichts wird dich erfreuen = dich heiter und fröhlich machen; denn dein Gewissen klagt dich an, daß du heut' früh nicht zu deinem Gotte gebetet hast. Ich darf dich nicht beschützen = behüten, beschirmen, bewahren; du wankest, wo du stehst = du kommst vom rechten

Wege, du fehlest, thust Unrecht und Sünde und machst dich selbst unglücklich. Drum, Kind, liebes Kind, komm, o komm zurücke und bete zu deinem Gott, ehe du gehst, ehe du dein Schlafkämmerlein, ehe du deine Wohnung, dein Haus verlässest!

II. **Vertiefung.** Gefahren und Nachteile a) des unterlassenen Morgengebets, b) des unterlassenen Gebets überhaupt. (NB. Bei b ist statt der Person des Engels Gott selbst redend einzuführen.)

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. Das Gegenstück: Segen des Morgengebets.

Die weniger geübten Schüler in Prosa, die fähigern unter Anleitung des Lehrers in Gedichtform, welche das Negative und Ablehnende der „Mahnung" in Positives und Zusagendes umsetzt, etwa so:

Segen des Morgengebetes.

Kind, wer am Morgen betet,
Ist reich den ganzen Tag,
Sein Engel bleibt ihm nahe
Und ruft ihm freudig nach:

„Heut' will ich bei dir bleiben,
Will immer um dich sein;
Kein Leid soll dich versehren,
Und ich will dich erfreun.

Stets will ich dich beschirmen;
Du stehest fest und treu;
Drum bet zu Gott, o bete
An jedem Morgen neu!" R. D.

11. Sei fleißig und arbeitsam!

Johann Friedrich Möller. Botschaft des Heils von A. Gossel. 3. Aufl. Eisleben 1854. S. 145.

1. Kein Halm im Garten müßig steht,
Kein Bienchen bleibt zu Haus,
Das Wasser läuft, das Rad sich dreht,
Die Luft zieht ein und aus.

2. Frisch auf zum Werk mit Lust und Fleiß,
Ihr Kindlein, stellt euch dran!
Wohl dem, der was zu schaffen weiß,
Und der sich regen kann!

3. Bei Arbeit wird das Auge hell
Und glänzt wie Sonnenschein;
Der Tag läuft hurtig von der Stell',
Das Herz bleibt frisch und rein.

I. **Vorbereitung.** Der Dichter wendet sich an die Kinder mit der Mahnung zu Fleiß und Aufmerksamkeit und stellt ihnen Muster und Vorbilder des Fleißes hin. Kein Halm, keine Pflanze, kein Gräslein im Garten steht müßig = ist unthätig, sondern keimt, wächst, knospet, blüht und trägt Frucht. Kein Bienchen bleibt träge zu Haus (daheim], sondern fliegt aus, ist stets geschäftig, fleißig und arbeitsam. Auch das Wasser (das fließende) aus der Quelle, der Bach, der Fluß 2c. läuft, ist beständig thätig, so daß das Rad der Mühle sich Tag und Nacht dreht. Ja selbst die Luft zieht ein und aus, hin und her; also auch hier kein Stillstand, sondern Leben, Bewegung und Thätigkeit. Die Luft, der Wind treibt die Mühle und artet zuweilen aus in Sturm und Orkan. Ihr Kindlein, drum frisch auf zum Werk = zum Tagewerk, zur leiblichen und geistigen Thätigkeit, zum Lernen, zur Ausbildung eures Geistes

und Herzens und zwar mit Lust und Fleiß, d. i. lernt gern und unausgesetzt, seid fröhlich und emsig! Stellt euch dran! Geht täglich wacker an eure Arbeit! denn wohl dem, der was zu schaffen weiß = der arbeiten und sich regen kann, der regsam und fleißig ist. Bei Arbeit wird dann das Auge hell, wie glänzender Sonnenschein. Das Auge ist der Seele Spiegel; es ist hell, klar und erglänzt, wenn Leib und Seele thätig und der Geist rege und heiter sind. Der Tag läuft dann hurtig hin, er vergeht schnell, ohne daß Langeweile uns plagt, und das Herz bleibt frisch und rein. Arbeit und Fleiß schaffen ein frisches, reines Herz, indem sie uns vor Sünde und Laster bewahren, uns dadurch glücklich und zufrieden machen und ein gutes Gewissen verleihen.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhaltes. Die erste Strophe weist die Thätigkeit aller Wesen und Dinge nach: a) der Pflanzen, b) der Tiere und c) selbst der unorganischen Dinge: Wasser, Luft, Rad und stellt sie dem Kinde zum Vorbilde und zur Nachahmung dar.

Die zweite Strophe enthält die Mahnung zu Thätigkeit und Fleiß und das Lob eines thätigen Lebens und rüstigen Schaffens.

Die dritte Strophe endlich nennt den Nutzen, die Vorteile, den Segen der Arbeit: 1. klares Auge, heitern Sinn, frohen Mut, lebendigen Geist. 2. Vermeidung von Langeweile und Müßiggang, der Quelle vieler Laster. Müßiggang ist aller Laster Anfang. 3. Zufriedenes Herz und ein reines Gewissen.

2. Zusammenfassung des Hauptgedankens (s. Schluß von I).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Bin ich gleich noch jung und klein, fleißig kann ich doch schon sein. Fleiß bricht Eis. Fleiß wird gelehrt und weis'. Hans ohne Fleiß wird nimmer weis'. Fleiß ist des Glückes Vater. Der Jugend Fleiß, des Alters Ehre. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Um Fleiß und Mühe giebt Gott Schaf' und Kühe.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Wiedergabe des Lesestücks mit Benutzung der vorangegangenen Erläuterung. 2. Schreibt auf die sinnverwandten Wörter a) von träge, b) hurtig, c) Wasser (stehend und fließend), d) Luft, e) Herz, f) Geist, g) Körper ꝛc.! R. D.

12. Quäle nie ein Tier!

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Anhang. Gotha o. J. Nr. 9.

Keinem Würmchen thu ein Leid!
Sieh! in seinem schlichten Kleid
Hat's doch Gott im Himmel gern,
Sieht so freundlich drauf von fern,
Führt es zu dem Grashalm hin,
Daß es ißt nach seinem Sinn;
Zeigt den Tropfen Tau ihm an,
Daß es satt sich trinken kann,
Giebt ihm Lust und Freudigkeit.
Liebes Kind, thu ihm kein Leid!

I. **Vorbereitung.** Der Dichter und Freund der Kinderwelt, Wilhelm Hey, wendet sich an euch Kinder mit einer ebenso herzlichen und rührenden als eindringlichen und wohlbegründeten Bitte: Keinem Würmchen, keinem Tierlein, sei es Käfer oder Wurm, sei es Vöglein oder Schmetterling, sei es Raupe oder Puppe oder ein ander Insekt, keinem thu ein Leid! Keines quäle! keines, das auf dem Erdboden kriecht, tritt etwa mit deinem großen, schweren Fuße tot! Denn trotz seines schlichten und einfachen Kleides, seiner unscheinbaren Gestalt, hat es doch Gott im Himmel gern und liebt es gleich euch. Aber mehr noch, er sieht von fern = von seinem Himmel herab so freundlich auf alle die Tierlein hin; denn er sorgt für sie wie ein wahrer Freund, wie ein Vater. 1. Er führt es zu dem Grashalm, d. h. zu seinem Futterplatze, seinem Speisehause, seiner Lieblingsspeise hin, daß es sich satt essen kann, nach seinem Sinn, seinem Instinkt, seinem Verlangen, wie solches die Natur ihm verliehen. 2. Er zeigt den Tropfen Tau, den süßen Saft der Blumenkelche, die Quelle ihm an, daß es sich jederzeit satt trinken kann. 3. Er giebt ihm Lust, Lebenslust und Freudigkeit, d. i. einen frohen Sinn, daß es so gut und gern wie du leben, aber nimmer gern sterben mag. Aus allen diesen Gründen, liebes Kind, nochmals die Bitte: „Thu keinem Tierlein ein Leid!"

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhaltes. Keinem Tierlein thue ein Leid! Quäle keines und töte keines unnötig! denn

1. Gott der Herr hat es lieb in all' seiner Niedrigkeit;
2. er sieht's freundlich an und sorgt getreulich für ein jedes;
3. er giebt jedem Tierlein sein Futter, jedem nach seiner Art und Natur, jedem seine Lieblingsspeise;
4. er löscht ihren Durst an der rechten Quelle und
5. schenkt ihnen Lebenslust und Lebensfreudigkeit.

2. Grundgedanke: Sprichwort: Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz!

III. **Rede- und Stilübungen.** Brief an einen Freund (oder eine Freundin), welcher, in der Residenz wohnend, zum Besuch auf dem Lande war und absichtlich einen Wurm tot trat, auch andern Tieren Leid anthat und sie quälte. Anfang: L. F. Gestatte mir eine Bitte, die meine warme Liebe für die Tiere mir eingegeben hat. Als Du neulich bei uns warst, bemerkte ich zu meinem Bedauern, daß Du ꝛc. Weil ich nun aber Dich ebenfalls sehr lieb habe, so bitte ich Dich: Thu keinem Tierlein ein Leid! ꝛc. ꝛc.

R. D.

13. Das Brot im Wege.

Friedrich Güll. Kinderheimat. Gütersloh. S. 76.

Im Weg ein Krümchen Brot
Tritt nicht mit deinem Fuß,
Weil's in des Hungers Not
Ein Tierlein finden muß.

Leg's auf den Stein, vors Haus,
Und kannst du, bros'l es klein!
Still dankt es dir die Maus
Und still das Vögelein.

I. **Vorbereitung.** Das Gedicht enthält eine Mahnung des Vaters oder der Mutter oder des Lehrers an das Kind und redet dasselbe an: „Mein Kind, wenn du findest im Wege (auf dem Erdboden, sei's im Hause oder draußen auf der Straße) ein Krümchen (ein Stückchen, ein Bröckchen, ein Rindlein) Brot, tritt's nicht mit deinem Fuß (in Staub und Schmutz), weil in des Hungers Not (wenn es hungrig allenthalben umhersucht) ein Tierlein (ein Hund, eine Katze, ein Huhn, ein Spatz ꝛc.) es finden kann. (Heb's auf!) Leg's auf den Stein, (oder) vors Haus (oder an sonst einen sichern Ort), brosele = brock es klein (krümle es fein, und ist's zu hart, so weich es auf!). Still (ohne daß du es hörst) dankt es dir das Mäuslein oder das Vögelein, das es gefunden hat.“

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften des Kindes, zu deren Aneignung es ermahnt wird. Es soll a) ratsam sein, auch die Bröcklein und Brosamen der Gaben Gottes soll es zu Rate halten; b) sparsam, es soll auch das Geringste nicht vergeuden; c) dankbar, auch die kleinste Gottesgabe soll es nach des Gebers Willen nicht verachten; d) mitleidig und barmherzig soll es auch gegen die Tierwelt sein (Anlegung von Futterplätzen für die Vögel im Winter).

2. Gedankengang. Erste Mahnung an die Kinder, das liebe Brot, die teure und werte Gottesgabe nicht zu verachten, zu vergeuden, zu verwüsten. Grund: weil es jederzeit noch den Tieren zu gute kommen kann. (Um dies recht stark hervorzuheben, wählt der Dichter das Hilfsverb der Notwendigkeit „muß“ und die Konjunktion „weil“, statt des Hilfsverbs der Möglichkeit „können“ und der Konjunktion „indem“.) „Brot zu verwüsten ist Sünde,“ so lautet der Grund hierfür im Volksmunde. Zweite Mahnung: Heb's Bröcklein Brot auf, leg's an einen sichern Ort, brock es klein, krümle es fein, weich es in Wasser auf! Grund: Die Tierlein werden es dir in der Stille danken.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Achte auch das Geringe! Vergeude auch nicht die kleinste Gabe Gottes! Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert. Aus Pfennigen werden Gulden. Was mehr wert ist als eine Laus, nimm mit nach Haus! Sammle auch die geringsten Abfälle von Knochen, Lumpen, Glas und Eisen! Sei auch den Tieren freundlich gesinnt! Lege im Winter für die armen Vöglein Futterplätze an! Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Mahnung eines größeren Kindes an eines seiner kleineren Geschwister mit Benutzung der Erläuterung und mit Vermeidung der Endreime! Anfang: Liebes Brüderchen! Wenn du auf dem Erdboden, sei es im Hause, sei es auf der Straße, ein Bröckchen Brot findest ꝛc. 2. Bilde hierzu ein Gegenstück mit der

Überschrift: Zertritt nicht den Wurm im Staube! Erster Grund: Jedes Tierlein hat ein Anrecht an das Leben, das Gott ihm gegeben hat, und du hast kein Recht, es zu töten, denn du hast ihm nicht das Leben gegeben, folglich darfst du es ihm auch nicht nehmen. 2—4. Grund: s. die Erläuterung Nr. 12! Findest du ihn verletzt &c. 5. Grund: Die Würmer und Insekten dienen nach Gottes Willen andern größern Tieren zur Nahrung. 3. Vergleichung dieses Lesestücks mit dem schönen Gedicht von Emil Rittershaus:

Gedenket der Vögel im Winter!

(Zuerst in: „Über Land und Meer" zu einem Vogelbilde von Giacomelli.)

1. Komm zum Fenster, liebe Kleine!
Bringe Körnlein mit und Brot!
Schau! im Hof dort auf dem Steine
Liegt ein Vöglein — es ist tot.

2. Eingefroren jedes Börnchen!
Jeder Futterplatz verschneit!
„Nur ein Krümchen! nur ein Körnchen!"
Flehn die Sänger weit und breit.

3. Gieb ein Körnchen, gieb ein Krümchen!
Streu's vor unsres Hauses Thür!
Und der Frühling schenkt ein Blümchen
Und ein Vogellied dafür.

4. Und das ruft: „Zum Lenzesfeste
Komm ins frische Grün geschwind!
Doch das Schönste, Allerbeste
Schenkt dir selbst dein Herz, mein Kind."

Suchet a) die Ähnlichkeiten, b) die Verschiedenheiten beider Gedichte auf! R. D.

14. Morgengebet.

E. M. Arndt, Gedichte. Vollständige Sammlung. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 447. (Gekürzt.)

I. **Vorbereitung.** Die dunkle Nacht ist vergangen, ein schöner Frühlingsmorgen angebrochen. Wir stehen am Rande eines Waldes. Das Wild (Hirsche und Rehe) zieht sich in den Wald zurück. Viele Blumen zwischen dem Grase glänzen (prangen) in schönen Farben, die Bäume aber im grünen Laubschmuck. Ein Bach rinnt aus dem Walde. Er ist mit Erlen- und Weidengebüsch eingefaßt. Aus dem Gebüsch klingt das helle Freudenlied der wackern (frommen) Nachtigallen. Auch der kleine, gelbgrüne Zeisig schlüpft durch das Gebüsch und singt sein Morgenlied. Der Kuckuck fliegt von Baum zu Baum und ruft dabei seinen Namen. Aus den anstoßenden Saatfeldern erheben sich die Lerchen, schwingen sich am höchsten auf und tragen ihren Gesang gleichsam zum Himmel hinauf. Auf den Blumen summen die Bienen (Immen), und im Grase kriechen allerlei Würmchen. Im Osten ist die Sonne aufgegangen und leuchtet wie ein Strahlenauge Gottes auf die Erde. Der Mensch aber, der diesen Morgenpsalm in der Natur hört, faltet andächtig seine Hände und spricht oder singt auch sein Morgengebet.

1. Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah.
Auf Feldern und auf Wiesen,
In Wäldern, Berg und Thal
Wird Gottes Lust gepriesen
Von Stimmen ohne Zahl.

2. Die frommen Nachtigallen,
Sie klingen hellen Freudenklang.
Die Lerchen höchst vor allen
Zum Himmel tragen sie Gesang.
Der Kuckuck auf den Zweigen
Und auch das Zeisiglein,
Sie wollen sich dankbar zeigen,
's will keiner hinten sein.

3. Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Sie priesen also beide
Den Vater überm Sternenraum.
Es sumsete die Imme,
Das Würmchen seine Lust,
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Brust?

II. **Vertiefung.** 1. Beschreibe einen Frühlingsmorgen am Walde!

2. Wie danken Blumen, Bäume, Nachtigallen, Lerchen, Kuckucke, Zeisige, Immen, Würmer und Wild ihrem Schöpfer und Erhalter am Morgen?

3. Str. 1 beschreibt den hellen Morgen nach der dunkeln Nacht und das Lob Gottes für die Lust und Freude, die er seinen Geschöpfen spendet. Str. 2 erzählt von dem schönsten und höchsten, dem eintönigsten und heimlichsten Dankespsalm der Vögel in Wald und Feld. Str. 3 fragt, ob sich der Mensch von Wild und Vogel, Imme und Wurm will beschämen lassen.

4. Die Überschrift heißt „Morgengebet". Wir hören aber nur von den Liedern der Vögel und den Lobestimmen anderer Geschöpfe Gottes. Am Schlusse mahnt der Dichter sich und andere Menschen zum Gebet. Wenn schon die Vögel dankbar am Morgen singen, so haben wir doch noch mehr Grund, zu beten, zu loben und zu danken.

III. **Verwertung.** 1. Nur ein dankbares Herz ist ein gutes Herz. Wenn alles in der Natur dem Schöpfer dankt, so darf der Mensch nicht stumm bleiben. Täglich ist Gottes Güte neu, darum soll auch unser Dank täglich neu sein.

2. Danket dem Herrn, denn —. „Das alles ich ihm zu danken, zu loben, dafür zu dienen, gehorsam zu sein schuldig bin." „Es sagen's euch die Vögelein, es sagen's euch die Blümelein: Der Lenz ist angekommen!" „Wie oft Gott zu danken sei!" (Weißt du, wieviel Sternlein stehen —?)

3. Erkläre die Ausdrücke: „Der Morgen steht herrlich da", „Blumen prangen", „Gottes Lust", „fromme Nachtigallen", „klingen Freudenklang", „höchst vor allen", „'s will keiner hinten sein!" Was hört und was sieht ein Kind am Frühlingsmorgen am Waldesrande? Wie wetteifern die verschiedenen Geschöpfe im Danken? P.

15. A. Die Ankunft der Störche.

W. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 50.

1. „Die Sonne scheint, der Sommer ist nah;
Nun sind auch wir Störche wieder da.
Wir haben im fernen Land unterdessen
Nicht unser liebes Nest vergessen.
Da steht's noch; nun wollen wir's putzen und hüten
Und still drin wohnen und fröhlich brüten."

2. Sie bauten es aus mit Holz und Stroh;
Sie waren so fleißig dabei, so froh.
Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang,
Da hörte man bald gar mancherlei Klang.
Drei Störchlein reckten die Köpfchen herauf
Und sperrten die hungrigen Schnäbel auf.

I. **Vorbereitung.** Im Herbst ziehen die Störche fort in ein wärmeres Land, weil sie bei uns im Winter auf den Wiesen und in den zugefrornen Sümpfen keine Nahrung mehr finden. Aber sie sehnen sich in dem fremden Lande nach der Heimat. Endlich scheint die Sonne wieder länger und wärmer, und sie merken, daß in ihrer Heimat der Frühling und Sommer nahe ist. Da machen sie sich in Scharen auf und ziehen nach Norden in ihre Heimat, wo sie ihre Nester zurückgelassen hatten. Nun sind sie da und finden ihr altes Nest wieder. Es steht noch auf dem Hause, auf einem Wagenrade, das der gute Bauer auf dem Dache befestigt hat. Freilich ist's etwas von dem Sturme zerzaust und von dem Schnee zerdrückt. Aber gleich machen sie sich an die Arbeit, reinigen oder putzen es und bessern die Lücken mit Holz oder Stroh aus. Darauf legt die Frau Störchin Eier, setzt sich darauf und brütet sie aus. In der Zeit holt der Herr Storch Frösche und Würmer von den Wiesen, füttert seine Frau, steht auf einem Beine neben ihr und klappert ihr etwas mit dem Schnabel vor. Nach drei Wochen brechen die Eierschalen auf, und aus jedem Ei kommt ein junges Störchlein. Bald hört man aus dem Neste den Klang von allerlei Stimmen; dann recken und strecken die Störchlein ihre Köpfe über den Rand des Nestes, um sich umzuschauen, und sperren die Schnäbel auf, weil sie Hunger haben. Die alten Störche tragen fleißig Futter herbei, stopfen es in die hungrigen Schnäbel und freuen sich, daß ihre Kinder gedeihen und bald fliegen lernen.

II. **Vertiefung.** 1. Das Gedicht führt uns in ein Dorf. Auf einem Hause ist ein Wagenrad befestigt, und darauf haben Störche aus Holz und Stroh ein Nest gebaut. Die Störchin sitzt auf den Eiern und brütet. Der Storch ist eben von der Wiese gekommen und hat seiner Gattin einen fetten Frosch mitgebracht. Er steht auf einem Beine neben ihr und klappert mit dem Schnabel. Auf der Straße stehen die Kinder, schauen hinauf und freuen sich über die Storchenfamilie.

2. Die Störche sind Zugvögel, weil sie im Herbst nach Süden ziehen und im Frühling wiederkommen. Sie sind geschickte Flieger, weil sie so weite Reisen machen können. Sie sind anhänglich, weil sie ihre Heimat und ihr Nest nicht vergessen, ortskundig, weil sie die alte Heimat wiederfinden, fleißig beim Bau des Nestes, ordentlich, denn sie putzen es aus, fröhlich und friedlich in ihrem Familienleben, liebevoll und sorgsam gegen ihre Kinder.

3. Der Frühling bricht an. Die Sehnsucht trägt die Störche in ihre alte Heimat. Das alte Nest wird ausgebessert und ein glückliches Leben darin geführt. Aus den Eiern schlüpfen junge Störche und wachsen heran. Nur in der Heimat wohnt das Glück!

III. **Verwertung.** 1. Wenn du noch eine Heimat hast, so danke Gott und sei zufrieden! In der Heimat ist es schön ꝛc. Der beste Platz der Erde ist die Heimat; das schönste Glück findet sich in der Familie. Fleiß, Ordnung, Zufriedenheit und Liebe sind der Schmuck des Lebens.

B. Wegzug der Störche.

Wilh. Hey. Ebend. S. 49.

Das Kind spricht: Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn,
Warum fliegt ihr alle zur Sonne hin?
Die Störche antworten: Es wird so kalt und schaurig hier,
Uns friert, drum ziehen von dannen wir.
Kind: Fliegt hin denn mit eurem leichten Gefieder,
Doch, Störche, das bitt' ich, kommt recht bald wieder!
Und wie sie waren fortgeflogen, da kam der Winter hergezogen,
Das leere Nest auf dem Dache droben, das streut' er mit Federn voll bis oben.
Doch mocht' es ein kaltes Lager sein, da konnte sich wohl kein Storch dran freun.

2. Vergleichung. Im Herbst nehmen die Störche Abschied und ziehen in fremde Länder; im Frühling kommen sie wieder in die Heimat. Im Herbst sind sie traurig über den Abschied, im Frühling voll Freude über die Heimkehr. Im Herbst sinkt die Sonne immer tiefer und scheint immer matter; im Frühling steigt sie immer höher und scheint immer wärmer. Der Wegzug der Störche kündigt den Winter, ihre Wiederkehr den Sommer an. Im Herbste vertrieb sie die Kälte, im Frühjahr lockt sie die Wärme und die Liebe zur Heimat. Im Herbst rufen ihnen die Kinder einen wehmütigen Abschiedsgruß, im Frühling ein frohes Willkommen! zu. Der Winter hat das leere Nest voll Schnee geschüttet und es zerdrückt; im Frühling bessern es die Störche fleißig aus. An dem kalten Neste mit den „Schneefedern" konnte sich kein Storch freuen; in dem ausgebesserten Neste wohnen und brüten sie voll Behagen. In der Fremde suchten sie Wärme und Futter; in der Heimat freuen sie sich auch an lieben Kindern.

3. Was ist weiß, was schwarz, was rot, was lang am Storche? Wie wird das Storchnest gebaut? Das Storchleben eines Tages! Der Storch erzählt von seiner Reise in das ferne Land! Nenne andere Zugvögel! P.

16. Pudel.

W. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 29.

„Wer hat hier die Milch genascht?
Hätt' ich doch den Dieb erhascht!
Pudel, wärst denn du es gar?
Pudel, komm doch! Ei, fürwahr!
Einen weißen Bart hast du;
Sag mir doch, wie geht das zu?" —
Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen:
„Ei, Pudel, was machst du mir für Sachen?
Willst wohl gar ein Naschkätzchen werden?"
Da hing er den Schwanz bis auf die Erden
Und heulte und schämte sich so sehr.
Der naschet wohl so bald nicht mehr.

I. **Vermittlung.** In die Vorratskammer, wo die Milchnäpfe stehen, tritt die Hausfrau (die Mutter, die Herrin im Hause) und bemerkt, daß einer der Näpfe leer ist. Da nur sie allein dahinein kommt, merkt sie sogleich, daß jemand von der Milch genommen hat, der es nicht durfte. Drum fragt sie: „Wer hat hier die Milch genascht?“ (aus Leckerei nehmen und essen). Der Dieb (der Näscher) war aber nicht mehr da; die gute Hausfrau konnte ihn deshalb nicht erhaschen (fangen, ergreifen, festhalten). Aber kaum hat sie wieder die Vorratskammer verlassen, da sieht sie den Pudel, der sich vor ihr verkriechen will. Sie glaubt kaum, daß der der Näscher sein könnte (wärst denn du es gar?). Als er aber näher kommt, da sieht sie den weißen Bart; wo mag er den her haben? „Sag mir doch, wie geht das zu?“ Da es nicht viel Milch war, so war die Hausfrau nicht gar zu böse. Als sie den schwarzen Pudel mit der weißen Schnauze sah, mußte sie sogar lachen. Aber eine Warnung und Lehre gab sie ihm doch: „Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?“ Das Naschen ist die böse Eigenschaft der Katzen, aber ein verständiger Hund thut es nicht (meint die Hausfrau), der wartet, bis man ihm etwas giebt. Auch der Pudel wußte, daß es nicht recht war; drum hing er den Schwanz „bis auf die Erden“ (= alte, auch dichterische Form für Erde), er schämte sich und heulte (stieß klagende, weinerliche Töne aus), weil er unrecht gethan hatte. Auch war es ihm höchst unangenehm, daß er entdeckt worden war. Damit er nicht noch einmal von der Hausfrau ausgelacht werde, wird er wohl so bald nicht mehr (nicht wieder) naschen.

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften und Thätigkeiten der Frau und des Pudels. Die Frau war aufmerksam, freundlich, sie lacht, ermahnt, beschämt und tadelt den Pudel. Dieser war naschhaft, machte sich lächerlich, schämte sich, heulte und besserte sich.

2. Gedankengang. Die Hausfrau sieht, daß Milch genascht ist, und errät, daß der Pudel der Dieb war (Vers 1—6). Der Pudel wird bestraft und bessert sich (Vers 7—13).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Wer unrecht thut, muß sich schämen. Aus dem Näscher wird ein Dieb.

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildung. Der Näscher. Ein Kind hat Zucker genascht, die Mutter findet noch, daß das Kind ein Stückchen im Munde hat und deshalb nicht sprechen kann. Das Kind schämt sich, es wird rot, schlägt die Augen nieder, weint und bittet es der Mutter ab und verspricht, nicht wieder zu naschen. b) Welche nachahmungswerten Eigenschaften und Thätigkeiten der Frau soll sich ein Kind aneignen? c) Inwiefern kann der Pudel das Vorbild der Kinder sein?

W. D.

17. Hund und Kinder.

W. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 23.

„Du bist so groß und läßt dich doch zerren
Und gar in einen Wagen sperren
Und quälen ohne Unterlaß?“
Hund: „Von keinem andern leid' ich das;
Doch das sind die Kinder meines Herrn,
Von denen ertrag' ich alles gern.“
Nicht lange, da schlug die Essensstund',
Da spannten sie los den guten Hund
Und nahmen ihn mit sich hinein;
Er mußte doch auch bei Tische sein!
Und jedes gab ihm ein Stückchen gern,
Doch am liebsten nahm er's von dem Herrn.

I. **Vermittlung.** Ein Fremder redet einen großen Hund an, den kleine Kinder vor einen Wagen gespannt haben, und macht ihn darauf aufmerksam, daß er sich das nicht gefallen zu lassen brauche. Die Kinder „zerren“ (ziehen, reißend) den Hund und quälen (peinigen, martern) ihn. So schlimm ist's aber nicht. Der Hund ist groß, da thut ihm das Zerren der schwachen Kinder nicht wehe. Die guten Kinder haben ihn auch nicht gequält; denn sonst würde der starke Hund sich schon gewehrt haben. „In einen Wagen sperren“ heißt hier, ihn vor den Wagen spannen, damit er ihn fortziehe. Allerdings, wollten fremde Kinder mit dem Hunde so umgehen, so würde er es nicht leiden (sich nicht gefallen lassen); aber die Kinder seines Herrn dürfen es schon thun. Warum? Weil, wenn die Essensstunde schlägt (wenn es Zeit ist zum Essen, am Mittag oder am Abend), die Kinder den Hund nicht etwa auf der Straße vor den Wagen angespannt stehen lassen, sondern ihn losspannen (die Leinen und Riemen ihm abthun) und ihn mit in die Stube nehmen, wo er bald bei dem einen, bald bei dem andern Kinde sitzt und von allem, was die Kinder und die Eltern essen, ein Stückchen mit abbekommt. Am liebsten nimmt er es aber von dem Herrn. Warum?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Der erste Teil unserer Erzählung findet im Freien statt, auf dem Hofe oder auf der Straße, nicht lange vor der Essenszeit. Später sehen wir Hund und Kinder im Zimmer am gedeckten Tische.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der Kinder und des Hundes. Die Kinder sind freundlich, zerren und quälen den Hund und spannen ihn vor den Wagen, geben ihm zu essen. Der Hund ist geduldig, verständig, treu und kann den Wagen ziehen.

3. Gedankengang. Hund und Kinder im Freien (Vers 1—6). Hund und Kinder bei Tische (Vers 7—12).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz! Wer uns Gutes thut, der kann von uns Opfer verlangen.

2. Rede- und Stilübungen. Welche Eigenschaften und Thätigkeiten der Kinder sollen wir nachahmen? Warum erhielt der Hund von jedem etwas zu essen? W. D.

18. Achte auch das Geringe!

Joh. Friedrich Möller. Botschaft des Heils von A. Gossel. 3. Aufl. Eisleben 1854. S. 47.

Gold liegt tief im Erdenschoß,
Veilchen wird im stillen groß,
Und der schönste Edelstein
Hat im Sand sein Kämmerlein.

I. **Vermittlung.** Das Gedicht giebt für die Mahnung, die in seiner Überschrift enthalten ist: Achte auch das Geringe! drei Gründe an!

1. Gold, das edelste Metall, das am schönsten glänzt, nie rostet, am schwersten wiegt und den höchsten Geldwert hat, liegt (findet sich vor) tief im Erdenschoß = in der Tiefe, im Innern der Erde, im Gestein, im Erz (Bergwerk).

2. Das Veilchen, eine der wohlriechendsten und beliebtesten Blumen, wird im stillen, d. h. im Verborgenen, im Grase groß. Unbemerkt wächst und gedeiht es hier.

3. Und der schönste Edelstelstein, der Diamant, der den schönsten Glanz hat, am härtesten ist und an Geldwert noch das Gold weit, weit übertrifft, hat im Sand sein Kämmerlein, ist eingeschlossen, liegt verborgen im gemeinen Gesteine.

II. **Rede- und Stilübungen.** Nenne geringe Personen und Dinge, von welchen Großes und Herrliches gekommen ist oder auch noch kommt! Beginne die Arbeit also: Achte auch das Geringe, denn ꝛc. (Benutze dabei die hier gegebenen Beispiele!)

1. Der geringe Zimmermannssohn zu Bethlehem — Weltheiland,
2. der kleine Schäfer David — König von Israel,
3. der arme Knabe Moses — Führer, Gesetzgeber der Israeliten,
4. der Hirtensohn Joseph — der erste nach dem König von Ägypten,
5. Schneider Derfflinger — Feldmarschall,
6. der Graf von Zollern — Kaiser von Deutschland,
7. das häßliche Kamel — Schiff der Wüste, Lebensretter vieler,
8. die unscheinbare Biene — der goldgelbe, süße Honig,
9. ein häßlicher Wurm (Raupe) — das herrliche Seidengewand,
10. eine gemeine Seemuschel — köstliche Perle,
11. die graue, dem Spatz gleichende Nachtigall — Königin der Sänger im Walde,
12. die kleine Maus in der Fabel — Retterin des Königs der Tiere,
13. ein Dornenstrauch, der Rosenstrauch — Königin der Blumen,
14. die unscheinbaren Gräser — das unentbehrliche Brot, der herrliche Kuchen,
15. die Giftpflanzen — heilsame Arznei,
16. das Salz, eine Stein- und Erdart — die Würze aller Speisen,
17. die Lumpen oder Hadern — das glänzend weiße Schreibpapier.

R. D.

19. Mein Plätzchen.

Karl Enslin, Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 3.

1. Ich weiß ein hübsches Plätzchen,
Wo gar zu gern ich bin:
Wie in die Sonn' das Kätzchen,
Leg' ich zum Schlaf mich hin.

2. Ich hüpf' hinauf, herunter
Mit leichtem, heiterm Sinn;
Ich such' es, wenn ich munter
Und wenn ich traurig bin.

3. Im Blumenkelch das Bienchen,
Das Fischlein in dem See,
Das Häschen, das Kaninchen,
Im Grase und im Klee,

4. Das Vöglein in dem Neste
Von weichem, warmem Moos —
Mein Plätzchen ist das beste:
Der lieben Mutter Schoß.

I. **Vermittlung.** Ein kleiner Knabe oder ein kleines Mädchen spricht in freudiger Erregung: „Ich weiß ein hübsches Plätzchen (ich kenne mein Lieblingsplätzchen), wo gar zu gern ich bin (und verweile). Wie in die Sonn' (den Sonnenschein) das Kätzchen, leg' ich zum Schlaf (zum kurzen Schlummer, zum Ausruhen) mich dort hin. Ich hüpf' hinauf, herunter mit leichtem, heiterm (mit kindlichem, fröhlichem) Sinn. Ich such' es (ich eile, ich flüchte hin), wenn ich munter (lustig und wohlgemut), aber auch, wenn ich traurig (betrübt, niedergeschlagen, verdrießlich) bin." Es findet oder hat sein Lieblingsplätzchen*): das Bienchen im Blumenkelche (der so herrlich duftet und den süßen Honig giebt), das Fischlein in dem See (wo es so kühl und wohlig ist), das Häschen und Kaninchen im grünen Gras und Klee (die so lieblich duften und schmecken) und das Vöglein in dem Neste von weichem, warmem Moos (wo sie Schutz und süße Rast finden). Das Kindlein spricht dagegen: „All' eure Lieblingsplätze mögen schön sein, allein mein Lieblingsplätzchen ist tausendmal schöner; es ist das allerschönste: der lieben Mutter Schoß!"

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Wiedererzählung mit Anwendung der sinnverwandten Ausdrücke und mit Beseitigung der Endreime.

2. Bilde 8 Sätze, in welchen die im Gedicht angegebenen Thätigkeiten des Kindes auf dessen Lieblingsplätzchen bezogen werden! Z. B. Ich kenne mein Lieblingsplätzchen.

3 Gieb 10 Lieblingsplätze der verschiedenen Tiere an und beginne den Satz also:

Das Lieblingsplätzchen ist: 1. für Hirsche und Rehe der grüne Wald. 2. für den Fink das Hanfsamenfeld 2c.

4. Auswendiglernen und Vortrag des Gedichts.

R. D.

20. Das Schäfchen.

Karl Hahn.

1. Das Schäfchen auf der Weide
Hat Wolle weich wie Seide
Und um den Hals ein rotes Band,
Frißt Blumen aus der Kinder Hand.
„Lieb Schäfchen!"

2. Hopp! kann das Schäfchen springen,
Am Hals die Glöckchen klingen
Die Mutter hing mit eigner Hand
Die Glöckchen an ein rotes Band!
„Lieb Schäfchen!"

---

*) Der Dichter hat hier den Hauptsatz, auf welchen sich die folgenden vier Subjekte nebst ihren Ortsbestimmungen beziehen, ausgelassen (dichterische Freiheit.)

3. Blä, blä! schreit es vor Freude,
Thut niemand was zuleide,
Es ist so sanft, es ist so fromm,
Komm, laß dich streicheln, Schäfchen, komm!
„Lieb Schäfchen!"

I. **Vermittlung.** Str. 1. Das Schäfchen auf der Weide (auf grüner Wiese) hat Wolle weich wie Seide (fein und zart) und um den Hals ein rotes Band (von den Kindern ihm umgethan), frißt Blumen (Klee, Gras, Kräuter und Blüten) aus der Kinder Hand (will sagen: so zahm und dreist ist es). Lieb Schäfchen! (In diesem Ausrufe, der zugleich Kehrreim ist, wird der Liebe der Kinder zum Schäfchen lauter Ausdruck gegeben.)

Str. 2. Hopp! kann das Schäfchen springen, am Hals die Glöckchen (die Schellen) klingen, die die Mutter mit eigner Hand (eigenhändig) an das rote Halsband gehängt hatte. Lieb Schäfchen!

Str. 3. Blä, blä! schreit (blökt, ruft) es vor Freude, thut niemand (keinem Wesen, keinem Menschen und Tier) was (etwas) zuleide (beleidigen, wehthun). Es ist so sanft (gelassen, geduldig), es ist so fromm (gut, ohne Falsch). Komm, laß dich streicheln, Schäfchen, komm! (laß mich dir meine Liebe beweisen!) Lieb Schäfchen!

II. **Vertiefung.** Das Gedicht ist das Gespräch eines Kindes über und an sein von ihm aufgezogenes Lamm, sein Schäfchen.

1. Thätigkeiten des Schafes. Es hat (= besitzt), frißt, hopst, springt, blät, schreit, thut zuleide 2c. Nenne auch seine Eigenschaften!

2. Mahnung an die Kinder. Liebet auch die Tiere, begegnet ihnen sanft, seid gut und freundlich mit ihnen; dann sind sie auch gegen euch sanft und fromm, und dann bleibt ihr vor der schlimmen Sünde der Tierquälerei bewahrt!

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Schreibe das Gedicht mit direkter Redeweise nieder: Lieb Schäfchen auf der Weide, du hast — trägst — 2c.!

2. Schreibe es ohne Reim nieder mit Benutzung der gehörten Worterklärung! R. D.

21. Pferd und Sperling.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 13.

Sperling: Pferdchen, du hast die Krippe voll,
Giebst mir wohl auch einen kleinen Zoll,
Ein einziges Körnchen oder zwei;
Du wirst noch immer satt dabei.

Pferd: Nimm, kecker Vogel, nur immer hin,
Genug ist für mich und dich darin!

Und sie aßen zusammen, die zwei,
Litt keiner Mangel und Not dabei.
Und als dann der Sommer kam so warm,
Da kam auch manch böser Fliegenschwarm;
Doch der Sperling fing hundert auf einmal,
Da hatte das Pferd nicht Not und Qual.

I. **Vorbereitung.** Es war ein harter, kalter Wintertag, und tiefer Schnee deckte alles ringsum: Stadt und Dorf, Wald und Flur, Weg und Steg. Vor einem Gasthofe auf der Straße stand ein Pferd und fraß aus einer vorgesetzten vollen Krippe Hafer. Da kam ein hungriger Sperling herzu geflogen, setzte sich auf den Rand der Krippe und bat das Pferd um einen kleinen Zoll, eine kleine Abgabe vom Ganzen, also um einige Körnlein von den tausenden in der Krippe. Sp. „Du wirst noch immer satt dabei.“ Pf. „Nimm hin, kecker, d. i. dreister, pfiffiger, mutiger Vogel, genug ist für uns beide vorhanden!“ Und sie aßen (bei Tieren richtiger: fraßen) zusammen. Ein halbes Jahr war verflossen, und der heiße Sommer gekommen und mit ihm die lästigen Stechfliegen und Pferdebremsen, die bei schwüler Witterung die Pferde arg quälen und plagen. Da fing = haschte und fraß nun der dankbare Sperling täglich Hunderte weg, so daß das Pferd keine Not und Qual hatte. Während die Sperlinge Junge in ihrem Neste haben, nähren sie dieselben und sich selbst mit Insekten. Ob nun die Sperlinge gerade auch Pferdebremsen und Stechfliegen fangen, ist fraglich. Dichterische Freiheit.

II. **Vertiefung.** A. Gliederung des Inhalts.

Zeile	1—3	Die Bitte des Sperlings an das Pferd.
„	4	Die Begründung der ausgesprochenen Bitte.
„	5 u. 6	Die Gewährung der Bitte und Angabe des Grundes.
„	7 „ 8	Gemeinschaftliches Mahl und Abhilfe der Not des Sperlings.
„	9 „ 10	Not und Plage des Pferdes im Sommer.
„	11 „ 12	Abhilfe der Not des Pferdes durch den Sperling.

B. Kernfragen. 1. Wie ist das Pferd hierher zur Krippe gekommen, wie der Reiter und wie der Sperling?

2. Weise nach die Wohlthat des Pferdes und den Dank des Sperlings!

3. Wie kann der Sperling zur Vertilgung der Insekten, hier der Fliegen, beitragen, ohne diese selbst zu fressen?

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. 1. Geben ist seliger denn nehmen. 2. Eine Hand wäscht die andere. 3. Liebe erzeugt Gegenliebe. 4. Kein Mensch ist so gering, daß er dir nicht nützen oder schaden könnte. 5. Der beste Dank ist der durch die That dargebrachte.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Nachbildungen: a) Die Schwalben und die Kühe. Bitte der Schwalben, ihr Nest in den neuen Kuhstall bauen zu dürfen. Sommer. Reinigung von Fliegen rc.

b) Der Landmann und die Krähe. Bitte der Krähe um ein wenig Nahrung im Winter. Sommer: Vertilgung der Engerlinge.

c) Der Gärtner und die Singvögel. Bitte der Singvögel um einen Futterplatz im Winter. Vertilgung der Raupen von den Obstbäumen im Sommer.

d) Löwe und Maus. Bitte: Die Höhle mit bewohnen zu dürfen. Dank: Stricke zernagen.

2. Vergleichung mit der Fabel „Storch und Spatz" von Karl Enslin. (Lebensfrühling, 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 18.)

1. Es hat der Storch sein Nest gebaut;
Und als er froh umher nun schaut,
Hoch über allen Häusern,
Da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
Und bittet um ein wenig Platz
Zum Nestchen in den Reisern.

2. Da spricht der Storch: „Mein Nest ist groß,
Du bist ein kleines Vöglein bloß;
Ich thu' dir nichts zuleide;
Du bist in gutem Schutz bei mir,
Auch nehm' kein Mietgeld ich von dir;
Platz ist ja für uns beide."

3. Das Spätzlein dankt und baut sich an;
Der Storch hat ihm kein Leid gethan
Und hat ihn nicht verstoßen.
So wohnten beide lange Zeit
In Frieden und in Einigkeit,
Der Kleine bei dem Großen.

A. Ähnlichkeiten. 1. In beiden Erzählungen naht sich der Spatz mit einer Bitte einem größeren Tiere.

2. In beiden Fabeln findet die Bitte des Sperlings Gehör.

3. Beide größere Tiere geben den Grund an, warum sie die Bitten des Sperlings gewähren: „Genug ist für mich und dich darin!" „Platz ist ja für uns beide."

4. In beiden Fabeln zeigt sich der Spatz seinen Wohlthätern dankbar.

5. In beiden wird das friedliche Beisammensein und die Verträglichkeit der größeren Tiere mit dem Spatzen angedeutet: „Und sie fraßen zusammen, die zwei." „So wohnten beide lange Zeit in Frieden und in Einigkeit, der Kleine bei dem Großen."

B. Verschiedenheiten. 1. In der ersten Fabel bittet der Sperling um Futter, um Nahrung, in der andern hingegen um Platz zu einem Nestchen, also um Herberge oder Wohnung.

2. Hier war die Zeit der Handlung ein schöner Frühlingstag, dort ein kalter Wintertag.

3. Das Pferd gewährt einfach die Bitte; der Storch hingegen verspricht dem Bittenden noch mehr. (Gieb die drei Punkte an!)

4. Der Dank des Sperlings ist dem Pferde gegenüber ein thatsächlicher, Dank durch die That; der Dank gegen den Storch hingegen besteht nur in Worten. R. D.

22. Der hungrige Araber.

Aug. Jak. Liebeskind, Palmblätter. Neue Ausgabe von Krummacher. Berlin 1857. S. 13.

I. und II. **Vorlesen** mit kurz erläuternder **Zwischenrede**. Ein Araber (ein Mann im heißen Lande Arabien) war verirrt in der Wüste. (Er

hatte den Weg verloren auf einer weiten, unbewohnten Landfläche, die mit Sand und Steinen bedeckt ist, aber nur sehr wenig Wasser und Pflanzen hat.) Zwei Tage hatte er nichts zu essen und war in Gefahr, vor Hunger zu sterben, bis er endlich eine von den Wassergruben antraf, aus denen die Reisenden ihre Kamele (die besten Lasttiere in heißen Ländern, größer und stärker als Pferde) tränken, neben welcher er im Sande einen kleinen ledernen Sack liegen sah. „Gott sei gelobt," sagte er, als er ihn aufhob und anfühlte, „das sind, glaube ich, Datteln (pflaumenartige Früchte der Dattelpalmen) oder Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben!" In dieser süßen Hoffnung öffnete er den Sack, sah, was er enthielt, und rief voll Traurigkeit aus: „Ach, es sind nur Perlen (kostbare Schmuckgegenstände)!"

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Die Erzählung führt uns in die Wüste. Weit und breit ist nichts zu sehen als Sand und Steine und darüber der wolkenlose Himmel mit der glühenden Sonne. Ein verirrter Wanderer steht an einer ausgetrockneten Wassergrube, neben der man noch Spuren von Kamelen bemerkt, die hier getränkt worden sind. An dem Rande der Grube liegt ein lederner Sack, den der verirrte und hungrige Mann voll Freude aufhebt, weil er darin Datteln oder Nüsse für seinen Hunger vermutet. Da er nur Perlen findet, die zwar sehr teuer, aber nichts für seinen Hunger sind, so wirft er den Sack wieder voll Traurigkeit auf die Erde.

2. Personen. Der Araber war verirrt, da er den rechten Weg verloren hatte und in der Irre umhergegangen war. Er war hungrig, denn er hatte zwei Tage nichts gegessen, auch wohl durstig, da die Wüste kein Wasser hat. Er war so glücklich, einen Sack zu finden, erfreut darüber, denn er vermutete Speise darin, die ihn erquicken, laben und vom Hungertode erretten sollte, enttäuscht und tief betrübt, weil er nur Perlen findet, die keinem Hungrigen etwas helfen.

3. Gedankengang. Wir sehen den Araber hungrig in der Irre, hoffnungsvoll an der Wassergrube, als er den Sack findet und anfühlt, schmerzlich enttäuscht, als er beim Öffnen nur Perlen findet. — Nur was wir brauchen können, hat Wert für uns und gewährt uns Freude.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Bekanntes und Verwandtes. Die größten Kostbarkeiten sind uns gleichgiltig, wenn dem Leibe Speise, Trank und Gesundheit, der Seele die Freudigkeit fehlt. Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin? — Die Kinder Israel zogen durch die Wüste und hatten oft kein Wasser. Jesus fastete 40 Tage in der Wüste 2c.

2. Rede- und Stilübungen. a) Der Araber erzählt das Erlebnis selbst. (Einst reiste ich durch die Wüste und verirrte mich. Zwei

Tage ging ich umher, ohne etwas zu essen zu finden. Ich war in Gefahr, Hungers zu sterben rc.

b) Welche Gefahren drohen dem Reisenden in der Wüste? (Wer durch eine Wüste reist, ist vielen Gefahren ausgesetzt. Die Hitze kann ihn so ermatten, daß er liegen bleibt rc. — Hunger, Durst, heißer Wüstenwind Samum, Räuber, wilde Tiere.)

c) Bilde die Erzählung so um, daß der verirrte Wanderer vor Durst sterben will und endlich eine Grube mit Salzwasser findet!

d) Warum wird das Kamel „Schiff der Wüste" genannt?

e) Welche Bedeutung haben die Wassergruben oder Cisternen in der Wüste? P.

23. Gott grüße dich!

Julius Sturm, Fromme Lieder. Leipzig 1874. S. 1.

1. Gott grüße dich! Kein andrer Gruß gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß paßt so zu aller Zeit.

2. Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß so recht vom Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß so viel wie ein Gebet.

I. **Vorbereitung und Vertiefung.** (Str. 1.) „Gott grüße dich!" Wenn das Kind am Morgen seinem Bette entsteigt und Mutter und Vater zuerst erblickt, dann wünscht es ihnen guten Morgen! Kommt das höfliche Kind auf die Straße, so ruft es den Bekannten zu: „Guten Tag!" Am Abend wünscht es einen „guten Abend," und will es schlafen gehen, spricht es zu allen Lieben: „Gute Nacht". Höher stehende Leute oder solche, denen wir Ehrerbietung schuldig sind, begrüßt man wohl auch mit dem Worte: „(Ich bin) Ihr Diener." Mit allen diesen Grüßen wünschen wir denen, welche wir lieb haben oder denen wir mit Ehrerbietung nahen, Heil und Wohlergehen. Anders ist es mit dem Gruße: „Gott grüße dich!" Da sprechen wir nicht selbst den Wunsch aus, sondern wir bitten Gott, den Allmächtigen, daß er unsern Lieben Heil und Segen angedeihen lassen möge. Darum gleicht diesem Gruße kein anderer an Innigkeit, d. i. an Tiefe und Stärke seiner Wirkung. Aber nicht bloß die Innigkeit ist es, welche diesen Gruß so wichtig macht, sondern er hat auch noch die besondere Eigenschaft, daß man ihn zu jeder Zeit, am Abend wie am Morgen, beim Gehen wie beim Kommen passend anwenden kann.

(Str. 2.) Aber oft genug sind die Grüße der Leute nur leere Höflichkeitsformeln, bei denen sich die Grüßenden nichts denken. Mancher sagt: „Sei willkommen!" und sieht den Gast doch nimmer gern; nachher sagt er „Lebewohl!" und freut sich heimlich, daß der Gast fort ist, und wünscht, daß er nicht wiederkommen möge. Solche Grüße kommen nicht vom Herzen. Noch schlimmer ist es, wenn wir in gleichgiltiger Weise das: „Gott grüße dich!" ausrufen. Das ist eine Sünde gegen das zweite Gebot, in welchem es heißt: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich

führen.“ Darum hüte dich vor dem leichtsinnigen Gebrauch dieses schönen Grußes; laß stets dein Herz dabei mitsprechen, denn dann wird dieser Gruß bei dem lieben Gott so viel wie ein Gebet gelten, d. h. dann wird der Gruß so viel bedeuten, als hättest du gesprochen: „Lieber Gott, gieb meinen Eltern, meinen Freunden, meinen Mitmenschen Glück, Heil und Segen!“

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land! Wer für einen höflichen Menschen gehalten sein will, der soll andere grüßen. Willst du jemand recht innig und von Herzen grüßen, so sprich ein andächtiges: „Gott grüße dich!“

2. Rede- und Stilübungen. a) Auf wievielerlei Weise kann man grüßen?

b) Warum ist „Gott grüße dich!“ der beste Gruß? W. D.

24. Die Sonnenstrahlen.

W. Curtman, Geschichten für Kinder. 5. Aufl. Gießen 1850. S. 49.

Die Sonne war aufgegangen und stand mit ihrer schönen, glänzenden Scheibe am Himmel. Da schickte sie ihre Strahlen aus, um die Schläfer im ganzen Lande zu wecken. Da kam ein Strahl zu der Lerche. Sie schlüpfte aus ihrem Neste, flog in die Luft hinauf und sang: „Liri, liri, li, schön ist's in der Früh!“ — Der zweite Strahl kam zu dem Häschen und weckte es auf. Das rieb sich die Augen nicht lange, sondern sprang aus dem Walde in die Wiese und suchte sich zartes Gras und saftige Kräuter zu seinem Frühstücke. — Und ein dritter Strahl kam an das Hühnerhaus. Da rief der Hahn: „Kikeriki!“ und die Hühner flogen von ihrer Stange herab und gackerten in dem Hofe, suchten sich Futter und legten Eier in das Nest. — Und ein vierter Strahl kam an den Taubenschlag zu den Täubchen. Die riefen: „Ruckediku, die Thür ist noch zu!“ Und als die Thür aufgemacht war, da flogen sie alle in das Feld und liefen über den Erbsenacker und lasen sich die runden Körner auf. — Und ein fünfter Strahl kam zu dem Bienchen. Das kroch aus seinem Bienenkorbe hervor und wischte sich die Flügel ab und summte dann über die Blumen und den blühenden Baum hin und trug den Honig nach Hause. Da kam der letzte Strahl an das Bett des Faulenzers und wollte ihn wecken. Allein der stand nicht auf, sondern legte sich auf die andere Seite und schnarchte, während die andern arbeiteten.

I. **Vorbereitung.** Die glänzende Sonnenscheibe sendet jeden Morgen ihre feurigen, Licht und Wärme spendenden Strahlen aus, um die Schläfer im ganzen Lande, Menschen sowohl als Tiere zu wecken, wach zu machen. So war es auch an einem schönen Sommermorgen. Der erste Sonnenstrahl erweckte die Lerche. Sie schlüpfte, sie entfloh leise und schnell aus ihrem Neste, flog (stieg) in die Höhe und sang und trillerte. Es klang, als ob ihr Gesang die Worte ausspräche: „Liri, liri, li! schön ist's in der Früh!“ Der zweite Strahl erweckte das Häschen. Schnell sich den Schlaf aus den Augen reibend, sprang es aus seinem Lager in die Wiese, um zu frühstücken von dem zarten Grase und den saftigen Kräutern. Der dritte Strahl weckte die Hühner aus ihrem Schlummer, der Hahn stimmte

in den Weckruf ein und rief „Kikeriki!“ und die Hühner flogen von ihrer Stange, denn sie legen sich nicht beim Schlafen, sie stehen auch nicht auf dem Fußboden, sondern bäumen auf, d. h. sie setzen sich nachts auf eine dünne Stange und die, welche in der Freiheit leben, auf die Zweige eines Baumes. Der vierte Strahl guckte durch die Ritzen des Taubenschlages, denn so nennt man die Wohnung der Tauben, und sie erwachten sofort und riefen ihr „Ruckediku!“ Und das hörte ihr Herr, und verstand es deutlich: „Die Thür ist noch zu.“ Er machte sie auf, und sie flogen alle auf das Feld an ihre Arbeit. Der fünfte Strahl kam zu dem Bienchen, das kroch sofort aus seiner Wohnung, dem Bienenkorbe oder Bienenstocke, hervor, wischte sich die Flügel ab, d. i. machte sich zum Ausfluge bereit, summte fröhlich dazu und holte sich den süßen Honig aus Blumen und Blüten. Da kam endlich der letzte Strahl ans Bett des Faulenzers, eines trägen, lässigen und schläfrigen Menschen, um auch ihn zu neuer Thätigkeit aufzuwecken. Allein derselbe, obschon er den Weckruf vernommen, stand nicht auf, drehte sich vielmehr herum, schlief wieder ein und schnarchte, während die andern arbeiteten und thätig waren.

II. **Vertiefung.** 1. Entwickelung des Hauptgedankens. Die Sonnenstrahlen, sichere und stille Wecker aus dem nächtlichen Schlummer für Mensch und Tier.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften: a) der Sonne. Sie ging auf, sie stand, sie schickte, sie weckte, sie kam. Sie ist glänzend, feurig, erleuchtend und erwärmend;

b) der Lerche. Sie schlüpfte, flog empor, sang und trillerte;

c) des Häschens. Es rieb sich die Augen, es sprang, es suchte und frühstückte; es war munter, flink und hungrig;

d) des Hahnes und der Hühner. Der Hahn rief, die Hühner flogen herab, sie gackerten, sie suchten und legten; Eigenschaften wie bei c;

e) der Täubchen. Sie riefen, sie flogen, sie liefen und lasen auf;

f) des Bienchens. Es kroch hervor, wischte ab, summte und trug nach Hause, es war reinlich, vergnügt und fleißig;

g) des Faulenzers. Er stand nicht auf, legte sich auf die andere Seite, schlief wieder ein und schnarchte. Er war faul, träge, lässig, müde, schläfrig.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. 1. Mahnung: Mensch, Langschläfer, Faulenzer, laß dich am frühen Morgen nicht durch die Tiere beschämen!

2. Sprichwörter: Morgenstunde hat Gold im Munde. Wer lange schläft, lebt wenig. Früh nieder und früh auf, verlängert den Lebenslauf. Früh auf und früh nieder, bringt verlorene Güter wieder. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Gieb das Verhalten der sechs Schläfer an, die von den Sonnenstrahlen geweckt wurden, und ändere

hierbei die Ausdrücke nach Maßgabe der vorangegangenen Erläuterung! 2. Gieb an, welche Antwort die Tiere dem Sonnenstrahl gegeben haben!

R. D.

25. Die Kornähren.

Christoph v. Schmid.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei.

„Vater, wie kommt's doch," sagte der Knabe, „daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm sein, die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?"

Der Vater pflückte ein paar Ähren ab und sprach: „Sieh! diese Ähre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer."

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl ein eitler Tropf.

I. **Vermittlung.** Ein Landmann (ein Bauer, Bauersmann, Landwirt) ging (wanderte, lustwandelte) mit seinem kleinen Sohne auf den Acker (das Feld, den Plan, das Grundstück) hinaus, um zu sehen (zu erfahren, zu untersuchen, zu prüfen), ob das Korn (Roggen) bald reif (zum Abmähen) sei. Zwischen beiden entspann sich nun ein Zwiegespräch. S. Wie kommt's doch (welches ist die Ursache, der Grund), daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen (sich herabbeugen), während andere den Kopf so hoch tragen (ihre Ähren schnurgerade in die Höhe strecken)? Diese sind gewiß recht vornehm (die besten, vollsten, schwersten). V. (ein paar Ähren ausraufend): Sieh! diese Ähre hier, die sich so bescheiden neigte (gering sich dünkte), ist voll der schönsten Körner, während die stolz sich erhebende (sich vornehm dünkende) ganz taub (hier so viel als ohne Körner) ist, d. h. ein eitler Tropf, einem auf das Vergängliche, Weltliche sehenden Menschen gleich. Tropf = eigentlich ein vom Schlagfluß gelähmter, im allgemeinen ein armseliger Mensch, ein armer Schlucker.

II. **Vertiefung.** 1. Vergleichung der zweierlei Ähren. a) Das Verhalten derselben. b) Die Schlußfolgerung des Knaben. c) Die Beschaffenheit der zweierlei Ähren.

2. Die Entwickelung des Grundgedankens: Der Schein trügt. Nicht die prahlerischen, hochmütigen und stolzen Menschen sind die besten, haben das meiste Gute gethan, und sind die reichsten an Wissen und Können, sondern die bescheidenen und demütigen.

3. Sprachgebräuchliches. a) Den Kopf hoch tragen = stolz sein. b) Menschen, die der aufrecht stehenden Ähre, die nur aus Stroh besteht, gleichen, heißen Strohköpfe, sie haben keine Körner, keine Grütze im Kopfe, sondern nur Häcksel von Stroh.

III. **Verwertung.** A. Sprichwörter. Der Stolz meint, sein Ei habe allezeit zwei Dotter. Der Stolz meint, seine Würfel würfen allezeit achtzehn. Stolz geht voran und Schande hintennach. Der Stolz frühstückt mit dem Überflusse, speist zu Mittag mit der Armut und ißt zu

Abend mit der Schande. Hochmut thut nimmer gut. Hochmut kommt vor dem Falle. Der Schein trügt, der Spiegel lügt. Die Dinge scheinen, die Menschen meinen. Kein Gewand kleidet schöner als Demut. Bescheidenheit das schönste Kleid.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Wiedererzählung mit andern Worten, d. i. mit Vertauschung der erläuterten 20 Wörter.

2. (Für fähigere Schüler.) Eine Nachbildung. Ein Rabbi mit seinem Sohne — Tempel — Jehovah anbeten. Zwei Beter, der eine, vor dem Altar hoch aufgerichtet, sprechend: Ich danke dir Gott ꝛc. Der andere neben dem Altar demütig ausrufend: Gott sei mir ꝛc. Der Sohn fragt: Wie kommt es ꝛc. Da erzählt der Vater einige Geschichten aus dem Leben beider, wie der erste so, der andere so gehandelt. Urteil des Vaters.

R. D.

26. Knabe und Ente.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 48.

Knabe: „Ente, du gute, nun sag einmal,
Wie groß ist deiner Jungen Zahl?“
Ente: „Hab' leider nicht recht gelernt zu zählen,
Doch denke nur nicht, du willst mir eins stehlen,
Gar sorgsam geb' ich auf alle acht,
Weil jedes mir große Freude macht.“
Und sie ruft sie herbei geschwind;
Da kommen sie alle, so viel ihrer sind;
Sie schauet recht mit frohem Sinn
Auf die lieben, kleinen Dinger hin.
Ins tiefste Wasser schwammen sie fort.
Der Knabe saß lang am Ufer dort.

I. **Vorbereitung.** Ein Knabe an einem warmen Sommertage am Ufer eines Teiches sitzend, wundert sich über die große Anzahl junger kleiner Enten, die von einer alten Ente ins Wasser geführt werden, und stellt daher an diese die Frage: Wie viel kleine Enten hast du? E.: Hab' nicht recht zählen gelernt, doch kannst du mir keines stehlen, d. i. wegnehmen, denn ich würde es sofort vermissen. Ich gebe sorgsam auf alle acht, ich kenne jedes einzeln, behalte sie alle im Auge, weil jedes mir Freude macht. Jedes einzelne erfreut mich, und ich liebe eins wie das andere.

Zum Beweise der Wahrheit ihrer Behauptung ruft sie durch ihr lautes „Wak, wak, wak!“ ihre Jungen herbei. Sie kommen alle geschwind, und sie schaut mit frohem Sinn (mit Lust, Freude, Liebe und Wohlgefallen) auf alle die kleinen Dinger (Wesen, Tiere, Vöglein) hin und schwimmt, von ihnen umringt, weit fort ins tiefste Wasser (nach der Mitte des Teiches zu). Der Knabe saß noch lange am Ufer dort in Anschauen, Nachdenken und innige Freude vertieft.

II. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten und Eigenschaften des Knaben. Er spricht, er schaut, er sitzt am Ufer, er liebt die Enten; er ist wißbegierig und teilnehmend.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften der Ente. Sie redet, hat nicht zählen gelernt, giebt acht, sie freut sich, ruft herbei, schaut hin, schwimmt fort. Sie ist gut, sorgsam, liebreich, erfreut.

3. Entwickelung des Hauptgedankens: Mutterliebe bedarf nicht des Zählens ihrer Kinder. a) Sie hat jedes einzelne im Auge, kennt jedes und liebt jedes.

b) Sie hat auf jedes einzelne sorgsam acht, behütet und schützt es und ruft sie alle zusammen.

c) Sie hat an allen ihre Freude und Lust, ihr Wohlgefallen.

III. **Verwertung.** 1. Sprichwörter: Muttertreu ist täglich neu. Mutterschoß ist arm, aber warm. Ist eine Mutter noch so arm, so giebt sie ihrem Kinde warm.

2. Rede- und Stilübungen. a) Lesen des Gedichtes von drei Schülern.*) Der eine liest die Worte des Kindes, der zweite die Antwort der Ente und der dritte den ferneren Bericht des Dichters. Diese Übung erzeugt die regste Beteiligung der Schüler am Lesestück, erschließt oft von selbst das Verständnis des Inhalts und legt den Grund zu einem guten, ausdrucksvollen Lesen.

b) Auswendiglernen und Vortragen des Gedichtes. R. D.

27. Bienchen.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Anhang, S. 9.

Kleine Biene, wer sagt es dir,
Daß die Blumen blühen hier?
Wer hat drin dir den Tisch gedeckt,
Daß es dir so lieblich schmeckt?
Weißt du, wer so an dich gedacht?
Gott ist's, der alles hat gemacht.

I. **Vorbereitung und Vertiefung.** Das Kind redet in diesem kleinen Gedichte die Biene an: Kleine Biene, wer sagt es dir? = wer verkündet, wer zeigt es dir, ja wer zeigt dir den Weg, (daß die Blumen blühen hier) = zu jedem einzelnen Blümchen? Es ist erwiesene Thatsache, daß die Bienen in einem Umkreise von 3—4 km von ihrem Standorte aus jedes honigspendende Blümchen finden und besuchen und zwar nicht nur die nahen, sondern auch die fernen.

Es ist dies eines von den vielen Wundern im Bienenleben, das noch immer seiner völligen Erklärung harrt. — Wer hat drin dir den Tisch gedeckt, daß es dir so lieblich schmeckt? Wer hat dir die süße Nahrung in den Blumenkelchen fix und fertig bereitet? Die weiblichen Blüten vieler Pflanzen erzeugen einen süßen Blumen- und Pflanzensaft, auch Nektar genannt, der von den Bienen begierig aus den Kelchen gesogen und daheim in ihren Wachsbau, in die Zellen gespritzt und nun

*) Diese Aufgabe ist bei allen Heyschen Fabeln sowie bei allen Lesestücken, in welchen verschiedene Personen redend eingeführt sind, fleißig anzustellen und möglichst korrekt zu lösen.

Honig genannt wird. Weißt du, wer so an dich gedacht, für dich gesorgt, vor vielen dich ausgezeichnet hat? Das Kind belehrt die Biene: „Weil du's nicht wissen kannst, will ich dir's nur sagen: Das ist der liebe Gott, der Schöpfer aller Dinge."

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Gieb den Inhalt dieses kleinen Gedichtes mit Vermeidung der Endreime an und rede dabei sämtliche Bienen an! 2. Aus welchen Blumen hast du auch schon süßen Blumensaft gesogen? 3. Auswendiglernen des Gedichtes.

R. D.

28. Kaninchen.

R. Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig. S. 212.

1. Kaninchen, Karnickelchen,
Was bist du doch so stumm!
Du sprichst nicht, du singst nicht
Und läufst so sacht herum.

2. Kaninchen, Karnickelchen!
Hast Augen groß und blank;
Auch fehlt es dir an Ohren nicht,
Die sind gehörig lang.

3. Kaninchen, Karnickelchen,
Kannst essen, trinken, schlafen,
Doch mit dem Lernen, merk' ich schon,
Machst du dir nichts zu schaffen.

4. Kaninchen, Karnickelchen,
Ich wette was darum,
Trotz großem Aug' und großem Ohr,
Du bist ein bissel dumm.

I. **Vorbereitung.** Das kleine Gedicht wird, wenn das Kaninchen kurz beschrieben ist, kaum noch einer Erläuterung bedürfen. Nur zwei Ausdrücke sind zu erklären: Karnickel ist der alte volkstümliche Ausdruck für Kaninchen und wird heute noch besonders in Sachsen gebraucht. Ein „bissel" (ein bißchen, ein wenig) ist ebenfalls ein Volksausdruck. — Die Wiederholung Kaninchen, Karnickelchen in jeder Strophe bedeutet eine Liebkosung.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1 sagt uns, was das Kaninchen thut und nicht thut. Str. 2 erzählt, was das Kaninchen hat. Str. 3 giebt an, was das Kaninchen kann und nicht kann. Str. 4 sagt, wie das Kaninchen ist.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten. (Sind leicht aufzuzählen.)

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Manche Menschen haben Ohren und hören nicht, Augen und sehen nicht. — Wer Ohren hat zu hören, der höre. Wer seine Sinne nicht gebraucht, lernt nichts.

2. Rede- und Stilübungen. a) Warum blieb das Kaninchen dumm? b) Welches sind die Hauptbeschäftigungen des Kaninchens? c) Worin sollen wir dem Kaninchen nicht gleichen? W. D.

29. Die Ziege.

W. Hey, Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 8.

Kind: Ziege, wolltest du mir sagen,
Warum du mußt Bart und Hörner tragen?
Ziege: Den Bart hab' ich, daß du kannst zupfen dran,
Solange mir das Spiel steht an;

Die Hörner, daß ich dich fort kann jagen,
Wenn ich's nicht länger will vertragen. —
Da lachte der Knabe: „Wir wollen sehn."
Er faßt' sie am Bart, sie ließ es geschehn;
Nun macht er's zu derb, sie stieg in die Höh'
Und stieß ihn recht tüchtig, er rief: „O weh!"
Doch bald hat er wieder sein Leid vergessen
Und holt ihr ein Bündelchen Heu zu fressen.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** (Eine einfache Beschreibung der Ziege nach Vorzeigung einer guten Abbildung oder in natura geht der Besprechung voraus.) Der Knabe wünscht den Zweck zu wissen, zu welchem die Ziege Bart und Hörner trägt; denn beide scheinen ihm nicht notwendig zu sein. Die Ziege belehrt ihn, daß ihr der Bart zum Vergnügen des Knaben („daß du kannst zupfen"), die Hörner zu Abwehr („daß ich dich fort kann jagen") verliehen sind. —

Den Knaben erfreut die von der Ziege gegebene Erklärung; drum faßt er sie auch sogleich am Barte; aber die Ziege hat gesagt, „solange mir das Spiel steht an" (solange der Spaß mir gefällt). Sie ließ es auch gern geschehen, solange ihr das Zupfen (Rupfen, ruckweise Ziehen) nicht wehe that. Aber der Knabe macht es nachgerade „zu derb" (zu kräftig, grob, plump). Das schmerzt sie, und darum steigt die Ziege in die Höh' (auf die Hinterbeine) und benutzt die Hörner, um den Knaben für seine Grobheit zu strafen. Sie stieß ihn so tüchtig (stark, heftig, kräftig), daß es ihm ebenso wehe that wie der Ziege das Zupfen am Barte; er rief: „O weh."

Aber so sehr große Schmerzen hatte er davon doch nicht; denn das „Leid" (der Schmerz, das Wehe) war bald „vergessen" (er dachte nicht weiter daran); ja, der Schmerz war nicht so groß wie das Vergnügen am Spiele; denn der Knabe holt der Ziege sogar noch ein Bündelchen (das Bund = ein zusammengebundener Haufe gleichartiger Dinge, Bündel = ein kleines Bund, Bündelchen = ein kleines Bündel) Heu zu fressen als Beweis seiner Zuneigung.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung sind nicht angegeben, allein wir dürfen wohl annehmen, daß es auf einem Bauernhofe oder im Stalle war. Warum nicht im Garten oder auf der Wiese? Auch die Zeit können wir nur im allgemeinen bestimmen, es war am Tage.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten des Knaben und der Ziege. Der Knabe ist ein denkendes und wißbegieriges Kind; denn er fragt nach dem Zwecke der Dinge. Er ist lustig, weil er lacht und mit der Ziege gern spielen will; er ist mutig, denn er faßt die Ziege am Barte; er ist übermütig, weil er zu derb faßt; er ist versöhnlich, da er das ihm angethane Leid bald vergißt; er ist freundlich, indem er der Ziege ein Bündelchen Heu holt. Der Knabe fragt, lacht, faßt an den Bart, wird bestraft, ruft: „O, weh!", vergißt sein Leid, holt Futter. Die Ziege ist verständiger als der Knabe, denn sie

kennt den Zweck ihres Bartes und der Hörner; sie ist vergnügt, denn sie spielt gern mit dem Knaben; sie ist stößig, wenn ihr Schmerz zugefügt wird. Die Ziege spricht, spielt, steigt in die Höh', stößt tüchtig. Beide sind verträglich. Inwiefern?

3. Gedankengang. 1. Die Frage des Knaben (Zeile 1 und 2). 2. Die Antwort der Ziege (Zeile 3—6). 3. Das harmlose Spiel beider (Zeile 7—8). 4. Das Spiel wird Ernst (Zeile 9—10). 5. Die Versöhnung (Zeile 11—12).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz! Auf Freud' folgt Leid. Sei versöhnlich!

2. Rede- und Stilübungen. Welche Eigenschaften besitzt der Knabe und welche die Ziege? Welche dieser Eigenschaften möchtest du auch besitzen? Wozu hat die Ziege Bart und Hörner? W. D.

30. Hündchen und Böckchen.

W. Hey, 50 Fabeln. Gotha o. J. S. 11.

Hündchen: Hüte dich, Böckchen, jetzt beiß' ich dich!
Böckchen: Hüte dich, Hündchen, jetzt wehr' ich mich!
H.: Habe gar einen scharfen Zahn.
B.: Sind mir zwei Hörner gewachsen an.
H.: Böckchen, es war nicht so schlimm gemeint,
Laß uns nur spielen und sein gut Freund. —

Und so liefen den ganzen Tag
Immer die zwei einander nach;
Hündchen, das bellte mit Gewalt,
Böckchen, das zeigte die Hörner bald;
Sprangen dann wieder um die Wette.
Wer's doch mit angesehen hätte!

I. **Vermittlung.** Ein Hündchen (ein kleiner, ein junger Hund) und ein Böckchen (ebenfalls klein und jung) laufen umher, treffen zusammen und spielen mit einander. Ihr Spielen wird zum Necken. Das Hündchen warnt das Böckchen, ihm nicht zu nahe zu kommen, weil es sonst mit seinem scharfen Zahne (für Zähne) beißen würde. Das Böckchen aber fürchtet sich nicht, sondern sagt: „Wenn du mich beißen willst, so wehre (verteidige) ich mich und werde dich mit meinen zwei Hörnern, die mir an dem Kopfe angewachsen sind, stoßen." Das Hündchen hat es aber nicht so schlimm (bös) gemeint, es hat nur scherzen wollen; drum bittet es das Böckchen, mit ihm zu spielen und „gut Freund" zu sein. — Dem Böckchen ist das auch sehr angenehm. Sofort fängt es an zu laufen und der Hund ihm nach, und wenn er's eingeholt hat, läuft das Hündchen voraus und das Böckchen hinterher („die zwei liefen immer einander nach"). Das Hündchen bellte zwar „mit Gewalt" (recht laut), als wollte es das Böckchen beißen, allein dieses brauchte ihm nur seine Hörner zu zeigen, da schwieg das Hündchen, und nun ging wieder das Laufen „um die Wette" an (d. h. eines wollte es dem andern zuvor-

thun, eines wollte immer besser laufen als das andere). Das mit anzusehen war eine Lust. Ich wollte, ich hätte diese fröhlichen Sprünge auch mit anschauen können!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Die Tiere liefen im Hofe und auf der Straße umher und zwar den „ganzen Tag“ von früh bis spät.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der beiden Tiere. Sie kannten beide ihre Kräfte und Verteidigungsmittel. Beide waren gern im Freien, beide waren vergnügt, beide waren miteinander gut Freund, beide waren verträglich, beide liefen und spielten gern. Das Hündchen konnte beißen und bellen, das Böckchen stoßen.

3. Gedankengang. a) Hündchen und Böckchen wollen gern spielen und beraten, wie es zu machen ist. (V. 1—6.) b) Das Spiel beginnt und dauert den ganzen Tag. (V. 7—12.)

4. Gliederung des Inhalts: a) Drohung: 1. des Hündchens, 2. des Böckchens.

b) Begründung der Drohung 1. des Hündchens, 2. des Böckchens.
c) Abbitte des Hündchens und Aufforderung zur Verträglichkeit.
d) Fortsetzung des Spiels und Wiederholung der Drohung.
e) Versöhnung der Beiden, und
f) Wunsch des Erzählers, es mit angesehen zu haben!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Zank und Streit bringt nur Leid.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Nachbildungen: a) Hündchen und Kätzchen, b) Kätzchen und Hahn. 2. Welche Eigenschaften und Thätigkeiten der beiden Tiere gefallen uns? 3. Lesen des Gedichts von 3 Schülern.

3. 1) Vergleichung der Fabeln „Ziege“, s. Nr. 29, und „Hündchen und Böckchen“. 1. Ähnlichkeiten: a) In beiden Fabeln werden uns Ziegen vorgeführt, die mit anderen Wesen sprechen und spielen. b) Beide Ziegen haben Hörner, um sich damit wehren zu können. 2. Verschiedenheiten: a) Die „Ziege“ hat außer den Hörnern noch einen Bart; in „Böckchen“ ist der Bart nicht erwähnt. b) In „Ziege“ ist der Spielgenosse ein Knabe; in „Böckchen“ ein Hündchen. c) In „Ziege“ necken sich Knabe und Ziege; in „Böckchen“ drohen Hündchen und Böckchen einander. d) In „Ziege“ folgt die Versöhnung, nachdem das Necken fast ein ernsthafter Streit wurde; in „Böckchen“ hatte die Versöhnung ohne Streit stattgefunden. e) In „Ziege“ gab infolge der Versöhnung der Knabe dem Tiere Futter; in „Böckchen“ sprangen Hündchen und Böckchen vergnügt umher.

2) Vergleichung beider Fabeln mit einer dritten: Hund und Igel von Wilhelm Hey (50 Fabeln. Gotha. S. 30) „Igel da, hörst du, jetzt krieg' ich dich“ ꝛc. W. D.

31. Gottes Auge.

Christian Dieffenbach. Kinderlieder. Mainz 1854. S. 25.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Es ist Nacht geworden. Auf der Erde ist es ganz dunkel, aber am Himmel blinken (leuchten) viele Sterne. Ein Kind will zu Bett gehen; durch das Fenster seines Schlafkämmerleins schaut es hinaus in die Dunkelheit, erschrickt und fürchtet sich. Aber da schaut es hinauf zu den hellen Sternen und denkt an Gott, der auch in der Nacht über die Menschen wacht, wird wieder getrost und fürchtet sich nicht mehr. Es faltet seine Hände und spricht sein Abendgebet. Das wollen wir jetzt hören!

1. Am hohen Himmel blinken viel Sternlein wunderbar;
   Sie leuchten durch das Dunkel so lieblich und so klar!
2. Also auch Gottes Auge gar treu und helle wacht;
   So leuchtet seine Liebe auch in der dunkeln Nacht.
3. Der alle Sternlein zählet, — der kennt und liebt auch mich;
   Der ihre Wege lenket, — führt mich auch gnädiglich.
4. Wie soll ich, Gott, dir danken? Ich bin so arm und klein,
   Doch will ich jetzt und ewig dein treues Kindlein sein.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist Abend. Hier unten auf der Erde ist alles dunkel, droben am Himmel aber stehen viele Sterne und leuchten wie helle Augen. Unten schließen sich die Augen zum Schlafe, droben aber wacht das Auge Gottes die ganze Nacht. Unten steht ein Kind mit gefalteten Händen, hebt die Augen gen Himmel und verspricht, immer ein gutes Kind zu sein, droben wohnt der himmlische Vater, schaut herab auf die Erde und verspricht dem Kinde seinen Schutz (in Not und Gefahren) und seinen Segen (d. h. Gedeihen zu seinem Thun).

2. Personen. Das Kind ist arm und klein, doch fromm und dankbar. Es steht in der Dunkelheit, kennt seine Schwäche, hebt die Augen zu dem Licht des Himmels, faltet seine Hände und spricht sein Abendgebet, dankt Gott für seine Liebe und verspricht, Gott und seinen Geboten immer treu zu bleiben. Gott ist reich, mächtig, wachsam, weise, liebevoll und treu. Er wohnt über den Sternen, wacht mit hellen, treuen Augen, zählt und lenkt die Sterne, kennt, liebt, behütet und segnet die Kinder gnädiglich, d. h. voll Liebe, obwohl's die Menschen nicht verdienen.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Sterne blinken vom Himmel in das Dunkel der Erdennacht. Str. 2. Sie sind ein Bild der Wachsamkeit und Liebe Gottes. Str. 3. Gott zählt und lenkt die Sterne, kennt und führt auch mich. Str. 4. Zum Danke will ich ihm immer treu bleiben. — In Gottes Hut, da ruht sich's gut!

4. Schönheiten in der Form sind die Gegensätze: Unten dunkle Nacht, oben Sternenglanz; unten betet ein armes Kind, oben erhört ein reicher Vater; unten schläft alles, oben wacht Gottes Auge. Vergleichung der Augen Gottes mit den Sternen!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Bekanntes und Verwandtes. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. — Er zählet die Sterne und nennt sie mit Namen. — Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, und wenn ich erwache, so rede ich von dir. — Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst. — Zu Abraham sprach der Herr: Tritt hinaus und zähle die Sterne, kannst du sie zählen? So zahlreich sollen deine Nachkommen sein. — Weißt du, wie viel Sternlein stehen —. Wo wohnt der liebe Gott? Sieh dort den blauen Himmel an —.

2. Rede- und Stilübungen. a) Was das Gedicht enthält, soll Gott zu dem Kinde sprechen! (Mein Auge wacht treu und hell; meine Liebe leuchtet in die dunkle Nacht. Ich zähle die Sterne, kenne und liebe auch dich. Ich lenke die Wege (Bahnen) der Sterne und führe auch dich gnädig. Du bist arm und klein, doch kannst du mir dadurch danken, daß du immer ein treues Kind bleibst.)

b) Vergleiche das Kind und Gott! (Das Kind ist unter, Gott über den Sternen. Gott ist im Lichte, das Kind im Dunkel; das Kind klein und arm, Gott groß und reich. Das Kind betet, und Gott erhört; das Kind schläft, und Gott wacht. Das Kind sucht Hilfe, und Gott gewährt sie. Gott ist gütig, das Kind dankbar.)

c) Setze zu jedem Hauptworte ein passendes Eigenschaftswort! (Der hohe Himmel, die blinkenden Sterne, das tiefe Dunkel, das helle Auge Gottes, die dunkle Nacht, die unbekannten Wege, der gütige Gott, das treue Kindlein.)

3. Auswendiglernen und Vortrag des Gedichtes. P.

32. Wo wohnt der liebe Gott?*)

W. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Anhang, S. 23.

1. Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
Wie fest er steht so lange Zeit,
Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
Daß ihn kein Mensch erfassen kann;
Und sieh der Sterne goldnen Schein,
Gleich als viel tausend Fensterlein!
Das ist des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er drin und schaut heraus
Und schaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder.

2. Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald;
Die Berge sieh zum Himmel gehn,
Die Felsen, die wie Säulen stehn,
Der Bäume ragende Gestalt!
Horch, wie es in den Wipfeln rauscht,
Horch, wie's im stillen Thale lauscht!
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.

3. Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin;
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
Wie lieb und traut, und doch wie bang!
Wie singen sie mit frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
Drum kommen sie von fern und nah,
Hier vor sein Angesicht zu treten,
Zu flehn, zu danken, anzubeten.

---

*) Die Erläuterung dieser herrlichen Dichtung ist so gehalten, daß sie für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule auf allen Stufen ausreicht.

4. Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohlgefällt,
So wählet in der weiten Welt
Er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O, halt das deine fromm und rein,
So wählt er's auch zur Wohnung sein
Und kommt mit seinen Himmelsfreuden
Und wird nie wieder von dir scheiden!

I. **Vorbereitung.** In einem Büchlein, das ein großer Freund der Kinder geschrieben, wird überaus anmutig erzählt, „wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntnis Gottes kam".

Der Sohn eines Grafen, Heinrich, wurde, erst wenige Monate alt, in Abwesenheit der Eltern von bösen Zigeunern geraubt und in eine dunkle Höhle gebracht, in der sie das Kind jahrelang gefangen hielten. Da gelang es ihm eines Tages — es war inzwischen sieben Jahre alt geworden — jener Wohnung des Schreckens zu entrinnen. „Wie es ihm aber war," erzählt der Verfasser des Büchleins, „als es nun das erste Mal unter Gottes schönem, blauem Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge dastand, das kann keine Zunge aussprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen, und der Morgenhimmel glänzte wie Glut, und auf Wald und Gebirg schwebte ein rötlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel sangen. Unten im Thale ruht ein heller See, in welchem sich das Morgenrot und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abspiegelten. Heinrich war vor Erstaunen außer sich. Endlich rief er: „Wohin bin ich doch gekommen? Wie weit, wie unermeßlich weit ist es um mich her! Und o, wie schön, wie herrlich ist alles!" —

Ein Jüngling, so wird dann weiter erzählt, findet den Knaben und bringt ihn in eine Einsiedelei, deren Bewohner, ein ehrwürdiger Greis, ihn liebevoll bei sich aufnimmt. Hier nun lernt er im Anschauen der Natur und von dem Greise sorglich unterrichtet, die Größe, Schönheit und weise Einrichtung der Welt kennen, und lebhaft gerührt von den Segnungen, die er überall, zumal auch an sich selbst, dem es nun so wohl ging, wahrnahm, brannte er von Wißbegierde, zu erfahren, wer denn der große Wohlthäter sei, von dem das alles herrühre. Jetzt war der große Augenblick gekommen, da der Greis zu dem Knaben von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Heinrich hörte dem frommen Alten mit gespannter Aufmerksamkeit zu und verwandte kein Auge von ihm. Inzwischen brach die Nacht herein. Es herrschte eine feierliche Stille ringsum; kein Blättchen der Bäume regte sich. Ein neues, noch nie empfundenes Gefühl, das Gefühl der Andacht, regte sich in Heinrichs Herzen, und tiefgerührt fragte er den Greis mit fast bebender Stimme: „Wo wohnt denn aber dieser liebe, gute Gott?"

Nun, liebe Kinder, was der fromme Alte dem Knaben hierauf erwiderte, das war das nämliche, was uns ein Dichter unsrer Tage auf die gleiche Frage in obigem Gedichte zur Antwort giebt.

II. **Vermittlung.** Vorlesen des Gedichtes und Abfragen des Inhalts unter Hinzufügung knapper Wort- und Sacherklärungen. („Traut“, „lauschen“ ꝛc.)

III. **Vertiefung.** Die viermal auftretende Frage: „Wo wohnt der liebe Gott?“ wird vierfach verschieden beantwortet. Die Gesamtantwort lautet: „Gott wohnet überall und offenbart sich auch überall.“ Die Art dieser Offenbarung ist jedoch eine verschiedene, und hieraus ergiebt sich

a) die Gliederung des Gedichts in vier Teile.

1. Gott wohnt im Himmel. Der Dichter weist hin auf die blaue Farbe des Himmels: ein Bild der Treue Gottes*); auf des Himmels Festigkeit und Dauer: ein Bild der Unveränderlichkeit und Ewigkeit Gottes; auf die Höhe und Wölbung des Himmels: ein Bild der Erhabenheit und schützenden Allmacht Gottes; auf die Ausdehnung des Himmels: ein Bild der Allgegenwart und Unermeßlichkeit Gottes, den wir nicht zu begreifen vermögen mit unserem Verstande. Dies Haus (Wohnhaus) Gottes hat nun aber auch hellglänzende Fenster, nämlich die goldnen Sterne, durch welche er liebevoll und gütig auf die Menschen herniederschaut, die alle seine Kinder und daher untereinander Brüder sind.

Wo wohnt der liebe Gott?
Im Himmel wohnt der liebe Gott,
Der hat Äugelein;
Sonn' und Mond sind seine Äugelein,
Die Sterne sind seine Äugelein,
Die schauen mir ins Herz hinein.

(Volkslied.)

2. Gott wohnt auch im Walde. Der Dichter fordert uns auf, in den Wald hinauszugehen. Im Walde, wie er in Gebirgen sich findet, herrscht Dunkel, den Anblick des lichten, klaren Himmels verwehrend. Dafür sehen wir dort Felsen gleich Säulen, sowie Bäume gar stattlich hoch emporragen und hören, wie es in den Wipfeln der letzteren rauscht. Das Lauschen („im Thale“) ist die gespannte, scharfe Aufmerksamkeit auf Verborgenes, Heimliches oder Geheimnisvolles, wie es uns eben hier in der Stille des Thales, dort im Rauschen der Baumwipfel und (s. o.) im Dunkel des Waldes entgegentritt: nämlich das geheimnisvolle Wesen Gottes selbst.

---

*) Siehe dagegen: Brümmer, Der poetische Lesestoff. Berlin, Stubenrauch, 1872. Dort wird der tiefblaue, klare und reine Himmel als Bild des reinen, heiligen Gottes hingestellt, und es empfiehlt sich auch diese Auffassung.

„Wo's bald so stille lauschet,
Bald wunderseltsam rauschet,
Bald süß und süßer spielt und kost,
Bald wild und wilder saust und tost:
Im Wald, im Wald,
Da ist mein liebster Aufenthalt.“
(C. Chr. Tenner, geb. 1791.)

Kein Wunder, daß unser Herz unter den mächtigen Eindrücken solcher Wahrnehmungen lebhafter schlägt, indem es die Gegenwart Gottes im Walde verspürt. Unsichtbar umgiebt er uns dort; es ist, als ob im Walde (mehr noch als sonst irgendwo) sein Odem uns umwehe.

3. Gott wohnt auch in der Kirche. Der Dichter läßt uns jetzt durch das Geläute der Glocken in die Wohnung Gottes rufen, deren Name: „Kirche“ wörtlich „Haus des Herrn, Gotteshaus“ bedeutet. (Pred. Sal. 4, 17 Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest 2c.) Dort herrschen feierliche Stille und Ernst, die zu andächtigem Beten, „zum Gebet aus tiefer Brust“ erforderlich sind, und dabei ist der Gedanke an die Nähe des heiligen Gottes an dieser ihm geweihten Stätte zugleich auch wohlgeeignet, uns mit Bangigkeit (hier: innerliche Beengung oder Beklommenheit aus frommer Scheu) zu erfüllen. Trotzdem nennt das Gedicht die Kirche aber auch „freundlich“, und daher ist sie uns lieb, eine Stätte, der wir innig zugeneigt sind wie einem trauten Freunde. Wir sind vertraut mit ihr, fühlen uns heimisch in ihr. Dies der Grund, weshalb wir im Gotteshause zugleich auch fromm und in Gott fröhlich singen. Ja, aus Nähe und Ferne eilt die Menge herbei, um an dieser heiligen Stätte, vor dem Angesichte Gottes zu beten (Hilfe und Segen zu erflehen) und in Liedern ihn zu loben, ihm zu danken.

„Vater, laß in allen Nöten
Mich voll Inbrunst zu dir beten;
Dich zu loben sei mein Ruhm,
Meine Lust dein Heiligtum!“ (C. G. Pfeffel.)

4. Gott wohnt überall; denn: „die ganze Schöpfung ist sein Haus.“ Von seiner Allgegenwart sagt Jeremias (23, 23): „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist 2c.“, und der Psalmist (139, 7 ff.) „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? 2c.“ — Wie ist aber die Welt so groß und so weit! Und steht nicht in der heiligen Schrift sogar geschrieben: „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel mögen dich nicht versorgen (fassen)?“ (1. Kön. 8, 27 und 2. Chron. 6, 18.) — Indes schließt alles dies nicht aus, daß Gott, so er anders will, auch in eine so enge Kammer, wie sie das kleine Menschenherz ist, hineinzieht und dort wohnt. Freilich wählt er nur fromm und rein gehaltene, also ihm geweihte, keusche Herzen zu seiner Wohnung, die er aber dann mit hoher, heiliger Freude erfüllt und zwar auf die Dauer.

„Nimm ganz, o Gott, zum Tempel ein
Mein Herz hier in der Zeit;
Ja, laß es deine Wohnung sein
In alle Ewigkeit.“ J. C. Schade († 1698).

b) Nachweis der Hauptgedanken des Gedichtes. 1. Gott sieht uns überall, so weit der Himmel sich erstreckt. (Str. 1.)

2. Wir sehen ihn nicht, ahnen jedoch und fühlen seine Nähe im Tempel der Natur. (Str. 2.)

3. Laßt uns gern ihm nahen, zumal im Gotteshause! (Str. 3.)

4. Sorgen wir für ein Herz, würdig, von Gott zur Wohnung erkoren zu werden! (Str. 4.)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben, wie sie der Gedanke an des heiligen Gottes Allgegenwart und Allwissenheit nahe legt.

Hierbei Hinweis auf die bekannte Erzählung (von Chr. Schmid und W. Hey): „Gott ist überall.“ Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen und es uns recht wohl schmecken lassen!“ Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es niemand sieht, will ich mitthun“ ꝛc. Schluß: „Sind auch Vater, Mutter weit, Gott ist bei dir allezeit, daß du ja kein Unrecht übest und sein Vaterherz betrübest!“ — Desgleichen: „Es müsse, was ich thu', stets auf der Probe stehn: Gott sieht's, Gott hört's, Gott straft's; ihm kann es nicht entgehn.“ (J. Olearius.)

Das Bewußtsein von der Nähe Gottes ist aber auch tröstlich. „O drück, Allgegenwärtiger, dies tief in meine Seele, daß, wo ich bin, nur dich, o Herr, mein Herz zur Zuflucht wähle; daß ich dein heilig Auge scheu' und dir zu dienen eifrig sei!“ (C. C. Sturm.)

2. Rede- und Stilübungen. Auswendiglernen und Vortrag des Gedichts. Mündliche (und teilweise auch wohl schriftliche) Wiedergabe des Inhalts in schlichten Sätzen.

Zu Vergleichungen (mündlich) bietet sich endlich noch folgendes Gedichtchen dar:

Siehst du? Schon steckt dort oben Gott seine Lichter an,
Damit das Kind auch abends den Himmel sehen kann;
Den schönen, blauen Himmel mit seinem goldnen Mond,
Wo mit den lieben Engeln der ew'ge Vater wohnt.
Und wie die hellen Sterne so freundlich und so licht,
So schaut er selbst hernieder mit mildem Angesicht.
Die Himmelslichter glänzen hindurch die ganze Nacht.
Leg dich nur still zu Bette: der Vater oben wacht. (Volkslied.)

Franz Knauth.

33. Drei Paar und Einer.

Friedrich Rückert, Gedichte. Frankfurt a. M. 1841. S. 541.

1. Du hast zwei Ohren und
Einen Mund. Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig drauf sagen.

2. Du hast zwei Augen und
Einen Mund. Mach dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen und
Manches verschweigen.

3. Du hast zwei Hände und
Einen Mund. Lern es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und
Einer zum Essen.

I. **Vorbereitung.** Ein Vater, eine Mutter oder auch ein Lehrer wollen durch dieses Gedicht ihr Kind oder ihren Schüler belehren, daß Gott schon durch die verschiedenen Gaben, die er dem Menschen verliehen, auch zugleich den rechten Gebrauch derselben angedeutet hat.

1. Str. Du hast zwei Ohren. Das menschliche Ohr ist vornehmlich das Organ, durch welches wir die Worte, d. i. die verlautbarten Vorstellungen anderer, in unsern Geist aufnehmen sollen. Ohne Vorstellung kein Denken, aber ohne Wort auch keine klare, bleibende Vorstellung. Ohne Hören der Worte kein Lernen; also du sollst doppelt soviel lernen als sprechen; denn du hast nur einen Mund.

2. Str. Du hast zwei Augen. Der Blinde hört sehr viele Worte und kann doch in seinem Geiste keine Vorstellung, keinen Begriff damit verbinden, weil ihm das Augenlicht, die Anschauung mangelt. Die allermeisten Vorstellungen und Begriffe von den Dingen, Thätigkeiten und Merkmalen werden unserm Geiste durch das Auge, das Anschauen zugeführt. Ohne Anschauung kein Begriff, kein Lernen: also du sollst doppelt so viel sehen und lernen als sprechen und sagen, ja manches sogar verschweigen; denn du hast nur einen Mund.

3. Str. Du hast zwei Hände. Die Hände sind da zum Arbeiten, zum Schaffen und Verdienen; der Mund zur Aufnahme von Speise und Trank; also du sollst doppelt so viel verdienen, als du zu deiner Nahrung bedarfst, denn du hast außerdem noch andere Bedürfnisse zu befriedigen, sollst auf einen Spar- und Notpfennig halten und für die Notdurft und die Leiden deiner Nächsten auch jederzeit eine Spende und Gabe opfern.

II. **Vertiefung.** 1. Gegensätze. Die drei Paare und der Eine. Hören und sehen, also lernen und sprechen; arbeiten und essen; verdienen und verzehren; schaffen und genießen.

2. Grundgedanke: Lernen und schaffen sind doppelt so wichtig als sprechen und essen.

3. Schönheiten des Gedichts. Die drei Strophen des Gedichts zeigen nach Form und Inhalt eine auffallende Harmonie: 1. In jeder derselben wird ein Gliederpaar unsres Körpers (Augen, Ohren, Hände) einem einzelnen Gliede gegenübergestellt (dem Munde). 2. Hierauf richtet der Dichter eine Mahnung an uns: a) Klage nicht darüber, sondern sei

dem Schöpfer dafür dankbar! b) Mach dir's zu eigen! Behalte es im Gedächtnis, beherzige es! c) Lern es ermessen! = verstehen, begreifen und danach thun! 3. Endlich wird aus dem Gegensatze eine Lehre gefolgert, mit welcher jede Strophe abschließt. 4. Ein besonderes Gewicht wird hier auf das Bindewort und gelegt, und daher muß dasselbe beim Lesen und Sprechen des Gedichtes betont werden. Es soll dadurch die Spannung erhöht und muß deshalb, wie nach einem Gedankenstriche, eine kleine Pause gemacht werden.

III. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung. Bilde Geist und Herz aus, so viel du kannst! Halte deine Zunge im Zaum! Sei kein Schwätzer! Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst! Schaffe und arbeite mehr, als der Mund braucht! Deine Einnahme muß immer größer sein als deine Ausgabe. Nicht zum Genießen, sondern zum Wirken und Schaffen sind wir auf Erden.

2. Auswendiglernen und Vortrag. R. D.

34. Was ich habe.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang, S. 3.

1. Zwei Augen hab' ich, klar und hell,
Die drehn sich nach allen Seiten schnell,
Die sehn alle Blümchen, Baum und Strauch
Und den hohen, blauen Himmel auch.
Die setzte der liebe Gott mir ein,
Und was ich kann sehen, ist alles sein.

2. Zwei Ohren sind mir gewachsen an,
Damit ich alles hören kann,
Wenn meine liebe Mutter spricht:
„Kind, folge mir und thu das nicht!" —,
Wenn der Vater ruft: „Komm her geschwind,
Ich habe dich lieb, mein gutes Kind!"

3. Einen Mund, einen Mund hab' ich auch;
Davon weiß ich gar guten Gebrauch,
Kann nach so vielen Dingen fragen,
Kann alle meine Gedanken sagen,
Kann lachen und singen, kann beten und loben
Den lieben Gott im Himmel droben.

4. Hier eine Hand und da eine Hand,
Die rechte und die linke sind sie genannt;
Fünf Finger an jeder, die greifen und fassen;
Jetzt will ich sie nur noch spielen lassen.
Doch wenn ich erst groß bin und was lerne,
Dann arbeiten sie alle auch gar gerne.

5. Füße hab' ich, die können stehn,
Können zu Vater und Mutter gehn,
Und will es mit dem Laufen und Springen
Nicht immer so gut, wie ich's möchte, gelingen,
Thut nichts; wenn sie nur erst größer sind,
Dann geht es noch einmal so geschwind.

6. Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust,
So klein und klopft doch so voller Lust,
Und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr.
Und wißt ihr, wo ich das Herz hab' her?
Das hat mir der liebe Gott gegeben,
Das Herz und die Liebe und auch das Leben.

I. **Vorbereitung.** Dort sitzt ein Knabe auf dem Schoße der Mutter. Er ist freilich fast schon zu groß und zu alt dazu, denn er besucht ja bereits seit einem Jahre die Schule, und eben heute ist sein siebenter Geburtstag. Aber gerade aus letzterem Grunde hat Mütterchen den lieben Knaben jetzt an ihre Brust gezogen, ihm von Herzen Glück gewünscht zu seinem Wiegenfeste, dann mit einem hübschen Bilderbuche ihn beschenkt und endlich sich auch von ihm versprechen lassen, stets recht artig und fleißig zu sein. Der Knabe dankt der guten Mutter hocherfreut für das schöne Angebinde, und nachdem beide hierauf die Bilder in dem Buche besehen und die Verschen darunter gelesen haben, stoßen sie ganz zuletzt auf ein längeres Gedichtchen, das dem Knaben, obwohl kein Bildchen beigefügt ist, dennoch die allergrößte Freude macht. Er sieht nämlich sich selbst darin abgemalt, wie er leibt und lebt, und jedes Wort in dem Liedchen ist ihm, wie man zu sagen pflegt, aus der Seele gesprochen. Und so liest er denn das Gedicht immer und immer wieder, bis er es zuletzt auswendig kann. Wollt ihr es hören? Ich besitze jenes Büchelchen auch; hier ist es, und so will ich euch denn das Gedichtchen daraus vorlesen.

II. **Vermittlung.** Abfragen des Inhalts nebst kurzer Wort- und Sacherklärung.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. In dem Gedichte ist von Gliedern des menschlichen Leibes (Gliedmaßen und Sinneswerkzeugen) die Rede; jedoch nicht von allen, sondern nur von einigen, die freilich die wichtigsten sind.

So zunächst:

a) von den Augen, deren Zahl, Beschaffenheit („klar und hell") und freudebringende Thätigkeit, auf die Nähe (Erde) und Ferne (Himmel) sich erstreckend, mit dem Hinweise darauf vorgeführt werden, daß Gott sie uns geschenkt, dem alles gehört, was wir sehen. — Weiter ist die Rede

b) von den Ohren, nach Zahl, Beschaffenheit („fest angewachsen" im Gegensatz zu den beweglichen Augen) und nächstem Gebrauche, nämlich: Ermahnungen und (bei Folgsamkeit!) das Lob der Eltern zu vernehmen. Dann wird erzählt

c) von dem Munde, dessen guter (richtiger) Gebrauch vornehmlich darin bestehe, daß die Kinder nach den (wissenswürdigen!) Dingen, die sie noch nicht kennen, sich hübsch erkundigen sollen. Zugleich aber setzt er sie auch in den Stand, ihre Gedanken, Empfindungen und Gefühle, wie beispielsweise die Freude durch Lachen, ja wohl auch durch Singen

auszudrücken, und endlich alles, was sonst in ihrem Innern sie bewegt, dem lieben Gott im Gebete vorzutragen, insbesondere aber ihn zu loben, der unseren Leib so künstlich und fein hat bereitet. Ferner redet das Gedicht

d) von den Händen, auf deren Zahl, Benennung und durch die Finger vermittelten Gebrauch zum Spiel (in der Gegenwart) und zu williger Arbeit (in der Zukunft) hingewiesen wird. Noch aber weiß das Gedicht auch

e) von den Füßen zu erzählen, wie sie, zwei an der Zahl, ermöglichen, daß das Kind stehen und zu Vater und Mutter hingehen, ja auch schon laufen und springen kann. Letzteres beides werde später noch besser von statten gehen als je zuweilen jetzt. Endlich sagt das Gedicht

f) vom Herzen, daß das Kind dasselbe „in der Brust“, will sagen, in seinem Innern (also nicht außen am Körper wie die Augen &c.) habe, wo es, zwar den Blicken entzogen und überdies gar klein, doch durch sein Klopfen (Schlagen) verspürt werde.

Aus dem Herzen strömt das Blut durch die Adern in den ganzen Körper, der auf diese Weise ernährt und erhalten wird. Wenn das Herz aufhört zu klopfen, so hört der Mensch auf zu leben. Man sagt daher, das Herz sei der Sitz des Lebens (cf. das Gedicht).

Im Herzen*) wohnt aber auch die Liebe zu den Eltern, die das Kind so beglückt und ihm Freuden bereitet, wie sie weder Auge noch Ohr &c. ihm gewähren können. Und siehe, auch dies Herz mit „Liebe“ und „Leben“ ist eine Gottesgabe! —

2. Zusammenfassung. Der liebe Gott ist unser größter Wohlthäter. Alles, was wir sind und haben, verdanken wir seiner Vatergüte. Nach Leib und Seele, Wunderwerken seiner Hand, sind die Menschen verpflichtet, dessen stets freudig eingedenk zu sein; und wie solches auch schon seitens der Kinder geschehen soll und kann, zeigt vorstehendes Gedicht.

IV. **Verwertung.** 1. Für die Grammatik. — Höchstens durch die Hindeutung auf den an jenen Stellen: „Kann nach so vielen Dingen fragen &c.“ fehlenden Satzteil „ich“, der ergänzend hinzugedacht werden muß.

2. Für die Stilübungen. a) Nachdem das Gedicht memoriert worden ist, erfolge mündlich (teilweise auch wohl schriftlich) die kaum irgend welche Schwierigkeiten bietende Wiedergabe des Inhalts in Prosa. b) Vergleichung (mündlich) mit dem Gedichte von Rückert: „Drei Paare und Einer.“ (Nr. 33).

*) Während in den ersten Zeilen der sechsten Strophe mit dem Wort „Herz“ das Hauptorgan des Blutumlaufs gemeint ist, wird von Zeile 3 an der Begriff Gemüt, Sitz der Gefühle damit verbunden. Doch gehört diese Erörterung natürlich nicht vor die Kinder der Unterstufe.

3. Für den Anschauungsunterricht. Besprechung des Baues der Augen sowie ihrer Bestimmung und ihrer Pflege unsererseits, jedoch überall nur kurz.

4. Für den Religionsunterricht. a) Wertschätzung gesunder Glieder und Pflichten gegen Gebrechliche. „Das Auge ist des Leibes Licht“ und darum der edelste und schönste Teil des menschlichen Körpers. Wie unglücklich sind doch die Blinden! Sie entbehren der vielen Freuden, die uns Gott durch den Anblick der Natur gewährt. Der liebe Heiland erbarmte sich der armen Blinden, also ist das Gleiche auch unsere Pflicht.

So folge mit Bezug auf das Ohr und Mund (Taube, Taubstumme) sowie auf Krüppel aller Art der Hinweis auf den Vorzug der Gesunden vor ihnen und auf die Pflicht jener gegen diese.

b) Das Kind und die Eltern — cf. Viertes Gebot.

c) Dankbarkeit gegen Gott. Dazu:

„Alles, was ich bin und habe,
Kommt, o lieber Gott, von dir.
Du giebst jede gute Gabe,
Jede Freude schenkst du mir.
Du, mein Gott, hast mir das Leben,
Hast die Eltern mir gegeben,
Giebst durch sie mir Trank und Speise,
Thust mir wohl auf alle Weise.
Du, der so viel Gutes thut,
Ach, wie bist du doch so gut!“

Franz Knauth.

35. Hans und die Spatzen.

Rud. Löwenstein, Kindergarten. 2. Aufl. Berlin o. J. S. 23.

1. Ach, Vater, sprich: wie fang' ich's an,
„Daß ich die Spatzen fangen kann?
— die Spatzen!“ —

2. Der Vater spricht: „So streu, mein Hans,
Hübsch Salz den Spatzen auf den Schwanz!
— den Spatzen!“ —

3. Drauf nimmt er eine Hand voll Salz
Und lauert mit gestrecktem Hals
— auf Spatzen! —

4. Und als der erste sich gesetzt,
Schleicht er heran: „Dich krieg' ich jetzt,
— dich Spatzen!“ —

5. Das Spätzlein aber flog, husch, husch!
Hinweg zum nächsten Lindenbusch.
— Ach Spatzen! —

6. „Sie halten, Vater, ja nicht still,
Wenn ich das Salz hinstreuen will —
— die Spatzen!“ —

7. „So laß die Spatzen, Hans, in Ruh' —
Sie sind halt klüger doch als du —
— die Spatzen!“ —

I. **Vorbereitung.** Ein Vater und sein Söhnlein Hans sehen aus dem Fenster und bemerken auf dem Dache des Nachbarhauses und auf dem Zaune viele Sperlinge oder Spatzen. Hans möchte gern einige fangen, ihnen die Flügel beschneiden und sie dann in der Stube umherhüpfen lassen. Er fragt den Vater, wie er's machen müsse, um die Spatzen zu fangen. Dieser sagt ihm ein spaßhaftes Mittel. Der einfältige Hans wendet es an und wird ausgelacht. (Lesen des Gedichts!)

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Gedicht führt uns in eine Dorfstraße. An einem Fenster steht ein Mann, schaut hinaus und lächelt.

Vor der Thür setzt sich ein Sperling nieder und guckt sich vorsichtig um. Hinter der Thür steht ein Knabe und hält in der erhobenen Hand Salz, um es dem Sperling auf den Schwanz zu streuen. Gegenüber auf einem Dache sitzen viele Sperlinge. Neben dem Nachbarhause ist ein Garten, den eine lebendige Hecke (Zaun) umgiebt. Ein Lindenbusch ragt über die anderen Gebüsche empor.

2. Personen. Hans ist jung und einfältig, fragt den Vater, glaubt seiner spöttischen Antwort, nimmt Salz, lauert auf Spatzen, schleicht an einen heran, wird ärgerlich, als derselbe fortfliegt, und wird vom Vater verspottet. Der Vater giebt dem Knaben einen spöttischen Rat, um sein Nachdenken zu prüfen und um ihm seine Ungeschicklichkeit zu zeigen. Die Spatzen sind freßgierig, zudringlich, vorsichtig und klug. Einer fliegt heran, bemerkt den Knaben und fliegt fort.

3. Gedankengang. Str. 1. Hans will Spatzen haben. Str. 2. Der Vater sagt ihm ein lächerliches Mittel zum Spatzenfang. Str. 3. Hans glaubt es, Str. 4 wendet es ohne Überlegung an, Str. 5 findet es erfolglos, Str. 6 klagt es dem Vater, Str. 7 und wird zurecht gewiesen. Ein Handeln ohne Überlegung ist erfolglos und lächerlich.

4. Schönheiten in der Form. Der Vater spricht im Spaß, der Sohn handelt im Ernst. Jede Strophe endet mit „Spatzen", gleichsam um den einfältigen Tropf auszuspotten und ihm „Schaberübchen" mit den beiden Zeigefingern zu machen. Das Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn macht das Gedicht lebhaft.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Fange nichts an, wozu dir Klugheit und Geschick fehlen! Bezähme deine Begierden! Wünsche und wolle nichts, was du nicht ausführen kannst! Wer Dummes macht, wird ausgelacht. List geht über Gewalt. Blinder Eifer schadet nur. Zum „Kriegen" gehören zwei.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes und Vergleichungen. a) Die Streiche der Schildbürger, Schöppenstedter und Till Eulenspiegels. Der Hausherr und die Katzen. Ein Sperling in der Hand —. Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? — Es giebt thörichte Menschen, die glauben, man könne Diebe durch Zaubermittel fest machen, daß sie auf einer Stelle stehen bleiben müssen.

b) Vergleiche damit das Goethesche Gedicht (aus „Götz von Berlichingen". Werke, Stuttgart 1840. IX, 94)!

Es fing ein Knab' ein Vögelein, ha, ha!
Da lacht er in den Käfig hinein, hm, hm! So, so! Ha, ha!
Der freut sich traun so läppisch! Ha, ha!
Und griff hinein so täppisch. Hm, hm! So, so! Ha, ha!
Da flog das Meislein auf ein Haus, hm, hm!
Und lachte den dummen Buben aus. Hm, hm! So, so! Ha, ha!

Hans wollte Spatzen fangen; der Knabe fing wirklich ein Vögelein. Hans wollte sie in die Stube thun; der Knabe steckte es in einen Käfig

oder Vogelbauer. Hans ist in seiner Begierde einfältig, der Knabe in seiner Freude läppisch, d. h. albern wie ein Laffe oder Lappe. Hans öffnet die Hand, um durch Salzstreuen den Spatz zu fangen; der Knabe greift täppisch, d. h. ungeschickt tappend, in den offenen Käfig, um den Vogel in die Hand zu nehmen. Der Spatz flog fort auf den Lindenbusch, der Vogel auf ein Haus. Hans wird von seinem Vater, der Knabe von dem Vogel ausgelacht. Die fortwährende Wiederholung von „Spatzen" drückt erst Begier und Siegesweisheit und dann Spott aus. Das „Ha, ha!" bedeutet erst den Siegesjubel des Knaben und dann den Spott des entwischten Vogels über den dummen Burschen.

3. Rede- und Stilübungen. a) Was ist's mit den Spatzen in jeder Strophe? b) Warum handelt Hans einfältig, und worin liegt der Spott des Vaters? (Wenn ich einem Sperling so nahe bin, daß ich Salz auf seinen Schwanz streuen kann, so ist er schon so gut wie gefangen. Das Salz in der Hand hindert aber am Zugreifen, hält den Sperling nicht wie ein Zaubermittel fest, sondern scheucht ihn fort.) c) Wende das Sprichwort an: Zum „Kriegen" gehören zwei! P.

36. A. Küchlein.

W. Hey, 50 Fabeln für Kinder.

Die Henne spricht: „Küchlein, Küchlein, leichtsinnig Kind!
Wohin läufst du nun wieder so geschwind?
Durchkriechst gleich alle Winkel und Ecken,
Willst immer gern etwas Neues entdecken;
Und siehst du dann deine Mutter nicht,
Gleich schreist du so kläglich, du armer Wicht."

Das Küchlein lief in den Garten hinein;
Bald hört es die Mutter ängstlich schrein.
Da sucht sie's auf mit Müh' und Not;
Vor Ängsten und Schrecken war's halb tot.
Schnell unter die Flügel kroch's ihr nun
Und denkt: Ich will's nimmermehr wieder thun!

B. Die Henne mit den Küchlein und der Habicht.

Friedrich Adolf Krummacher, Apologen und Paramythien. Duisburg und Essen 1870. S. 180. (Gekürzt.)

1. Einst führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne
Auf das Feld, und sorgenleer
Lief das Häuflein um sie her
Und scharret in dem gelben Sand,
Voll Freuden, wenn's ein Körnlein
fand.

2. Urplötzlich rief die Henne:
„O ihr Kindlein, kommt zur Tenne!
Hurtig! Eilet! denn ich seh'
Dort den Habicht in der Höh'!" —
Das Häuflein lief zum Scheunenthor
Und schaute in die Luft empor.

3. O! rief darauf das eine
Zu dem andern: Ist's das kleine
Pünktchen, das dort oben schwebt?
Und die Mutter drum erhebt
Solch Geschrei! Was fällt ihr ein?
Ein Käfer scheint es nur zu sein!

4. Auf raschem Gefieder
Schwang der Habicht sich hernieder
Auf die kleine, bange Schar.
Nun erst sahn sie die Gefahr.
Die Mutter gluchzte hier und dort;
Umsonst, er riß zwei Küchlein fort.

I. **Vergleichung.** Beide Gedichte zeigen uns eine Henne (Glucke) mit ihren Kindern, den Küchlein. Die erste hat es besonders mit einem, die andere mit allen Küchlein zu thun. Die erste scharrt auf dem Miste des Hofes; die andere führt ihr Völkchen aus der Scheunentenne auf das Feld, wo sie im gelben Sande nach Körnern kratzen. Beide Hennen warnen ihre Kinder vor Gefahren, die erste vor dem Verirren, die zweite vor dem Habicht, einem Raubvogel. Die erste merkt, wie das leichtsinnige, neugierige Kind in allerlei Winkel und Ecken kriecht; leicht kann es stecken bleiben oder vom Iltis, Marder oder der Katze weggefangen werden. Die zweite bemerkt in der Luft den Habicht als schwarzes Pünktchen, aber sie weiß, daß er den Küchlein nachstellt und rasch herabschießen kann. Die erste schilt das Küchlein und will es dadurch bei den übrigen festhalten. Die andere ruft die Küchlein mit lauter und angstvoller Stimme zusammen und eilt mit ihnen durch das Scheunenthor auf die Tenne. Das erste Küchlein ist neugierig und ungehorsam und verirrt sich darum im Garten. Die Küchlein auf dem Felde folgen zwar dem Rufe der Mutter, aber ungern. Sie lachen leichtfertig über die Sorgen der Mutter, die aus einem Käfer einen großen Raubvogel machen will, verlassen das sichere Gefieder der Mutter, laufen von der Tenne und schauen ungläubig in die Luft. Sie sind ungehorsam wie jenes einzelne Küchlein und werden dafür gestraft. Das einzelne schreit vor Angst und ist halbtot vor Schrecken. Die Schar schrickt zusammen, als der Raubvogel niederrauscht, und ist wie gelähmt vor Schreck. Beide Hennen rufen (gluchzen) voll Angst und Liebe nach den ungehorsamen Kindern. Das verirrte Kind wird gerettet, von der Schar werden zwei durch die scharfen Krallen des Habichts zerrissen und fortgetragen. Jenes wird die Angst, diese der Verlust vorsichtig und gehorsam machen. Durch Schaden wird man klug. Wer nicht hören will, muß fühlen.

II. **Aufgaben.** a) Wie unterscheiden sich die Küchlein von der Henne? b) Welche Gefahren drohen den Küchlein? c) Worin besteht die Muttersorge der Hennen? d) Was hat jedes Gedicht besonders? (In dem ersten stöbert ein neugieriges Küchlein überall umher. Es verirrt sich im Garten, wird von der Mutter gesucht, halbtot vor Schrecken gefunden und gerettet. Es gelobt Besserung. Im zweiten Gedichte sehen wir die lustige Futtersuche im Felde, die Warnung der Mutter vor dem Habicht, den Unglauben und Leichtsinn der Kinder und den Tod zweier Küchlein.) e) Vergleiche das Abendgebet: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein! —“ mit dem zweiten Gedichte! (Jesus = Henne; sein Schutz in der Nacht — die Flügel der Henne; Kinder — Küchlein; Satan — Habicht; Sünde und Verderben — verschlingen; Gesang der Engel — das Rufen der Henne.)

P.

37. Gänschen.

Wilh. Hey, Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 47.

Kind: „Gänschen, ein armes Kind bist du.
Sprich, warum hast du nicht Strümpf' und Schuh?"
Gänschen: „Freilich, die könntest du mir wohl schenken;
Aber da kommt mir ein Bedenken:
Wenn ich damit nun ins Wasser ginge,
Würden nicht naß die schönen Dinge?"

Ihm mochte der Bach viel lieber sein;
Mit bedächtigem Schritt trat's mitten hinein.
Bald ist's geschwommen und bald gegangen
Und hatte weiter gar kein Verlangen.
Es blieb darin stehen Tag und Nacht,
Hat nicht an Schuhe noch Strümpfe gedacht.

I. **Vermittlung.** 1. Gänschen, ein armes Kind bist du. Warum? Du hast nicht Strümpfe und Schuhe. Du mußt, gleich ganz armen Kindern, barfuß gehen. Siehe meine schönen Ringelstrümpfe und meine hübschen Schnürschuhe! 2. Freilich drückt die Zustimmung, die Bejahung aus: Ja wohl! Allerdings! So ist es! 3. — mir wohl schenken enthält eine Bitte der Gans an das Kind. 4. — ein Bedenken (= ein Hinderungsgrund, dabei ist ein Aber). Nein, es geht doch nicht, weil, wenn ich ins Wasser ginge, Schuhe und Strümpfe naß würden. Und ins Wasser muß ich gehen. 5. — der Bach viel lieber sein = der Bach, das Wasser ist ja sein Element, in welchem es nur leben kann. 6. — weiter gar kein Verlangen, d. i. keinen Wunsch, kein Begehren. 7. — darin stehen, nämlich im Wasser, und darauf schwimmen. 8. — Tag und Nacht, besser vom Morgen bis zum Abend, und hat nimmer wieder an Schuhe und Strümpfe gedacht = nach denselben verlangt oder danach Verlangen getragen.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handluug. Das Gespräch zwischen dem Knaben und dem Gänschen fand an einem schönen Sommertage statt. Der Knabe stand am Ufer eines klaren, breiten Baches. Das Gänschen watete und schwamm abwechselnd im Wasser.

2. Die Gans ist ein Bild der Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit.

3. Entwickelung des Hauptgedankens. Entbehre gern, was du deiner Natur und deinem Stande nach nicht bedarfst und daher leicht entbehren kannst!

III. **Verwertung.** 1. Lesen des Gedichts von 3 Schülern. 2. Die Gans im Sprichworte: Die Gänse gehen überall barfuß. — Wer kann allen Gänsen Schuhe machen! — Es flog ein Gänslein übers Meer und kam als Gigack wieder her. — Wenn eine Gans trinkt, trinken sie alle. — Mit den Gänsen soll man trinken, aber nicht essen. — Wenn die Gans das Wasser sieht, so zappelt ihr der Schwanz. — Er hält's mit den kurzen Gänsefedern. — Es ist nicht der Gänse wegen.

3. Kind und Hirschkuh. Eine Nachbildung: Ein armes

Tier bist du. Sag, warum hast du kein Geweih? Aber du hast auch kein Mützlein oder Hütlein auf dem Kopfe! Bedenken: Durch den Wald streifen. Verlieren, wie wieder aufsetzen? Die Jäger werden viel eher mich bemerken rc. R. D.

38. Die Kuh.

Angeblich von Wilhelm Hey.

Kind:	Kuh:
Kuh, die weiße Milch uns giebt,	Ach, der Fleischer ist früh gekommen,
Bist ja heute so sehr betrübt;	Hat mir mein buntes Kälbchen genommen.
Sprangst auf der grünen Wiese doch	Hetzte die bösen Hunde ihm nach,
Gestern so froh mit dem Kälbchen noch!	Gab ihm gar manchen harten Schlag.
Heute sprichst du kläglich: „Muh, muh!“	Kind darf froh bei den Eltern sein,
Sag, was fehlt dir, liebe Kuh?	Fleischer macht tot das Kälbchen mein.

I. **Vermittlung.** Das kleine Gedicht setzt das innige Vertrautsein voraus, welches auf dem Lande, überhaupt in Landwirtschaften, zwischen der Kinderwelt und den Haustieren herrscht. Das Kind des Landwirts in den Kuhstall kommend, bemerkt, daß seine Lieblingskuh heute nicht so munter wie sonst ist. Es redet daher die Kuh an: „Kuh, die du die weiße, süße Milch uns giebst*), warum bist du heute so traurig? Sag, was fehlt dir, daß du so kläglich heute dein: Muh, muh! rufst? Du sprangst doch gestern noch auf der grünen Weide so munter und lustig mit deinem Kälbchen umher.“ Die Kuh antwortet hierauf: „Ach, der Fleischer (Metzger, Schlächter, Knochenhauer) ist heut morgen gekommen, hat mein Kälbchen von mir gerissen, es hart geschlagen, mit seinem großen Hunde gehetzt und es dann gar geschlachtet. Sieh, Kind, du darfst jederzeit fröhlich bei deinen Eltern verweilen, während der Fleischer mein Kälbchen tötet. Ich bin das unglücklichste Haustier unter allen, denn meine Jungen schlachtet man, während man die der anderen verschont.“

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Frage des Kindes: Was fehlt dir heute, liebe Kuh? Du warst ja gestern noch so vergnügt. b) Antwort der Kuh: Man hat mir mein Kälbchen genommen, es mit Schlägen gequält, es mit Hunden gehetzt und endlich gar getötet. Die Menschen sind sehr ungerecht gegen mich, denn mir allein raubt man die Kinder und schlachtet sie.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften der Kuh. Sie giebt Milch; sie ist sehr betrübt; sie sprang froh; sie spricht kläglich: „Man hat mir mein Kälbchen genommen, es hart geschlagen, mit Hunden gehetzt und getötet.“

---

*) Der Satz: Kuh, die weiße Milch uns giebt, bist rc. ist strenggenommen inkorrekt. Das Kind redet die Kuh an: „Du, Kuh“; demnach ist der Attributivsatz: „die weiße Milch uns giebt“ nicht statthaft, indem es heißen müßte, „die du weiße Milch uns giebst“; hat aber das Kind die Kuh nicht angeredet, so ist zwar der Attributivsatz richtig, aber es darf nicht „bist“ folgen, denn in einem und demselben Satze kann auf ein und dasselbe Subjekt nicht gleichzeitig das Pronomen der angeredeten Person „du“ und das der besprochenen Person, hier „sie“, bezogen werden. Auf der Unterstufe lasse jedoch der Lehrer, weil hier viel zu schwierig, diesen inkorrekten Satzbau noch unerörtert.

3. Erklärung einzelner Ausdrücke: a) Sprangst auf der grünen Wiese froh mit deinem Kälbchen. Früher war es ganz allgemein, daß auf der Flur jedes Dorfes die Kühe vom Hirten auf die Weide getrieben wurden; heutzutage kommt dies nur noch selten vor, da die Kühe infolge der eingeführten Stallfütterung nicht mehr auf die Weide gebracht werden.

b) Hetzte die bösen Hunde ihm nach. Ehedem trieben die Fleischerburschen die Kälber vom Lande nach der Stadt mit großen Fleischerhunden, von welchen jene oft arg gebissen wurden. Diese Tierquälerei hat gottlob jetzt aufgehört, da allerwärts die Kälber auf Fleischerwagen zur Stadt gebracht werden.

III. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Sei auch mitleidig mit den Tieren! Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes.

2. Rede- und Stilübungen.

a) Warum hatte die Kuh wohl Ursache, gestern noch froh zu sein, und

b) Ursache, heute so traurig und betrübt zu sein?

c) Erfinde eine Nachbildung mit der Überschrift: Kind und Täubchen! Du girrtest auf dem Dache, füttertest deine Täubchen — heute sprichst du murr, murr! — Köchin — steckte sie ins Netz, riß ihnen den Kopf ab, zog alle Federn aus ꝛc. R. D.

39. Wanderlied der Störche.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder, herausg. v. Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin (Grote) 1878. S. 207.

1. Fort, fort, fort und fort
An einen andern Ort!
Nun ist vorbei die Sommerzeit,
Drum sind wir Störche jetzt bereit,
Von einem Land zum andern
Zu wandern!

2. Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Bauern, lebet wohl!
Ihr gabt zur Herberg' euer Dach
Und schütztet uns vor Ungemach;
Drum sei euch Glück und Frieden
Beschieden!

3. Du, du, du und du,
Leb wohl, du schöner Teich!
Du hast an deinen Ufern oft
Verliehn, was unser Herz gehofft,
Dein denken wir von ferne
Noch gerne.

4. Ihr, ihr, ihr und ihr,
Ihr Frösche, lebet wohl!
Ihr habt uns oft Musik gemacht
Und uns mit manchem Schmaus bedacht.
Lebt wohl, auf Wiedersehen!
Wir gehen.

I. **Vermittlung.** (Eine kurze Beschreibung des Storches und seiner Lebensweise geht der Besprechung voraus.) Str. 1. Die Störche rüsten sich zum Abschied. Fort wollen sie, an einen andern Ort, in ein anderes Land; denn die Sommerzeit ist vorüber, und es wird in der Heimat kalt. Welches Land ist es denn, wohin sie ziehen? Sie sagen es uns nicht, aber es muß weit sein, denn sie wollen von einem Land zum andern wandern (d. h. hier soviel als reisen). Dieses Land, wir wissen es, liegt jenseits des Mittelmeeres, da, wo es keinen Winter giebt; es ist das heiße Afrika. Dort bleiben sie, bis es wieder Frühling bei uns wird.

Str. 2. Wenn man aber verreist, und zwar auf längere Zeit und so weit fort, wie die Störche es vorhaben, dann nimmt man Abschied von allen, die man lieb hat. So auch die Störche!

Zunächst verabschieden sie sich von den Leuten, auf deren Dächern sie „Herberge“ (schützendes Obdach, gastliche Aufnahme) fanden, und die sie vor Ungemach (vor Widerwärtigkeiten, Bösem, Üblem) schützten. Für diesen Schutz danken die Störche, indem sie den Menschen Glück und Frieden (ein ruhiges Leben ohne Zank und Streit) wünschen.

Ihr zweites Lebewohl (Str. 3) gilt dem Orte (Dorfe) ihres bisherigen Aufenthalts; in seiner Nähe waren Teiche, die ihnen oft das verliehen (gaben), was sie gehofft: nämlich ihre Nahrung, wie Frösche, Fische und andere kleine Tiere. „Dein denken wir von ferne noch gerne“, d. h. an dich erinnern wir uns auch in der Fremde noch gern.

Das letzte Lebewohl (Str. 4) rufen sie endlich den Fröschen zu. Die werden sich allerdings freuen, daß ihre Feinde fort sind, vor denen sie ja ihres Lebens nicht sicher waren. Dieses Lebewohl ist also kein so herzliches wie die beiden ersten. Die Musik (das Quaken) der Frösche gefiel den Störchen weniger als die Leiber der armen Burschen, die den Räubern ein Schmaus (ein leckeres Essen) waren. Nicht zum Vorteile der Frösche wünschen sie denselben fröhliches Wiedersehen, sondern zu ihrem eignen, damit bei ihrer Rückkunft sie wieder so schöne Mahlzeiten halten können wie im vergangenen Sommer.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Auf dem Dache eines Bauernhauses haben die Störche den Sommer hindurch ihre Herberge gehabt. Am Ende des Sommers nehmen sie Abschied.

2. Eigenschaften der Störche. Die Störche sind dankbar, aufmerksam (sie wissen, daß sie fortziehen müssen, wenn die Sommerzeit vorbei ist), wanderlustig, erkenntlich.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Störche wollen fortziehen. Str. 2. Sie rufen den Leuten Lebewohl zu. Str. 3. Ihr Abschied vom Dorfteiche. Str. 4. Ihr Abschied von den Fröschen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei dankbar gegen deine Wohlthäter! „Wenn Menschen auseinander gehn, so sagen sie auf Wiedersehn.“

2. Rede- und Stilübungen. a) Von wem nehmen die Störche Abschied? b) Warum von den Leuten, von dem Dorfe, von den Fröschen?

W. D.

40. Das entblätterte Bäumchen.

W. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. Anhang. S. 10.

I. **Vorbereitung.** Es ist Herbst. Der Dichter und Kinderfreund Hey geht im Garten spazieren und kommt an sein liebstes Bäumchen, das vielleicht in diesem Jahre zum erstenmal getragen hat. Aber wie sieht das arme Ding aus! Als ob es alt, ein Greis geworden wäre! Die Blätter sind gelb und runzelig und hängen welk herab. Ein kalter Wind weht durch die Äste, reißt ein Blatt nach dem andern ab und trägt es fort. Bald wird es kahl, nackt und bloß dastehen. Das jammert (dauert) den guten Mann; aber er tröstet das Bäumchen: „Sei

nicht traurig! Dein Leid währt (dauert) nur kurze Zeit. Bald geht der Winter, die kalte Jahreszeit, vorüber. Du bist ja nicht tot (dürr), sondern schläfst nur. Wenn der Frühling im neuen Jahre kommt, da wird dich der Finger (die Hand oder Allmacht) Gottes wieder grün mit Laub und rot mit Blüten schmücken, so daß sich alle wundern und freuen werden!"

1. Armes Bäumchen, dauerst mich:
   Wie so bald
   Bist du alt!
   Deine Blätter senken sich,
   Sind so bleich,
   Fallen gleich
   Von des kalten Windes Wehn,
   Und so bloß dann mußt du stehn.

2. Bäumchen, nicht so traurig sei!
   Kurze Zeit
   Währt dein Leid;
   Geht ein Jahr gar schnell vorbei.
   Bist nicht tot,
   Grün und rot
   Schmückt dich wieder übers Jahr
   Gottes Finger wunderbar.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Gedicht zeigt uns den Garten im Herbst. Ein kalter Wind schüttelt die Äste und spielt mit dem Laube, das entweder welk am Baume hängt oder umher fliegt. Kein Singvogel läßt sich mehr sehen und hören. Ein Mann steht vor einem hübschen Bäumchen, das fast ganz entblättert ist und im Winde schwankt. Er redet freundlich mit ihm und spricht ihm Mut ein.

2. Personen. Das Bäumchen ist entblättert, da es die Blätter verloren, arm, da es nichts mehr hat, sieht alt aus, da die Blätter runzelig und die Äste kahl sind, ist traurig, weil es seinen Schmuck verloren hat, ist aber nicht dürr und tot, weil es noch Saft und Leben hat, und wird im Frühling grün vom Laube und rot von Blüten sein.

3. Gedankengang. In Str. 1. wird das Bäumchen bedauert, weil es alle Schönheiten verloren hat, in Str. 2. getröstet, da es im Frühling wieder wunderbar schön geschmückt werden wird. — Gott ist die Liebe und das Leben; das zeigt sich auch in dem Wechsel auf Erden.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Bekanntes und Verwandtes. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Nach Regen folgt Sonnenschein, nach Leid' Freude! Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein. Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Und dräut der Winter noch so sehr, — es muß doch Frühling werden! — Die Raupe verpuppt sich und hängt scheinbar tot da; zuletzt kommt ein schöner Schmetterling heraus.

2. Rede- und Stilübungen. a) Das Bäumchen soll den Wechsel seines Lebens im Laufe eines Jahres selbst erzählen! (Im Frühling schien die Sonne warm, da schwollen meine Knospen, brachen auf, und ich bekam schöne, grüne Blätter. Zwischen denselben standen weißrötliche Blüten, die lieblich dufteten. Als der Wind die Blütenblätter fortgeweht hatte, wurden im Sommer aus den Fruchtknoten

schöne, gelbe Äpfel mit roten Backen ꝛc.) b) Nachbildung: Das Bächlein im Sommer! im Winter! (Du armer Bach, was ist dir geschehen? Du kannst nicht mehr fröhlich fließen, sondern bist zu Eis geworden. Die Blumen an deinen Ufern sind tot; kein Vogel singt mehr, und nur dumpfe Seufzer hört man aus deinem Eispanzer. Aber fürchte dich nicht! du bist nicht erfroren und tot. Der Frühling wird kommen und die Eisdecke zerschmelzen. Dann wirst du munter weiter hüpfen und dich über Gras, Blumen und Vögel an deinen Ufern freuen.) c) Vergleiche den Garten im Winter mit dem Garten im Sommer!

3. Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts. P.

41. Der erste Schnee.

Franz Knauth, Illustrierte Zeitung für die Jugend. Leipzig 1850. Zuerst in „Weihnacht und Neujahr“, Halle a/S. 1849.

I. **Vorbereitung.** Ein Kind wollte zu Bette gehen. Vor dem Schlafengehen schaute es noch einmal zum Fenster hinaus. Es sah, wie die Erde kohlschwarz war und wie dicke, dunkle Wolken den Himmel bedeckten, so daß kein Sternlein zu sehen war. In der Nacht hat das Kind gut geschlafen, weiß aber nicht, was draußen geschehen ist. Nun ist es am Morgen aufgestanden, blickt durch das Fenster hinaus und kennt die alte Erde nicht mehr. Wie hat sie sich über Nacht verändert! Was für ein schönes Kleid hat sie angezogen! Voll Verwunderung und Freude klatscht das Kind in die Hände und ruft aus, was das folgende hübsche Gedicht sagt.

II. **Unmittelbarkeit.** Lesen und Abfragen!

1. Ei, ei! Wer hätte das gedacht,
Daß in der einz'gen, kurzen Nacht
Sich unsre liebe, gute Erde
So ganz und gar verändern werde!

2. Noch gestern sah sie kohlschwarz aus,
Und heut' schon putzt sie sich heraus;
Sie hat ein schneeweiß' Kleidchen an,
Und tausend Sternlein funkeln dran.

3. O sagt: Wer hat dies Kleid gemacht?
Wer hat die Erde so bedacht?
Das hat der liebe Gott gethan,
Der zog dies Winterkleid ihr an.

4. Das hält sie warm, und ganz getrost
Erwartet sie des Winters Frost;
Der kann nun noch so grimmig sein,
Er dringt ihr nicht ins Herz hinein.

5. Und unterm Schnee, da liegt so warm
Wie's Kindlein in der Mutter Arm
Das Saatkorn dort und wartet still,
Ob's wieder Frühling werden will.

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Wir sind im Anfange des Winters, vielleicht im Monat November. In der Nacht ist der erste Schnee gefallen. Wie ein weißes Kleid bedeckt er die Erde. Die einzelnen Flocken sehen wie Sternchen aus und funkeln in der Sonne. Unter dem Schnee ruhen die Samenkörner, aus denen im Frühling neues Leben erwacht. An dem Fenster eines Hauses steht ein Kind und klatscht voll Freude in die Hände. Über der weißen Erde wölbt sich der blaue Himmel, und wie das Auge Gottes strahlt die Morgensonne.

2. Personen. Das Kind ist überrascht, daß eine einzige Nacht die Erde so verändert hat, und erfreut, daß die Erde mit einem weißen Festkleide geputzt ist. Die Erde war gestern kohlschwarz, heute ist sie schneeweiß, geputzt wie zu einem Feste, funkelnd von tausend Sternlein, warmgehalten von der Schneedecke und hoffend auf den Frühling. Gott hat das schöne Kleid gemacht und es der Erde angezogen. Er schützt dadurch die Erde vor der Kälte oder dem Froste des Winter, bewahrt die Keime unter dem Schnee und weckt sie im Frühling zu neuem Leben.

3. Gedankengang, Gliederung und Grundgedanke. Eine einzige Nacht hat die Erde gänzlich umgewandelt und sie schneeweiß gekleidet. Gott hat der Erde das Winterkleid angezogen, um sie vor dem grimmigen (bösen) Froste zu schützen und die Saatkörner als Frühlingshoffnung zu bewahren. Das Schneekleid des Winters ist schön und ein Segen.

4. Schönheiten in der Form. Der Dichter hat treffende Bilder und Vergleichungen angewandt. Die Erde ist kohlschwarz und dann schneeweiß. Der Schnee bildet ein Winterkleid, und die Flocken sind funkelnde Sterne. Der Frost ist wie der Dolch eines Mörders, der bis in das Herz dringen und alles Leben töten möchte. Die Saatkörner sind unter dem Schnee warm und sicher wie Kinder im Arme der Mutter.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Auch der Winter hat seine Schönheiten und Freuden. Gott ist immer mächtig, weise und liebevoll. Wie er es ordnet, so ist es löblich und herrlich. Aus dem Tode läßt er das Leben erblühen.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören —. Und dräut der Winter noch so sehr —. Hoffe, du erlebst es noch, daß der Frühling wiederkehret —.

3. Rede- und Stilübungen. a) Das Kind ruft der Mutter zu, was es durch die Scheiben sieht! b) Die Mutter sagt dem Kinde, woher der Schnee stammt, und wie er der Erde nützt! c) Wie wirkt der erste Schnee auf die Erde, auf das Kind, auf die Mutter, auf die Saaten? d) Wie verändert, putzt, wärmt und beschützt der Schnee die Erde?

4. Auswendiglernen und Vortragen! P.

42. A. Der Vogel am Fenster.

Wilh. Hey.

An das Fenster klopft es: pick, pick!
„Macht mir doch auf einen Augenblick!
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
Habe kein Futter, erfriere bald.
Lieben Leute, o laßt mich ein,
Will auch immer recht artig sein!“

Sie ließen ihn ein in seiner Not;
Er suchte sich manches Krümchen Brot,
Blieb fröhlich manche Woche da;
Doch als die Sonne durchs Fenster sah,
Da saß er immer so traurig dort;
Sie machten ihm auf: husch! war er fort.

B. Die kleine Wohlthäterin.

Friedr. Adolf Krummacher.

Es war ein kalter, strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus, zweimal am Tage, auf den Hof und streute Krümchen hin. Und die Vöglein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte. Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks und sprachen: „Warum thust du das, Minna?“ „Es ist ja alles mit Schnee und Eis bedeckt,“ antwortete Minna, „daß die Tierchen nichts finden können. Nun sind sie arm, darum füttere ich sie, sowie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren.“ Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen!“ Die kleine Minna antwortete: „Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, sowie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?“ Der Vater aber blickte die Mutter des Mägdleins an und sagte: „O du heilige Einfalt!“

I. **Vergleichung.** In der Erzählung wie in dem Gedicht wird uns ein strenger Winter geschildert. Der Wind geht kalt; der Schnee fällt dick und bedeckt Körner und Insekten, die Nahrung der Vögel. Diese geraten in große Not, denn sie müssen hungern und frieren. Da erbarmen sich mitleidige Menschen der armen Tierchen. In der Erzählung flattern viele (Stand-) Vögel auf den Hof, in dem Gedichte nur einer an das Fenster (wohl ein Zugvogel, z. B. ein Rotkehlchen, das den Wegzug im Herbst versäumt hat). Die ersten bitten stumm durch ihr Flattern und mit ihren Äugelein um Futter; der zweite pickt an ein Fenster und bittet so um Einlaß. Dort streute Minna den Vögeln Futter auf den Hof; hier machten die Leute in der Stube das Fenster auf. Jene Vögel bekamen nur Futter und mußten weiter frieren; dieser bekam Wärme und Futter in der Stube, mußte sich aber die Krümchen selbst suchen, die Minna für jene gesammelt hatte. Minna that mehr als die Leute in der Stube, denn sie sammelte die Krumen, trug sie hinaus und ertrug den Frost. Das Ende des Gedichts und der Erzählung ist ganz verschieden. Das Gedicht zeigt uns noch den Anfang des Frühlings. Der Vogel wird traurig in der Stube; die guten Leute merken seine Sehnsucht und lassen ihn hinaus, damit er im Grünen sich ein Nest baue und fröhliche Lieder singe. Minna versorgt aus Mitleid die armen Vögel den ganzen Winter hindurch und meint, alle Kinder müßten wie sie thun, wie ja auch alle reichen Leute die armen unterstützten.

II. **Aufgaben.** a) Beschreibe einen strengen Winter! b) Wie zeigt sich das Erbarmen guter Menschen im Winter? c) Wie hat Minna den Spruch erfüllt: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl“? d) Warum nennt der Vater die kleine Minna „heilige Einfalt“? e) Vergleiche den „Vogel am Fenster“ mit „Was ist das für ein Bettelmann —“ und mit: „Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte“! f) Führe Beispiele aus der heiligen Schrift an, wo Hilfsbedürftige bei mitleidigen Menschen Zuflucht fanden!

g) Sage Sprüche, die von Mitleid und Erbarmen handeln! h) Vergleichung der Heyschen Fabel mit dem Wielandschen Gedichte „Das Rotkehlchen“: Ein niedliches Rotkehlchen kehrte, wenn Winterfrost den Hain verheerte, bei einem frommen Landmann 2c. S. Zeynek, Anleitung zum Gebrauch des Lesebuchs. II. S. 499. P.

43. Frühlingsbotschaft.

H. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. S. 7.

1. Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald:
Lasset uns singen,
Tanzen und springen!
Frühling, Frühling wird es nun bald.

2. Kuckuck, Kuckuck läßt nicht sein Schrein:
Kommt in die Felder,
Wiesen und Wälder!
Frühling, Frühling, stelle dich ein!

3. Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
Was du gesungen,
Ist dir gelungen:
Winter, Winter räumet das Feld.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** (Vor der Besprechung sind die notwendigsten Mitteilungen über den Kuckuck als Zugvogel zu machen.)

(Str. 1.) Mehrere Kinder sind an einem Frühlingstage im Freien; da hört eins derselben aus dem nahen Walde den Kuckuck rufen. Dieser Ruf ist für die Kinder eine Botschaft (Verkündigung) des Frühlings und der letztere eine Aufforderung zur Fröhlichkeit: zum Singen, Tanzen und Springen; denn die Kinder wissen, daß nun bald die schöne warme Jahreszeit eintritt. Zwar kommen noch einige rauhe Tage, allein der „Kuckuck läßt (Str. 2.) nicht sein Schrein“ (er ruft zu wiederholten Malen). „Kommt, ihr Kinder“, sagt er, „in die Felder, Wiesen und Wälder!“ Und die Kinder rufen mit ihm: „Frühling, Frühling, stelle dich ein!“ — (Str. 3.) Das wiederholte Rufen des „trefflichen Helden“ hat den Frühling endlich bewogen zu kommen. Sein Gesang war so trefflich (vorzüglich), daß er wie ein Held (Sieger) dasteht. Was er gesungen, d. h. was sein Gesang bezweckte (die Ankunft des Frühlings), das ist ihm gelungen (das hat er glücklich erreicht). Der Winter muß das Feld räumen, d. h. er muß wie die Soldaten, welche die Schlacht verloren haben, dem Sieger das Schlachtfeld (hier die Felder, Wiesen und Wälder) überlassen.

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften und Thätigkeiten des Kuckucks. Der Kuckuck ist ein trefflicher Held, weil er den Winter bezwungen und den Frühling herbeigeführt hat. Das gelang ihm, indem er wiederholt seinen Ruf erschallen ließ, die Kinder zum Singen, Springen und Tanzen aufforderte uud sie einlud, in die Felder, Wiesen und Wälder zu kommen.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Kuckuck ruft den Frühling und fordert die Kinder zum Fröhlichsein auf. Str. 2. Er ladet sie ein, in die Wiesen, Felder und Wälder zu kommen. Str. 3. Das anhaltende Rufen hat zur Folge, daß der Winter dem Frühlinge das Feld räumt.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Durch Ausdauer kommt man zum Ziele. Wenn der Kuckuck ruft, ist auch der Frühling nahe.

2. Rede- und Stilübungen. a) Warum hören wir das Rufen des Kuckucks gern? Weil er frohe Botschaft vom Nahen des Frühlings bringt, uns auffordert zum Singen ꝛc. und den Winter veranlaßt, Abschied zu nehmen. b) Warum ist der Kuckuck ein trefflicher Held? (S. Eigenschaften und Thätigkeiten des Kuckucks.) W. D.

44. Aus Gottes Vaterhaus.

W. Hey, Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang. S. 4.

Die Schnecke hat ein Haus,
Ihr Fellchen hat die Maus,
Der Sperling hat die Federn sein,
Der Schmetterling schöne Flügelein.
Nun sage mir, was hast denn du?
„Ich habe Kleider und auch Schuh'
Und Vater und Mutter, Lust und Leben:
Das hat mir der liebe Gott gegeben."

I. **Vermittlung.** Das Gedicht ist ein Gespräch zwischen Vater und Kind oder zwischen Lehrer und Schüler. Wer spricht die fünf ersten Zeilen? wer die drei letzten? Jedes Tier hat seine Eigentümlichkeiten und seine Vorzüge. Statt vieler Tiere sind hier nur vier angeführt. Ein jedes Tier sagt, was es hat, und das Kind antwortet: Ich habe Kleider und Schuh. Jedes Tier bringt seine Kleidung mit zur Welt, der Mensch allein wird nackend geboren und trägt künstliche Kleidung. Dies ist kein Nachteil, sondern ein Vorteil für ihn. Dieser Mangel spornt ihn an zum Scharfsinn (Not macht erfinderisch), zum Fleiße, zur Kunstfertigkeit, zur Ordnung und zur Sauberkeit. Ich habe Vater und Mutter. Nach wenigen Wochen oder Monden vergessen die Jungen aller Tiergattungen ihre Alten. Das Band der Liebe ist dann auf immer zerrissen. Ganz anders ist's bei guten Kindern, die Fesseln der Dankbarkeit, der Liebe, der Hochachtung und des Gehorsams halten Jahrzehnte, in den meisten Fällen das ganze Leben hindurch Eltern und Kinder zusammen. Ich habe Lust. Nur der Mensch kann aus vollem Gemüt lustig, heiter und fröhlich sein; nur der Mensch allein kann herzlich lachen, wie auch umgekehrt dem Menschen allein die Thräne verliehen ist; denn nur er allein kann seinen Schmerz ausweinen. Ich habe Leben. Hiermit hat der Dichter nicht das irdische, sondern das geistige Leben bezeichnen wollen, denn jenes hat ja jedes Tier auch. Geistiges Leben aber ist: Verstand und Vernunft, ein freier, sittlicher Wille und das Gewissen in der Brust.

Und alles dies sind Gnadengaben von Gott.

II. **Entwickelung des Hauptgedankens.** Gott hat uns Menschen vor allen Geschöpfen der Erde große Vorzüge verliehen. (Nachweis.)

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Gieb die Eigentümlichkeiten und Vorzüge von 20 verschiedenen Tieren an und sage, was sie haben; z. B. das Schaf hat seine Wolle, der Bär hat seinen Pelz ꝛc.

2. Nenne die Vorzüge des Menschen vor den Tieren! a) Die hier angeführten, b) auch die übrigen unter II mündlich erläuterten! R. D.

45. Gottes Vatertreue.

W. Hey, Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. Anhang. S. 8.

I. **Vorbereitung.** Gott hat alle Dinge gemacht und weise eingerichtet (bedacht). Wie ein Vater sorgt er für alle seine Geschöpfe in der ganzen, weiten Welt, giebt ihnen zu essen (Futter), ein Plätzchen, wo sie schlafen (Bett), und eine Wohnung, wo sie sich freudig regen und Schutz gegen das Wetter finden. Er vergißt dabei auch die geringsten Geschöpfe, wie Mäuschen, Vögelchen, Schmetterling und Würmchen, nicht. Wer so für die Tiere sorgt, der wird auch seine Menschenkinder nicht vergessen.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen der Dichtung! Abfragen des Inhalts!

1. Es ist kein Mäuschen so jung und klein,
Es hat sein liebes Mütterlein,
Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
Damit es nicht leidet Hunger und Not.

2. Es ist kein liebes Vögelein
Im Garten draußen so arm und klein,
Es hat sein warmes Federkleid;
Da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

3. Es ist kein bunter Schmetterling,
Kein Würmchen im Sommer so gering.
Es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
Davon es ißt, wird froh und satt.

4. Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
Dem nicht so eigenes Teil ist bestellt,
Sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
Darinnen es fröhlich geht ein und aus.

5. Und wer hat das alles so bedacht?
Der liebe Gott, der alles macht
Und sieht auf alles väterlich,
Der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

III. **Vertiefung.** 1. Es ist Sommer, und wir stehen im Garten hinter der Scheune. Eine alte Maus schlüpft in die Mauer und bringt ihren Jungen im Neste Futter. Im Zaune ist ein Nest mit jungen Vögeln, und der alte Vogel breitet die Flügel über sie. Auf einer Blume sitzt ein Schmetterling und saugt Honigsaft heraus. An einem Blatte nagt ein Würmlein. Am Stachelbeerstrauche hängen Beeren für das Kind. Auf dem Rasen bleicht die Leinwand zu Hemden und Bettzeug.

2. Das Mäuschen ist jung, klein, hungrig und hilflos. Das Vöglein ist arm und klein, uns aber lieb, ist in Federn gekleidet und dadurch gegen das Wetter geschützt. Der Schmetterling ist bunt, prächtig von schönen Farben und naschhaft. Das Würmlein ist gering, verachtet und

hungrig. Alle Geschöpfe sind hilfsbedürftig, aber fröhlich. Gott ist allmächtig, denn er hat alles geschaffen, weise, denn er hat alles wohlbedacht, gütig und väterlich, denn er sorgt für alle. Das Mäuschen läßt sich füttern und das Vöglein gegen das Wetter schützen. Der Schmetterling saugt Honigsaft; das Würmlein nagt an einem Blatte; jedes Geschöpf wartet auf Speise, Kleidung und Obdach von Gott.

3. Gott sorgt a) für das Mäuschen, b) für die Vögel, c) für Schmetterling und Wurm, d) für alle Geschöpfe, e) auch für mich.

IV. **Verwertung.** 1. Ich kann und muß meinem himmlischen Vater fest vertrauen und ihm innig dankbar sein. — Lasset uns ihn lieben, denn —. Aller Augen warten auf dich, Herr, und du giebst ihnen —. Sehet die Vögel unter dem Himmel an —! Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Der 1. Artikel.

2. a) Wie zeigt sich Gottes Vatersorge gegen Maus, Vogel und Schmetterling? b) Was giebt Gott jedem Kinde Gutes? c) Wie sorgt Gott im Winter für die im Gedicht erwähnten Geschöpfe? d) Vergleiche Maus, Vogel und Schmetterling! e) Was hat das Kind mehr? f) Was bedeuten die Ausdrücke: Mäuschen, Mütterlein, Krümchen, Hunger, Not, Regen, Schnee, Geschöpf, eigenes Teil, Futter, Bett, Haus, väterlich, Tag und Nacht? g) Was bedeutet das Sprichwort: „Giebt Gott ein Häschen, so giebt er auch ein Näschen"?

3. Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts.

P.

46. Das Haus ohne Herz.

Joh. Staub, Kinderbüchlein. St. Gallen. 6. Aufl. Heft II. S. 44.

I. **Vorbereitung.** In einem großen, schönen Hause, genannt das Haus ohne Herz, wohnte eine angesehene und zahlreiche Familie, die in der ganzen Gegend als herzlos galt. Öfters war abends die Armut (eine Bettlerin) als müde Pilgerin vor dies Haus gekommen und hatte Einlaß begehrt; jedesmal aber war sie hinaus in die dunkle Nacht geschickt worden. Ein andermal kam eine würdige Pilgerin, die Frömmigkeit, vor die Pforte des Hauses und sprach: „Laßt mich ein und dienet mir alle!" Allein sie fand kein Gehör, und die Thür blieb fest verschlossen. Sodann kamen zwei liebliche Pilgerinnen, die Unschuld und Liebe, und wollten gerne in dem Hause einkehren und in den Herzen aller Hausgenossen wohnen, jedoch niemand wollte die Pforte öffnen und ihr Pförtner sein. Hierauf war eine fünfte Pilgerin, die Wahrheit, zum Hause gekommen und hatte angeklopft, aber mit lauter Stimme rief man ihr aus dem Hause der Lüge zu: „Hier wird nicht aufgethan!" Ähnlich ging's auch der sechsten Pilgerin, der Gerechtigkeit. Als sie einzukehren begehrte, schob man den starken Riegel vor die Thür. Endlich, es war fast Mitternacht, da kam noch ein Mann an, der einen Sack voll Franken, voll Gold und Silber, trug; ehe er noch an das Haus kam, da waren ihm alle Thüren und Hände geöffnet. Und solcher Häuser, ihr Kinder, giebt es hunderttausende auf Erden.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Kommt abends die Armut gegangen vors Haus,
So schickt man sie in die Nacht hinaus.
Kommt Frömmigkeit gewandert dafür,
So findet sie fest verschlossen die Thür.
Kommt Unschuld und Liebe und kehrte gern ein,
So will ihr niemand Pförtner sein.
Kommt Wahrheit zum Haus und klopfet an,
So heißt's: „Hier wird nicht aufgethan!"
Und kommt Gerechtigkeit vor das Thor,
So schiebt man den starken Riegel vor.
Kommt aber ein Sack voll Franken geloffen,
So findet er Thüre und Hände offen.

III. **Vertiefung.** 1. Wem soll unser Herz nimmer verschlossen, sondern jederzeit geöffnet sein? a) Der Frömmigkeit (Gottseligkeit, Religion); b) der Barmherzigkeit (Wohlthätigkeit, Milde); c) der Liebe (der Liebe zu Gott und den Nächsten — der Unschuld und Liebe); d) der Wahrheit (Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit); e) der Gerechtigkeit (Redlichkeit und Rechtschaffenheit).

2. Grundgedanke. Viele Menschen sind von der Sucht nach Geld und Gut, nach Reichtum, so eingenommen, daß ihr Herz und Gemüt für alle höheren geistigen Güter und Regungen völlig verschlossen ist.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Geld regiert die Welt. Geld ist die Losung. Das Geld zur rechten Zeit veracht't, hat manchem großen Nutz gebracht. Die Geldgier und die Augen kann niemand füllen. Man muß Gott mehr lieben als alles Geld der Welt.

2. Auswendiglernen und Vortragen. R. D.

47. Esel.

W. Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 14.

K. „Esel, du fauler, so geh doch fort:
Schleichst ja wie eine Schnecke dort."

E. „Laß doch! lauf' ich auch nicht mit Hast,
Trag' ich doch redlich meine Last.
Mancherlei Dienst der Herr begehrt,
Mich für die Säcke, zum Laufen das Pferd."

Und wie die Tagesmüh' war aus,
Kam auch der Esel sacht nach Haus,
Hatte sein Plätzchen im Stall beim Pferd,
Fand sein Futter, wie er's begehrt,
Streckt' auf die Streu sich mit Bedacht,
Schlief gar ruhig die ganze Nacht.

I. **Vermittlung.** Zu einem Esel, der täglich aus einer Mühle früh und spät schwere Säcke nach der nahen Stadt tragen mußte, sprach ein Knabe: Du Fauler, der du so träge und langsam bist, so geh doch fort, geh flinker, schneller! Du schleichst ja wie eine Schnecke. (Dichterische Übertreibung beim Vergleichen, um den Begriff recht anschaulich hervorzuheben.) Hierauf entgegnete der Esel: Laß doch! laufe ich auch

nicht hastig, schnell, eifrig, hitzig, so trag' ich doch redlich und ehrlich nach der mir verliehenen Kraft meine Last, meine Bürde. Mancherlei (verschiedene) Dienste der Herr begehrt (verlangt, wünscht, heischt, fordert), mich für die Säcke, d. i. zum Lasttragen, das Pferd zum Laufen, als Kutsch- oder Reitpferd.

Wie nun die Tagesmüh' aus, das Tagewerk gethan und der Feierabend gekommen war, kam auch sacht, langsam und bedächtig, der Esel nach Haus (heim) und fand seinen Stand und sein Futter im Pferdestalle, wie er es begehrte (sich wünschte), nämlich geringes Futter: Stroh, grobes Heu mit Disteln. Endlich legte er sich auf sein Lager von Stroh (Streu) mit Bedacht, d. i. ebenso bedächtig, ruhig, langsam, wie er gearbeitet, und schlief ruhig die ganze Nacht. Hiermit will der Dichter andeuten, daß der ruhige Schlaf des Esels die Folge seiner, wenn auch langsamen, so doch treuen Pflichterfüllung war.

II. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten und Eigenschaften a) des Esels. Der Esel geht, schleicht, läuft nicht, trägt, kommt sacht, entschuldigt sich und belehrt den Knaben; er findet, begehrt, streckt sich und schläft. — Er ist faul, langsam, träge, aber doch zufrieden, ruhig und redlich. Er ist bescheiden, bedächtig, müde, gesund und wohl. (Der Lehrer lasse die einzelnen Eigenschaften aus dem Texte nachweisen.)

b) Des Knaben. Er schilt, ermahnt und beschuldigt den Esel. Er ist in seinem Urteil übereilt, unbedachtsam und ungerecht. Warum? Er bedenkt nicht, daß der Esel schwere Säcke zu tragen hat und darum nicht hastig und flink laufen kann. Was würde geschehen, wenn der Esel mit dem Sacke auf dem Rücken laufen und springen würde?

2. Ort und Zeit der Handlung. In der ersten Hälfte des Gedichts befinden sich Knabe und Esel auf der Straße, auf dem Mühlwege und zwar am Tage, morgens oder mittags; in der letzten Hälfte des Gedichts finden wir den Esel des Abends im Stalle beim Pferde.

3. Entwickelung des Hauptgedankens. Gott hat die Anlagen, Kräfte und Gaben der Natur bei den Tieren, noch mehr bei den Menschen, in sehr verschiedenem Maße und Grade ausgeteilt. Wer daher nur immer nach Maßgabe seiner ihm verliehenen Kräfte und Gaben seine Pflicht redlich, ehrlich und treu erfüllt, den lohnt dafür Speise und Trank und ein ruhiger Schlaf — und bei sittlich gutem Verhalten der Menschen — ein gutes Gewissen.

III. **Verwertung.** 1. Folgerungen und Sprichwörter. Sei nicht voreilig und ungerecht in deinem Urteil! Man soll von einem nicht alles verlangen. Wem Gott viel gegeben, von dem wird er auch viel fordern. Wem wenig gegeben ist, von dem wird auch wenig gefordert. Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. Langsam, aber sicher. Eile mit Weile! Langsam nährt sich auch. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Wer sich zum Esel macht, dem will jeder seine Säcke auflegen. Ein Esel schimpft den

andern: Sackträger. Solange der Esel trägt, ist er dem Müller lieb. Er schlägt auf den Sack und meint den Esel.

Eselsarbeit und Zeisigsfutter
Ist des Überdrusses Mutter.

2. Rede- und Stilübungen. a) Welche Eigenschaften des Esels findest du lobenswert, welche tadelnswert? b) Worin bestand der Lohn, den der Esel für seine treuen Dienste erhielt? c) Der Jagdhund und der Zugochse vor dem Pfluge. Eine freie Nachbildung. R. D.

48. Die Windmühle.

Rud. Löwenstein, Kindergarten. Berlin o. J. S. 15.

I. **Vorbereitung.** Auf einem Hügel steht eine Mühle und dreht ihre Flügel. Aus einem Fenster sieht der Müller nach dem Winde, ob er die Mühle nach einer andern Seite drehen muß. Denn stets nach des Windes Belieben, d. h. wie es dem Winde gefällt, sich zu drehen, muß er die Mühle schieben. Durch das Schieben an dem sogenannten Schwanze wird die Mühle so gedreht, daß der Wind gerade gegen ihre vier Flügel stößt und diese im Kreise herumbewegt. Das öftere Drehen nach dem Winde macht dem Müller Verdruß, d. h. er ärgert sich darüber, aber er kann ohne den Wind nichts verdienen und muß von seiner Hilfe leben. Dem Winde gleicht das Glück. Beide haben ihre Tücke, d. h. sie sind veränderlich, täuschen und kränken den Menschen. Der Müller gleicht dem eisernen Wetterhahn auf Türmen und Hausdächern; beide drehen sich nach dem Winde.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Die Mühle dreht die Flügel
Dort droben auf dem Hügel;
Der Müller sieht zum Fenster 'naus
Und schauet nach dem Winde aus.
„Ich dreh' mich nach dem Winde!"

2. Stets nach des Wind's Belieben
Muß ich die Mühle schieben;
'S ist freilich oft für mich Verdruß,
Daß ich vom Winde leben muß.
„Ich dreh' mich nach dem Winde!"

3. Der Wind und auch das Glücke,
Sie haben ihre Tücke.
Der Müller und der Hahn am Dach,
Sie thuen beid' dieselbe Sach':
„Sie drehn sich nach dem Winde!" (Gekürzt.)

III. **Vertiefung.** 1. Auf einer freien Anhöhe oder einem Hügel steht eine hölzerne Windmühle. Dem Winde kehrt sie die vier Flügel zu; ihnen entgegengesetzt ist der Sterz (Schwanz), ein langer Baum, an dem man schieben muß, um die Mühle mit den Flügeln dahin zu drehen, woher der Wind kommt. Aus einem kleinen Fensterchen schaut der Müller; seine Mütze und seine Kleider sind mit Mehl weiß bestäubt. Im Thal liegt ein Dorf mit seinen Häusern und Gärten. Auf dem Kirchturme steht ein eiserner Hahn, der sich knarrend nach dem Winde dreht und so den Menschen zeigt, woher der Wind weht.

2. Beweise, daß der Müller aufmerksam, fleißig, verdrießlich, nachdenklich ist! Er sieht zum Fenster hinaus; schiebt die Mühle,

wie es der Wind haben will; vergleicht das Glück mit dem Winde; nennt beide tückisch, weil sie ihn oft täuschen und im Stiche lassen; vergleicht sich auch mit dem Wetterhahne, weil beide dieselbe Arbeit haben, sich nämlich nach dem Winde zu richten; bei Windstille haben Mühle, Müller und Wetterhahn Ruhe.

3. Str. 1. Der Müller schaut nach dem Winde aus. Str. 2. Er schiebt die Mühle nach der wechselnden Windrichtung. Str. 3. Er vergleicht sich mit dem Wetterhahne, das Glück mit dem Winde.

4. Wie in jeder Strophe, so wiederholt sich jeden Tag im Leben des Müllers das Wort: „Ich muß mich nach dem Winde drehen!" Erst spricht es die Pflicht, dann der Verdruß und dann die Überlegung.

IV. **Verwertung.** 1. Jeder Mensch muß sich bei seiner Arbeit und überhaupt in seinem Leben nach den Umständen richten. Thu deine Pflicht und laß Gott walten!

2. Offne Augen, thät'ge Hand passen gut in jeden Stand. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. — Vom Winde lebt man nicht. — Er hängt den Mantel nach dem Winde. — Er dreht sich wie eine Wetterfahne.

3. a) Was thut der Müller im Laufe des Tages? b) Wann hat er gute, wann schlimme Zeit? c) Unterschiede zwischen Mühle und Wetterhahn! d) Wie werden Wind-, Wasser-, Dampf-, Roß- und Handmühlen in Bewegung gesetzt? e) Wie wird aus Getreide Brot? f) Suche die Abkürzungen im Gedichte und vervollständige sie! g) Warum ist es eine tadelnswerte Gesinnung, „den Mantel nach dem Winde zu hängen" oder „sich nach dem Winde zu drehen"?

4. Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts! P.

49. A. Was fang' ich an?

H. Hoffmann v. Fallersleben, Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 203.

1. Ach, wo ich gerne bin,
Da soll ich nimmer hin.
Und wo ich bleiben muß,
Da hab' ich nur Verdruß.
Nach dem Walde soll ich nicht,
In den Garten mag ich nicht,
In der Stube bleib' ich nicht —
Was fang' ich an?

2. Ach, in dem Wald allein,
Da kann man lustig sein,
Da grünt es überall,
Da singt die Nachtigall.
Mutter, laß mich gehn hinaus,
In den grünen Wald hinaus!
Einen schönen Blumenstrauß,
Den bring' ich dir.

3. Könnt' ich ein Vögel sein,
Flög' ich in Wald hinein
Zur reinen Maienluft,
Zum frischen Laubesduft!
Nach dem Walde soll ich nicht,
In den Garten mag ich nicht,
In der Stube bleib' ich nicht,
Was fang' ich an?

B. Hab' Dank du lieber Wind.

H. Hoffmann v. Fallersleben, Kinderlieder. Erste vollst. Ausg. v. Dr. Lionel von Donop. 2. Aufl. Berlin 1878. S. 195.

1. Ich bin in den Garten gegangen
Und mag nicht wieder hinaus.
Die goldigen Äpfel prangen
Mit ihren roten Wangen
Und laden ein zum Schmaus.

2. Wie ist es anzufangen?
Sie sind mir zu hoch und fern.
Ich sehe sie hangen und prangen
Und kann sie nicht erlangen
Und hätte doch einen gern.

3. Da kommt der Wind aus dem Westen
Und schüttelt den Baum geschwind
Und weht herab von den Ästen
Den allerschönsten und besten. —
Hab Dank, du lieber Wind!

I. **Vergleichung.** Das erste Gedicht zeigt uns den Frühling, das zweite den Herbst. Beide handeln von einem Knaben, der etwas zu erlangen wünscht und darum fragt: Wie fang' ich's an? Beide Knaben waren anfänglich in der Stube, wohl um ihre Schularbeit zu machen. Der zweite hat rasch gearbeitet, ist fertig und darf nun in den Garten gehen. Der erste hat mit Verdruß gearbeitet, darf wohl in den Garten gehen, will aber nicht dahin. Ihm gefällt der Garten nicht; er sehnt sich nach dem Walde. Dem andern gefällt der Garten so gut, daß er nimmer (nie mehr) hinaus möchte. Jenen locken die hohen grünen Bäume, die schönen Blumen, aus denen er der Mutter einen Strauß machen will, und der schöne Gesang der Nachtigall und anderer Singvögel in den Wald. Diesen erfreuen die goldgelben, rotbäckigen Äpfel am Baume, die einen schönen Schmaus, ein gutes Mahl versprechen. Jener fragt sehnsüchtig: Wie fang' ich's an, um in den fernen Wald und zu seinen Freuden zu gelangen? Dieser: Wie fang' ich's an, um die fernen Äpfel, die droben am Baume prangen, zu bekommen? Der erste bittet die Mutter, ihm einen Gang in den Wald zu erlauben. Er erhält die Erlaubnis nicht, weil die Mutter fürchtet, daß er sich in dem Walde verirrt. Da wünscht er sich Flügel wie ein Vogel, um in die reine Maienluft und den frischen Laub- und Blütengeruch des Waldes zu fliegen. Der zweite hat keine Hilfe erbeten, aber sie kommt freiwillig. Der Westwind schüttelt den Baum und weht (trägt) den schönsten Apfel herab. Seine Wünsche werden erfüllt. Der erste wiederholt seine Klagen und bleibt unzufrieden. Der zweite ist zufrieden, glücklich und dankt dem hilfreichen Winde.

II. **Aufgaben.** a) Vergleiche Garten und Wald, Frühling und Herbst nach den Gedichten! b) Wie unterscheiden sich die beiden Knaben in ihren Arbeiten, Neigungen, Wünschen und Erfolgen? c) Wann, wo und wie hat sich alles zugetragen? d) Vergleiche: „Hab Dank, du lieber Wind!“ mit dem hübschen Güllschen Gedichte: Pflaumenregen. „Es steht ein Baum im Garten“ 2c. s. Kinderheimat. 2. Gabe. Stuttgart. S. 20.

P.

50. Der Wiederhall.

Christoph v. Schmid, Gesammelte Schriften, Bd. XVI. Augsburg 1861. S. 122.

I. **Vorbereitung.** Wir wollen etwas vom Wiederhalle lesen. Was ist der Wiederhall? Wenn ich einen Gummiball gegen die Wand werfe, so fliegt er wieder zurück, und wenn man Worte laut gegen eine entfernte Wand oder Mauer oder einen Wald ruft, so fliegt der Schall oder Hall auch wieder zurück als Wiederhall oder Echo. — Hört jetzt die Erzählung!

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhalle, dem Echo. Einmal schrie er auf der Wiese: „Ho, hopp!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!“ Hierauf rief er verwundert: „Wer bist du?“ Da rief die Stimme auch: „Wer bist du?“ Er schrie: „Du bist ein dummer Junge!“ und „Dummer Junge!“ hallte es aus dem Walde zurück. Georg ward ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber niemanden finden. Hierauf lief der Knabe nach Hause und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: „Diesmal hast du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen als den Wiederhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches zurückgekommen.“ (Gekürzt.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Geschichte hat sich auf einer Wiese, wohl im Herbste zugetragen. Das Gras ist abgemäht, sonst hätte Georg nicht darauf spielen dürfen. An der einen Seite stößt die Wiese an ein Wäldchen, das wie eine dunkle Wand erscheint. Nach der andern Seite sieht man ein Dorf mit seinem Kirchturme, seinen Häusern und Gärten.

2. Personen. Der Knabe Georg ist fröhlich, denn er spielt und jauchzt, unwissend, denn er weiß noch nichts vom Wiederhalle, unartig, denn er schimpft, rachsüchtig, denn er will den Knaben im Walde schlagen, lügenhaft, denn er sagt seiner Mutter nicht die Wahrheit, beschämt, da ihm seine Mutter die Wahrheit, nämlich seine Ungezogenheiten, vorhält. Der Knabe läuft auf der Wiese, schreit beim Spiele, ruft Schimpfwörter in den Wald, wird ärgerlich, sucht den vermeinten Knaben, von dem er wähnt, er stecke im Walde, und will ihn schlagen, kann niemand finden, läuft nach Hause, verklagt den bösen Buben, wird getadelt, über den Wiederhall belehrt und zu einem guten Betragen ermahnt.

3. Gedankengang. Wir sehen den Knaben auf der Wiese, im Walde und im Elternhause. Auf der Wiese spielt er und weckt das Echo. Im Walde sucht er den vermeinten Knaben und will sich an ihm rächen. Im Elternhause wird er zurecht gewiesen. Auf der Wiese sehen wir den fröhlichen und dann ärgerlichen, im Walde den rachsüchtigen und dann enttäuschten, im Elternhause den lügenhaften und dann beschämten Georg. — Wie wir gegen andere, so sind andere gegen uns!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Anklänge an Verwandtes. Wie du hinein rufst in den Wald, so dir es auch entgegenschallt. Thu nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses! Wie du mir, so ich dir. Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. Lügen haben kurze Beine. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

2. Rede- und Stilübungen. a) An welchen drei Orten finden wir den Knaben, was that er da, und welche Folgen hatte sein Thun? b) Beschreibe den Schauplatz der Erzählung! c) Beweise, daß die Mutter klug, gerecht und streng war! d) Beweise die Nutzanwendungen aus der Erzählung! (Georg rief Schimpfreden in den Wald, darum schallten ihm auch Schimpfreden entgegen. Georg schimpfte, darum wurde er wieder geschimpft; er log, darum wurde er gestraft. Wie er's dem Knaben machte, so machte es das Echo ihm ꝛc.)

e) Vergleichung der Erzählung vom „Wiederhall" mit der Erzählung „Der Star". „Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube ꝛc." von Chr. v. Schmid. Dort hieß der Knabe Georg, hier Karl. Georg ging aus dem Elternhause auf die Wiese zum Spielen, Karl in das Nachbarhaus zum alten Jäger oder Förster Moritz zum Besuche. Georg wollte sich am Springen, Karl am Sprechen des abgerichteten Stares erfreuen. Auf der Wiese wiederholte das Echo, was gegen den Wald gerufen wurde, in der Stube des Jägers der Star, wozu er mit vieler Mühe angelernt war. Georg suchte vergeblich den Rufer im Walde; Karl fing glücklich den Star und steckte ihn in die Tasche. Georg wollte den Knaben schlagen, Karl sich an dem Star erfreuen. Georg lief im Ärger zu seiner Mutter, Karl wurde zu seinem Schreck von dem Jäger überrascht. Georgs Lüge wurde durch die Mutter erraten, Karls Diebstahl durch den Jäger und den Star in der Tasche entdeckt. Lügner und Dieb wurden beschämt und zur Besserung ermahnt.
P.

51. A. Die Birke und die Tanne.

Agnes Franz, Parabeln. Essen 1841.

(Die Birke spricht:) Du alte Tanne im dunkeln Kleid,
Du solltest dich schämen zur Frühlingszeit!
Sieh, wie ich mit festlichem Grün mich geschmückt,
Daß jeder mich voll Freude erblickt!
Bald kommt das Pfingstfest, da wirst du mich sehn
Als Zierde vor jedem Hause stehn;
Doch deine ernste, finstre Gestalt.
Begehrt niemand im ganzen Wald. —

(Die Tanne antwortet): O Birke, prahle nicht so kühn
Mit deinem schönen, jungen Grün!
Wohl trag' ich zur Sommer- und Winterzeit
Dasselbe schlichte, dunkle Kleid;

Doch wenn ich im Herbst noch grün am Hügel,
Steckst du als Rute schon hinter dem Spiegel.
O, wie dich die Kinder fliehen erschrocken!
Ich aber in meinen krausen Locken
Darf als Christbaum zu ihrem Behagen
Die schönsten Weihnachtslichter tragen.

B. Tanne und Birke.

Joh. Staub, Kinderbüchlein. St. Gallen. S. 150.

Ein Häufchen Kinder redete einmal von den schönen Bäumen. Da sagte eines: „Wißt ihr auch, welches der schönste Baum auf der Welt ist?“ Das kleine Hannli klatschte in die Hände und rief: „O das ist der Christbaum, der so viele Lichter und so viele herrliche Sachen für die Kinder trägt.“ Und alle sagten: „Ja, ja, es ist der Christbaum!“ Das Kind fragte wieder: „Welches aber ist der garstigste Baum?“ Und der schlimme Franz rief geschwind: „Das ist der Rutenbaum! Das ist die Birke! weil man aus ihren Zweigen Ruten macht.“ Und die Kinder lachten, denn sie wußten wohl, daß Franzens Mutter eine Rute für den schlimmen Buben brauchte.

Vergleichung von Tanne und Birke. Beide sind Waldbäume und sehr nützlich im Dienste der Menschen. Die Tanne trägt eine schlichte, dunkle, die Birke eine helle, weiße Rinde. Aus ersterer quillt Harz, aus letzterer Birkenwein. Die Birke hat grüne, dreieckige Blätter, die Tanne dunkle, spitze Nadeln. Die Birke ist die Braut des Waldes im Frühling, die Tanne die Trösterin im Winter. Im Winter ist die Birke kahl und blätterlos, die Tanne immer noch grün bekleidet. Die Birke ist ein Sinnbild der Freude, die Tanne der Treue. Die Birke ziert die Häuser zu Pfingsten, die Tanne die Stube am Weihnachtsfeste. Die Birke giebt ihre Zweige zu Besen und Ruten her und muß niedrige Dienste verrichten; die Tanne liefert die Christbäume und verrichtet freudige, ehrenvolle Dienste. Wenn die Birke düster und traurig im Winter dasteht, trägt die Tanne herrliche Lichter und köstliche Gaben für die Kinder. Die Birke prahlt und verachtet andere; die Tanne ist bescheiden und tadelt das Rühmen und Überheben. Jedes hat seinen Platz und seine Zeit.

Aufgaben. a) Wie sieht das Haus zu Pfingsten und die Stube zu Weihnachten aus? b) Welche Eigenschaften hat die Birke und welche die Tanne? c) Beweise an Birke und Tanne, daß das Kleid nicht den Wert ausmacht! d) Beweise den Hochmut der Birke und die Bescheidenheit der Tanne! e) Worin liegt ihr wahrer Wert? f) Was sollen Kinder aus dem Gedicht und der Erzählung lernen? g) Um was handelt sich der Wettstreit im Gedichte und um was in der Erzählung? h) Suche Beispiele von „Wettstreit“ auf! P.

52. Gleich und Gleich.

J. W. Goethe, Goethes Werke. Stuttgart 1867. Bd. I, S. 17.

I. **Vorbereitung.** Es will Frühling werden. Aus dem Erdboden ist ein Blumenglöckchen (Schneeglöckchen oder Krokus) früher als andere

hervorgesprosset (gewachsen) in lieblichem Flor (oder schöner Blütenweise). Ein Bienchen kommt aus dem nahen Bienenhause und nascht mit feinem Saugrüssel von dem süßen Safte in der Blütenkrone. Es scheint, als ob die Blume für das Bienchen eigens geschaffen sei, und als ob sie auf den Besuch des Bienchens gewartet habe.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor.

Da kam ein Bienchen
Und naschte fein:
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

Fragen über Inhalt, Wort- und Sacherklärung. Wer ist mit Gleich und Gleich gemeint? Was macht sie zu Gleich und Gleich? Woher der Name Blumenglöckchen? Welcher Boden ist gemeint? Was ist mit „früh“ gemeint? Nenne Wörter, die mit „gesprosset“ verwandt sind! Was ist „Flor“? Warum heißt er lieblich? Woher kam das Bienchen? Was wollte es bei dem Blumenglöckchen? Wie unterscheidet sich „naschen“ von „essen“? Woraus schließt der Dichter, daß Blume und Biene für einander bestimmt sind?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Gedicht führt uns an einem Märztage in den Garten. Der Zaun (die Hecke) ist noch kahl. In einer Ecke liegt ein Restlein Schnee. Die Beete sind noch nicht bestellt. Nur auf einem guckt eine gelbe Krokusblüte oder ein weißes Schneeglöckchen hervor. Vom blauen Himmel leuchtet die Sonne und wird bald mehr Leben hervorlocken. An einer Seite des Gartens steht ein Bienenhaus. In den Stöcken oder Körben summt das Bienenvolk. Einzelne Bienen spazieren aus dem Flugloche auf das Brett, heben ihren Hinterleib in die Höhe, recken und strecken sich. Eine scheint das Blumenglöckchen erspäht zu haben, fliegt hin, setzt sich darauf und nascht fein.

2. Charakteristik der Personen. Die Blume ist glockenförmig, frühzeitig, lieblich, liebevoll. Sie sproßt früh hervor, blüht lieblich, öffnet das Glöckchen der Biene, scheint für dieselbe bestimmt. Die Biene ist hungrig, weitsichtig, naschhaft. Sie verläßt den Stock, fliegt fort, kommt zur Blume, setzt sich darauf und nascht Honig.

3. Gedankengang. Die einsame Blüte und das frühe Bienchen sind wie geschaffen für einander. Die Liebe vereinigt und beglückt das Getrennte.

4. Schönheiten und Eigentümlichkeiten in der Form. In kurzen, schlichten Worten erzählt der Dichter eine lange Geschichte von Trennung und Vereinigung. Das „beide“ scheint überflüssig; aber es soll die bisherige Trennung von Biene und Blume, das „für einander“ die Vereinigung andeuten.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Was zusammen gehört, das findet sich auch zusammen. Die Liebe schlägt die Brücken über Raum und Zeit.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. Gleich und Gleich gesellt sich gern. — Was sich liebt, das neckt sich. — Einsam bin ich nicht alleine. — Suchet, so werdet ihr finden. — Weg hat er allerwegen. Die Schöpfungsgeschichte.

3. Rede- und Stilübungen. a) Der Garten im ersten Frühling. b) Bienenleben im Laufe des Jahres. c) Warum paßten die „beiden" so für einander? (Die Blume war allein; jetzt bekommt sie Gesellschaft. Sie hat Honig; der findet jetzt einen Abnehmer. Ihr Blütenstaub muß auf die Narbe getragen werden, wenn sie Samen tragen soll; das thut die Biene. Die Biene liebt die Schönheit; bei der Blume findet sie dieselbe. Sie ist hungrig; hier findet sie Nahrung. Sie liebt Geselligkeit; bei der Blume hat sie dieselbe. Sie arbeitet geschäftig; hier nützt sie dadurch. Jedes giebt, und jedes empfängt. Eins hat für das andere Liebe und Dankbarkeit.)

4. Auswendiglernen und Vortragen! P.

53. Storches Ankunft.

Karl Enslin, Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 111.

1. Sieh, sieh, sieh!
Der Storch ist wieder hie!
Was macht er denn dort oben?
Er suchet sich sein altes Nest
Und setzt sich für den Sommer fest —
Der Storch, der ist zu loben.

2. Schau, schau, schau!
Dort fliegt auch seine Frau.
Frau Störchin, mußt dich eilen!
Dem Männlein wird zu lang die Zeit,
Die Wohnung ist ihm viel zu weit, —
Du sollst sie mit ihm teilen.

3. Horch, horch, horch!
Wie klappert jetzt der Storch!
Das heißt bei ihm gesungen.
Die beiden sitzen warm und fest:
Noch ist für sie zu groß das Nest. —
Bald kommen auch die Jungen.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** (Vgl. „Wanderlied der Störche" S. 72.)

(Str. 1.) An einem Frühlingsmorgen schauen die Kinder zum Fenster hinaus und sehen auf dem Scheunendache den eben aus fernem Lande angekommenen Storch. Da ruft ein Kind: „Sieh, sieh, sieh!" und alle erblicken den Storch, der sein altes Nest wieder aufgesucht und gefunden hat. Sofort fängt er an, es wieder auszubessern, und setzt sich nun für den Sommer fest, d. h. er macht es zu seiner Wohnung. Deshalb, sagt der Dichter, ist der Storch zu loben.

(Str. 2.) Aber bald darauf erblickt eins der Kinder noch einen zweiten Storch in der Luft und macht die andern Kinder darauf aufmerksam; das ist des Storches Frau, die Störchin. Schon lange hat der Storch sich nach ihr umgeschaut, denn die Wohnung (das Nest) hat er ja so groß gebaut, daß mehrere Störche darin Platz haben. Eilend kommt die Störchin hinzu, um das Nest mit ihrem Manne, dem die Zeit allein zu lang wird, zu teilen. Nachdem sie sich beide häuslich eingerichtet

haben, hören die Kinder im Dorfe das Klappern des Storches. Das nennt der Storch seinen Gesang. Und nicht lange wird's dauern, so ist das warme und feste Nest, das ja für die zwei noch zu groß ist, auch noch von Eiern und endlich von jungen Störchen besetzt. Dann ist die Storchenfamilie glücklich.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Auf dem Dache einer Dorfscheune befindet sich ein Storchnest, welches mit Beginn der Sommerzeit einer Storchenfamilie als sicherer und warmer Aufenthalt dient.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Storch kommt zu einem alten Neste. Str. 2. Auch die Störchin kommt an. Str. 3. Zuletzt kommen die Jungen.

3. Eigenschaften und Thätigkeiten des Storches. Er ist wie ein Vater sorgsam für seine Familie und deshalb zu loben. — Der Storch sucht und findet sein Nest, er setzt sich fest, er klappert ꝛc.

III. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen. Warum ist der Storch zu loben? Warum macht er sein Nest so groß, weit, fest und warm?

2. Vergleichung mit „Des Storches Wiederkehr", von Hoffmann v. Fallersleben. (50 neue Kinderlieder. Heidelberg 1865. S. 2.)

1. Habt ihr ihn noch nicht vernommen?
Auf dem Dache sitzt er schon.
Unser Storch ist heimgekommen,
Hört doch, hört den frohen Ton!
Klappre du, klappre du:
Klapp, klapp, klapp,
Klapp, klapp, klapp;
Klappre du immer zu!

2. Ja, du bist nun eingetroffen,
Nach so mancher Winternacht,
Hast erfüllet unser Hoffen
Und den Frühling mitgebracht.
Klappre du, ꝛc.

3. Ach, wie tönt in unsre Ohren
Doch so süß der frohe Ton!
Ja, wir sind wie neugeboren,
Denn der Winter ist entflohn.
Klappre du, ꝛc.

A. Gemeinschaftliches: a) Ankunft des Storches im Frühjahr. b) Ankündigung durch Klappern mit dem Schnabel. c) Freude der Kinder über die Ankunft und den Aufenthalt der Störche auf dem Dache.

B. Verschiedenheiten: a) In dem Hoffmannschen Gedichte ist nur von einem Storche die Rede, im andern vom Storche und der Störchin. b) Die Kinder in dem Hoffmannschen Gedichte geben ihre Freude durch bestimmte Worte zu erkennen, im andern nicht. c) In Hoffmanns Gedichte tönt den Kindern das Klappern des Storches süß, in Enslins Gedichte sagen die Kinder nur: „Das heißt bei ihm gesungen." d) In Enslins Gedichte ist das Einziehen in das Nest die Hauptsache, im Hoffmannschen wird der Storch als Bringer des Frühlings begrüßt. — W. D.

54. Waldlied.

H. Hoffmann v. Fallersleben, 50 Kinderlieder. 6. Ausg. Altona. S. 33.

1. Im Walde möcht' ich leben
Zur heißen Sommerzeit.
Der Wald, der kann uns geben
Viel Lust und Fröhlichkeit.

2. In seine kühlen Schatten
Winkt jeder Zweig und Ast;
Das Blümchen auf den Matten
Nickt mir: „Komm, lieber Gast!"

3. Wie sich die Vöglein schwingen
Im hellen Morgenglanz
Und Hirsch' und Rehe springen
So lustig wie zum Tanz!

4. Von jedem Zweig und Reise,
Hört nur, wie's lieblich schallt!
Sie singen laut und leise:
„Kommt, kommt in grünen Wald!"

I. **Wort- und Sachverständnis.** (Str. 1.) Das Kind wünscht in der heißen Sommerzeit sich im Walde aufzuhalten. Welche Gründe hat es wohl dazu? Zuerst, sagt das Kind, kann uns der Wald viel Lust und Fröhlichkeit geben. Und worin diese Freuden und Vergnügungen bestehen, das sagen uns die folgenden Strophen:

(Str. 2.) Da sind zuerst die Zweige und Äste der Bäume, welche dem Kinde winken, indem sie mit leiser Bewegung es einladen, in ihren kühlen Schatten zu kommen, wo sie spielen, tanzen und springen können, ohne vom brennenden Sonnenstrahl getroffen zu werden. Dann laden die Blümchen durch eine leise Bewegung ihrer Köpfchen das Kind ein, auf die „Matten" (die im Walde und am Rande desselben befindlichen kleinen Wiesen) zu kommen als „lieber Gast", welchen sie bewirten wollen, indem sie ihm erlauben, sie zu pflücken und schöne Sträußchen daraus zu binden.

(Str. 3.) Auch die Vögelein, die sich im hellen Glanze der Morgensonne schwingen (fliegend bewegen), und die im Walde wie zum Tanze lustig springenden Hirsche und Rehe laden zur Fröhlichkeit ein.

(Str. 4.) Endlich aber sind es die Singvögel, die ihre fröhlichen Lieder „laut und leise" von Zweigen und Reisern (jungen Zweigen) lieblich (angenehm, anmutig) erschallen lassen und rufen: „Kommt, kommt in den grünen Wald!"

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung ist der schöne, grüne Wald mit seinem kühlen Schatten, mit den schönen Blümchen, den fröhlichen Vögelein und Waldtieren.

2. Gedankengang. Str. 1. Wir möchten gern zur Sommerzeit im Walde leben. Str. 2—4. Es laden uns ein die schattigen Bäume, die Blümchen, die Rehe, Hirsche und Vögel.

3. Rede- und Stilübungen. Welche Freude giebt uns der Wald im Sommer? (Kühlen Schatten, schöne Blumen, fröhliche Vögel und lustig springende Hirsche und Rehe. Der kleine Aufsatz kann in Briefform geschrieben werden.)

W. D.

55. Vom Büblein auf dem Eise.

Friedrich Güll, Kinderheimat. Gütersloh. 1. Gabe. S. 82.

1. Gefroren hat es heuer
Noch gar kein festes Eis.
Das Büblein steht am Weiher
Und spricht so zu sich leis':
„Ich will es einmal wagen,
Das Eis, es muß doch tragen."
Wer weiß?

2. Das Büblein stampft und hacket
Mit seinem Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket,
Und krach! schon bricht's hinein.
Das Büblein platscht und krabbelt
Als wie ein Krebs und zappelt —
Mit Schrein:

3. „O helft, ich muß versinken
In lauter Eis und Schnee,
O helft, ich muß ertrinken
Im tiefen, tiefen See.“
Wär' nicht ein Mann gekommen,
Der sich ein Herz genommen,
O weh!

4. Der packt es bei dem Schopfe
Und zieht es dann heraus,
Vom Fuße bis zum Kopfe,
Wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
Der Vater hat's geklopfet
Zu Haus.

I. **Vermittlung.** Str. 1. Noch hat es im Anfange des Winters (heuer, d. h. in diesem Jahre) kein festes Eis gefroren, da steht ein Büblein am Weiher (an einem kleinen Teiche, einem stillstehenden Wasser) und überlegt, ob es sich nicht trotz des dünnen Eises auf dasselbe wagen sollte.

Str. 2. Der Gedanke wird zur That: Das Büblein stampft (tritt hart, fest und schnell auf) und hacket (sucht mit dem Absatz des Stiefels kleine Löcher ins Eis zu schlagen). Da knacket das Eis (es zerbricht mit dem Tone „knack“) und krach! (heißt ein plötzlich losbrechender Schall, der beim Zerbrechen harter Gegenstände gehört wird), da bricht's hinein. Das Büblein platscht (bringt beim Fall ins Wasser den Schall „platsch“ hervor) und krabbelt (macht mit Händen und Füßen kleine, rasche, zuckende Bewegungen) als wie ein Krebs und zappelt (macht ängstliche, lebhafte, angestrengte Bewegungen) mit Schrein.

Str. 3. Das Büblein schreit um Hilfe: „O helft, ich muß versinken (nach und nach bis auf den Grund kommen) in lauter Eis und Schnee, o helft, ich muß ertrinken (untergehen, den Tod finden) im tiefen, tiefen See.“ Da kam ein Mann daher, der nahm sich ein Herz (der faßte Mut, ins kalte Wasser zu gehen), packte (griff derb an und hielt fest) den Knaben (Str. 4) beim Schopfe (bei den Haaren) und zog ihn heraus. „Das Büblein hat getropfet (vom Wasser), der Vater hat's geklopfet (gezüchtigt) zu Haus.“

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Büblein steht im Anfange des Winters an einem Weiher vor dem Wohnorte.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der Personen. a) Das Büblein war vorwitzig, denn es ging aufs Eis, obgleich es wußte, daß es noch nicht fest war, es war in großer Angst und sehr erschrocken, als es im Wasser lag. Das Büblein stand, sprach, wagte, stampfte, hackte, brach ein, platschte, krabbelte, zappelte, schrie, tropfte. b) Der Mann war mutig, denn er stieg ins kalte, tiefe Wasser; er war barmherzig, denn er rettete den unglücklichen Knaben vom Wassertode. — Er packte und zog den Knaben.

3. Gedankengang. Ein Büblein geht auf noch nicht festes Eis (Str. 1), bricht ein (Str. 2), schreit um Hilfe (Str. 3), wird gerettet und bestraft (Str. 4).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wer sich in Gefahr begiebt, kann leicht darin umkommen.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Warum hat der Vater das Büblein geklopfet? 2. Erzähle die Geschichte, als ob du sie aus der Ferne mit angesehen hättest! 3. Nachbildung: Das Mädchen auf der Leiter. (Ein Mädchen steigt auf eine Leiter. Es bricht eine Sprosse, sie bleibt mit den Kleidern hängen, zappelt und schreit. Die Magd kommt und holt sie herunter. Das Kleid ist zerrissen, das Gesicht geschunden. Strafe.)

W. D.

56. Der gute Mäher.

Hermann v. Kamp, die Sänger im Frühlingshaine. Essen 1830. S. 108.

1. Früh ging ein Mäher mähen
Im Feld den reifen Klee.
Da schnitt er mit der Sense
Hart an ein Nest — o weh!

2. Drin lagen sieben Vöglein;
Sie lagen nackt und bloß.
O könntet ihr schon fliegen,
Und wäret ihr schon groß!

3. Dem Mäher that's so wehe;
Er sann wohl her und hin.
Da kam dem guten Mäher
Noch Hoffnung in den Sinn.

4. Er mähete bedächtlich
Weit um die Stelle her
Und trug den Klee von dannen
Und störte da nicht mehr.

5. Die alten Vögel flogen
Nun wacker ab und zu.
Sie fütterten die Kinder
In ungestörter Ruh'.

6. Bald wuchsen ihre Flügel;
Sie flogen dann davon.
Der Mäher aber fühlte
Im Herzen süßen Lohn.

I. **Vermittlung.** Str. 1. Am frühen Morgen ging ein fleißiger Mäher mit seiner Sense aufs Feld, um den reifen Klee zu mähen. Da schnitt er mit der Sense hart (d. i. nahe, dicht) an ein Nest und rief: o weh! denn es lagen (Str. 2) in dem Neste sieben Vögelein nackt und bloß (d. h. ohne Federkleid); also sie waren noch sehr jung und konnten deshalb auch das Nest nicht verlassen. Wenn nun der Mäher den Klee, der das Nest verbarg, abmähte, so mußten die armen Vöglein umkommen; denn die heiße Sonne, die rauhen Winde, Raubtiere oder gar böse Buben würden sie verderben. Dann (Str. 3) „sann er hin und her" (d. h. er überlegte, dachte nach), wie er wohl helfen könnte. Bald kam ihm ein guter, glücklicher Gedanke (Hoffnung in den Sinn), wie er die Vöglein retten konnte: Er ließ (Str. 4) um das Nest herum den hohen Klee stehen, so daß es verborgen blieb, und mähete bedächtlich (d. h. langsam, sorgsam und mit Überlegung), damit die scharfe Sense nicht etwa den Vögeln zu nahe kam und sie beängstigte. Darauf trug er den Klee von dannen (nach einem andern Orte) und störte (d. i. beunruhigte, belästigte) die Vögel nicht mehr.

Als das die alten Vögel (Str. 5) sahen, flogen sie „wacker" (schnell, hurtig) ab und zu und fütterten ihre Kinder, ohne belästigt zu werden. Nach einigen Wochen sah der gute Mäher einmal wieder nach den Vöglein, und siehe da (Str. 6), die Flügel waren ihnen schon so groß gewachsen, daß sie davonfliegen konnten. „Der Mäher aber fühlte in seinem Herzen süßen Lohn", d. h. er war vergnügt und fröhlich und sein Herz sagte ihm: Du hast etwas Gutes gethan! und dieses Gefühl war für ihn

ein süßer „Lohn“, d. i. eine wohlthuende, angenehme Vergeltung für seine gute That.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Im freien Felde auf dem Kleeacker an einem schönen Sommermorgen findet der Mäher das Nest.

2. Schilderung der Person. Der Mäher war ein fleißiger Landmann, denn er ging schon früh an seine Arbeit. Er war ein von Herzen guter Mann und liebte die Tiere, denn er erbarmte sich der kleinen, hilflosen Vögel. Er war ein verständiger Mann, denn er überlegte, wie er die Vögel vor dem Untergange retten könnte, und fand das richtige Mittel.

3. Gedankengang. a) Ein Mäher trifft beim Mähen auf ein Vogelnest (Str 1.)

b) Er wünscht, die Vögel könnten das Nest verlassen, ehe sie umkommen. (Str. 2.)

c) Er überlegt, ob er die Vögel retten könnte. (Str. 3.)

d) Er findet das Rettungsmittel. Welches? (Str. 4.)

e) Der Erfolg des Mittels: Die Alten ziehen die Jungen auf; die Jungen fliegen aus, der Landmann hat herzliche Freude. (Str. 5 und 6.)

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wenn der Mensch den Tieren Gutes thut, so hat er davon süßen Lohn: Sein Herz ist fröhlich.

Spruch: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle die Geschichte, als ob du bei dem Mäher gewesen wärest! b) Welche guten Eigenschaften des Mähers sollen wir uns aneignen? c) Was für Vöglein mögen es wohl gewesen sein, die der Landmann fand (Lerche, Rebhuhn)? W. D.

57. Der alte Großvater und der Enkel.

Jakob und Wilh. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Gr. Ausg. 11. Aufl. Berlin 1873. S. 308.

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß. Einmal konnten seine zitterigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen. Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein,“ antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß

bin." Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten sofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

I. **Vermittlung.** 1. Ein steinalter = sehr alter Mann, der blind und taub war und dem die Kniee zitterten. Was zitterte ihm noch? Hände und Mund. Beweise dies! 2. Sein Sohn und dessen Frau ꝛc. Was war die letztere von dem Greise? 3. Sie ekelten sich davor = sie empfanden Ekel, Widerwillen, Abscheu. 4. Irdenes, d. i. ein töpfernes oder thönernes Schüsselchen. 5. Die Augen wurden ihm naß = er weinte. 6. Die junge Frau schalt = schimpfte, zankte, keifte. 7. Er trägt kleine Bretter zusammen, er spielte und wollte die Brettlein zusammen nageln zu einem Tröglein. 8. Wenn ich groß bin, will sagen, wenn ich erst das Gut oder die Wirtschaft habe. 9. Sie sahen sich eine Weile an = sie kamen zur Erkenntnis ihrer Sünde. 10. Sie weinten = sie empfanden tiefe, wahre Reue darüber und machten sofort das gethane Unrecht wieder gut.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Die große Wohnstube eines Landmannes, in welcher der mächtige Kachelofen von drei Seiten von der Ofenbank umgeben ist und einen Raum bildet, der „Hinter der Ofenbank" genannt wird, und zwar war es zur Zeit des Mittagessens. Die Scene mit dem Enkel fand kurz nach dem Mittagessen statt.

2. Eigenschaften a) des Großvaters. Er ist steinalt, blind, taub, zitterig, vom Tische verwiesen und verstoßen, betrübt und unglücklich, hungrig. Weise jede Eigenschaft aus dem Texte nach! b) Des Sohnes und seiner Frau. Sie waren lieblos und aller Ehrerbietung gegen den Vater bar. Sie waren hartherzig und geizig. Die Schwiegertochter war noch garstiger und liebloser als der Sohn. Sie behandelte ihren Schwiegervater, indem sie ihm einen Holztrog kaufte, so, wie man nur Tieren thut. Endlich waren sie reumütig und bußfertig und zuletzt gebessert. c) Des Enkels. Er war nachahmend, fürsorglich und liebevoll.

3. Gliederung des Inhalts. a) Der alte Großvater und seine Gebrechen. b) Folgen derselben. c) Die Wirkungen der Gebrechen auf dessen Sohn und Schwiegertochter und deren Handlungsweise: Ekel, Verstoßung des Großvaters vom Tische, Verbannung hinter den Ofen, unzureichendes Essen und unwürdiges Eßgeschirr. d) Mißgeschick des Großvaters und Betrübnis. Lieblose Behandlung desselben seitens der Schwiegertochter. Schimpfen und Anschaffung einer hölzernen Schüssel. e) Gesinnung und Handlungsweise des Enkels. Liebe zu den Eltern. Nachahmung ihres Beispiels. Spiel mit kleinen Brettlein, aus welchen er ein Tröglein macht. Fürsorge für Vater und Mutter, daß sie auf ihre alten Tage auch ein Tröglein haben, aus dem sie essen sollen. f) Wirkung derselben auf dessen Eltern: 1. Erkenntnis ihrer Sünde. 2. Wahre Reue und Buße. 3. Wiedergutmachung alles dessen, was der Sohn und dessen Frau am alten Großvater verbrochen hatten. 4. Wirkliche Besserung.

4. Grundgedanke. Die schlechte Behandlung der Eltern durch ihre Kinder wird den letzteren später wieder heimgezahlt durch ihre eigenen Kinder.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Das 4. Gebot. b) Sir. 3, 12. Spotte deines Vaters Gebrechen nicht, denn es ist dir keine Ehre! c) Sir. 3, 14. Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter und betrübe ihn ja nicht, solange er lebet! Halte ihm zu gut, ob er kindisch würde, und verachte ihn ja nicht darum, daß du geschickter bist! d) 1. Tim. 5, 4. Den Eltern gleiches vergelten, das ist wohlgethan und angenehm vor Gott. e) Tob. 5, 1. Alles, was du mir gethan hast, mein Vater, will ich dir auch thun. f) Spr. Sal. 19, 26. Wer den Vater verstöret und die Mutter verjaget, das ist ein schändliches und verfluchtes Kind. g) Als Petrus den Heiland verleugnet hatte, da sah ihn dieser an, und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.

2. Rede- und Stilübungen. a) In welchen Punkten handelten der Sohn und dessen Frau in betreff des alten Großvaters gegen das 4. Gebot? b) Welchem Menschen und welchen Tieren gleich wird der Großvater behandelt? c) Bilde eine Parallele: Die Roßdecke. Der alte, kranke Großvater in ein kleines Oberstübchen ohne Ofen verwiesen. Enkel besucht ihn öfters. Winter naht. Großvater friert. Vater giebt dem Sohne eine Pferdedecke für den Großvater. Enkel allein in der Stube, Schere, in zwei Teile. Frage ꝛc. — sonst freie Bearbeitung.

R. D.

58. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!

Johann Friedrich Möller.

Eine arme Bauernwitwe hatte ihren Sohn mit Spinnen ernährt und ihm, da er auf der Schule war, die Speisen über Feld zugetragen. Dieser Sohn kam in der Welt sehr hoch hinauf und gab einst ein großes Gastmahl. Als die Gäste sich im Vorzimmer versammelten, wurden sie zweier Dinge gewahr, über welche sie sich sehr verwunderten. Unter einem prächtigen Spiegel hing ein ganz geringer Knotenstock. Sodann stand ganz oben an der Tafel ein alter Stuhl mit hoher Lehne und neuem Überzuge. Man fragte den Herrn des Hauses, was das bedeute. Er antwortete: „Ich hatte nichts denn diesen Stab, da ich aus meiner Mutter Hause ging. Der Stuhl aber ist meiner lieben Mutter Spinnstuhl gewesen, auf welchem sie so viel gearbeitet hat, daß ich auf der Schule leben konnte.“ — Als nun die Gäste alle beisammen waren, bat er dieselben, daß er noch einen fehlenden Gast holen dürfte. Sieh! da kommt er schon zurück, und an seinem Arme führt er ein gekrümmtes, altes Mütterchen in Bauerntracht und setzt es auf den Spinnstuhl obenan. — Es war seine Mutter, die er also ehrte.

I. **Vermittlung.** Die Überschrift giebt den Grundgedanken der Erzählung an.

1. Eine arme Bauernwitwe, die nur einen geringen Auszug und Altensitz in ihrem früheren Gütchen hatte, ernährte ihren Sohn, der auf der Schule war, durch Spinnen von Flachs. 2. Sie trug die Speisen, d. i. das tägliche Mittagbrot, ihm über Feld zu. Die Witwe wohnte mit ihrem Sohne in einem Dorfe, das ein Stündchen von einer

großen Stadt entfernt war, in welcher sich ein Gymnasium und eine Hochschule (Universität) befanden. Früh ging der Sohn zur Schule, und abends kehrte er heim, mittags aber, wo er selbst oft nur ein Stündchen frei hatte, brachte ihm die gute Mutter sein Mittagbrot nach der Stadt. 3. Der Sohn kam in der Welt sehr hoch hinauf, d. i. zu hohen Ehren, und wurde später ein hoher Staatsbeamter. 4. Zwei Dinge — über die sie sich wunderten, weil sie zu der prächtigen Ausstattung der Zimmer durchaus nicht paßten, nämlich ein ganz geringer Knotenstock = d. i. ein dicker, vielästiger Stock vom Dornstrauche, auch Ziegenhainer genannt, vielleicht auch ein geringer, billiger Stock, wie ihn die Knoten (studentisch für Handwerksburschen) trugen. 5. Ein alter Stuhl, altmodisch mit hoher Lehne und neuem Überzuge = Stuhlkappe. Die alten Polsterstühle wurden früher mit abgepaßten Überzügen, so oft es nötig schien, bekleidet und diese Überzüge mit den daran befindlichen Bändern an die vier Stuhlbeine befestigt. 6. Denn diesen Stab. — Der Sohn giebt eine biblische Antwort und spricht mit dem Erzvater Jakob: „Ich hatte nichts" 2c. 7. Spinnstuhl. Stuhl, auf welchem die Mutter vor dem Spinnrade beim Spinnen gesessen, viele lange Jahre, und auf welchem sie den Unterhalt für ihren Sohn auf der Schule verdient hatte. 8. Er führt die Mutter an seinem Arme, als die höchste Ehrendame, die er kennt, und setzt das alte = greise, gekrümmte Mütterchen (deren Rücken von Alter, Sorgen und harter Arbeit gekrümmt war) auf den Spinnstuhl, hier auf den Ehrenplatz obenan. Er schämt sich nicht, wie thörichte Söhne thun, seiner Mutter aus geringem Stande, sondern er ist stolz auf solch eine Mutter, die ihm fast ihr ganzes Leben gewidmet hat, und will sie von andern ebenso geehrt sehen, wie er sie selbst hoch ehrt.

II. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten und Eigenschaften a) der Mutter, b) des Sohnes. Leite die Eigenschaften von den erzählten Thätigkeiten der beiden Personen ab!

2. Kernfragen: a) Warum kann jetzt keine arme Witwe mehr ihren Sohn durch Spinnen ernähren und auf einer Schule erhalten? Maschinenspinnerei einerseits und Verteurung des Lebensunterhalts und des Schulgeldes anderseits. b) Warum fragten wohl die Gäste nach dem Knotenstocke und dem Spinnstuhle? Sie kannten wohl den vornehmen Sohn, aber nicht seine Lebensgeschichte. Er hatte gewiß erst die hohe Stellung vor kurzem erhalten und gab das erste Gastmahl. c) Wer nennt alle die einzelnen Thatsachen, durch welche der gute Sohn seine Mutter ehrte?

3. Gliederung des Inhalts.

I. Was hat die Mutter alles für ihren Sohn gethan?

II. Was hat der Sohn alles gethan, die Mutter zu ehren?

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sir. 3, 9. Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme! Sir. 1, 8 u. 9. Mein

Kind, gehorche der Zucht deines Vaters und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter; denn solches ist ein schöner Schmuck deinem Haupte und eine Kette an deinem Halse. Sir. 7, 29. Vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist!

2. Vergleichung mit der vorhergehenden Erzählung von Grimm. In beiden Erzählungen werden uns zwei greise Personen dargestellt, und es treten darin zwei Söhne handelnd gegen ihre Eltern, hier gegen die Mutter, dort gegen den Vater auf. Allein in allen übrigen Punkten findet in beiden Erzählungen das gerade Gegenteil statt. In der Grimmschen Erzählung (A) ist von einem steinalten Manne, einem Greise, in der zweiten (B) von einer Greisin die Rede. In A handelt ein undankbarer Sohn gegen das 4. Gebot, in B ein guter, dankbarer Sohn streng nach diesem Gebote. Dort hat der Vater seinem Sohne das ganze Gut, d. i. Haus und Hof, Acker und Wiesen, Vieh und Geschirr übergeben. Hier hat der Sohn nur einen gewöhnlichen Stock und einen alten Lehnstuhl geerbt. In A wird der Vater von seinem Sohne hartherzig, lieblos und mit schnödem Undanke behandelt, verachtet und vom Tische hinter den Ofen verwiesen; in B hingegen wird die Mutter von ihrem Sohne innig geliebt, hochgeehrt, ihr mit der größten Dankbarkeit begegnet und der höchste Ehrenplatz bei Tische angewiesen. In A wurde der rohe Sohn nebst seiner noch roheren Frau erst durch das bedeutungsvolle Spiel seines Sohnes an seine eigene Kindespflicht gemahnt, während der gute Sohn in B stets von selbst zur Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen seine Mutter sich getrieben fühlt. In A blieb endlich der Sohn, was er gewesen — ein Bauer —, in B hingegen stieg der dankbare Sohn zu immer höheren Ehrenstellen empor. R. D.

59. Waldmännchen.

Aus A. und G. Greßlers „Lieder für Schule und Haus". Langensalza 1842. S. 24.
(Leise geändert.)

1. Es ging ein Knäblein in den Wald
Gar munter und geschwind.
Die Mutter sprach: „Komm wieder bald
Und nasche nicht Beeren, mein Kind!"

2. Da sprang das Knäblein fort und fort
Und trieb sein lust'ges Spiel,
Gedachte nicht der Mutter Wort
Und naschte der Beeren gar viel.

3. Und als die dunkle Nacht begann,
Da schlich es müd' nach Haus.
Die Mutter sprach: „Was fingst du an?
Du siehst ja so jämmerlich aus!"

4. Das Knäblein sprach: „Wie sollt' es sein?
Frisch bin ich und gesund;
Waldmännchens Kirschen ohne Stein,
Die schmecken so süß mir im Mund."

5. Da ward vor Schreck die Mutter bleich
Und wandt' ihr Angesicht,
Barg ihre Furcht und sagte gleich:
„Waldmännchen, Kind, giebt es ja nicht!"

6. Doch schlief sie nicht die ganze Nacht
Vor Kummer und vor Harm,
Und als der neue Tag erwacht',
Hielt tot sie den Knaben im Arm.

I. **Vorbereitung.** 1. Frisch und gesund ging einsmals ein Knabe in den nahen Wald. Vor seinem Weggange ermahnte ihn die Mutter,

bald wieder heimzukehren und vor allem keine Beeren zu essen, die er nicht genau kenne. 2. Sorglos und heiter sprang der Knabe fort in den Wald und trieb selbst im Gehen noch sein munteres Spiel mit Reifen und Stab. Allein in seinem grenzenlosen Leichtsinn hatte er die Ermahnung der Mutter gänzlich vergessen. Er fand verlockend schöne Beeren, wahrscheinlich waren es Tollkirschen, und aß sie in reichlicher Menge. 3. Als nun der Abend dämmerte, da schlich er gleich einer Schnecke träge, müd' und krank nach Haus, und als ihn, heimgekehrt, seine Mutter erblickte, erschrak sie sehr und sprach: „Was hast du gethan? Du siehst ja so blaß, (bleich), so krank und elend aus." 4. Der Knabe aber wollte es nicht Wort haben und sprach: „Ich bin munter und wohl!" und fügte in Fieberphantasie gar seltsam lachend hinzu: „O Mutter, Waldmännchens Kirschen ohne Stein, wie süß und herrlich schmeckten sie mir doch im Munde!" Da, von jähem Schreck ergriffen, erblaßte die Mutter; doch wendete sie ihr Antlitz weg und ließ ihre Angst nicht merken, — denn auch noch in der größten Furcht und Bangigkeit kann wahre Mutterliebe sich nicht verleugnen — und tröstend sprach sie zu ihrem Knaben: „Kind, es giebt ja keine Waldmännchen." Die Krankheit des Knaben aber nahm immer mehr zu, so daß die Mutter vor Angst und Sorge die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, und als der junge Morgen anbrach, hielt sie den Knaben tot in ihren Armen. Der Tod war die traurige Folge seines Ungehorsams und seines großen Leichtsinns.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Der Gang des Knaben nach dem Walde und die vorhergehende doppelte Mahnung der Mutter.

Str. 2. Des Knaben fröhliches Treiben im Walde, sein Leichtsinn und sein Ungehorsam.

Str. 3. Des Knaben späte Heimkehr und traurige Folgen seines Leichtsinns, sowie der Mutter Betrübnis.

Str. 4. Des Knaben Leugnen, daß er krank sei, und seine Fieberphantasie.

Str. 5. Der jähe Schreck, die Angst und die Besorgnis der Mutter, sowie ihre Belehrung des Knaben.

Str. 6. Das schnelle Wachsen der tödlichen Krankheit des Knaben und der andauernde Kummer und Harm der Mutter während der ganzen Nacht, sowie des Knaben Tod am Morgen.

2. Hauptgedanke. Die traurige Folge jugendlichen Leichtsinns und Ungehorsams ist oft ein jäher Tod.

3. Verwandte Gedanken: a) Die sinnlichen Genüsse sind für die Jugend oft ein Gift, das frühen Tod, wenigstens den Tod der Unschuld, des fröhlichen Jugendmutes, des irdischen Glückes und geistigen Wohles herbeiführt. b) Die Schlange im Paradiese.

4. Weise die Eigenschaften des Knaben und der Mutter aus dem Texte nach!

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: Kind, fliehe die Sünde, sie ist ein Gift, das sicher deinen geistigen Tod zur Folge hat!

2. Leichtsinn und Ungehorsam sind das Gift, durch welches die Jugend in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens sich unglücklich macht. Darum fliehe sie wie eine Giftschlange!

3. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle die Thatsachen des Gedichts in ungebundener Rede mit Benutzung der vorangegangenen Erläuterung!

b) Bilde hierzu ein Gegenstück: Der Jüngling in der Fremde. Mahnung der Mutter: Komm gesund an Seele und Leib wieder heim und meide vor allem den Branntwein, dieses Gift der Jugend! Im übrigen freie Nachbildung.

c) Vergleiche dies Gedicht mit der Erzählung: „Der Knabe im Wald" von W. Curtman (Geschichtchen für Kinder. Gießen 1867. S. 70)!

Ein Knabe lief in den Wald. Da rief ihm der Eichbaum zu: „Komm, lagre dich in meinem Schatten!" Der Knabe antwortete freundlich: „Schönen Dank! wenn ich zurückkomme, will ich es thun; jetzt bin ich noch nicht müde." Darauf traf er die Maiblume an; die sprach: „Komm zu mir und rieche meinen Duft!" Der Knabe ging hin, und weil sie so lieblich roch, sprach er: „Maiblümchen, ich will dich mitnehmen zu meiner Mutter." Und die Blume war es zufrieden. Nun erblickte er die rote Erdbeere; die rief ihm auch zu: „Komm, pflücke mich! ich bin reif." Da antwortete der Knabe: „Dich will ich meiner Schwester mitnehmen." Und sie ließ sich gerne brechen. Zuletzt kam der Knabe zu der Tollkirsche; die rief ihm auch zu: „Komm, iß mich, ich bin reif!" Der Knabe aber antwortete: „Ich will dich nicht essen, du siehst mir so giftig aus. Aber ich will dich abbrechen und meinem Vater zeigen; der kennt dich besser als ich."

1. Ähnlichkeiten. 2. Unähnlichkeiten. R. D.

60. Ich mag nicht lügen.

(Verfasser unbekannt.)

Einem Knaben hatte jemand ein kleines Beil zum Spielen gegeben. Daran hatte er seine große Freude und hieb damit, wie es eben traf; und es traf manchmal hin, wo es nicht gut war. Als der Kleine mit dem Beile auf der Schulter auch in den Garten kam, dachte er, nun will ich ein tüchtiger Holzhauer sein, und fing an und hieb seines Vaters schönstes Nußbäumchen um. Den andern Tag kam der Vater in den Garten, und als er das schöne Bäumchen welk am Boden liegen sah, wurde er betrübt und zornig. „Der mir das gethan hat," rief er, „der soll mir's schwer büßen!"

Aber wer es gethan hatte, das wußte kein Mensch, — außer einem, und der stand gerade hinter dem Zaune, hörte, wie der Vater so zürnte, und wurde feuerrot. „Es ist schlimm!" dachte er, „aber wenn ich's verschwiege, so wär's eine Lüge, und lügen mag ich nicht!' So trat er denn schnell in den Garten zum Vater und sagte: „Vater, ich habe das Bäumchen umgehauen, es war dumm von mir!" — Da sah der Vater den Knaben an und machte wohl noch ein ernsthaftes Gesicht, — aber er zürnte nicht mehr. Der kleine Knabe lebte in Amerika und wurde nachher ein braver Mensch und noch dazu ein gewaltiger General, hat auch in seinem Leben nie gelogen. Er hieß Georg Washington.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Zunächst erzählt uns der Dichter eine Geschichte von einem Knaben im allgemeinen. Wer der Knabe war und wer ihm das Beil geschenkt, das bleibt vorläufig unausgesprochen.

Die Erzählung wird für den Zuhörer dadurch spannender. In derselben dürften folgende Ausdrücke zuvor zu erläutern sein: 1. — wie es eben traf = wie es ihm eben in den Sinn kam, bald in den Thürpfosten, bald in das Staket, bald in die Stallthür 2c. 2. Es traf hin, wo es nicht gut war, d. h. wo es Schaden und Unheil anrichtete. 3. Nun will ich ein tüchtiger Holzhauer sein, d. h. will wie dieser im Walde, so hier im Garten einen Baum fällen. Er machte sich ans Werk und hieb einen jungen, schönen Nußbaum um, ohne vorher zu überlegen, welche Folgen seine Handlung haben würde. 4. Wer mir das gethan hat, d. i. zuleide, zum Schur gethan hat, der soll mir's schwer büßen, d. h. den werde ich hart strafen oder bestrafen lassen. 5. — und wurde feuerrot und zwar vor Scham und Reue über seine That. Durch des Vaters Drohung war er erst zum Bewußtsein seiner Schuld gekommen, war's ihm erst klar geworden, wie unrecht er gehandelt hatte. 6. Es ist schlimm, nämlich was ich gethan habe, und noch schlimmer werden die Folgen meiner Handlung sein. 7. Wenn ich's verschwiege, d. i. wenn ich mich nicht meldete, so wär's eine Lüge. Der Knabe ist durch und durch wahrheitsliebend. Er hält nicht nur die absichtliche und wissentliche Aussage der Unwahrheit für Lüge, sondern auch das vorsätzliche Verschweigen der Wahrheit. Noch mehr bethätigt sich seine Wahrheitsliebe durch seinen Ausspruch: „Und lügen mag ich nicht.“ 8. Vater, es war dumm von mir, d. h.: Ich habe ohne alle Überlegung gehandelt. 9. Der Vater zürnte nicht mehr. Warum nicht? Daß das Bäumchen verdorben war, betrübte ihn, daß aber das Herz seines Sohnes, wie das offene Geständnis desselben bewies, trotz des dummen Streiches, den er verübt, noch so unverdorben war, diese Freude überwog seine anfängliche Betrübnis über die That bei weitem. Mochte das Bäumchen verdorben sein, wenn nur sein lieber Sohn unverdorben blieb!

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts.

a) Des Knaben Freude und sein Thun und Treiben.

b) Sein Gang nach dem Garten, sein Vorsatz und seine That.

c) Der Eindruck der bemerkten That auf den Vater, dessen Betrübnis, Zorn und Drohung.

d) Der Eindruck der gehörten Drohung des Vaters auf den Sohn, dessen Scham, Reue und offenes Geständnis.

e) Die Wirkung des letzteren auf des Vaters Sinn und Gemüt.

f) Des Knaben späterer Lebensgang und sein Name.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften: a) Des Knaben, b) des Vaters. Die letzteren sind aus den ersteren herzuleiten.

3. Entwickelung des Hauptgedankens: Wahrheitsliebe und ein offenes Geständnis des gethanen Unrechts sind die Grundbedingung zu wahrer Reue, Buße und Sühne.

4. Schönheiten der Erzählung. Trotz des sittlichen Ernstes, der aus der ganzen Dichtung hervorleuchtet, ist ein gewisser Humor in der

Darstellung unverkennbar. Er kennzeichnet sich in folgenden Ausdrücken: a) Er hieb damit, wie's eben traf. b) Er traf manchmal hin, wo es nicht gut war. c) Ich will ein tüchtiger Holzhauer sein. d) Wer das gethan, das wußte kein Mensch — außer einem, der gerade hinter dem Zaune stand und des Vaters Drohung hörte. e) Es war dumm von mir.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Liebe die Wahrheit über alles! Sei klar und wahr! Lüge niemals!

B. Sprichwörter: Jung gewohnt, alt gethan. Lügen und Lawinen wachsen immer. Verschwiegene Wahrheit kommt einer Lüge gleich. Mit der Wahrheit kommt man am weitesten. Wahrheit giebt kurzen Bescheid, die Lüge tritt die Rede breit. Ehrlich währt am längsten. Vorgethan und nachgedacht, hat manchem oft viel Leid gebracht.

C. Rede- und Stilübungen. 1. Kernfragen. a) Was hätte der Knabe denken sollen vor dem Umhauen des Bäumchens? aa) Obstbäume darf man nicht beschädigen, viel weniger verderben und umhauen. bb) Der Baum kann schon nach einigen Jahren Schatten und reiche Früchte geben. cc) Den Vater, der die Bäume so sehr liebt, wirst du durch deine That tief betrüben und erzürnen.

b) Warum wurde der Knabe feuerrot? c) Was wollte der Knabe alles mit den Worten: „Es ist schlimm!" ausdrücken? d) Und was mit den Worten: „Es war dumm von mir"? e) Wie kam's, daß der Vater nicht mehr zürnte?

NB. Diese Fragen sind von den Schülern erst mündlich in zusammenhängender Rede zu beantworten und dann schriftlich wiederzugeben.

2. Umarbeitung. Schreib die Erzählung so auf, als hätte sie Georg Washington selbst berichtet! R. D.

61. Die sieben Stäbe.

Christoph v. Schmid, Gesammelte Schriften. Bd. 16. Augsburg 1861. S. 165.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters miteinander uneins wurden. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu nutze zu machen und die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen. Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, welcher dieses Bündel Stäbe entzwei bricht, zahle ich hundert große Thaler bar." Einer nach dem andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem, vergeblichem Bemühen: „Es ist gar nicht möglich!" — „Und doch," sagte der Vater, „ist nichts leichter." Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei," riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!" — Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. Solange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

„Das Haus, die Stadt, das ganze Land bestehet durch der Eintracht Band."

I. **Wort- und Sachverständnis.** 1. Die uneins wurden, d. i. die in Zwietracht, Zwist und Uneinigkeit lebten; 2. versäumten sie

die Arbeit, denn der eine wollte hierin, der andere dahin, der dritte wollte so, der vierte anders handeln; der fünfte wollte die Pferde vor, der sechste hinter den Wagen spannen, und der siebente handelte ganz und gar für sich allein. Da ruheten denn während des Streites die Hände und mit ihnen die Arbeit, deshalb mußte bereits gethane Arbeit nochmals gethan und Verkehrtes wieder richtig gemacht werden; 3. Erbteil zu bringen. Uneinige Brüder sind stets zu prozessieren geneigt und bereit; und durch Prozesse hat mancher Reiche sich um Hof und Haus gebracht; 4. sieben Stäbe von Holz, die mit einem festen, breiten Bande eng zusammengebunden waren und so gleichsam ein einziges starkes Stück Holz — ein Ganzes bildeten; 5. große Thaler bar. Früher gab es außer den Reichsthalern, zu 3 Mk., auch noch Spezies- und Laubthaler, von denen die ersten 4 Mk., die anderen $4^1/_2$ Mk. nach unserm Gelde galten; 6. jeder strengte alle seine Kräfte an, jeder spannte seine Muskel (-stränge) so straff als möglich an; 7. Es ist gar nicht möglich = das kann keiner, es geht nicht ꝛc.; 8. Er löste das Bündel auf, d. i. das Band, das die sieben Stäbe umschlungen hielt; 9. mit geringer Mühe = mit Leichtigkeit, mit wenig Kraftaufwand; 10. Wie es mit den Stäben ist ꝛc. = Ihr, meine sieben Söhne, gleichet den sieben Stäben; 11. fest zusammenhaltet = solange euch das Band der Einigkeit umschlingt; 12. wird euch niemand überwältigen können, wird niemand Gewalt über euch haben, niemand euch bezwingen; 13. das Band aufgelöst = lebt ihr aber in Zwietracht und Uneinigkeit; 14. so werdet ihr zerbrochen am Boden liegen wie diese Stäbe; so werden eure Feinde einen nach dem andern verderben.

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften a) der Söhne. Sie waren uneins, uneinig, zank- und streitsüchtig und infolgedessen nicht fleißig, sondern träge, sie waren geldliebend und -süchtig, weshalb? und nur in einem Punkte einig, in welchem? sie waren angestrengt, bemüht, enttäuscht, verwundert und belehrt. Weise jede Eigenschaft aus dem Texte nach!

b) Des Vaters. Er war besorgt und betrübt, worüber? er war klug und weise; warum? er war erfahren, er wußte, welchen Reiz das Geld hatte, drum legte er hundert blanke Thaler auf dem Tische nieder. Er war gescheit, warum? Er löste das Band, welches die sieben Stäbe zu einem Bündel umschlungen hielt. Er war glücklich, unter welcher Bedingung? Wenn seine Söhne durch seinen Vergleich belehrt und gebessert wurden.

2. Gliederung des Inhalts. Es wird uns in dieser Parabel dargestellt: a) Ein Vater, der sieben Söhne hatte, welche gemeiniglich in Zwietracht, Zwist und Uneinigkeit lebten. b) Die nachteiligen Folgen des Zankens und Streitens der Brüder und zwar zuerst die gegenwärtigen und sodann die zukünftigen. c) Die Zusammenkunft des Vaters mit seinen sieben Söhnen, der ihnen ein Bündel fest zusammengebundener Stäbe vorlegte. d) Die Verheißung des Vaters, bestehend in einem Preise von hundert blanken Thalern für den Zerbrecher des Bündels. e) Die ge-

meinschaftliche und vergebliche Anstrengung eines Bruders nach dem andern und deren Zugeständnis der Unmöglichkeit, das Bündel Stäbe zu zerbrechen. f) Der Widerspruch des Vaters, daß nichts leichter sei als dieses. g) Das Aufknüpfen des Bandes um die sieben Stäbe und das Zerbrechen derselben, eines nach dem andern. h) Die Verwunderung und das Zugeständnis der Möglichkeit seitens der Söhne. i) Des Vaters Vergleichung seiner sieben Söhne mit den sieben Stäben und k) dessen Belehrung.

3. Grundgedanke. Uneinigkeit bringt Verderben. Einigkeit aber macht stark.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. Seid einig in der Familie, in der Gemeinde, im Staate und im ganzen Deutschen Reiche!

2. Sprichwort. Eintracht hat große Macht. Eintracht ernährt, Zwietracht verzehrt. Keine festere Mauer denn Einigkeit. Vereint sind auch die Schwachen mächtig. Teile, und du wirst siegen! Friede und Einigkeit haben alle Städte erbaut. Wo Eintracht den Tisch deckt, sitzt Gott mit zu Gaste.

3. Rede- und Stilübungen. a) Weise die Wahrheit des Hauptgedankens aus der Geschichte nach! b) Bildet nach der oben gegebenen Anleitung eine Gliederung des Inhalts! c) Eine Nachbildung (für die Oberklasse): Die sieben Pfeile. Wilhelm von Oranien, der Befreier der vereinigten Niederlande vom spanischen Joche, ließ einst die sieben Statthalter der sieben Provinzen zusammenkommen und legte ihnen ein Bündel zusammengebundener Pfeile vor. Verheißung, der soll an seiner Statt Regent der Niederlande werden, der diese sieben zusammengebundenen Pfeile zerbricht. Weiterer Hergang wie in der Erzählung von den sieben Stäben. Schluß: Nun wohlan, so soll fortan das Bild von sieben zusammengebundenen Pfeilen unser Fahnenzeichen sein! d) Schreibe alle Sieben nieder, die in der biblischen Geschichte, im Märchen, in der Fabel oder sonst wo genannt werden! R. D.

62. I. Die gemästete Henne.

Wilhelm Curtman, Geschichtchen für Kinder, 6. Aufl. Gießen 1860. S. 70.

Eine Frau hatte eine Henne, welche täglich ein Ei legte. Damit hätte sie zufrieden sein können; allein, da sie eine habsüchtige Frau war, so wollte sie es dahin bringen, daß ihre Henne vormittags ein Ei lege und nachmittags noch eins. Deshalb fing sie an, ihre Henne immer reichlicher zu füttern. Ihr Geiz brachte ihr aber einen schlechten Gewinn. Denn als die Henne durch das übermäßige Futter fett geworden war, legte sie gar keine Eier mehr, und die Frau mußte sie schlachten.

II. Die faulen Mägde.

Christoph v. Schmid, Gesamm. Schriften. Bd. 16. Augsburg 1861. S. 196.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwei Mägde alle Morgen, sobald der Haushahn krähte, zur Arbeit. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig und sagten zu einander: „Wenn der verwünschte Haushahn nicht wäre, so dürften wir länger schlafen.“ Sie brachten ihn daher um. Allein die Haus-

mutter, die schon sehr alt war und immer sehr früh erwachte, wußte nun nicht mehr, um welche Zeit es sei. Sie weckte daher die Mägde noch früher, ja schon um Mitternacht.

„Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt mancher sich in größre Leiden.“

I. **Vergleichung.** Beide Erzählungen handeln von Hausfrauen, die zweite auch noch von zwei Mägden. Die erste Hausfrau besaß eine Henne, die zweite einen Hahn. Die Henne legte täglich ein Ei; der Hahn weckte durch sein Krähen zur Arbeit. Die erste Hausfrau war habsüchtig, darum war sie mit einem Ei nicht zufrieden und wollte täglich zwei haben. Die Mägde waren faul und wollten länger schlafen, als nötig war. Die Hausfrau fütterte die Henne immer reichlicher, damit sie besser legen sollte. Die Mägde brachten den Haushahn um, damit er durch sein Krähen die Hausfrau nicht mehr weckte. Habsucht und Hinterlist trugen aber beiden schlechte Früchte: Die Henne wurde durch das Futter so fett, daß sie gar nicht mehr legte und geschlachtet werden mußte. Die alte Hausfrau, die wenig schlief und jetzt nicht mehr wußte, welche Zeit es war, weckte die Mägde noch früher als sonst und schickte sie an die Arbeit. Die Habsucht wurde durch Verlust, die Faulheit durch um so mehr Arbeit gestraft.

II. **Rede- und Stilübungen.** a) Was ist gleich, was verschieden in den beiden Erzählungen? b) Worin gleichen sich die beiden Frauen? c) Warum wurde die Henne, warum der Hahn getötet? d) „Womit man sündigt, damit wird man gestraft“; beweise das aus den beiden Erzählungen! P.

63. Die Amsel.

Christoph v. Schmid, Blüten, dem blühenden Alter gewidmet. S. Gesammelte Werke. Originalausgabe von letzter Hand. Augsburg. J. Wolf. Bd. 17. S. 63.

1. Eine Amsel, schwarz wie Kohlen, mit dem Schnabel gelb wie Gold,
Wohnte dort, wo aus dem hohlen Fels das klare Brünnlein rollt.
Und ihr lieblich Lied verhallte flötend rings im ganzen Walde.

2. Sieh da, zwischen grünem Laube, scharlachrot und schön und frisch,
Lacht der Vogelbeeren Traube aus dem schattigen Gebüsch.
Und die Amsel, gleich dem Pfeile, fliegt drauf zu in wilder Eile.

3. Aber bei den schönen Beeren hängt das böse Schlingenpaar,
Sicherer sie zu bethören, fest gedreht aus feinem Haar.
Ach, kaum pickt sie in die Traube, wird sie selbst dem Tod zum Raube.

4. Jugend, Jugend, laß dich warnen, schau das arme Tierchen hier!
Laß dich nicht von Lust umgarnen, trau nicht blindlings der Begier!
Manches Mädchen, mancher Knabe hörte nicht — und ruht im Grabe.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** A b f r a g e n d e s I n h a l t s, E n t w i c k e l u n g d e r W o r t- u n d S a c h e r k l ä r u n g. (Amsel, Vogelbeere, hohler Fels, Brünnlein, Pfeil, wilde Eile, Schlingenpaar, bethören, dem Tode zum Raube, Begier, umgarnen, blindlings.)

II. **Vertiefung.** 1. S c h a u p l a t z. Rings breitet sich der Wald wie ein grünes Laubmeer aus. Einzelne Blätter fangen an rot und

gelb zu werden, denn der Herbst beginnt. Aus einem grauen, bemoosten Felsen quillt ein Brünnlein, dessen Wasser weiter rinnt. Hier hat eine Schwarzamsel, aus der Familie der Drosseln, im Sommer ihr Nest gehabt. Hier sitzt sie auch beim Beginn des Herbstes auf einem freien Aste und singt ihr Lied wie Flötenton in den Wald. Zwischen dem grünen Laube des Gebüsches schimmern rote Vogelbeeren (die Früchte der Eberesche), welche der Vogelsteller neben die Schlingen aus Pferdehaaren gehängt hat, um die naschhaften, thörichten Vögel damit anzulocken. Schon reckt die Amsel lüstern ihren Hals nach den roten Beeren. Bald wird sie wie ein Pfeil vom Bogen hinfliegen, von den Beeren naschen und in die Schlingen fallen, die ihr die Kehle zuschnüren werden.

2. Personen. Die Amsel ist schwarz, der Schnabel gelb. Sie ist im Herbste wohlbeleibt, darum vom Jäger als Federwild gesucht, lüstern nach den Beeren, unvorsichtig, da sie die Schlingen nicht achtet, und endlich für ihre blinde Begier mit dem Tode bestraft. Sie wohnt am Felsenquell, singt liebliche Lieder, bemerkt die Beeren, fliegt eilig drauf zu, übersieht die Schlingen, nascht von den Beeren, zieht sich die Schlinge um den Hals, flattert wild auf, um sich zu befreien, zieht die Schlinge immer fester, erstickt endlich, wird vom Jäger ausgelöst und als „Krammetsvogel" gebraten.

3. Gedankengang. Str. 1. Kleid, Wohnung und Beschäftigung der Amsel. Str. 2. Sie bemerkt die lockenden Beeren und fliegt hin. St. 3. Sie übersieht in der Begierde die Schlingen und holt sich den Tod. Str. 4. Die Jugend soll sich das Beispiel der Amsel zur Warnung dienen lassen.

III. **Verwertung.** 1. Lehren und Verwandtes. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. — Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. — Vergleiche die biblische Geschichte: Der Sündenfall. — Waldmännlein. — Heinrich der Vogelsteller. — Knabe und Fischlein. — Knabe und Wasserrose.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Knaben, der die Tollkirschen im Walde naschte, mit der Amsel! b) Nenne Beispiele, wo sich jemand blindlings (gleichsam mit verbundenen Augen) in Gefahr und Tod stürzt! c) Beweise, daß der Vogelsteller begierig nach Jagdbeute, heimtückisch, klug, schadenfroh war! d) Wie gleicht der böse Feind dem Vogelsteller? P.

64. Der Winter.

H. Kletke. Deutscher Kinderschatz. Berlin 1839. S. 46.

Im weißen Pelz der Winter
Steht lange schon hinter der Thür.
„Ei, guten Tag, Herr Winter!
Das ist nicht hübsch von dir.

Wir meinten, du wärest, wer weiß wie weit,
Da kommst du auf einmal hereingeschneit.
Nun, da du hier bist, da mag's schon sein;
Aber was bringst du uns Kindelein?"
„„Was ich euch bringe, das sollt ihr wissen:
Fröhliche Weihnacht mit Äpfeln und Nüssen
Und Schneeballen,
Wie sie fallen,
Und im Jänner
Auch Schneemänner.""

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Der Dichter führt uns den Winter als einen Mann vor, der einen weißen Pelz hat und schon längst hinter der Thür steht, um in unser Haus zu schlüpfen. Der weiße Pelz sind die Schneeflocken, welche er mitbringt. Wer hinter der Thür steht, der möchte gern eintreten. Warum ist er wohl bis jetzt noch nicht eingetreten? Gewiß hat ihn sein Vorgänger, der Herbst, nicht einlassen wollen. Aber nun ist's Zeit! Da kommt er schon! und die Kinder rufen ihm einen guten Tag zu und nennen ihn sogar einen Herrn, tadeln ihn aber, daß er so plötzlich hereinkommt; sie meinten, er wäre noch, wer weiß wie weit, von ihnen entfernt. Aber sie irrten sich: „er kommt auf einmal hereingeschneit" (doppelte Bedeutung: er kommt mit Schnee, und er kommt überraschend schnell, wie ein Schneewetter). Da er aber einmal da ist, so „mag's schon sein" (so haben wir nichts dagegen). Die Kinder wollen jedoch nun auch wissen, was der Gast mitbringt. Und sogleich ist er mit der Antwort da: Fröhliche Weihnacht! das schönste Fest der Christenheit, und dazu Äpfel und Nüsse; im Freien finden die Kinder Schnee und formen Bälle daraus, mit denen sie sich gegenseitig werfen (schneeballen) und necken. Endlich, wenn im Jänner (alter Ausdruck für Januar) der Schnee anfängt aufzutauen, bringt er auch Schneemänner, die die Knaben mit großer Lust und regem Eifer machen und aufstellen.

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften und Thätigkeiten des Winters. Der Winter gleicht einem Manne. Er ist weiß und flink, er giebt gern, was er hat, und macht dadurch den Kindern Freude.

2. Gedankengang. I. Abschnitt. Der Winter kommt und wird von den Kindern begrüßt und befragt, was er bringe! II. Abschnitt. Die Antwort des Winters.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Unverhofft kommt oft. Auch der Winter hat seine Freuden. Willst du das Angenehme, so mußt du auch das Unangenehme mit in den Kauf nehmen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Weshalb sehen wir den Winter gern? (Er bringt Schnee, Eis, das Weihnachtsfest mit Äpfeln und Nüssen, die Schneebälle, die Schneemänner 2c.) c) Beschreibt genau, wie ihr den großen Schneemann gemacht habt! b) Vergleichung mit Nr. 41. Der erste Schnee. „Ei, ei, wer hätte das gedacht 2c." W. D.

65. Wie ist doch die Erde so schön.

R. Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld. S. 138.

1. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein;
Sie heben ihr leicht Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

2. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen;
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel —
Und die Wolken, die drüber gehn.

3. Und Sänger und Maler wissen es
Und Kinder und andre Leut'!
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!

I. **Wort- und Sachverständnis.** Unser Lied preist die Schönheit der Erde. Zunächst verkündigen die Vögel diese Schönheit (Str. 1), indem sie sich in die Lüfte schwingen („sie heben ihr leicht Gefieder") und ihre fröhlichen Lieder anstimmen, die bis in den blauen Himmel hineinschallen.

Auch die Seen und Flüsse (Str. 2) wissen es, wie schön die Erde ist, denn „sie malen in klarem Spiegel" (d. h. auf ihrer Oberfläche spiegeln sich) die am Ufer befindlichen Gärten, Städte und Hügel und sogar die Wolken, „die drüber gehn".

Endlich aber wissen es auch die Menschen. (Str. 3.) Zunächst die Maler und Dichter (Sänger), die ersteren suchen schöne Landschaften auf, auch schöne Gebäude, schöne Geschöpfe &c. und bringen dies auf ihre Leinwand und malen diese Schönheiten mit prächtigen Farben. Die Sänger (Dichter) beschreiben in ihren Liedern die Schönheit der Natur und singen sie andern Menschen vor. Die Kinder freuen sich zu jeder Jahreszeit im Freien. Im Frühling gefallen ihnen die schönen Schneeglöckchen, Veilchen, Maiblümchen und andere Blumen, im Sommer erfreut sie Garten, Wiese, Flur und Wald, im Herbst Früchte und Obst, und im Winter Schnee und Eis, die die Erde bedecken.

Aber auch noch „andere Leut'" wissen von der Schönheit der Erde zu rühmen, man nennt sie Naturfreunde. „Und wer's nicht malt" (wer kein Maler ist), „der singt es" (der ist ein Dichter und Sänger), „und wer's nicht singt, dem klingt es in dem Herzen vor lauter Freud'", d. h. wer es nicht durch Bilder und Lieder ausdrücken kann, der empfindet in seinem Herzen über die Schönheit der Erde große Freude wie die Kinder und Naturfreunde.

II. **Vertiefung.** Gedankengang. Wer verkündigt die Schönheit der Erde? Str. 1. Die Vögelein. Str. 2. Die Bäche und Seen. Str. 3. Die Menschen.

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Warum ist die Erde so schön? (Nach Str. 3.) 2. Was findet ihr auf der Erde so schön im Lenz, im Sommer, im Herbst und im Winter? 3. Wie verkündigen die Vögel, die Flüsse und Seen, die Maler, die Sänger, die Kinder und die Naturfreunde die Schönheit der Erde? W. D.

66. Das Vaterhaus.

Franz Wiedemann. Alte Lieder, neue Worte. 2. Aufl. Dresden 1813. S. 17.

1. Wo's Dörflein dort zu Ende geht; wo's Mühlenrad am Bach sich dreht;
Da steht im duft'gen Blütenstrauß ein Hüttlein: 's ist mein Vaterhaus.

2. Da schlagen mir zwei Herzen drin voll Liebe und voll treuem Sinn;
Mein Vater und die Mutter mein, das sind die Herzen fromm und rein.

3. Darin noch meine Wiege steht, darin lernt' ich mein erst Gebet;
Darin fand Spiel und Lust stets Raum, darin träumt' ich den ersten Traum.

4. Drum tausch' ich für das schönste Schloß, wär's felsenfest und riesengroß,
Mein liebes Hüttlein doch nicht aus; denn's giebt ja nur **ein** Vaterhaus.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Str. 1. Ein Wanderbursch (oder ein Soldat oder irgend ein junger Mensch), der aus der Ferne oder Fremde zum erstenmal wieder heimkehrt, steht in Sinnen versunken vor seinem lieben Heimatsdorfe und läßt die Bilder aus seiner Kindheit noch einmal an seinem Geiste vorüberziehen. Dabei spricht er zu sich selbst: „Dort am Ende des Dörfleins, wo der rauschende Bach nimmerrastend das Mühlenrad dreht, dort steht, von blühenden und duftenden Blütensträuchern umschattet, ein trautes Hüttlein — o wie klopft mir das Herz! — Ja, ich ruf' es jubelnd aus: 's ist mein liebes, teures Vaterhaus."

Str. 2. Darinnen wohnen und schlagen für mich zwei Herzen, fromm und rein, die mir die teuersten auf Erden sind, mein Vater und meine Mutter, die mich doch am innigsten, treuesten und reinsten vor allen andern lieben.

Str. 3. Dort in dem Hüttlein erblickte ich das Licht der Welt, dort stand meine Wiege im trauten Kämmerlein, dort lernte ich die ersten Schritte ins Leben thun, die ersten Worte der süßen Muttersprache lallen; dort lehrte mich die Mutter zum erstenmal meine Hände falten, mein Auge zu Gott emporschlagen und zu ihm beten. Dort in dem unscheinbaren Hüttlein verlebte ich unter steter Lust, Fröhlichkeit und heitern Spielen die Tage meiner Kindheit, und dort träumte ich den ersten Traum von Fremde und Ferne und zukünftigem Glücke.

Str. 4. Drum tausch' ich für das größte und festeste Schloß (den schönsten Palast, die schönste Villa) mein trautes Hüttlein doch nicht aus, denn sein innerer Wert, an welchem Geist und Gemüt den größten Anteil haben, überwiegt und übersteigt bei weitem den äußern Wert und die Pracht des größten Schlosses — denn es giebt ja nur für einen jeden Menschen **ein** Vaterhaus.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Ort der Handlung. Zeit der Wiederkehr (duftigen Blütenstrauß). Ein Hüttlein, das Vaterhaus. Str. 2 u. 3. Angabe der mannigfachen Gründe für die Liebe zum Vaterhause. Str. 4. Der innere Wert des Vaterhauses.

2. Hauptgedanke: Die Liebe zum Vaterhause ist bedingt durch die Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit des Kindes gegen seine Eltern.

III. **Verwertung.** 1. Sprichwörter: Vatersegen baut den Kindern Häuser, Mutterfluch reißt sie nieder. Mutterschoß ist arm, aber warm. Wer die Eltern ehrt, den ehrt Gott wieder.

2. Übertragung des Gedichts in eine erweiterte Erzählung in Prosa nach Maßgabe der vorangegangenen Erläuterung.

3. Worin liegt der innere Wert des Vaterhauses? Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen die Eltern. Liebe zu und Hochachtung vor dem Ehrwürdigen, vor edler Haussitte und strenger Hausordnung, vor allem Heimischen und Heimatlichen. Frohe, beglückende Erinnerung an die schönen, heitern, sorgenlosen Tage der Kindheit.

4. Welche Tugenden finden in der Liebe zum Vaterhause ihre Begründung?

1. Die Genügsamkeit und Zufriedenheit.

2. Die Heimats- und Vaterlandsliebe.

3. Die Hochachtung (Pietät) vor allem Ehrwürdigen, Ehrenwerten, Guten, Edlen und Schönen. R. D.

67. Wettstreit.

Hektor Zollikofer, Parabeln und Dichtungen. St. Gallen 1832. S. 25.

Eine Kuh, ein Pferd und ein Schaf standen auf einer Weide zusammen und stritten untereinander, welches dem Menschen nützlicher sei. Die Kuh sprach: „Von mir hat er die süße Milch, den wohlschmeckenden Käse und die ölersetzende Butter.“ — Das Pferd: „Ich bin der Wagen Segel und des Reiters Fittich.“ — Das Schaf: „Ich gehe nackt und bloß, damit er bekleidet sei.“ — Da kam der Hund zu ihnen. Den blickten sie verächtlich von der Seite an, als ein gegen ihre Wichtigkeit gehalten unnützes Tier. Aber der Herr folgte alsbald hinten nach, rief dem Hunde im freundlichsten Tone zu, streichelte und liebkoste ihn. Da dies die Kuh und ihre Gefährten sahen, murrten sie, und das Pferd nahm sich ein Herz zur Frage: „Warum thust du also, Gebieter? Verdienen wir nicht mehr deine Aufmerksamkeit als dieses unnütze Tier?“ — Aber der Herr streichelte seinen Hund noch zärtlicher und sprach: „Nicht also, dieser hat mein einziges, geliebtes Söhnlein kühn und treu aus rauschenden Wasserfluten gerettet; wie sollt' ich nun seiner vergessen können?“ —

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Pferd, Kuh und Schaf trafen auf einer Wiese zusammen und stritten, wer von ihnen dreien dem Menschen den größten Nutzen brächte. Ein jedes dieser Tiere behauptete: „Das bin ich.“ Allein bei der bloßen Behauptung ließen sie es nicht bewenden, sondern ein jedes derselben führte dafür nun auch seine Beweise, d. i. Gründe an.

Die Fabel ist in so leichtverständlichen Worten erzählt, daß es nur hier und da einiger Erklärung bedarf; 1. — ölersetzende Butter. In Norddeutschland würde es richtiger sein, zu sagen, die fett- oder schmalzersetzende Butter; 2. — der Wagen Segel = deren treibende Kraft; 3. — des Reiters Fittich = Flügel. Sieht man von weitem einen Reiter im schnellen Trabe dahinreiten, so scheint es fast, als ob das Pferd dahin flöge und der Flügel des Reiters wäre; 4. — als ein gegen ihre

Wichtigkeit gehalten, d. i. mit ihrem Nutzen verglichen, unnützes Tier; 5. — er rief dem Hunde zu, er rief ihn bei seinem Namen, denn jedem Hunde giebt der Mensch einen Namen; dies beweist schon die große Vorliebe des Menschen zum Hunde; 6. — ein Herz zur Frage, es hatte den Mut, es war so dreist, den Menschen zu fragen; 7. — kühn und treu, vielleicht für Kinder verständlicher: unaufgefordert, freiwillig und sicher und schnell.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. A. Der Wettstreit der Tiere über ihren Nutzen, welchen sie dem Menschen gewähren. Die Beweise a) der Kuh, b) des Pferdes, c) des Schafes.

B. Die Verachtung des Hundes von seiten aller drei.

C. Die Wertschätzung und Liebkosung des Hundes von seiten seines Herrn.

D. Unzufriedenheit und Murren der ersten drei Tiere über das Verhalten des Herrn gegen seinen Hund.

E. Anfrage des Pferdes und Antwort des Herrn.

2. Entwickelung des Grundgedankens. Bei Beurteilung des Nutzens der Tiere für die Menschen kommt es zunächst darauf an (s. am Schlusse Lessings Fabel!), ob die Gabe eine notwendige oder nur eine angenehme war. Sodann wird der Wert des Nutzens bemessen nach den Gütern, welchen er zu gute kommt, ob er also zur Nahrung, zur Bekleidung, zur Wohnung oder zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des menschlichen Lebens dient. Höher stehen die Dienste der Tiere an Wert, welche die Arbeit des Menschen, sein Thun und Streben unterstützen oder ganz ersetzen, und am höchsten die, welche geistigen Fähigkeiten oder edlen Regungen des Gemüts entspringen, und durch welche hier ein Menschenleben gerettet wurde. Die ersteren Wohlthaten werden mit der Wage des kühl berechnenden Verstandes, die letzteren mit der Wage des dankbaren Herzens gewogen.

Ein einziger Dienst überwiegt oft auf der Wage des Herzens Tausende von geringeren Diensten.

III **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei dankbar gegen die Tiere! b) Sei mild und wohlthätig gegen dieselben! c) Sei nicht ungerecht in deinem Danke und Wohlthun! d) Quäle nie die Tiere! e) Nur ein roher Mensch vermag ein Tier zu mißhandeln.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Weise nach, was für ein Hund es gewesen sein muß, der diese Edelthat vollbracht hat! 2. Kennst du nicht einen anderen Hund, der noch viel Größeres vollbracht hat? (Barri, der Neufundländer auf dem St. Bernhard.)

3. Was beweist die allgemeine Sitte der Menschen, jedem Hunde einen Namen zu geben?

4. Aufsatz: Gründlicher Nachweis des Nutzens des Pferdes, der Kuh, des Schafes und des Hundes. (Gieb hierbei alle nur möglichen

Dienste der genannten Tiere an, die sie dem Menschen leisten, und führe dabei jedes Tier redend ein!)

5. Bilde eine **Erzählung** von der Errettung des Knaben durch den Hund: Wärterin und Knabe im Parke, in welchem ein tiefer See ist. Wärterin entfernt sich leichtsinnig. Der Knabe eilt nach dem See, um eine am Ufer blühende Seerose zu pflücken. Schrei des Knaben. Der Hund hört's, kommt herbei. Niemand ist da zum Retten. Er vollbringt es. Der Herr kommt. Der Hund trägt ihm den Knaben entgegen u. s. w.

6. **Vergleichung** mit der Fabel „**Die Wohlthat**" von Lessing:

„Hast du wohl einen größeren Wohlthäter unter den Tieren als uns?" fragte die Biene den Menschen. „„Ja wohl,"" erwiderte dieser. „Und wen?" „„Das Schaf; denn seine Wolle ist mir notwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.""

Weise nach: a) Die Ähnlichkeiten beider Fabeln. b) Die Verschiedenheiten! R. D.

68. I. Hund und Katze.

Dichter unbekannt.

Zum Herrn kam Hund und Katze herein,
Verklagten einander mit Heulen und Schrein:
„Hund hat mich ins Bein gebissen!"
„„Und mir hat Kätzchen die Nase zerrissen!""
„Hund hat in der Küche genascht den Braten!"
„„Das Kätzchen ist über die Milch geraten!""
Was sagte der Vater zu ihrem Streit?
Er suchte den Stock, der war nicht weit:
„Ihr habt euch beide einander nicht lieb,
Und eins wie das andere ist ein Dieb;
Drum möget ihr euch beide nur bekehren,
Sonst soll der Stock euch Besseres lehren!"

II. Hausfrau und Katze.

Louis Münkel, Bunte Blätter. Hannover 1861. S. 145.

K. Frau! Frau!
H. Ei, Kätzchen, sag, was rufst du wieder?
Leg ruhig dich aufs Lager nieder!
K. Schau! Schau!
H. Nun, Kätzchen, sag, was soll ich sehen?
Dir ist doch wohl kein Leid geschehen?
K. Au! au!
H. Arm' Kätzchen, bist ja ganz zerrissen;
Wer hat dich denn so arg gebissen?
K. Wau! wau!
H. Der Hund? Ei, der ist auch verletzet;
Wer hat denn ihn so grob zerfetzet?
K. Miau! Miau!
H. Du, Kätzchen? Nun, so laß das Klagen!
Ihr hättet sollen euch vertragen.

I. **Vergleichung**. 1. **Ähnlichkeiten**. In beiden Fabeln a) ist von Hund und Katze und ihrer Unverträglichkeit die Rede; b) verklagen sich

Hund und Katze gegenseitig; c) wird der Mensch als Schiedsrichter angerufen und d) werden Hund und Katze von jenem ermahnt.

2. Unterschiede. a) In der ersten Fabel wird der Hausherr, in der zweiten die Hausfrau als Schiedsrichter angerufen. b) In Fabel II beschränkt sich die Anklage nur auf thatsächliche Beleidigung, in Fabel I außerdem auch auf Dieberei. c) In Fabel I treten beide Partner vor den Richter, in Fabel II nur die Katze. d) Dort wird die Anklage in vollständigen Worten ausgesprochen, hier nur durch die Katze in einzelnen Ausrufen: Frau, Frau! Schau, schau! Au, au! Wau, wau! und Miau, miau! angedeutet und gleichsam als ein Gespräch zwischen Hausfrau und Katze dargestellt. e) In Fabel II wird die Katze nur ermahnt: „Nun, so laß das Klagen! Ihr hättet euch sollen vertragen." In Fabel I fügt der Hausherr zu der Ermahnung auch noch die Strafandrohung hinzu. „Wenn ihr euch nicht werdet bekehren (bessern), so wird der Stock euch Besseres lehren" = durch körperliche Züchtigung euch zum Guten anhalten.

II. **Grundgedanke.** Katze und Hund waren strafbar a) wegen ihrer Näscherei, b) ihrer thatsächlichen Neckerei und c) ihrer gegenseitigen Angeberei. R. D.

69. Der grüne Zweig.

Chr. v. Schmid, Kurze Erzählungen. München 1873. S. 26.

Simon war ein leichtsinniger, mutwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren, ja er machte sich sogar darüber lustig.

Eines Tages ging er mit seiner Schwester Sophie in den Garten. Sophies Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Simons Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder, Bruder!" sagte das ordentliche Mädchen, „du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig." Simon lachte und kletterte auf den großen Birnbaum und schrie: „Sophie! da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich sogar auf einen grünen Ast gekommen." Krach! — brach der Ast. Simon fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Mutwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Der Lehrer bemühe sich sorgfältig, den Schülern zunächst die Eigenschaftsbegriffe: leichtsinnig und mutwillig klar zu machen. Auch der Dichter thut es in den ersten Zeilen. Simon war leichtsinnig, er achtete nicht auf gute Lehren; er war mutwillig, er machte sich sogar über dieselben lustig. Allein diese Erklärung ist nicht erschöpfend genug. 1. Leichtsinnig ist vor allem, wer es sich mit dem Sinnen, Nachsinnen, Nachdenken leicht macht, wer bei allem, was er thut, niemals die Folgen erwägt und daher unüberlegt handelt; wer gute Lehren zu einem Ohre hinein und zum andern wieder hinausläßt, wer sie also in den Wind schlägt. — 2. Mutwille ist nach Dr. Weigand: Wille nach Seelenstimmung, nach eigenem Gelüst, dann böse Willensfreiheit; mutwillig ist also der, welcher so handelt, wie ihm eben zu Mute ist, wie sein Gelüste, sein böser Mut

es fordert. 3. Auf einen grünen Zweig kommen = es zu etwas bringen, vorwärts kommen. Wörtlich: an einem starken Stamme mühsam hinaufklimmen bis zum ersten grünen Zweige, an welchem man nicht nur einen festen Halt, sondern auch einen Ruhepunkt zu neuem Aufwärtssteigen findet.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung: a) Charakterzeichnung von Simon. b) Gang nach dem Garten in Gemeinschaft mit seiner Schwester. c) Zustand seines Gartenbeetes im Vergleich mit dem seiner Schwester. d) Ungünstiges Urteil über ihn von seiten der Schwester. e) Deren Prophezeiung. f) Simons Leichtsinn, Mutwille und Spott. g) Traurige Folge und Strafe. h) Lehre.

2. Eigenschaften des Knaben. Er war leichtsinnig, mutwillig, spottsüchtig, — wer mit den Lehren von Vater und Mutter Mutwillen treibt, der spottet ihrer — unordentlich und liederlich. Beweis: sein Gartenbeet.

3. Hauptgedanke. Gute Lehren in den Wind zu schlagen ist unrecht, aber über dieselben noch Mutwillen und Spott zu treiben, kann und wird nicht ungestraft bleiben.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Meide die beiden schlimmsten Jugendfehler, den Leichtsinn und den Mutwillen!

2. Rede- und Stilübungen. A. Führe mehrere Beispiele a) von Leichtsinn, b) von Mutwillen aus dir bekannten Geschichten an! B. Erzähle diese Geschichte als ein Selbstbekenntnis von Simon und beginne also: Ich war in meiner Jugend ein rechter Springinsfeld, im hohen Grade leichtsinnig und mutwillig ꝛc. R. D.

70. Erdbeerlied.

Adolf Krummacher, das Neujahrsfest. Essen 1832. S. 12.

I. **Vorbereitung.** Ein Mädchen ging früh im Jahre in den Wald und fand ein Erdbeersträuchlein. Dasselbe stand am Rande eines Felsen, wo nur wenig Erde liegt. Die Wurzeln hatten darum nicht tief hineindringen können. Mit dem Tauwetter war ein großer Sturm gekommen, hatte ihm die Blätter zerzaust und die Wurzeln losgerissen. Dann waren große Regengüsse gekommen und hatten die Wurzeln vollends losgewaschen, so daß sie weiß, nackt und bloß an der Luft lagen. Da sprach das gute Mädchen mitleidig: „Du bist wie ein armes Waisenkind, dem Vater und Mutter gestorben sind. Ich will dich aber mit in mein Gärtchen nehmen und wie ein Kind pflegen.“ Darauf machte das Mädchen die letzten Würzelchen behutsam los, nahm das Pflänzchen in den Schoß (die Schürze), ging erfreut oder wonnig nach Hause und spähete (suchte aufmerksam mit den Augen) ein kühles (feuchtes) und sonniges Plätzchen aus. Hier wühlte es mit emsiger (fleißiger) Gebärde (Mienen und Be-

wegungen) eine Grube und setzte das Sträuchlein hinein wie in ein Bett. Als der volle Frühling kam, blühte das Erdbeersträuchlein schon zur Freude des Mädchens mit sieben weißen Blüten, die wie helle Sterne aussahen. Daraus wurden sieben Erdbeeren, so rot wie der Edelstein Rubin. Das Mädchen sprach erfreut: „Gelt (nicht wahr?), mein Kind will dankbar sein, weil ich's wie ein Mütterlein gepflegt habe?"

II. Unmittelbare Darbietung.

1. Ein Mägdlein an des Felsen Rand
Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand
Von Sturm und Regengüssen
Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
„Du arme, nackte Waise,
Komm mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir wie ein Kindlein sein!"

2. Drauf macht' es wohl die Würzlein los
Und trug das Pflänzchen in dem Schoß
Und spähte, still und wonnig,
Ein Plätzchen, kühl und sonnig,
Und wühlte in der Erde
Mit emsiger Gebärde
Und pflanzte nun das Pflänzchen drein
Und sprach: „Das soll dein Bettchen sein!"

3. Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schon zu blühn
Wie sieben weiße Sterne;
Das sah das Mädchen gerne;
Die wurden sieben Beeren,
Als ob's Rubinen wären.
„Gelt," sprach es, „es will dankbar sein
Und meint, ich sei sein Mütterlein!"

III. **Vertiefung.** 1. Beschreibe Zeit und Ort am Rande des Felsens und im Garten hinter dem Hause!

2. Beweise, daß das Mädchen aufmerksam, mitleidig, vorsichtig, fleißig, liebevoll, glücklich war! Was und wo fand, sprach, löste, trug, spähte, wühlte, pflanzte, sah und fühlte das Mägdlein? Warum heißt das Erdbeersträuchlein nackt, zerzaust, losgerissen, arm, verwaist, blühend, dankbar?

3. Wie geschah das Finden, Erbarmen, Heimtragen, Einpflanzen, Blühen und Fruchttragen?

IV. **Verwertung.** 1. Erbarme dich über alle Notleidenden; scheue auch Mühen und Beschwerden nicht! Glück und Frieden im Herzen werden dein Lohn sein. Vergiß nie den Dank für empfangene Wohlthaten!

2. Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wer ernten will, muß säen. Wer Liebe säet, wird Freude ernten. Der barmherzige Samariter. Minna fütterte die Vöglein im Winter. Goethes „Ich ging im Walde so für mich hin" —, „Sah ein Knab' ein Röslein stehn —".

3. a) Vergleiche das Mägdlein mit dem barmherzigen Samariter, mit Minna, dem Spaziergänger, dem wilden Knaben! b) Warum kann

das Sträuchlein als „Kind“ und das Mädchen als „Mütterlein“ bezeichnet werden?

4. Auswendiglernen und Vortragen! P.

71. Die Äxte.

Aug. Gottl. Meißner, Fabeln. Wien 1813. S. 247.

I. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Ein Zimmermann[1]) ließ in einen tiefen Strom[2]) seine Axt[3]) fallen und bat den Flußgott[4]) inbrünstig[5]), er möchte ihm, da er so arm sei, wieder dazu verhelfen. Der Flußgott war so gnädig, stieg auf und brachte eine goldene Axt zum Vorschein. „Das ist die meinige nicht!“ sprach der Zimmermann ganz gelassen. Der Gott tauchte von neuem unter und langte eine silberne Axt hervor. „Auch diese gehört mir nicht!“ sprach der Arme, und zum drittenmale holte der Flußgott eine Axt von Eisen und mit hölzernem Stiele heraus. „Das ist die rechte, das ist sie!“ rief der Arbeitsmann fröhlich. „Gut,“ erwiderte der Gott, „ich sehe, du bist ebenso ehrlich als arm. Zur Belohnung nimm alle drei mit!“

2. Diese Geschichte ward bald in der ganzen Gegend ruchbar.[6]) Ein Schalk[7]), der sie erfahren hatte, nahm sich vor zu versuchen, ob auch gegen ihn der Flußgott so mildthätig sein würde.

Absichtlich ließ er seine Axt in den Strom fallen, flehte zum Flußgott und hatte das Vergnügen, ihn aufsteigen zu sehen. Er klagte ihm seinen Verlust, und der Gott brachte wie ehemals eine goldene Axt hervor. „Ist sie das, mein Sohn?“ — „Ja, ja, das ist sie!“ antwortete der Betrüger[8]) und griff bereits danach. Doch ebenso schnell verschwand sie, und der Gott rief mit zorniger Stimme: „Nichtswürdiger, glaubst du denjenigen zu hintergehen, der bis in das Innere deines Herzens blicken kann? Zur Strafe für deine Habsucht[9]) verliere auch dasjenige, was bisher wirklich dein war!“ — Und ohne Axt mußte er nach Hause wandern.

II. **Wort- und Sacherklärung.** 1. Zimmermann = ein Handwerksmann, der (Gebäude) zimmert. 2. Strom = ein großes, fließendes Gewässer. 3. Axt = ein Werkzeug des Zimmermanns und Holzhackers zum Hauen und Behauen des Holzes. 4. Flußgott = einer der vielen Götter, von dem die Heiden glaubten, daß er im Flusse wohne und regiere. Der Gott des Meeres hieß bei den alten Römern Neptun. 5. Inbrünstig = mit Inbrunst, heiß, brennend, dringend. 6. Ruchbar = das Gerücht, die Kunde oder Nachricht davon verbreitete sich. 7. Schalk = ein Mensch voll Verstellung und hinterlistiger Streiche. 8. Betrüger = der andere zu ihrem Nachteile und seinem Vorteile täuscht. 9. Habsucht = die Sucht oder Gier nach Habe oder Besitz.

III. **Vergleichung.** Der Zimmermann ließ aus Versehen seine Axt in das Wasser fallen, der Schalk aber mit Absicht, um den Flußgott zu versuchen. Ersterer hatte an dem Strome gearbeitet; letzterer wollte einen Betrug ausüben. Ersteren hatte der Fleiß, letzteren die Habsucht geführt. Der Zimmermann bat den Flußgott inbrünstig, der Schalk aus falschem Herzen. Der Arme wollte nur seine Axt, mit der er für seine Familie das tägliche Brot erwerben mußte, wieder haben, der Schalk aber den Gott täuschen und sich einen Gewinn verschaffen. Zu beiden stieg der Gott herauf und zeigte ihnen eine goldene Axt anstatt der verlorenen,

Der ehrliche Arme sprach: „Das ist nicht die meine!" der Schalk aber: „Ja, ja, das ist sie!" Der erste sagte die Wahrheit, der zweite eine Lüge. Der ehrliche Arme wird gelobt und mit drei Äxten beschenkt, der Schalk gescholten und auch seiner eigenen Axt beraubt. So wird die Ehrlichkeit belohnt und die Habsucht bestraft. Der Zimmermann ging glücklich und reich, der Schalk beschämt und ärmer als zuvor nach Hause.

IV. **Rede- und Stilübungen.** a) Welche Eigenschaften zeigte der Flußgott? b) Warum kann die Geschichte nicht wahr, sondern muß eine Fabel, ein belehrendes Beispiel sein? c) Suche andere Beispiele, wo die Wahrheit und die Ehrlichkeit belohnt, die Lüge und die Habsucht bestraft werden! P.

72. Die grüne Stadt.

E. Ortlepp, Gedichte. Leipzig 1831. S. 17.

1. Ich weiß euch eine schöne Stadt,
Die lauter grüne Häuser hat;
Die Häuser, die sind groß und klein,
Und wer nur will, der darf hinein.

2. Die Straßen, die sind freilich krumm,
Sie führen hier und dort herum;
Doch stets gerade fort zu gehn,
Wer findet das wohl allzuschön? —

3. Die Wege, die sind weit und breit
Mit bunten Blumen überstreut.
Das Pflaster, das ist sanft und weich
Und seine Farb' den Häusern gleich.

4. Es wohnen viele Leute dort,
Und alle lieben ihren Ort,
Ganz deutlich sieht man dies daraus,
Daß jeder singt in seinem Haus.

5. Die Leute, die sind alle klein,
Denn es sind lauter Vögelein,
Und meine ganze grüne Stadt
Ist, was den Namen „Wald" sonst hat.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Unser Gedicht vergleicht den Wald mit einer Stadt. Beide gleichen sich in den Häusern, Straßen, Wegen, im Pflaster und in den Leuten. Str. 1. Wie eine schöne Stadt besitzt der Wald Häuser. Es sind die grünen Bäume, die, wie die Häuser in der Stadt, von verschiedener Größe sind. Die Häuser der Stadt dienen zum Aufenthalte der Bewohner, damit sie Schutz finden vor schlechtem Wetter, vor bösen Menschen und Tieren, damit sie darin schlafen und arbeiten können nach Belieben. So auch die Häuser des Waldes. In ihren Zweigen wohnen die Vögel und viele andere Tiere und finden Schutz vor allem Bösen. Ja, die Bäume haben sogar noch etwas vor den Häusern der Stadt voraus: „Und wer nur will, der darf hinein." Es ist also niemandem verwehrt, die Häuser zu besuchen, die Tiere des Waldes können sie benutzen, wann und wie es ihnen gefällt; das ist bei den Häusern der Stadt nicht der Fall.

Str. 2. Auch Straßen hat unsere Stadt. Es ist der Raum zwischen den Bäumen. Allerdings stehen die Bäume des Waldes nicht wie die Häuser der Stadt in einer geraden Reihe. Die Folge davon ist, daß alle Straßen krumm sind. „Aber", fragt der Dichter, „wer findet es denn allzu schön, stets gerade fortzugehn?" Gerade Straßen sind langweilig, die krummen dagegen bieten stets Abwechslung, an jeder Ecke und nach jeder Richtung hin findet man etwas Neues, wir bekommen immer etwas Anderes zu

sehen und zu hören. „Sie führen hier und dort herum." Man ist also nicht gezwungen, wenn man sie öfter geht, stets nur eine Richtung, wie in der Stadt, einzuschlagen, sondern heute geht man hierhin und morgen dorthin; das ist doch auch angenehm.

Str. 3. Die Wege, das sind die Fahr- und Fußwege, sind weit und breit (d. h. überall, an allen Orten) mit bunten Blumen überstreut oder bedeckt, besetzt. Und nun erst das Pflaster unserer schönen Stadt! Wie angenehm und leicht geht es sich auf dem weichen, mit grünem Gras und Moos bedeckten Boden!

Str. 4 u. 5. Endlich birgt unsere grüne Stadt auch Leute, die ihren Heimatsort eben so lieb haben wie die Menschen ihren Wohnort. Wie wohl es ihnen darin gefällt, das erkennt man daran, daß jeder lustig und fröhlich singt in seinem Hause. Die fröhlichen Sänger, wir wissen es schon, sind liebliche Vögelein, die den Wald beleben.

II. **Vertiefung.** Gedankengang. Str. 1. Die Häuser der schönen Stadt. Str. 2. Die Straßen. Str. 3. Die Wege und das Pflaster. Str. 4 und 5. Die Leute der Stadt. Oder: Der Wald ist eine schöne Stadt; denn er hat Häuser (Str. 1), Straßen (Str. 2), Wege und Pflaster (Str. 3) und Leute (Str. 4 und 5).

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Ähnlichkeiten des Waldes und der Stadt. b) Ähnlichkeiten eines Baumes und eines Hauses. c) Ähnlichkeiten der Bewohner im Walde und in der Stadt.

W. D.

73. Gottesdienst.

Fr. Rückert, Erbauliches und Beschauliches. 2. Aufl. Berlin 1839. I, 143.

Sieh! Keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn,
Ohn' einen Blick zum Himmel aufzuthun,
Und ohne vor anbetend sich zum Staube
Geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube.
Was sie bewußtlos thun, thu du's bewußt,
Daß du vor ihnen dich nicht schämen mußt.

I. **Vorbereitung.** Das Huhn und die Taube werden uns in dem kleinen Gedichte als Vorbilder hingestellt. Darum wollen wir ihr Thun näher betrachten. Das Huhn steht am Wasser und trinkt dasselbe tropfenweise. Bei jedem Schlucke, den es thut, wendet es seinen Blick zum Himmel. Wer ist es denn, der ihm das Wasser giebt? Gott der Herr im Himmel ist es. Ihm also will das Huhn seinen Dank darbringen für das Getränk. Auch auf die Taube weist uns der Dichter. Beobachte sie einmal beim Fressen der Körner! Da wirst du sehen, daß sie sich beim Auflesen jedes einzelnen Körnchens vorher niederbeugt, wie es fromme Menschen thun, wenn sie beten. — „Was sie bewußtlos thun" (d. h. was sie thun, ohne eine Vorstellung davon zu haben), thu du's bewußt! (thu du's, weil du weißt, daß alles, was du genießest, von Gott kommt). Warum sollen wir aber zum Himmel blicken, wenn wir trinken, und uns zur Erde beugen, wenn wir essen? Um beim Aufblick Gott für

das Gute zu danken und beim Niederblick ihn um Segen zu bitten. Wenn wir das thun, so brauchen wir uns vor den Tieren, die es unbewußt thun, nicht zu schämen.

II. **Vertiefung.** Gedankengang. 1. Das Huhn dankt Gott dadurch, daß es beim Trinken zum Himmel aufblickt. 2. Die Taube bittet Gott, bevor sie ihre Nahrung zu sich nimmt, um seinen Segen. 3. Beides soll der Mensch auch thun.

III. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. a) Der Mensch, welcher beim Empfange der Nahrung nicht zu Gott betet, wird von den unvernünftigen Tieren, die es unbewußt thun, beschämt. b) Bittet, so wird euch gegeben!

2. Rede- und Stilübungen. a) Was lernen wir vom Huhne und von der Taube? b) Wann und warum sollen wir beten?

W. D.

74. Das Gewissen.

Fr. Möller, Botschaft des Heils für Unmündige von A. Gossel. Eisleben 1854. 3. Aufl. S. 23.

Ein kleines Mädchen sagte zur größeren Schwester: „Wenn ich unartig gewesen bin oder etwas Schlimmes gethan habe, so klopft es allemal in meinem Busen drinnen wie mit einem Hämmerlein, und dann ist mir so weh und so angst.“ Die Schwester sprach: „Siehe, das Hämmerlein ist das böse Gewissen. Der liebe Gott klopft damit an dein Herz und sagt dir, daß du gesündigt habest und ein besseres Kind werden müssest.“

„Wenn aber Eltern und Lehrer mit dir zufrieden sind, was fühlst du da im Herzen?“ Das Kind sagte: „O dann ist mir wohl und leicht, ich bin ganz glücklich, und das Hämmerlein ist mäuschenstille.“ — „Sieh! das ist das gute Gewissen,“ sprach die Schwester. „Drum laß uns sorgen, daß das Hämmerlein nicht mehr klopft!“

Ein Glöcklein hängt in deiner Brust,
Das hat gar hellen Schlag.
Wenn du des Bösen dir bewußt,
So quält's dich Nacht und Tag;
Doch hast du recht vor Gott gethan,
So hörst du deine Freude dran.

I. **Vorbereitung.** 1. Das Lesestück enthält ein Gespräch zwischen zwei Schwestern, welchem ein kleines Gedicht zum Schlusse angehängt ist. Gespräch der großen Schwester (G.) mit der kleinen Schwester (K.). L. Schw. Wenn ich unartig (ungehorsam) gewesen bin oder etwas Schlimmes (Böses, Sünde) gethan habe, so klopft (pocht) es allemal in meinem Busen drinnen (im Herzen, in der Brust) wie mit einem Hämmerlein, und dann ist mir so angst und weh. 2. Lesen der Erzählung mit verteilten Rollen.

G. Das Hämmerlein ist das böse Gewissen, die Stimme Gottes in dir, welche dir sagt: „Du hast gesündigt, du hast unrecht vor Gott gethan.“

K. Wenn aber Eltern und Lehrer mit mir zufrieden sind (wenn ich artig, gehorsam war), dann ist das Hämmerlein mäuschenstille, dann klopft es nicht, dann fühl' ich mich im Herzen so wohl und leicht, dann bin ich ganz glücklich.

G. Sieh, das ist das gute Gewissen, d. i. die Stimme Gottes in uns, welche uns zuruft: So war es recht gethan! So handle weiter, mein Kind! Ein Glöcklein ertönt in deinem Busen mit lautem Klange. Wenn du weißt, daß du Sünde gethan, daß du wider Gottes Gebot gehandelt hast, so quält's dich = so plagt, so peinigt, so schmerzt dich der Schlag und Klang des Glöckleins Nacht und Tag; hast du aber recht vor Gott gethan, bist du artig und gehorsam gewesen, so erfreut, so beglückt, so entzückt, so beseligt dich sein Klingen und Schlagen herzinniglich.

II. **Vertiefung.** Die Vergleichung des Gewissens. 1. Mit einem Hämmerlein, das da klopft und pocht.

A. Das böse Gewissen.
a) Ursache des Klopfens: „Wenn — gethan habe."
b) Verhalten des bösen Gewissens: „klopft — Hämmerlein."
c) Folgen desselben: „und dann — angst."
d) Erklärung desselben! „Der liebe Gott — müssest."

B. Das gute Gewissen.
a) Ursache des Klopfens: „Wenn aber — sind."
b) Verhalten des guten Gewissens: „Das Hämmerlein — stille."
c) Folgen: „O dann — glücklich."
d) Lehre: „Darum — klopft."

2. Mit einem Glöcklein, das da tönt und klingt.

A. Das böse Gewissen.
a) Ursache: „Wenn — bewußt."
b) Folge oder Wirkung: „So — Tag."

B. Das gute Gewissen.
a) Ursache: „Doch — gethan."
b) Folge oder Wirkung: „So — Freude dran."

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Wiedererzählung der Geschichte aus dem Gedächtnis. 2. Auswendiglernen des Gedichts. R. D.

75. Frosch und Maus.

Nach Äsop, verdeutscht von Martin Luther. Sämtl. Schriften. Herausgeg. v. Walch. Halle 1744. XIV. T, S. 1370.

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen und konnte nicht und bat einen Frosch um Rat und Hilfe. Der Frosch war ein Schalk und sprach zur Maus: „Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüber ziehen." — Da sie aber aufs Wasser kamen, tauchte der Frosch hinunter und wollte die Maus ertränken. Indem aber die Maus sich wehret und arbeitet, fliegt eine Weihe daher und erhaschet die Maus, zieht den Frosch auch mit heraus und frißt sie beide.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Eine Maus hatte aus irgend einem Grunde die Absicht, von dem diesseitigen Ufer eines Wassers (Baches, Teiches, Sees) an das jenseitige Ufer zu gelangen, aber sie konnte nicht, weil sie nicht so weit zu schwimmen vermochte. 1. Der Frosch aber war ein Schalk (voll böser List und Streiche; er war ein

Bösgearteter, ein Taugenichts, ein Eigenknecht, ein Sklave seiner bösen Begierde). 2. Da sie aufs Wasser, auf die Tiefe des Wassers kamen, so tauchte der Frosch unter und gab nun seine wahre Absicht: die Maus zu ertränken, kund. 3. Indem aber die Maus sich wehrt, d. i. sich anstrengt, über Wasser zu bleiben und daher tüchtig arbeitet und zappelt, 4. fliegt eine Weihe (ein Fischreiher) daher, erhascht die Maus, zieht den Frosch natürlich auch mit heraus und frißt sie beide.

II. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten der Maus. Sie war in Bedrängnis, sie wandte sich um Rat und Hilfe an einen Frosch. Sie gehorchte ihm. Sie bindet ihren Fuß an den Fuß des Frosches. Sie kommt in Lebensgefahr, sie wehrt sich, strengt sich an, arbeitet — alles umsonst; sie wird erfaßt und getötet.

2. Thätigkeiten des Frosches. Er faßt einen bösen Vorsatz, er bietet der Maus seinen Rat und seine Hilfe an. Er geht an die Ausführung seines bösen Anschlags, er taucht im Wasser unter, um die Maus zu ersäufen. Er erschreckt, wird in die Höhe gezogen, aus dem Wasser gerissen und von der Weihe gefressen.

3. Eigenschaften der Maus. Sie war hilfsbedürftig, schwach, ohnmächtig, gehorsam, vertrauensvoll, erschreckt, selbstthätig, unschuldig, geängstet und tot. Weise diese Merkmale aus dem Texte nach!

4. Eigenschaften des Frosches. Der Frosch war falsch, hinterlistig, treulos, wortbrüchig, unbarmherzig, erschrocken, schuldig und mit dem Tode bestraft. Aus dem Texte nachzuweisen!

5. Gedankengang. Der Frosch benutzt die hilflose Lage der Maus, um sie unter dem Scheine der Hilfe zu verderben. Seine Begierde kettet ihn so fest an das ausersehene Opfer, daß er mit diesem untergeht.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Bekanntes und Verwandtes. Vor Untreu mag sich niemand bewahren. Untreu schlägt ihren eigenen Herrn. Untreue geht hin, kommt aber nicht herwider. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Wer andere verderben und stürzen will, geht oft selbst unter. Hamann. Pharao im Roten Meere. Napoleon III. — Der Herr macht zunichte die Anschläge der Gottlosen.

2. Rede- und Stilübungen. Beantworte folgende Kernfragen: a) Aus welchem Grunde mochte wohl die Maus ans jenseitige Ufer gelangen? b) Warum konnte die Maus nicht über das Wasser hinüber? (nicht schwimmen — nicht umgehen — keine Brücke — kein Nachen). c) Warum tauchte der Frosch erst unter, als sie auf das tiefe Wasser kamen? d) Wodurch bewies der Frosch seine Untreue? e) Warum mußte der Frosch mit der Maus untergehen und sterben? R. D.

76. Der Feind im Walde.

Chr. Friedrich Scherenberg, Gedichte. Leipzig 1850. S. 24.

Der Adler lauscht auf seinem Horst;
Der Keiler rauscht zum Kesselforst;

Das Kätzlein klinkt am Ast sich fest;
Der Wolf, er hinkt zum Felsennest.
Das Damwild streicht zum Dickicht ein;
Der Fuchs still schleicht zum Bau hinein;
Aufstutzt, hinflitzt das scheue Reh;
Die Löffel spitzt der Has' im Klee;
Die Ente duckt im düstern Rohr;
Das Fischlein guckt nicht mehr hervor —
Und alles schweigt. — Im Hinterhalt
Der Mensch sich zeigt — geht durch den Wald.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Der Dichter schildert uns hier das Verhalten der Tierwelt im Walde beim Erscheinen des Menschen. Was thun die Tiere des Waldes, sobald der Mensch sich zeigt? 1. Der Aar lauscht und horcht auf seinem Horst (= Niststätte, Nest des Adlers und anderer großer Raubvögel auf hohen, unzugänglichen Bergspitzen). 2. Der Keiler (das männliche Wildschwein, der Eber) rauscht (läuft mit Geräusch) nach dem Kesselforst, einer morastigen, mit Erlen, Brombeerranken, Farnkraut und dichtem Weidicht bewachsenen, einem Kessel ähnlichen Einsenkung, Lieblingsplatz des Schwarzwildes. Der Keiler heißt auch Hauer, weil sein Rüssel zu seiner Verteidigung mit zwei mächtigen Hauern, Raffzähnen, scharfen gebogenen Keilen gleichend, versehen ist. 3. Das Kätzlein (das Eichkätzchen, auch Eichhörnchen genannt) klinkt und krallt mit seinen langen, scharfen Zehen hoch oben am Aste eines Eichbaums sich fest. (Wie an der Thür die Klinke fest in den Schloßhaken einklinkt, so bei dem Eichkätzlein seine scharfen Zehen in die rissige Borke der Eiche.) 4. Der Wolf, Freund Isegrim, der von dem letzterhaltenen Schusse noch lahmt, hinkt und humpelt nach einer Felsspalte, in welcher er sicher wohnt. 5. Das Damwild (Dam = Hirsch, also Hirschwild), vielleicht ein Hirsch, eine Hinde von zwei Hirschkälbchen, streicht (in der Jägersprache für läuft) zum Dickicht hin (= dick oder dicht stehender Teil des Waldes, namentlich in Schonungen, jungen Beständen des Hochwaldes, bei Tannen auch Tannicht genannt). 6. Der Fuchs, Freund Reinecke, schleicht (= leise und kriechend sich fortbewegend) zum Bau, Fuchsbau, Fuchshöhle (eine Erdhöhle, aus welcher er Dachse oder Kaninchen, die sie vorher für sich gebaut und bewohnt, vertrieben hatte). 7. Aufstutzt (= aufhorcht vor Furcht und Angst, daher aufstützig wird) und hinflitzt (= hinfliegt wie der Pfeil vom Flitzbogen) das schnelle und scheue Reh. 8. Die Löffel, in der Jägersprache die Ohren, spitzt der im Klee sitzende Hase, er lauscht und horcht und bückt sich nieder. 9. Die Ente, die Wildente, verläßt sofort den glatten Spiegel des Waldsees und duckt, d. i. sitzt gebückt im düstern, im dunkeln und dichten Röhricht. 10. Das Fischlein im See, das zuvor plätschernd an der Oberfläche spielte, guckt (= sieht, schaut, lugt, spähet, blickt) nicht mehr hervor. 11. Und alles = alle Tiere des Waldes schweigen, um nicht ihren Aufenthalt zu verraten, wenn der Mensch als Jäger im Hinterhalte (auf dem Anstande, im Versteck, auf der Lauer) sich zeigt, und wenn er jagend durch den Wald geht.

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. Ein an Wild und Tieren aller Art sehr reicher Wald im Hochgebirge mit Felsenkuppen, Felsspalten, mit einem Waldsee und einem unzugänglichen, morastigen Kessel, einer Waldwiese und einem angrenzenden Kleeacker.

2. Zeit der Handlung. Im Spätsommer, wenn bereits die Jagd eröffnet ist, gegen Abend in der Dämmerung, zu welcher Zeit bekanntlich die Jäger auf den Anstand gehen.

3. Die Handlung eines jeden Tieres und des Menschen wird noch einmal eingehender bezeichnet.

4. Angabe des Hauptgedankens. Vor dem Menschen als Jäger, dem Schrecken und Feinde der Tierwelt, verstummen, fliehen und verstecken sich alle Tiere in ihre sichern Zufluchtsstätten.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. 1. Der Mensch soll zwar der Herr der Tiere, niemals aber ihr Tyrann sein. —

2. Mensch, Kind, begegne den Tieren immerdar freundlich, so werden sie dich nimmer fliehen!

3. Quäle niemals die Tiere, weder absichtlich noch aus Unverstand!

4. Schone insonderheit die Vögel und ihre Nester mit Eiern und Jungen!

B. Rede- und Stilübungen. 1. Wähle bei deiner schriftlichen Wiedergabe des Gedichtes für jedes Gegenstands- (Substantiv) und Thätigkeitswort (Verb) ein anderes, sinnverwandtes Wort und vermeide dabei nicht nur die Endreime, sondern auch die Reime in der Mitte jeder Verszeile!

2. Weise nach, wie treffend der Dichter bei jedem Tiere die Thätigkeit benannt hat! z. B. aufstutzt, hinflitzt das Reh. Das Reh ist scheu und schnellfüßig. Die erste Eigenschaft wird durch aufstutzt, die zweite durch hinflitzt treffend bezeichnet. R. D.

77. Das wohlthätige Kind.

Thomas Scherr. Spruchbüchlein für das 2. Schuljahr. Zürich. S. 63.

Albert war von dem Felde heimgekommen. Da erhielt er von der Mutter das Abendbrot. Es war ein schönes, weißes Stück. Er ging hinab in den Hof und freute sich des Brotes; denn er hatte Hunger. Da kam zu ihm des armen Nachbarn Knabe; der sah das Brot und sprach: „O, meine kranke Schwester bat schon oft um weißes Brot; aber wir haben keines und können keines kaufen.“ Albert sah den armen Knaben an und maß sein Brot, brach es und gab das größere Stück dem Knaben und sprach: „Da nimm und trag's geschwinde deiner Schwester zu!“ —

Albert handelte wohlthätig; er übte Wohlthätigkeit.

„Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist!“

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Die Geschichte, die uns hier erzählt wird, spielt in einem Dorfe auf dem Hofe eines wohlhabenden Bauern. Es ist Abend, da kehrt der Knabe des Bauern vom Felde heim — nach Hause. Was wird der Knabe auf dem Felde gemacht

haben? Worin bestand sein Abendbrot? Er freute sich des Brotes. Drücke dies mit anderen Worten aus! Es schmeckte ihm vortrefflich. Warum? Gieb den persönlichen und sachlichen Grund dafür an! An wen dachte der andere Knabe beim Anblick des schönen Weißbrotes? — Drücke den Satz: „O meine kranke Schwester hat schon oft um Weißbrot gebeten!" auf vierfach verschiedene Weise aus! Albert sah den Knaben an. Welche Vorgänge müssen währenddem, wie aus nachfolgender Handlung zu schließen ist, in der Seele des Knaben stattgefunden haben? Er machte sich Vorstellungen von der kranken Schwester, er überlegte, in seinem Herzen ward das Mitleid rege, und aus diesem erwuchs der Wille, der Vorsatz, die Kranke zu erfreuen. (Erkenntnis-, Gefühls- und Willensvermögen waren gleichzeitig in Thätigkeit.) Auf den Vorsatz folgte sofort die Ausführung desselben, die That. Er gab das größere Stück dem armen Knaben. Hierdurch wird ausgedrückt, daß er gern und reichlich gegeben hat. „Trag's geschwind zu deiner kranken Schwester," will sagen, daß seine Hilfe eine sofortige und schnelle war. Seid barmherzig ꝛc., barmen heißt klagen und seufzen über das zu tragende Unglück, Elend und Leid. Barmherzig ist daher, wer ein Herz hat für die Barmenden, oder wer Mitleid fühlt mit den Seufzenden und Notleidenden.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Die Heimkehr des Knaben. b) Sein Abendbrot. c) Die Freude über dasselbe und Grund der Freude. d) Die Begegnung wit dem armen Knaben. e) Mitteilung des Wunsches seiner kranken Schwester. f) Notwendige Versagung desselben. g) Wirkung der Erzählung von der kranken Schwester auf Albert. h) Seine edle That und deren Eigenschaften.

2. Der Grundgedanke ist in dem Schlußsatze vollständig ausgesprochen.

3. Die Eigenschaften Alberts. Er war arbeitsam, hungrig, dankbar für die Gabe, fröhlich, gesellig, mittleidig, barmherzig, freigebig und nicht karg und geizig. Weise diese Eigenschaften aus dem Texte nach!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Schriftworte. Jes. 58, 7. Brich den Hungrigen dein Brot und die, so in Elend sind, führe in dein Haus; so du einen nackend siehst, so kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleische!

Ebr. 13, 16. Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!

b) Sprichwörter. a) Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. b) Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. c) Geben ist seliger denn nehmen. d) Schnelle Gaben hat Gott lieb. e) Langsame Gabe verliert den Dank, und unzeitige Gabe verdient keinen Dank. f) Wer schnell giebt, der giebt doppelt.

2. Rede- und Stilübungen. a) Kernfragen. Was verleiht der Umstand, daß Albert sich des Brotes freute und selbst sehr hungrig

war, der Gabe des Knaben? Welche Eigenschaften der Gabe oder der Hilfe verleihen ihr erst den rechten Wert? Welche Vorgänge gehen in unserer Seele jeder That voran? Welche Gedanken werden wohl die Seele der kranken Schwester nach empfangener Gabe bewegt haben?

b) Nachbildung. Adolf ist im Walde gewesen, hat seiner Schwester Luise ein Körbchen voll der schönsten Walderdbeeren mitgebracht. Sie setzt sich vor die Thüre. Bertha gesellt sich zu ihr. Sie erzählt von ihrem kranken Bruder, der schon vier Wochen lang im Bette liegt. Bein gebrochen; oft Erdbeeren gewünscht. Ich kann nicht in den Wald, muß den Bruder pflegen. Eltern arm, keine kaufen. Luise spricht: Halt auf die Schürze! sie schüttet die große Hälfte hinein 2c. Überschrift: Die mildthätige Luise. R. D.

78. An den Mai.

Christian Adolf Overbeck.

I. **Vorbereitung.** Die Kinder sind den langen, kalten Winter müde und sehnen sich sehr nach dem Frühling, der im Mai am schönsten ist. Sie bitten den Mai, doch bald zu kommen, die Erde wieder schön und die Menschen glücklich zu machen. Den Bäumen soll er grünes Laub geben und die Veilchen am Bache blühen lassen. Am meisten sehnen sich die Kinder nach Blumen und Spaziergängen im Freien. Doch dazu muß die Luft wärmer (das Wetter gelinder) werden. Geschieht das, dann wird aus dem Flehn (dringenden Bitten) der Kinder ein lautes Jubel- oder Freudenlied. Vor allem soll der Mai Rosen, die Königinnen der Blumen, Nachtigallen, die Königinnen der Sänger, und Kuckucke, die lustigen Verkünder oder Herolde des Frühlings, mitbringen.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün
Und laß uns an dem Bache
Die kleinen Veilchen blühn!
Wie möchten wir so gerne
Ein Blümchen wieder sehn,
Ach, lieber Mai, wie gerne
Einmal spazieren gehn!

2. Komm, mach es bald gelinder,
Daß alles wieder blüht!
Dann wird das Flehn der Kinder
Ein lautes Jubellied.
O komm und bring vor allen
Uns viele Rosen mit;
Bring auch viel Nachtigallen
Und schöne Kuckucks mit!

III. **Vertiefung.** 1. Das Gedicht malt uns die Natur im Mai. Die Bäume bedecken sich mit grünem Laube, weißen und roten Blüten. Die silberhellen Bäche eilen murmelnd dahin. In dem Rasen ihrer Ufer blühen blaue Veilchen. Fröhliche Menschen gehen am Bache spazieren. Die Luft ist mild, und alles blüht. Die Kinder jubeln laut vor Lust. Stolze Rosen blühen im Garten. Im Gebüsche singt lieblich die Nachtigall, und im Walde ruft der Kuckuck.

2. Suche Eigenschaften und Thätigkeiten von den Bächen, Veilchen, Bäumen, Kindern, Rosen, Nachtigallen und Kuckucken!

3. Str. 1 bittet um die ersten Gaben des Mais, Str. 2 um eine Steigerung derselben, so daß er zum Wonnemonat wird. Grundgedanke: Im Mai ist die Natur am schönsten, das Leben am wonnigsten.

4. Der Mai ist als herrlicher Jüngling gedacht, der von den Kindern eingeladen wird, zu kommen und mit den herrlichen Gaben aus seinem Füllhorn die Erde zu überstreuen.

IV. **Verwertung.** 1. Im Wechsel der Jahreszeiten läßt uns Gott eine Quelle der Freude springen. Nach Leid folgt Freude, nach Regen Sonnenschein, nach Wünschen und Hoffen das Haben.

2. Zeit bringt Rosen. Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Bald kommt der Mai, der liebliche Knabe —. Vergleichung mit dem Mailied von Hermann Adam von Kamp. (S. Kölner Liederbuch, S. 18.)

„Alles neu macht der Mai,
Macht die Seele frisch und frei.
Laßt das Haus! Kommt hinaus!
Windet einen Strauß!
Rings erglänzet Sonnenschein;
Duftend pranget Flur und Hain.
Vögelsang, lust'ger Klang
Tönt den Wald entlang."

Aus dem Wunsche ist Gewährung, aus dem Hoffen Haben, aus dem Sehnen Erfüllung, aus dem Flehn ein Jubellied geworden. Beantworte aus dem ersten Gedichte folgende Fragen des zweiten: Was und wie macht der Mai alles neu? Wie wird die Seele frisch und frei? Warum sollen wir das Haus verlassen und hinaus kommen? Woraus werden die Sträuße gewunden? Was erweckt der Sonnenschein in uns? Was duftet und pranget in Flur (Feld) und Hain (Wald)? Welche Vögel singen? Was für lustiger Klang schallt durch den Wald?

3. a) Sage das Gegenteil von dem, was die Kinder erbitten und was vor der Zukunft des Frühlings in der Natur zu finden ist! (Die Bäume sind kahl und schwarzgrau. Den Bach bedeckt Eis und seine Ufer blasses, altes Gras. Eine Blume ist nicht zu sehen. Die Kinder müssen in der Stube bleiben, denn zum Spazierengehen ist es zu kalt rc.)

b) Der Mai soll den Kindern alles versprechen, um was sie bitten! (Ich soll kommen: da bin ich! Ich soll die Bäume grün machen: ich schmücke sie mit Laub und Blüten rc.)

c) Vergleiche den Mai mit dem November! (Im November erstirbt alles, im Mai wird es wieder lebendig. Im November geht und schwindet alles Schöne, im Mai erglänzt es in voller Herrlichkeit. Im November verlieren die Bäume das gelbgewordene Laub, im Mai kleiden sie sich in neuen grünen Blätterschmuck rc.) P.

79. Mailied.

Ludw. Hölty, Gedichte. Ausg. von Voß. 3. Aufl. Königsberg und Leipzig 1833. S. 166.

I. **Vorbereitung.** Es ist anfangs Mai. Die letzten Reste des Schnees schmelzen, und die hellen Bäche hüpfen lustig durch das Feld. In den Gärten brechen die Blüten- und Blattknospen an den Bäumen auf. Die heimgekehrten Singvögel hüpfen und fliegen von Zweig zu Zweig und singen laute, fröhliche Lieder. In der Mitte des Dorfes

erhebt sich auf dem Gottesacker mit seinen bleichen Kreuzen und Leichensteinen der Kirchturm. Eine Glocke wimmert droben; ein frisches Grab ist unten gegraben, und ein Leichenzug bewegt sich nach dem Gottesacker. Der junge, aber todkranke Dichter Hölty spaziert langsam durch die erwachende Frühlingsherrlichkeit, hört den Ton der Totenglocke und denkt: Wie bald kann auch dein letztes Stündlein schlagen! Vielleicht ist dies dein letzter Mai auf Erden. Seine Empfindungen hat er in einem schönen Gedichte ausgesprochen, das mit einer Mahnung zur Freude und zum Lebensgenuß schließt.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Der Schnee zerrinnt[1],
Der Mai beginnt;
Die Blüten keimen[2])
Auf Gartenbäumen[3]),
Und Vögelschall[4])
Tönt überall.

2. Wer weiß, wie bald
Die Glocke[5]) schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen;
Wer weiß, wie bald
Sie leider schallt!

3. Drum werdet froh!
Gott will es so,
Der uns dies Leben
Zur Lust[6]) gegeben.
Genießt die Zeit,
Die Gott verleiht.[7])

1) Taut oder schmilzt; 2) schwellen und brechen aus Knospen; 3) Obstbäumen; 4) lauter Gesang der Vögel; 5) Toten- oder Begräbnisglocke; 6) Freude; 7) giebt oder schenkt.

III. **Vertiefung.** 1. Der Schauplatz der Dichtung ist nach der „Vorbereitung“ zu beschreiben!

2. Wie sind und was thun Schnee, Bäume, Vögel und Menschen im Mai?

3. Str. 1 schildert die Frühlingsherrlichkeit. Str. 2 erinnert an die kurze Dauer der Freude und an den Tod. Str. 3 mahnt uns zum rechten Gebrauche der Zeit.

4. Der Gegensatz zwischen dem Laubgrün und der Blütenpracht und dem dunkeln Grabe, dem frohen Vogelgesang und der traurigen Totenglocke, der Gegenwart voll Herrlichkeit und der Zukunft mit ihrem: „Wer weiß!“ wirken ergreifend.

IV. **Verwertung.** 1. Freue dich der Gaben deines Gottes, solange du kannst! Wie bald welkt und stirbt alles, du selbst auch! Unter den Blumen lauert die Schlange der Vernichtung.

2. Freue dich mit den Fröhlichen! — Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! — O lieb, solang du lieben kannst! — Ach, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darinnen froh zu sein! — Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

3. Vergleiche das „Frühlingslied“ von L. Hölty (ebenda S. 172):

1. Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.

2. Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und schaue froh die schöne Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Beides sind Frühlingslieder, die der leider so früh verstorbene Dichter Hölty gedichtet hat. Beide zeigen den täglichen Fortschritt in der Entfaltung der Maienpracht. Das Mailied führt uns in den Anfang, das Frühlingslied in die Mitte des Mai. Ersteres zeigt noch den schmelzenden Schnee, letzteres schon ein grünes Thal und einen bunten Wiesengrund. Das Frühlingslied redet von der klaren, blauen Luft, das Mailied nicht, weil wohl noch trübe Wolken über den Himmel fliegen. Das Mailied zeigt das Aufkeimen der Blüten und Baumknospen, das Frühlingslied schon blühende Maiglöckchen, Schlüsselblumen und Obstbäume in voller Blüte. Ersteres rühmt den Gesang der Vögel, letzteres schweigt davon. Beide ermahnen zur Freude im Frühling, ersteres im Hinblick auf die Kürze der Frühlingsfreude, letzteres ohne solche Einschränkung. Durch das erste klingt wehmütig die Sterbeglocke, durch letzteres ungetrübte Freude. Ersteres hebt den Finger und deutet nach dem Grabe, letzteres weist zu dem gütigen Vater im Himmel hinauf.

4. a) Beschreibe ein Begräbnis im Mai! b) Warum soll sich der Mensch auf Erden freuen? c) Wie drückt sich Empfinden, Leben und Sterben des Dichters Hölty in dem kleinen Mailiede aus? P.

80. Mache dich auf!

Robert Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig. S. 202.

1. Scheint dir der Frühling ins Haus,
Mach dich auf! Lauf hinaus, lauf hinaus!
Da kannst du aus Näh' und Fernen
Gar manches lernen.

2. Schau! wie die Sonne es macht:
Jedem ins Fenster sie lacht,
Ob er ihr dankt, ob nicht,
Entzieht keinem ihr Licht.

3. Schau! wie's die Bienen thun:
Können nicht lange ruhn,
Machen sich früh hinaus,
Zu sammeln fürs Haus.

4. Schau zu den Bäumen hinauf!
Lauter Blüten sind drauf,
Bringen einst Früchte zu Hauf',
Warte nur drauf!

5. Schau! wie die Vögel es machen:
Kümmern sich nicht um Sachen,
Die Gott von selbst wird bringen,
Sind fröhlich und singen.

6. So kannst du aus Näh' und Fernen
Gar manches lernen.
Drum, wenn der Frühling drauß',
Mach dich auf! Lauf hinaus, lauf hinaus!

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Der tieffühlende und gemütliche Jugendliederdichter, Maler R. Reinick, wendet sich in diesem Liedchen an euch, ihr lieben Kinder, und spricht: „Wenn ein sonniger, warmer Frühlingstag dir in dein Zimmer lacht, dann bleib nicht träge im Zimmer, sondern mache dich auf, hinaus ins Freie, in den Hof, in Garten, Feld, Wiese und Wald! Dort kannst du vom Nahen, von den Vöglein und Bäumen, wie von Fernen, von der Sonne am Himmelszelt, gar manches lernen. Siehe, wie die Sonne es treibt und macht! Sie lacht mit freundlichem Gruße jedem ins Fenster, sowohl in die Strohhütte wie in des Königs Palast, in die Fenster des frommen Beters wie in die Zelle des Zuchthäuslers, in die Fenster glücklicher Menschen wie in die der Leidens- und Kreuzträger. Ob für ihren Gruß ihr jemand „Dank schön!“ sagt oder nicht, gilt ihr

gleich; sie entzieht keinem ihr Licht, sie fährt fort erleuchtend, erwärmend und segnend jeglichem zu begegnen.

Sieh auch auf die Bienen und ihr Thun! Sie pflegen nimmer der trägen Ruhe, sondern machen sich früh an die Arbeit, um Vorräte an Honig und Blumenmehl aufzuspeichern für ihr Haus und Heim.

Schau ferner zu den Bäumen hinauf, wie sie so herrlich knospen und blühen, wie im Lenz ein wahrer Blütenschnee viele gänzlich bedecket; so werden sie auch zum Herbst Früchte zu Hauf' = in Hülle und Fülle geben, wenn du darauf nur achten und warten willst.

Endlich blicke auch auf die Vögelein hin, wie sie es treiben und machen! Sie machen sich keine Sorgen, sie schweben durch die Lüfte, sie hüpfen und springen, sie jubilieren und singen. Sie murren auch niemals und kümmern sich nicht um Dinge und Sachen, die Gott von selbst wird bringen, die er allein nach seiner Weisheit gestalten wird. Sie sind fröhlich und wohlgemut und singen dem Herrn vertrauensvoll zu Lob, Preis und Ehr'."

II. **Vertiefung.** Hauptgedanke. Du kannst im Lenz aus Näh' und Fernen gar manches lernen. 1. Was kannst du von der Sonne lernen? Blicke jedem freundlich ins Gesicht, biete jedem artig und bescheiden deinen Gruß, und zwar ebensowohl dem Armen und Geringen wie dem Reichen und Vornehmen, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen! Ob er dir dankt, ob nicht, dadurch laß dich nicht abhalten, auch fernerhin jeden freundlich zu grüßen und ihm mit Liebe und Wohlthun zu begegnen.

2. Was von den Bienen? Sei wie die Biene immer emsig, thätig und fleißig! Sei kein Langschläfer, sondern stehe frühe auf und gehe sofort an deine Arbeit! — Sei arbeitsam und sparsam! Spare für dich, für deine Familie, für die Zeit der Not! Selbstverdientes Brot schmeckt süßer denn Honigbrot.

3. Was sollst du von den Bäumen lernen? Wie sie sollst du knospen und blühen. Dein Geist, mein Kind, gleicht einem Strauße voller Knospen; sie sind anfangs nur Keime und Anlagen; in Haus und Schule sollen sie sich durch Beispiel und Lehre der Mündigen entwickeln, entfalten und endlich erblühen in mancherlei Erkenntnis, Fähigkeiten und Fertigkeiten, in Kunst und Geschick, in Kennen und Können, in Gehorsam, Artigkeit und Tugend, in christlichem Glauben, Lieben und Leben. Und endlich wird und soll dein wohl entfalteter und entwickelter Geist dir reiche Früchte bringen: Verstand, Vernunft, Weisheit, Bravheit, Biederkeit und andere Tugenden, Lebensunterhalt, Ansehen bei guten Menschen, Ehre bei Gott, ein gut Gewissen und einen seligen Tod.

4. Was von den Vögeln? Sei wie die Vöglein fröhlich und wohlgemut! Sorge nicht ängstlich und murre nimmer wider Gott! Kümmre dich nicht um Sachen, die der Herr seiner Weisheit und Leitung allein vorbehalten hat! Vertraue in allen Lagen des Lebens deinem Gotte! Sei frohgemut und singe ihm Lob, Preis und Ehr'!

III. **Rede- und Stilübungen.** Unsere vier Lehrmeister im Frühlinge. Weise nach, a) worin ein jeder uns Vorbild ist, und b) in welcher Weise wir ihm nachahmen können! R. D.

81. Guten Morgen.

Rud. Löwenstein, Kindergarten. Berlin. S. 1.

1. Nun reibet euch die Äuglein wach!
Die Schwalben zwitschern schon am Dach,
Die Lerche singt schon in der Luft,
Die Blume prangt in Tau und Duft.
Guten Morgen!

2. Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
Auf seinem Posten kräht der Hahn,
Die Tauben flattern aus dem Schlag
Und sonnen sich im ros'gen Tag.
Guten Morgen!

3. Schon tönen Lieder und Schalmein,
Der Herde Glöcklein klingen drein,
Und seinen Morgengruß entbeut
Vom Turme weithin das Geläut.
Guten Morgen!

4. Was nur die Hände rühren kann,
Das schickt sich jetzt zur Arbeit an,
Die Nachbarsleut' in Stadt und Land,
Sie drücken sich zum Gruß die Hand.
Guten Morgen!

5. Und alles regt sich nah und fern
Und rüstet sich und preist den Herrn;
Ihr wollt doch nicht die letzten sein?
Drum stehet auf und stimmt mit ein:
Guten Morgen!

I. **Vorbereitung.** Das Gedicht enthält eine Mahnung und Aufforderung eines Vaters oder einer Mutter an deren Kinder zum Aufstehen vom Schlafe aus ihren Betten. Der Vater oder die Mutter tritt in die Schlafkammer an die Betten der Kinder und spricht zu ihnen: Nun, Kinder, reibt euch die Äuglein wach! (den Schlaf aus den Augen). Werdet munter! Schon zwitschern die Schwalben auf dem Dache, die Lerchen singen (trillern) in der Luft, die Blumen prangen (blühen herrlich) in Tau und Duft (duften lieblich im Morgentau). Die Sonne ist längst auf ihrer Bahn (sie ist am Himmelszelt aufgegangen). Der Hahn kräht auf seinem Posten (auf dem Hofe). Die Tauben flattern aus ihrem Schlage und sonnen sich im ros'gen Tage (im rötlichen, feurigen Morgenlichte). Schon ertönen die Lieder und Schalmeien (die Hörner der Hirten), und die Glöcklein der Herde (die Glocken der auf die Weide gehenden Kühe und Schafe) klingen drein, und das Geläut (das Morgenläuten der Glocken) vom Turme entbeut (= bietet euch) den Morgengruß. Sie alle, alle rufen euch zu: Guten Morgen, ihr Kinder! Was nur die Hände rühren kann (wer stark und groß genug zur Arbeit ist), das schickt sich an (macht sich fertig) zur Arbeit. Die Nachbarsleute in Stadt und Land (Dorf) drücken sich zum Gruße die Hand und rufen sich zu: Guten Morgen! Alles regt sich nah und fern und rüstet sich (macht sich bereit zu neuer Thätigkeit) und preist (dankt und lobt) den Herrn. Nun, Kinder, wollt ihr die letzten sein? Gewiß nicht. Wohlan! so stehet auf und stimmet ein in den allgemeinen Morgengruß und sprecht auch ihr euer Morgengebet!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Schlafzimmer oder die Schlafkammer frischer, gesunder Kinder eines Landwirts auf dem Dorfe oder in einer kleinen Stadt (Austreiben der Kühe, das Blasen der Hirtenhörner, Morgenläuten ꝛc.) an einem heitern, sonnigen Sommertage.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der weckenden Eltern. Sie sind fürsorglich und liebevoll, denn sie wecken ihre Kinder mit Morgengruß und herzlicher Mahnung. Sie sind klug und vernünftig, denn sie geben ihren Kindern zwölf Gründe für ihre Forderung an. Sie sind brav und gottesfürchtig, denn sie ermahnen ihre Kinder zu Morgengruß und Morgengebet.

3. Gedankengang. Mahnung der Eltern an ihre Kinder zum Frühaufstehen. Sie stellen ihnen zwölf Beispiele von Frühauffein zum Muster hin. Mahnung zum Morgengruß und Morgengebet, zu erneuter Thätigkeit und zum Fleiße.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei kein Langschläfer! Sei thätig und fleißig! Sei höflich und gottesfürchtig! Morgenstunde hat Gold im Munde. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. Wer gern Kunst und Weisheit hätte, sucht sie nicht im weichen Bette. Früh nieder und früh auf, verlängert den Lebenslauf. Wer lange schläft, lebt wenig. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf! Bete und arbeite! Wer nicht am Morgen betet, ist arm den ganzen Tag.

2. Rede- und Stilübungen. a) Gieb einfach die Thätigkeiten der hier angeführten Personen und Dinge an! z. B. Die Kinder erwachen. Die Schwalben zwitschern ꝛc. b) Gieb die zwölf Gründe an, durch welche der Vater seine Mahnung an die Kinder, vom Schlafe aufzustehen, unterstützt! Vermeide dabei aber die Endreime und benutze die gehörte Worterklärung! Fange die Arbeit etwa so an:

Kinder, steht auf aus dem Bett, seid thätig und fleißig, lobt und preist den Herrn! denn

1. Die Schwalben zwitschern schon auf dem Dache;
2. Die Lerchen trillern in der Luft ꝛc. 3—12.

c. Beantworte die Fragen: 1. Wer sagt hier alles „Guten Morgen"?
2. Wie sagt jedes „Guten Morgen"?
3. Wo sind die einzelnen Grüßer zu finden?

R. D.

82. Versuchung.

R. Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1873. S. 117.

1. Gar emsig bei den Büchern ein Knabe sitzt im Kämmerlein,
Da lacht herein durchs Fenster der lust'ge, blanke Sonnenschein
Und spricht: „Lieb' Kind! du sitzest hier?
Komm doch heraus und spiel bei mir!"
Den Knaben stört es nicht, zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!" —

2. Der Knabe schreibet weiter, da kommt ein lustig Vögelein,
Das picket an die Scheiben und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit, der Wald ist grün,
Der Himmel blau, die Blumen blühn!“ —
Den Knaben stört es nicht, zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

3. Der Knabe schreibt und schreibet, da guckt der Apfelbaum herein
Und rauscht mit seinen Blättern und spricht: „Wer wird so fleißig sein!
Schau meine Äpfel! diese Nacht
Hab' ich für dich sie reif gemacht!“ — —
Den Knaben stört es nicht, zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

4. Da endlich ist er fertig; schnell packt er seine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten: „Juchhe! wie lacht der Sonnenschein!“
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu,
Der Vogel singt und nickt ihm zu.
Der Knabe springt vor Lust und jauchzt aus voller Brust:
„Jetzt kann ich lustig sein!“

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Str. 1. An einem schönen Herbstnachmittage saß ein Schulknabe daheim im kleinen Stüblein, das nach dem Garten hinausging und nach Westen gelegen war, gar emsig (sehr fleißig und eifrig) bei den Büchern (Schulbüchern, bei seinen Schularbeiten) und schrieb. Da lacht (da scheint, leuchtet, blickt heiter) herein der lustige, blanke (der liebe, freundliche, helle und klare) Sonnenschein, der alles so lustig und fröhlich stimmt, und spricht (der Zauber und Liebreiz des Sonnenscheins ist für die Kinderwelt so groß, daß er sich ihr zu einer Person gestaltet und leibhaft zu ihr, hier zum Knaben, spricht): „Lieb' Kind, du sitzest hier (im dumpfen Zimmer, bei dem herrlichen Wetter)? Komm doch heraus und spiel bei mir! (in meinem freundlichen Scheine, in meinem hellen und warmen Lichte).“ Doch dieser Versuchung und Verlockung widersteht der Knabe und spricht: „Erst laß mich fertig sein!“

Str. 2. Da kommt ein lustig' (ein munteres, freundliches) Vögelein, das pickt an die Scheiben (des Fensters) und schaut so schlau (und guckt so listig und verführerisch) zu ihm herein. Es ruft (es singt und spricht zu ihm): Komm mit! (Es ist so schön in meinem Bereiche.) Der Wald ist grün, der Himmel so blau, und die Blumen blühen so prächtig. Kehrreim s. Str. 1.

Str. 3. Der Knabe schreibt und schreibet. (Durch diese Verdoppelung des Verbs ist der gesteigerte und andauernde Fleiß des Knaben gekennzeichnet.) Da guckt (lugt, schaut, blickt, sieht, späht) der Apfelbaum herein und rauscht mit seinen Blättern. (Das Rauschen der Zweige dünkt dem Knaben die Sprache des Apfelbaumes zu sein, der da spricht): Wer wird so fleißig sein? (Laß deine Arbeit liegen!) Schaue meine Äpfel! sie sind reif und wohlschmeckend. Komm und iß sie und spiele unter meinem Schatten! Kehrreim.

Str. 4. Endlich ist die Arbeit vollendet, schnell packt der Knabe seine Bücher ein (bringt sie an ihren Ort und räumt alles sorgfältig

auf). Nun läuft er hinaus in den Garten. (Nun beginnt für ihn Erholung und Spiel.) Juchhe! Empfindungslaut der ungetrübten, lauten Freude aus voller Brust. Belohnung des fleißigen und gewissenhaften Knaben durch lachenden Sonnenschein, Apfelgenuß und Vogelgesang. Doppelte, erhöhte Freude wird uns nach gethaner Arbeit, nach getreuer Pflichterfüllung, nach siegreich bestandener Versuchung zu teil.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. (S. die einleitenden Worte unter I.)

2. Eigenschaften und Thätigkeiten des Knaben. Der Knabe ist emsig und fleißig; denn er sitzt bei seinen Büchern, arbeitet und lernt. Er ist fest und gewissenhaft; denn er läßt sich nicht stören und verlocken. Er ist ferner beharrlich und standhaft, denn er läßt sich auch zum andernmal nicht verführen. Der Knabe ist eifrig und ausdauernd, denn er schreibt und schreibet ununterbrochen. Er ist auch ordnungsliebend, denn er räumt seine Bücher weg. Endlich ist er siegreich, denn er hat der dreifachen Versuchung Widerstand geleistet. Nun ist er lustig und wohlgemut — er ruft Juchhe! Er ist heiter und fröhlich — er springt vor Lust; er ist vergnügt und freudig, denn er jauchzt aus voller Brust.

3. Gedankengang. A. Versuchung des Knaben, ihn durch Spiel und Vergnügen vom Lernen und von der Arbeit abzuhalten und hinwegzulocken.

a) Durch den Sonnenschein — zum Spielen im Freien.

b) Durch das Vögelein — zum Lustwandeln nach dem grünen Walde, unter blauem Himmel und blühenden Blumen.

c) Durch den Apfelbaum — zum Apfelschmause.

B. Abweisung und Überwindung der Versuchung.

a) Erst die Arbeit, dann das Vergnügen!

b) Erst die Arbeit, dann das Spiel!

c) Spiel und Vergnügen laufen nicht davon.

C. Belohnung der Standhaftigkeit.

a) Erhöhte und doppelte Lust und Freude an Spiel und Vergnügen nach gethaner Arbeit.

b) Das beglückende Bewußtsein treuer Pflichterfüllung.

c) Die Siegesfreude wacker bestandener Versuchung.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, d. i. schmeckt Spiel und Vergnügen, Speise und Trank, Schlaf und Ruhe noch einmal so gut. Das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung schafft uns die höchste Freude. Erst die Arbeit, dann 's Vergnügen! Erst das Amt, dann das Spiel! Erst das Notwendige, dann das Angenehme!

„Tages Arbeit, abends Gäste;
Saure Wochen, frohe Feste!“ (Goethe).

Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht! Laß dich nicht verführen! Kreuziget euer Fleisch samt den Lüsten und Begierden! Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

2. Rede- und Stilübungen. a) Schildere den Knaben durch Angabe seiner Eigenschaften und Thätigkeiten! S. II, 2. b) Versuche den Gedankengang des Gedichts durch Gliederung des Inhalts darzulegen! S. II, 3. c) Nachbildung. Der arbeitende Knabe und seine drei guten Freunde. (Sonntag Nachmittag, herrlicher Sommertag. Karl fertigt seine schriftliche Arbeit zum Montag an. Otto: Einladung in den nahen Wald. Dann Wilhelm: Einladung zum Ballspiel auf der Waldwiese. Endlich Paul, des Försters Sohn: Einladung zum Abendbrot im Walde, Erdbeeren und süße Milch.) Bei der Umarbeitung Gebrauch anderer Ausdrücke nach Maßgabe der Wort- und Sacherklärung. R. D.

83. I. Haselnüsse und Pflaumen.

Christoph v. Schmid, Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung. 2. Aufl. München 1869. S. 84.

Zwei Knaben, ein kluger und ein thörichter, gingen mit einander durch ein Gebüsch. Da erblickten sie an einer Haselstaude einige Nüsse. „Du," sagte der klügere, „ich will das Innere nehmen und dir das Äußere geben."

Der thörichte war mit der Teilung zufrieden; er bekam also die Schalen, und der kluge aß die Kerne.

Als der thörichte sich betrogen sah, dachte er: „Das nächste Mal will ich schon klüger sein." Sie kamen nun an einen Pflaumenbaum, an dem noch etliche Pflaumen hingen. „Du," sagte der einfältige, „gieb diesmal mir das Innere, das Äußere kannst du behalten." Der kluge aß nun die Pflaumen und gab ihm die Steine. Den einfältigen verdroß es sehr, sich wieder betrogen zu sehen. Allein der kluge lachte und sprach:

„Daß dich Erfahrung klüger mache,
Denk nach erst über eine Sache!"

(Mit einer leisen Änderung.)

II. Die Nuß in grüner Schale.

Christoph v. Schmid. Ebenda S. 80.

Die kleine Helene fand in dem Garten eine Walnuß, die noch mit der Schale überzogen war. Lenchen sah sie für einen Apfel an und wollte sie essen. Kaum hatte aber die Kleine hineingebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!" und warf die Nuß weg. Konrad, ihr klügerer Bruder, hob die Nuß auf, schälte sie mit den Zähnen ab und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verborgen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird."

Achte keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süßem Lohn erfreut!

Vergleichung. A. Ähnlichkeiten. 1. In beiden Erzählungen treten kleine, noch unverständige Kinder als handelnde Personen auf.

2. Von denselben werden im Garten Nüsse gefunden.

3. Der Kern der Nüsse wird von den Kindern, die sie gefunden haben, nicht genossen.

4. In beiden Fällen sind die Finder der Nüsse nicht zufrieden, indem von ihnen nur das Äußere, die Schale der Nüsse, gewählt wird.

5. Der Kern der Nüsse hingegen wird von zwei klügeren Kindern genossen.

B. Verschiedenheiten. 1. In der ersten Erzählung findet ein Knabe eine Haselnuß, in der zweiten ein kleines Mädchen eine Walnuß.

2. Der Knabe wählt dort aus Thorheit die Schalen der Nuß, das Mädchen beißt hier aus Unkenntnis in die grüne Umhüllung der Schale.

3. Der Knabe wird um den Kern betrogen, das Mädchen wirft den Kern weg.

4. Dort wird durch einen schlaueren Knaben der Kern bei der Teilung gewonnen, hier wird die Nuß, noch in der Schale befindlich, von einem klügeren Knaben aufgehoben.

5. Das kleine Mädchen hat sich nur einmal betrogen, der Knabe in der ersten Erzählung aber zweimal, indem er zum andern Male bei der gefundenen Pflaume den Kern wählt und die wohlschmeckende, fleischige Umhüllung dem klügeren Knaben überläßt.

6. Der Knabe in der ersten Erzählung kommt durch Schlauheit, List und Glück zum Genusse, der in der zweiten Erzählung hingegen durch Erfahrung, Bitterkeit und viele Mühen. R. D.

84. Die Wasserrose.

Christoph v. Schmid. Blüten, dem blühenden Alter gewidmet. 4. Original-Auflage. Regensburg 1842. S. 84.

I. **Vorbereitung**. Wir sehen im Geiste einen See (ein stillstehendes Wasser), in dem sich der Himmel abspiegelt und ihn bläulich färbt. Ein Kranz von Binsen (Sumpfgewächsen) umgiebt ihn; ein Dorf, der grüne Wald und blumige (blühende) Kleefelder stoßen an seine Ufer (Ränder). Zwischen den Binsen steht eine prächtige See- oder Wasserrose. Ihre breiten Blätter schwimmen auf dem Wasser, und die geöffnete gelbe Rose gleicht einem lachenden Gesicht oder der goldnen Sonne am blauen Himmel. Ein Knabe spielt am Ufer im Klee, sieht die Rose und möchte sie haben. Ohne Überlegung watet er mit frevelndem Mute (mutwillig und tollkühn) in die Flut (das große Wasser), um die Blume zu pflücken (zu brechen, abzurupfen). Die Mutter, welche auf der Wiese Leinwand bleicht oder im Garten arbeitet, sieht den Knaben ins Wasser waten, warnt ihn und ruft ihn zurück, damit er nicht zu Grunde gehe (untersinke und umkomme). Aber der Knabe verachtet ihre Warnung und ihr Flehen (dringendes Bitten) und meint, so bald werde ihm nichts geschehen. Schon berührt er mit der Hand die Blume und bricht sie, da gleitet (rutscht) er aus, versinkt ins Wasser und findet in der Tiefe ein schauerlich Grab. (Es schauert oder schaudert uns, wenn wir an das kalte, nasse Grab denken!) Die Mutter schreit laut auf vor Jammer und Schmerz. Die Kinder des Dorfes laufen herbei, stehen entsetzt am Ufer und blicken in die Tiefe, die den kleinen Kameraden verschlungen hat, aber helfen kann keins. Weinend spricht die Mutter zu ihnen: O

ehret eure Eltern und folget ihren Geboten! Wer nicht folgt, der bringt sich ins Unglück.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

1. Es spielte ein Knäblein im blumigen Klee
Am grünenden Walde, am bläulichen See;
Und sieh! in den Binsen des Ufers da lacht
Die schönste Seerose in goldener Pracht.

2. Mein Knäblein, das watet mit frevelndem Mut,
Die Blume zu pflücken, hinein in die Flut.
„Halt!" rief ihm die Mutter mit warnendem Mund,
„O bleibe zurücke, sonst gehst du zu Grund!"

3. Das Knäblein verachtet ihr Warnen und Flehn.
„Ei," ruft es, „es wird mir so bald nichts geschehn!"
Schon pflückt es die Blume, — da sinkt es hinab
Und findet im Wasser ein schauerlich Grab.

4. Die Mutter erhebet ein Jammergeschrei;
Es laufen die Kinder des Dorfes herbei.
„O," ruft sie, „o ehret der Eltern Gebot,
Nicht folgen bringt Kindern Verderben und Tod!"

Fragen nach Inhalt, Wort- und Sacherklärung.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. (Nach der „Vorbereitung" zu beschreiben!)

2. Charakter der Personen. Der Knabe ist fröhlich, das zeigt sein Spiel. Er ist lüstern und begehrlich, denn er verlangt nach der Seerose, tollkühn und frevelnd, denn ohne die Gefahr zu bedenken, watet er ins Wasser, ungehorsam, denn er schlägt die Warnungen der Mutter in den Wind, unglücklich, denn er endet sein junges Leben auf eine schaurige Weise. Die Mutter ist aufmerksam und wachsam, denn auch bei der Arbeit behält sie den Knaben im Auge, vorsichtig, denn sie warnt das Kind vor der Gefahr, unglücklich, denn sie verliert ihr einziges Kind auf so schreckliche Weise. Was thut der Knabe? (Er spielt im Klee, erblickt die Seerose, verlangt nach ihr, watet ins Wasser rc.) Was thut die Mutter? (Sie arbeitet, beobachtet dabei das Kind, bemerkt seinen gefährlichen Vorsatz rc.)

3. Gedankengang. Str. 1. Der spielende Knabe ist lüstern nach der schönen Seerose. Str. 2. Die Mutter warnt ihn vor der Gefahr. Str. 3. Er verachtet die Warnung und ertrinkt im See. Str. 4. Die jammernde Mutter ermahnt die herbeigeeilten Kinder zum Gehorsam gegen ihre Eltern.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Freue dich in deiner Jugend über alles Schöne! Verlange nicht alles zu besitzen! Begieb dich nicht mutwillig in die Gefahr! Folge den Geboten und Warnungen der Eltern und Lehrer! Ungehorsam und Leichtsinn führen ins Verderben!

2. Bekanntes und Verwandtes. Das 4. Gebot. — Wer sich mutwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um. — Wer nicht hören

will, muß fühlen. — Ein gutes Kind gehorcht geschwind. — Je lieber das Kind, desto schärfer die Rute. — Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. — Das Ei will oft klüger sein als die Henne. — Übermut thut niemals gut. — Gehorsame und ungehorsame Kinder aus der biblischen Geschichte!

3. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts! b) Beschreibe den Schauplatz! c) Suche die Gegensätze im Gedicht! (Der blaue See und der grüne Wald; der blumige Klee und die grünen Binsen; die Sonne am Himmel und die Seerose auf dem Wasser; der spielende Knabe und die arbeitende Mutter; der tollkühne Bube und die vorsichtige Mutter; die Warnung der Mutter und der Ungehorsam des Knaben; der Griff der Hände nach der Blume und das Gleiten der Füße im Wasser; das Versinken des Knaben und der ausbrechende Jammer der Mutter; die ermahnende Mutter und die lauschenden Kinder.) d) Vergleichung von Mutter und Knäblein! (Der Knabe ist jung, die Mutter alt. Der Knabe spielt im Klee, die Mutter arbeitet im Garten. Der Knabe ist lüstern nach der Blume, die Mutter befiehlt ihm Entsagung. Der Knabe ist tollkühn, die Mutter vorsichtig. Die Mutter warnt, der Knabe verachtet die Warnung. Die Mutter fleht, der Knabe spottet. Der Knabe ertrinkt, die Mutter bricht in Jammer und Thränen aus.) e) Vergleichung mit der Erzählung: Waldmännchen! „Es ging ein Knäblein in den Wald" 2c. P.

85. A. Der Knabe vor dem Apfelkorbe.

Ägidius Jais, Lehrreiche Erzählungen. München 1856. Central-Schulbücherverlag. S. 4.

Ein Knabe ging in ein Haus, um einen andern Knaben in die Schule abzuholen. Er kam in die Stube und sah daselbst keinen Menschen, wohl aber sah er bei dem Fenster einen Korb voll Äpfel stehen. „Das sind schöne Äpfel," dachte er bei sich, ging näher hinzu und sah sie noch begieriger an, ja er griff schon nach dem Korbe und langte heraus. „Aber nein!" sagte er, „dies ist nicht recht, dies darf ich nicht thun; wenn mich da schon niemand sieht, so sieht mich doch Gott; er weiß ja alles!" Er ließ Korb und Äpfel stehen und wollte gehen. „Halt, bleib!" schrie jemand in der Stube. Wie da der Knabe erschrocken ist — und noch mehr, als ein alter Mann, der hinter dem Ofen gelegen war, auf ihn zuging. „Fürchte dich nicht!" sagte der Mann zu dem Knaben, „du bist ein gutes Kind. Weil du Gott vor Augen gehabt hast, so nimm jetzt Äpfel, so viel du willst, und merke dir deine Lebetage:

Wo ich bin, und was ich thu',
Sieht mir Gott, mein Vater, zu."

B. Die kluge Maus.

Preußischer Kinderfreund von Preuß und Vetter. Königsberg 1869. S. 19.

Eine Maus kam aus ihrem Loche und sah eine Falle. „Aha," sagte sie, „da steht eine Falle! Die klugen Menschen! Da stellen sie mit drei Hölzchen einen schweren Ziegel aufrecht, und an eines der Hölzchen stecken sie ein Stückchen Speck. Das nennen sie dann eine Falle. Ja, wenn wir Mäuschen nicht klüger wären! Wir wissen wohl, wenn man den Speck fressen will, klapps! fällt der Ziegel um und schlägt den Näscher tot. Nein, nein, ich kenne eure List."

„Aber," fuhr das Mäuschen fort, „riechen darf man schon daran. Vom bloßen Riechen kann die Falle nicht zufallen. Und ich rieche den Speck doch für mein Leben gern. Ein bißchen riechen muß ich daran." Es lief unter die Falle und roch an dem Specke. Die Falle war aber ganz lose gestellt; und kaum berührte es mit dem Näschen den Speck, klapps! so fiel sie zusammen, und das lüsterne Mäuschen war zerquetscht.

I. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Beide, der Knabe wie die Maus, fühlen das Verlangen, etwas Wohlschmeckendes zu bekommen. Beide kennen die Gefahr, in welcher sie sich befinden. Beide überlegen, welches Ende es nehmen könnte, wenn sie naschen.

2. Verschiedenheiten. In A begehrt der Knabe Äpfel, in B eine Maus Speck. Der Knabe widersteht der Versuchung, obgleich er gerne einen Apfel gegessen hätte. Das Mäuschen unterliegt der Versuchung. Der Knabe wird für seine Gottesfurcht belohnt, das Mäuschen muß elend sterben. Aus der Erzählung A lernen wir: 1. „Wo ich bin, und was ich thu', sieht mir Gott, mein Vater, zu." 2. Wer der Versuchung zum Bösen widersteht, wird belohnt. Aus der Erzählung B lernen wir: Wer seiner bösen Lust folgt, wird bestraft.

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Nachahmungen: Zu A. Das Mädchen und die Zuckerdose. (Ein Mädchen ist allein im Zimmer, die Zuckerdose steht auf dem Tische. Es ist lüstern, den Zucker zu nehmen. Die Mutter hört im Nebenzimmer, wie das Mädchen sagt: „Nein, das darf ich nicht thun, die Mutter hat's verboten!" Die Mutter kommt, spricht ihre Freude aus und schenkt dem Kinde ein Stück Zucker.

Zu B. 1. Das kluge Füchschen. Ein kleiner, junger Fuchs sieht ein Fuchseisen. Spricht ähnlich wie das Mäuschen, stößt an den Teller, das Eisen springt auf, zerquetscht ihm den Fuß. 2. Rotkehlchen und Sprenkel.

b. Vergleichungen. 1. Vergleiche die erste Erzählung: „Der Knabe vor dem Apfelkorbe," mit der Chr. v. Schmidschen Erzählung: „Der Apfeldieb": Georg, ein leichtsinniger Knabe, sah 2c. Ges. Schriften. 3. Aufl. München 1876. S. 21.

2. Vergleiche die beiden Erzählungen: „Die kluge Maus" und „Der Apfeldieb!" W. D.

86. Sehnsucht nach dem Frühling.

H. Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. Berlin 1878. 2. Aufl. S. 225

1. O, wie ist es kalt geworden
Und so traurig, öd' und leer!
Rauhe Winde wehn von Norden,
Und die Sonne wärmt nicht mehr.

2. Auf die Berge möcht' ich fliegen,
Möchte sehn ein grünes Thal,
Möcht' in Gras und Blumen liegen
Und mich freun am Sonnenstrahl.

3. Möchte hören die Schalmeien
Und der Herden Glockenklang;
Möchte freuen mich im Freien
An der Vögel süßem Sang!

4. Schöner Frühling, komm doch wieder!
Lieber Frühling, komm doch bald!
Bring uns Blumen, Laub und Lieder,
Schmücke wieder Feld und Wald!

5. Ja, du bist uns treu geblieben,
Kommst nun bald in Pracht und Glanz,
Bringst nun bald all deinen Lieben,
Sang und Freude, Spiel und Tanz.

I. **Vermittlung.** Unser Lied klagt in der ersten Strophe über den Winter und führt uns seine unangenehmen Eigenschaften vor. Es ist kalt geworden; wollen wir im Freien uns aufhalten, so müssen wir unbequeme, warme Kleider anziehen. Es ist traurig anzusehen, wie die Bäume ihre kahlen, blätterlosen Zweige gen Himmel strecken. Es ist öde, denn kein Mensch ist auf den Feldern und in den Wäldern zu sehen, und kein munteres Vöglein hüpft von Zweig zu Zweig oder singt sein fröhliches Lied. Es ist leer auf den Feldern und im Garten; denn die Früchte sind vor dem Winter schon eingesammelt. Die Erde ist vom Schnee wie mit einem Leichentuche bedeckt. Dazu kommen noch die rauhen (scharfen, kalten) Nordwinde. Sogar das sonst so angenehme Sonnenlicht macht nur hell, aber wärmt nicht mehr.

Das thut uns weh, und wir sehnen uns (Str. 2) nach den Bergen, von denen wir in lachende, grüne Thäler hinabblicken könnten; wir sehnen uns nach dem Garten und der Wiese, wo wir so gern im Grase zwischen Blumen lagerten; wir sehnen uns nach dem wärmenden Sonnenstrahle, der uns im Frühlinge so angenehm war.

Wir sehnen uns ferner (Str. 3) nach dem Klange der Schalmeien, auf denen die fröhlichen Hirten ihre Lieder ertönen lassen, und nach dem melodischen Tönen der Glocken, welche die Kühe auf der Weide am Halse tragen. Endlich sehnen wir uns hinaus ins Freie, wo wir uns an dem süßen (wohlthuenden, angenehmen) Gesange der Vögel erfreuen können.

Dieser Sehnsucht folgt dann eine Bitte an den schönen, lieben Frühling, er möge doch recht bald wiederkommen und Blumen, Laub und Lieder (der Singvögel) mitbringen und das Feld und den Wald damit schmücken (verschönern). Zum Schlusse spricht der Dichter die Gewißheit aus, daß die Hoffnung auf den Frühling in Erfüllung geht.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1. Klage, daß es Winter geworden ist. Str. 2—3. Sehnsucht nach dem Frühlinge. Str. 4. Bitte an den Frühling, bald wiederzukommen. Str. 5. Bestätigung der Hoffnung.

2. Eigenschaften des Winters und des Frühlings. Der Winter ist kalt, traurig, öd' und leer. Er hat rauhe Winde, und es mangelt ihm der wärmende Sonnenschein. Der Frühling hat grüne Thäler, schöne Blumen, wohlthuende Sonnenstrahlen, fröhliche Menschen und Herden, singende Vögel, geschmückte Felder und Wälder.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Beschreibung des Winters nach Str. 1. b) Beschreibung des Frühlings nach Str. 2—4. c) Vergleichung beider Jahreszeiten nach ihren Eigenschaften.

W. D.

87. A. Winters Abschied.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben, Kinderlieder. Dr. Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin 1878. S. 23

1. Winter ade!
Scheiden thut weh.
Aber dein Scheiden macht,
Daß jetzt mein Herze lacht.
Winter ade!
Scheiden thut weh.

2. Winter ade!
Scheiden thut weh.
Gerne vergess' ich dein,
Kannst immer ferne sein!
Winter ade!
Scheiden thut weh.

3. Winter ade!
Scheiden thut weh.
Gehst du nicht bald nach Haus,
Lacht dich der Kuckuck aus.
Winter ade!
Scheiden thut weh.

B. Dem scheidenden Winter.

Theophil Bittkow, Waldvöglein. Berlin 1855. S. 36.

1. Fort, fort, du harter Wintersmann,
Fort, fort aus Flur und Haus!
Sieh mich nur nicht so grimmig an,
Sonst lache ich dich aus.

2. Sieh! alle Blümchen warten drauf;
Sie wünschen, daß du gehst.
Ihr Köpfchen kann ja nicht herauf,
Wenn du noch oben stehst.

3. Sie fürchten deinen kalten Blick
Und auch dein rauhes Wort;
Doch sind sie alle schnell zurück,
Sobald du wieder fort.

4. Kein Kuckuck ruft, kein Lämmchen springt,
Kein muntres Bienchen summt:
In Busch und Wald kein Vöglein singt,
Sie sind vor dir verstummt.

I. **Vermittlung.** (A. Winters Abschied.) Str. 1. Noch ist der Winter nicht ganz vorüber, da ruft ihm schon die Kinderschar den Abschiedsgruß (Ade, d. h. Lebewohl) zu. Gewöhnlich sind wir betrübt, wenn wir von denen scheiden müssen, die mit uns zusammen gelebt haben, denn: „Scheiden thut weh." Anders ist es hier: Der Abschied vom Winter ist den Kindern sogar so angenehm, daß ihnen „das Herze lacht" (daß sie sich von ganzem Herzen freuen). Warum sich die Kinder freuen, ist in unserem Gedichtchen nicht gesagt, wir erfahren das aber aus dem Liedchen „Dem scheidenden Winter" (s. B).

Str. 2. Gehen Menschen auseinander, so sagen sie wohl: „Vergiß mein nicht!" Zum Winter aber sagen es die Kinder nicht, sondern sie vergessen ihn sogar gern und wünschen, daß er ihnen immer fern sein möge. Warum sie das wünschen, wird auch diesmal nicht gesagt. Daß der Wunsch aber sehr ernst gemeint ist, bekundet der wiederholte Ausruf: Winter ade!

Str. 3. Haben die Kinder bisher nur ihren Widerwillen gegen den Winter ausgesprochen, so drohen sie ihm sogar noch: Gehst du nicht bald nach Haus, lacht dich der Kuckuck aus. Das Lachen des Kuckucks ist sein Ruf. Er läßt ihn erschallen, wenn warme Lüfte wehen, wenn Eis und Schnee schmelzen. Kommen aber diese Anzeichen, dann ist es mit dem Winter vorüber, und er muß dem Frühlinge Platz machen. Die zu Anfang und Ende jeder Strophe wiederholten Worte: „Winter ade, Scheiden thut weh" sind nur als Spott aufzufassen.

(B. Dem scheidenden Winter.) Str. 1. Auch in diesem Gedichte wird dem Winter gewünscht, daß er seinen Abschied nehmen möge. Aber in nicht so zarter Weise wie im vorigen Gedichte. Er wird ein harter Mann gescholten, und das Ade lautet hier barsch: „Fort, fort!"

Str. 2—4. Warum wünschen denn aber die Kinder so sehnlich den Abschied dieses harten Mannes? a) Weil die Blumen darauf warten;

denn solange die Erde hart gefroren ist, können sie ihre Köpfchen nicht herausstecken. Der „kalte Blick" (d. h. der Sonnenstrahl, welcher im Winter nicht wärmt) und das „rauhe Wort" (d. i. die rauhe, scharfe Luft) sind den Pflanzen schädlich. b) Weil kein Kuckuck ruft, kein Lämmchen springt, kein Bienchen summt und im Walde kein Vöglein singt.

II. **Vertiefung** in den Inhalt beider Gedichte. 1. Thätigkeiten und Eigenschaften des Winters. Unsere Lieder stellen uns den Winter als einen Mann vor, der hören und sehen kann, der kommt und geht, der ein Haus hat, der grimmig (d. h. wütend, schrecklich) aussieht, einen kalten Blick und eine rauhe Sprache besitzt.

2. Gedankengang. (A. Winters Abschied.) a) Der Abschied vom Winter macht den Kindern Freude (Str. 1). b) Sie wünschen ihn nimmer wieder zu sehen (Str. 2). c) Verweilt er zu lange, so lacht ihn zur Strafe der Kuckuck aus (Str. 3).

(B. Dem scheidenden Winter.) Die Kinder wünschen den Abzug des Winters (Str. 1), a) weil die Blumen (Str. 2 u. 3), b) weil die Tiere darauf warten (Str. 4).

III. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen. A. Warum sehen wir den Winter gern scheiden?

a) Weil er ein harter (mitleidloser, strenger, unbeugsamer) Mann ist.
b) Weil er grimmig aussieht, einen kalten Blick und rauhe Sprache hat.
c) Weil er die Blumen nicht gedeihen läßt.
d) Weil Kuckuck, Lämmchen, Bienchen und Vögel ihn fürchten.

B. Welches sind die Freuden des Winters? (Schlittenfahren, Schlittschuhlauf, Weihnachtsfest, trauliche Abende in der Familie, Spiele im Zimmer rc.)

2. Vergleichung beider Gedichte. A. Ähnlichkeiten: In beiden wünschen wir den Abzug des Winters, in beiden drohen wir ihm mit Lachen. B. Verschiedenheiten: Bittkow giebt die Gründe an, weshalb wir den Winter gern scheiden sehen, Hoffmann dagegen nicht. Bittkow redet den Winter barsch an, Hoffmann dagegen in spöttischer Weise. W. D.

88. Das bequeme Schilderhaus.

Joh. Peter Hebel, Sämtliche Werke. III, S. 165. Karlsruhe 1832.

Ein Schilderhaus[1]) hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Öffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten[2]), der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung[3]) den Unteroffizier[4]), ob's nicht besser wäre, wenn man die Öffnung mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: „Nein, das geht nicht an, wegen des Winters. Im Winter kommen Ärmel[5]) hinein, im Sommer ist's ein Kamisol."[6]) Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch und sagte, jetzt sei er erst gern Militär[7]), weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Menschen sorge.

I. **Wort- und Sacherklärung.** [1]) Das Schilderhaus ist ein Bretterhäuschen, das in den Landesfarben — in Preußen schwarz und weiß — angestrichen ist und in Garnisonstädten (wo Soldaten liegen)

auf wichtigen Punkten aufgestellt ist. Der Soldat, welcher Wache oder Posten steht, sucht darin bei schlechtem Wetter Schutz. Durch die runden Öffnungen auf den Seiten muß er alles beobachten, was draußen vorgeht. [2]) Ein Rekrut ist ein junger, unerfahrener Soldat. [3]) Wenn die festgesetzte Wachtzeit verflossen ist, so bezieht ein anderer Soldat den Posten und löst den vorigen ab; das ist die Ablösung. [4]) Der Unteroffizier ist der unterste oder nächste Vorgesetzte der gemeinen Soldaten. [5]) Ärmel sind Kleidungsteile für die Arme. [6]) Ein Kamisol ist eine kurze Jacke ohne Ärmel, eine Weste. [7]) Militär = Soldat.

II. **Rede- und Stilübungen.** a) Beschreibe den Schauplatz der lustigen Erzählung! b) Wo sind Wachtposten, und was haben sie zu bedeuten? c) Warum streicht der Unteroffizier den Bart vor seiner Antwort? d) Was ist so spaßhaft in der Erzählung? (Der Rekrut weiß nicht, wozu das Schilderhaus dasteht. Die Öffnungen, durch welche der Posten sehen und alles beobachten muß, will er vernagelt haben. Er glaubt dem schelmischen Unteroffizier, der das Schilderhaus für ein Kleidungsstück der Soldaten erklärt. Sogar seine Arme steckt er hindurch, so daß sie zuletzt ganz steif werden müssen, und lobt die Fürsorge der Vorgesetzten, die so gut für die Bequemlichkeit der Soldaten sorgen.) e) Welche Ähnlichkeit hat das Schilderhaus mit einem Rocke? f) Warum müßte die Überschrift heißen: Das unbequeme Schilderhaus? P.

89. Imker und Bienen.

Agnes Franz. Abendzeitung. Jahrgang 1838. Dresden und Leipzig. S. 214. (Leise geändert.)

„Ihr Immen, nichts für ungut genommen,
Ich muß bei euch zu Gaste kommen;
Hab' keinen Zucker in meinem Haus,
Drum bitt' ich ein wenig Honig mir aus."
Die Bienen sprachen in ihrem Zelt:
„Der Mensch ist einmal Herr der Welt;
Auch hat er uns manches zu gute gehalten,
Ließ frei in seinem Feld uns schalten;
Die duftende Linde gab er uns preis,
Raps, Klee und Blumen in weitem Kreis.
Auch hat er uns gezimmert Haus und Herd
Und weder Kaufgeld noch Miete begehrt;
Drum nehme er heut', was ihm gefällt,
Unsre Küche, gottlob! ist gut bestellt." —
Da schnitt der Imker den Honig aus;
Schon harrten die lüsternen Kinder zu Haus.
O, wie hat das Brötchen so herrlich geschmeckt,
Mit schönem, goldenem Honig bedeckt!

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** An einem schönen Frühlingstage kam ein Imker, ein Bienenzüchter oder ein Bienenvater, in seinen Garten zur Bienenhütte, in welcher eine große Anzahl Bienenkörbe standen. Aus einem jeden derselben flogen die Bienen fröhlich summend aus, und andere wieder zogen, mit Honig und schön gelbem Blumenstaub beladen, zu den Fluglöchern ein. Der Imker, dessen Kopf vollständig von einem

Bienenhute, aus feinem Drahtgeflechte bestehend, umgeben war, trug in seiner rechten Hand eine große weiße Porzellanschüssel, in der linken aber zwei sehr lange, vorn an der Spitze umgebogene Messer. Freundlich und wohlgemut trat er, mächtig aus einer Tabakspfeife qualmend, zu den Bienenstöcken und sprach zu den Bienen: Ihr Immen (= Bienen, Imker = Bienenzüchter) nichts für ungut (übel-) genommen. Ich muß bei (zu) euch zu Gaste kommen (euch besuchen und mir von euch etwas schenken lassen); hab' keinen Zucker mehr zu Haus, drum bitte ich ein wenig Honig mir aus. (Ihr Bienen habt im vorigen Sommer so viel Honig, so viel süßen Pflanzensaft aus den Blüten in eure Stöcke getragen, daß ihr den Winter über nicht nur reichlich zehren konntet, sondern nun auch noch großen Vorrat für mich habt, den ihr nicht mehr braucht; denn bereits tragt ihr wieder frischen Honig ein.) Die Bienchen sprachen in ihrem Zelte (Zellen im Bienenstocke, in ihrem Haus): Du, Mensch, bist einmal Herr der Welt (denn Gott hat zu dir gesagt: Herrsche über die Tiere!), auch hast du uns manches zu gute gehalten (uns erlaubt), ließest frei in deinem Felde uns schalten (machen, was uns beliebte); die duftende (wohlriechende) Linde gabst du uns preis (überließest du uns zum Honigsammeln), Raps, Klee und Blumen im weiten Kreis (im Umkreise von einer kleinen Wegstunde nach allen Richtungen hin). Auch hast du uns gezimmert (gebaut) ein Haus (das Bienenhaus, die Bienenhüte) und Herd (Bienenkorb, -Stock, -Kasten) und weder Kaufgeld noch Miete begehrt (kein Geld dafür verlangt). Drum nehm' er heut', was ihm gefällt! (nach seinem Gefallen und Belieben). Unsere Küche (= Vorratskammer), gottlob! (Ausruf des Lobes zu Gott) ist gut bestellt (= ist noch reich mit Honig versehen). Da schnitt der Imker den Honig aus (er schnitt mit langem, vorn gekrümmtem Messer die vollen Honigwaben aus); denn schon harrten (warteten) die lüsternen Kinder zu Haus (daheim). O, wie hat das Brötchen (Schnittchen, Bemmchen) mit schönem, goldenem (goldgelbem) Honig bedeckt (belegt, gestrichen, geschmiert) so herrlich geschmeckt (so köstlich gemundet)!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Innere einer Bienenhütte im Garten eines Imkers. Da nach einem alten germanischen Volksglauben jeder, der nicht zum Esel werden wollte, am grünen Donnerstage Honig essen mußte, so wurden früher die Bienenstöcke allgemein in der Zeit vor Ostern beschnitten, damit man zum genannten Tage vollauf Honig fürs Haus und zum Verkaufe vorrätig hatte. Nach dem neuern Bienenzuchtsbetriebe, dem Dzierdzonschen, in Kastenstöcken mit beweglichen Waben, kann man jederzeit Honigwaben den Stöcken entnehmen.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der Bienen: a) Sie sind fleißig und emsig; b) sparsam und fürsorglich; c) erkenntlich und dankbar; d) reich und freigebig und e) für den Menschen nützlich und gewinnbringend. (Begründe jeden Punkt nach dem Wortlaute des Gedichts!) — Die Bienen summen, fliegen, suchen, saugen, tragen ein, bauen, reinigen, schützen, schwärmen, verteidigen und stechen. (Ergänze die zielenden Thätigkeitswörter durch die passenden Gegenstandswörter!)

3. Gliederung des Inhalts. a) Gespräch des Imkers mit den Bienen. 1. Bitte und Wunsch des Bienenvaters. 2. Begründung seines Verlangens. 3. Erfüllung seiner Bitte seitens der Bienen. 4. Darlegung der sechs Gründe für die Gewährung der Bitte des Imkers. b) Handlung des Imkers und c) Wert der Gabe für die Kinder.

4. Zur Wortbildung: Imme = Biene; Imse = Ameise, früher Ämse, Emse, davon abgeleitet emsig, so fleißig wie Ameisen und Bienen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei immer erkenntlich und dankbar! Gieb von deinem Reichtume gern denen, die Mangel leiden! Dankbarkeit gefällt, Undank haßt die ganze Welt. Dankbar sein bricht kein Bein. Eine Hand wäscht die andere. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wie du mir, so ich dir. (Im guten Sinne.) Geben ist seliger denn nehmen. Brich dem Hungrigen dein Brot!

2. Rede- und Stilübungen. 1. Wiedererzählung mit völlig veränderten Ausdrücken unter Benutzung der Worterläuterung und mit Anwendung der direkten Redeweise! (der Bienen zum Imker). 2. Gieb die Eigenschaften der Bienen an und begründe jede einzelne aus dem Texte! 3. Nachbildungen in Prosa. a) Mutter und Kuh (oder Hühner). b) Gärtner und Obstbäume. (NB. Dabei sorgfältige Darlegung der Gründe für die Gewährung der Bitte.) R. D.

90. Der Kuhhirt.

Fr. Adolf Krummacher, Parabeln. Essen und Duisburg. III, S. 114.

I. **Vorbereitung.** Es ist noch nicht fünfzig Jahre her, da sah man vom Frühjahr bis zum Herbst, wenn man von Dorf zu Dorf wanderte, allenthalben auf Wiesen, Angern, Triften und Lehden große Herden von Rindern, die dort vom Hirten geweidet wurden, aber noch öfters sah man einzelne Knaben, die ein Rind auf einem Raine oder einem Grasflecke hüteten. Das ist jetzt anders geworden, nachdem durch die Separationen die Anger und Triften verteilt und umgepflügt worden sind. Jetzt bleiben die Kühe jahraus jahrein im Stalle. Unsere Geschichte ereignete sich also vor vielen Jahren.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben seinem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaume, bemerkte er, daß einige reife Kirschen darauf saßen, die glänzten ihm rötlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Tier und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon, brach*) in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste; anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baum auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und zerschlug und schmähte es jämmerlich.

---

*) Im Original: barst.

Da trat der Vater, der alles gesehen hatte, zu dem Knaben und sah ihn ernstlich an und sprach: „Wem gebühret solche Züchtigung, dir oder dem Tiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt als das Tier, welches du leiten solltest? Und nun übest du solch ein unbarmherzig' Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde . . . ."

Da schämte sich der Knabe und errötete vor dem Vater.

III. **Vermittlung.** 1. Ein Knabe weidete = hütete ein Rind = eine Kuh. 2. — drauf saßen = hingen. 3. — es gelüstete ihn = in seinem Herzen entstand die Lust, das Verlangen, das Begehren, die Begierde. 4. Da ließ er das Tier. Er hatte das Rind an einer Leine, einem Stricke geleitet. Nun ließ er es los. 5. Die Kuh (barst oder) brach in den Garten, das will sagen, sie drängte sich mit Gewalt durch die Hecke oder zerbrach einige Latten des Zaunes. 6. entrüstet = zornig, böse, aufgeregt. 7. schmähte = schalt, zankte, schimpfte, that ihr mit Schimpfreden Schmach an. 8. ernstlich ansehen, jemanden mit Blicken strafen. 9. gebührt = wer verdient solche Züchtigung = solche Strafe? 10. minder = weniger. 11. unbarmherzig Gericht = harte, unverdiente Strafe. 12. und vergissest deiner Vernunft = du hast ohne alle Überlegung, ohne alles Nachdenken gehandelt und hast nicht an deine eigene Sünde, dein begangenes Unrecht gedacht. 13. er schämte sich und errötete = die Schamröte trat ihm ins Gesicht, er fühlte sein Unrecht, er empfand Reue.

IV. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. a) Auf dem Lande eine Wiese, die an den Obstgarten grenzte, welcher mit einem Zaun umgeben war. b) Im Monat Juni, als die ersten Kirschen reiften.

2. Eigenschaften des Knaben. Er war begehrlich, lüstern, leichtsinnig, pflichtvergessen. — Er war zornig, entrüstet, roh und grausam. Endlich war er schamrot und reumütig. Weise jede dieser Eigenschaften aus dem Texte der Parabel nach! z. B. Er war pflichtvergessen, denn es heißt: Da ließ er das Tier.

3. Gliederung des Inhalts. a) Ein Knabe hütet ein Rind neben einem Obstgarten, b) bemerkt einige reife Kirschen auf dem Baume, c) spürt ein Gelüst danach, d) vergißt seine Pflicht und nascht. e) Die Kuh bricht verwüstend in den Garten. f) Der entrüstete Knabe züchtigt sie dafür. g) Der Vater tadelt den Knaben und straft ihn mit harten Worten. h) Der Knabe errötet und schämt sich.

4. Grundgedanke. Die rohen, unbarmherzigen Strafen, welche die Menschen den Tieren erteilen, haben in den meisten Fällen die Menschen selbst verdient. (NB. Väter, Mütter, Lehrer, habt ihr die Strafen, welche die unverständigen Kinder von euch bekommen, oft nicht auch selbst verwirkt?)

5. Verwandtes. Der faule Knabe, welcher hinter der Schule weg gelaufen ist, straft den Hund, welcher nicht lernen will, richtiger

nicht lernen kann. Vergleiche beide Erzählungen! „Das Tier folgt Fesseln der Natur, der Mensch dem Licht der Seele."

V. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung: a) Kind, erniedrige dich durch blinde Leidenschaft und Befriedigung deiner Begierden nicht unter das Tier! b) Kind, sei nicht leichtsinnig und pflichtvergessen! c) Meide jede Roheit auch gegen die Tiere! d) Wenn du strafst, prüfe zuvor, ob die Schuld nicht vielleicht an dir liegt.

2. Rede- und Stilübungen. a) Welche Gedanken hätte der Knabe zuvor in seiner Seele erwägen müssen, ehe er das Rind strafte? b) Weise den Grundgedanken (IV. 4) aus deiner Erfahrung nach! (6—8 Fälle) z. B.: Das unordentliche Mädchen hatte die Milch in der Küche stehen lassen. Die Katze säuft sie. Das Mädchen stößt das Tier wiederholt mit dem Fuße und hatte doch selbst die Strafe verdient, denn die Mutter hatte ihr geboten, die Milch in den verschließbaren Schrank zu setzen 2c. c) Nachbildung. Die kleine Gänsehirtin. Naher Wald. Erdbeeren. Gänse in das Weizenfeld. Unbarmherzige Rutenhiebe. Ihre Mutter kommt herzu 2c. R. D.

91. Das geschorene Schäfchen.

Johannes Staub, Kinderbüchlein. 6. Aufl. St. Gallen. S. 150.

Ein Schäfchen wurde zum erstenmal geschoren und hielt geduldig stille. Als es aber geschoren war, wurde es traurig; denn es fror sehr, so daß das arme Tierchen am ganzen Leibe zitterte. Und das sah der liebe Gott im Himmel, und er schickte ein warmes Lüftchen und schönen Sonnenschein. Da wurde das gute Schäfchen wieder munter und froh.

Das Schäfchen hat einer Bäuerin gehört, und die Bäuerin hatte ein kleines, lustiges Büblein. Es ist aber Winter geworden; da war das Büblein nicht mehr lustig, denn es war sehr kalt, und das Büblein zitterte oft vor Frost. Die Mutter aber strickte ihm aus der Wolle des Schäfleins ein warmes Leibchen und ein paar warme Strümpfe und legte alles dem Büblein an. Da wurde es wieder lustig und munter, und es freute sich, daß der liebe Gott ihm das Schäfchen gegeben, das so warme Wolle für die Menschen hat.

I. und II. **Vorbereitung und Vermittlung.** Eine Bäuerin hatte ihrem Knaben ein Lämmchen geschenkt. Mit demselben spielte er täglich, fütterte es und hatte es sehr lieb. Als dasselbe ein Jahr alt gewesen war und die Maientage kamen, da wurde es geschoren. Die Bäuerin setzte sich auf den Rasen, nahm das Lämmchen auf den Schoß zwischen ihre Kniee, ergriff die große Schafschere und schnitt ihm die lange Wolle so knapp ab, als es eben ging. Und das Schäfchen ließ es sich geduldig gefallen. 1. Hierauf aber wurde es traurig = betrübt, bekümmert. Worüber? Warum fror das Lämmlein? Kalte Maientage, die gestrengen Herren (11.—13. Mai) waren gekommen. 2. — ein warmes Lüftchen = warme Tage. 3. — Büblein = in Norddeutschland ein Knäblein, also ein kleiner Bube oder Knabe. 4. ein warmes Leibchen = eine wollene Unterjacke; vielleicht auch ein Paar Handschuh und wollene Strümpfe. 5. legte, d. h. sie zog alles dem Büblein an. 6. freute sich = er hatte hohe Freude über Gott und seine Gaben, über das Schäfchen und die warmhaltenden, wollenen Kleidungsstücke.

III. **Vertiefung.** A. Gliederung des Inhalts. 1. Die Wollschur des Schäfchens und sein Verhalten dabei.

2. Die Folgen der Schur. a) Traurigkeit. b) Frieren und c) Zittern des Schäfchens.

3. Das Erbarmen Gottes über das nackte Schäflein durch Sendung von warmen Lüften und Sonnenschein.

4. Wirkung der göttlichen Gaben: Munterkeit und Freude des Schäfleins.

5. Der Besitz der Bäuerin: ihr Söhnlein und das Schäfchen.

6. Das Verhalten des Söhnleins im harten Winter; Traurigkeit vor Kälte, Frost und Beben.

7. Fürsorge der Mutter für das Söhnlein, dadurch bewiesen, daß sie ihm für den kalten Winter warmhaltende Kleider bereitet hatte.

8. Wirkung der mütterlichen Fürsorge: a) Heiterkeit und Freude des Knaben, Freude über Gott und seine Gaben, b) über seine Mutter und ihre Fürsorge, c) über die wollene, warmhaltende Kleidung.

B. Hauptgedanke: Die kleinen Leiden des Lebens werden uns durch erbarmende Liebe oft reichlich durch größere Freuden vergolten.

C. Ort und Zeit der Handlung. Siehe I. Vorbereitung!

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Leiden Freuden. „Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von glücklichen Tagen." Die Leiden sind die Würze des Lebens.

2. Rede- und Stilübungen. a) Eine Nachbildung: Die gerupften Gänschen. Eine Herde von 20 jungen Gänschen. Ende des Sommers gerupft. Warmer Herbst. Wachsen der Federn. Kalter Winter. Das Töchterchen sehr gewachsen, sein Bettlein viel zu kurz und klein. Federn reißen. Bettzieche vollstopfen 2c.

b) Gieb den Inhalt der Erzählung ausführlich an, wie es unter III. A. geschehen ist, und beginne deine Arbeit mit dem Einleitungssatze: „In der Erzählung wird uns angegeben: 1. 2c. 2c." R. D.

92. A. Der Blinde und der Lahme.

Nach Äsop.

Ein lahmer Mann saß traurig am Wege. Da kam ein Blinder vorbei. Der Lahme, dem seiner Unthätigkeit wegen die Zeit lang wurde, rief ihn an: „Wie geht's, Freund?" — Der Blinde klagte, er könne den Weg nicht finden und fragte ihn, ob er ihm nicht die Liebe erzeigen wolle, eine Strecke Wegs sein Führer zu sein. — „Ach!" erwiderte der Lahme, „wie gern thäte ich's, wenn ich so gesunde Beine hätte wie du; aber ich armer Mensch kann nicht gehen. „Und ich, armer Mensch, kann nicht sehen!" entgegnete der Blinde. So klagten sie sich beide ihr Elend.

Auf einmal kam dem Blinden ein guter Rat in den Sinn. „Höre!" sagte er zu dem Lahmen, „setze dich auf meinen Rücken, ich will dich tragen! Ich leihe dir meine gesunden, starken Beine, dafür leihest du mir dann deine gesunden, hellen Augen." Gesagt, gethan! Der Blinde trug den Lahmen, und der Lahme leitete den Blinden. So half einer dem andern. Vereint waren sie imstande zu thun, was einzeln keiner von ihnen vermocht hätte.

I. **Vermittlung.** Diese schlichte Erzählung ist so leicht verständlich, daß ein mehrmaliges Durchlesen derselben völlig genügt. Hier daher nur die Erläuterungen einzelner Ausdrücke. 1. — traurig = betrübt, bekümmert, niedergeschlagen, trostlos. 2. — Unthätigkeit wegen = weil er nichts zu thun hatte. 3. — die Zeit lang wurde = der Langeweile hatte. 4. — klagte = seufzete, barmte, jammerte, stöhnte, ächzte. 5. — die Liebe erzeigen wolle = ob er nicht so gut (so gütig, so freundlich, so barmherzig) sein wolle. 6. — Führer sein = jemanden durch Vorangehen auf dem Wege oder wie hier an der Hand leiten. 7. — ihr Elend = Unglück, Not, Leid, Ungemach, Kreuz und Leiden. 8. — guter Rat in den Sinn = guter Gedanke in seinen Geist. 9. — leihen = borgen, geben. 10. — imstande sein = eine Sache vermögen, können.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Zwei Unglückliche begegnen sich auf der Landstraße.

b) Der Blinde richtet die Bitte an den Lahmen, ihn zu führen.

c) Der Lahme kann die Bitte nicht erfüllen. (Warum nicht?)

d) Beide Unglückliche klagen sich gegenseitig ihre Not.

e) Zufolge eines guten Einfalles richtet der Blinde abermals eine Bitte an den Lahmen, und zwar dahingehend, sich auf seinen Rücken zu setzen und sich tragen zu lassen, dafür ihm aber den Weg zu zeigen.

f) Erfüllung der Bitte. Der Blinde trug den Lahmen und der Lahme leitete den Blinden.

2. Grundgedanke: Gegenseitige Hilfe durch treue Vereinigung der jedem eigentümlichen Kraft oder Fähigkeit kann die größten Übel und Leiden des menschlichen Lebens überwinden.

3. Nenne die Eigenschaften und Thätigkeiten a) des Blinden, b) des Lahmen! c) Weise die ersteren aus dem Texte nach!

III. **Verwertung.** 1. Sprichwörter. Eine Hand wäscht die andere. Wenn der Blinde den Lahmen trägt, kommen sie beide fort. Blinder Mann, ein armer Mann, hätt' er auch Seid' und Sammet an. Besser blind an den Augen als blind am Gemüt. Die Lahmen und die Blinden sind allezeit dahinten. Wer sich aufrichten will, dem soll man aufhelfen. Rechter Mann hilft, wo er kann. Einer hilft dem andern über den Zaun. Hilf bei Zeit, eh' es kommt zu weit!

2. Lehre aus dieser Fabel von Gellert:

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben.
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

3. Rede- und Stilübungen. Bilde eine Vergleichung zwischen der Erzählung von Äsop und der folgenden Fabel von Gellert!

B. Der Blinde und der Lahme.

Christian Fürchtegott Gellert. Sämmtl. Fabeln und Erzählungen. Stereotyp-Ausgabe. Leipzig 1867. S. 21.

1. Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andere leiten soll.

2. „Dir," spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu deiner Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

3. Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein."

4. Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

a) In der Äsopschen Erzählung kommt ein Blinder zu dem Lahmen, in der Gellertschen Fabel umgekehrt ein Lahmer zu dem Blinden.

b) In beiden Erzählungen richtet der Blinde an den Lahmen die Bitte, ihn zu leiten, und letzterer bescheidet den erstern abschläglich.

c) In der ersten Erzählung richtet nun der Blinde an den Lahmen eine zweite Bitte, während in der zweiten Erzählung der Lahme eine Bitte oder Aufforderung an den Blinden ergehen läßt.

d) Beide Bitten aber sind eins. Der Blinde spricht: „Laß dich tragen! Setze dich auf meinen Rücken!" Der Lahme spricht: „Trag mich auf deinem Rücken!"

e) Der Schluß ist in beiden Erzählungen derselbe. Vereint wirken sie, bringen sie zustande, was einzeln keinem möglich war, keiner von ihnen vermocht hätte. R. D.

93. Die Jahreszeiten.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang, S. 18.

1. Frühlingszeit, schönste Zeit,
Die uns Gott der Herr verleiht,
Weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde,
Läßt die jungen Lämmer springen,
Läßt die lieben Vöglein singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
Der euch so den Frühling schenkt!

2. Sommerzeit, heiße Zeit!
Sonne brennt wohl weit und breit;
Aber Gott schickt milden Regen,
Schüttet alles Feld voll Segen,
Schenkt dem Schnitter volle Ähren,
Brots genug, uns all' zu nähren.
Menschen, merkt es, Gott ist gut,
Daß er so am Sommer thut!

3. Herbsteszeit, reiche Zeit!
Gott hat Segen ausgestreut,
Daß sich alle Bäume neigen
Von den fruchtbeladnen Zweigen,
Schaut nun her mit Vaterblicken,
Wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gaben gern,
Aber ehret auch den Herrn!

4. Winterszeit, kalte Zeit!
Aber Gott schenkt warmes Kleid,
Dichten Schnee der kahlen Erde,
Warmes Wollenfell der Herde,
Federn weich den Vogelscharen,
Daß sie keine Not erfahren, —
Menschen, Haus und Herd' auch euch!
Lobt ihn, der so gnadenreich!

I. **Vergleichung.** Der Frühling ist die schönste, der Sommer die heiße, der Herbst die reiche, der Winter die kalte Jahreszeit. Gott schickt die Jahreszeiten nach einander und giebt jeder ihre besonderen Gaben und ihre besonderen Freuden mit. Im Frühling weckt er die Erde zu neuem Leben; im Sommer läßt er Getreide zu Brot aus der Erde wachsen; im Herbst läßt er alle Bäume voll Obst hängen; im Winter giebt er warme Kleider als Schutz gegen die Kälte. Der Frühling zeigt uns blühende Blumen, weidende Herden, springende Lämmer und singende Vögel, der Sommer heiße Sonnenstrahlen, erquickenden Regen, Felder voll Ähren und klingende Sicheln, der Herbst Bäume voll Früchte und fröhlich sammelnde Menschen, der Winter die Erde im Schnee-, die Herde im Wollen-, die Vogelscharen im warmen

Federkleide, die Menschen geschützt am warmen Herde. Im Frühling sollen die Menschen daran denken, daß diese schöne Zeit ein Geschenk Gottes ist, im Sommer merken, daß alle Gaben Zeichen seiner Güte sind, im Herbste die Gaben gern nehmen und Gott dafür ehren, im Winter seine Gnade erkennen und ihn loben.

II. **Verwertung.** Aufgaben: a) Was ist allen Jahreszeiten gemein, und was hat jede besonders? (Alle Jahreszeiten sind Boten Gottes! Sie bringen den Menschen Gaben und Freuden. Diese sind Zeichen der göttlichen Güte. Wir sind Gott dafür Dank schuldig. Jede Jahreszeit zeigt die Erde in einem andern Kleide 2c.) b) Wo sind Blumen, Herden, Vögel und Menschen während der vier Jahreszeiten? (Im Frühling sprossen die Blumen hervor; im Sommer stehen sie in voller Pracht; im Herbst verwelken sie; im Winter sind sie unter der Erde begraben. Im Frühling treiben die Schafherden aus dem Stall, im Sommer und Herbst weiden sie draußen und bleiben auch über Nacht auf dem Felde, im Winter werden sie in den warmen Ställen gefüttert. Im Frühling kommen die Zugvögel wieder aus fernen Ländern; im Sommer brüten sie in ihren Nestern; im Herbst ziehen die meisten von uns fort in wärmere Länder; im Winter sind nur einzelne Vögel (Standvögel) bei uns geblieben. Im Frühling geht der Mensch wieder draußen im Garten, Feld und Wald an die Arbeit; im Sommer erntet er auf den Wiesen Heu, auf den Feldern Getreide; im Herbste pflückt er das Obst von den Bäumen und die Trauben von den Weinstöcken; im Winter dreschen die Bauern in den Scheunen, füttern das Vieh in den Ställen und arbeiten in den Stuben.) c) Nenne Eigenschaften und Thätigkeiten von jeder der vier Jahreszeiten! d) Was stimmt uns zur Freude und zum Dank in jeder Jahreszeit? e) Wie sieht der Garten in jeder Jahreszeit aus? Wie das Feld? Wie der Obstbaum? f) Was schenkt Gott in jeder Jahreszeit der Erde, den Herden, den Vögeln und den Menschen? (Gott schenkt der Erde im Frühling ein Gras- und Blumenkleid, im Sommer Felder voll Ähren, im Herbst fruchtbeladene Bäume, im Winter ein warmes Schneekleid. Der Herde schenkt Gott im Frühling fröhliche Lämmer, im Sommer und Herbst reiche Weide und im Winter warme Wollenfelle 2c.) P.

94. Die Bärenhaut.[1])

Wilhelm Curtman, Geschichtchen für Kinder. 6. Aufl. Gießen 1860. S. 79.

I. Vorlesen.

Zwei Jägerburschen[2]) hatten von einem Bären gehört, welcher sich in dem Walde aufhalten sollte. Und weil man lange keinen so großen und starken Bären gesehen hatte, so freuten sie sich über den schönen Pelz, den sie dem Bären abziehen wollten. „Wenn ich ihn schieße," sagte der eine, „so lass' ich mir einen Mantel davon machen, der soll mich im Winter hübsch warm halten." „Nein," sagte der andere, „ich schieße den Bären und verkaufe den Pelz. Der Kürschner[3]) bezahlt mir zehn Thaler dafür, die sollen mir schön in dem Beutel klingen."

Unterdessen war es Zeit geworden, in den Wald zu gehen. Als sie aber so allein darin waren und von ferne den Tritt des Bären hörten, da wurde es ihnen doch ein wenig bange. Als er nun gar näher kam und sich ein schreckliches Brummen hören ließ, da warf der, welcher den Pelz des Bären verkaufen wollte, seine Flinte weg und kletterte so schnell als möglich auf einen Baum. Der andere aber, welcher sich nun doch auch nicht zu bleiben getraute, konnte sich nicht mehr flüchten. Zum Glücke fiel ihm ein, daß die Bären keine toten Menschen anrühren. Er warf sich also auf den Boden, hielt den Atem an und streckte sich hin, als wenn er tot wäre. Der Bär kam grimmig auf denselben zu; als er aber sah, daß er kein Glied rührte, glaubte er, der Mensch wäre tot. Er beroch ihn also ein wenig, und als er keinen Atem merkte, lief er weiter, ohne demselben ein Leid zu thun. Als nun der Bär weit genug fort war, erholten sich die beiden Jägerburschen von ihrem Schrecken; der eine stieg von dem Baume herunter, der andere stand vom Boden auf.

Da fragte der, welcher von oben zugesehen hatte: „Hör einmal, was hat dir denn der Bär in das Ohr gesagt?“ — „Ja,“ sagte der andere, „alles habe ich nicht verstanden, aber eins hat er mir deutlich ins rechte Ohr gesagt, nämlich: Man darf die Haut des Bären nicht eher verkaufen, bevor man den Bären erlegt hat. Und in das linke Ohr hat er mir gesagt: Wer seinen Freund in der Not im Stiche[4]) läßt, der ist ein schlechter Kerl.“

II. **Vermittlung.** [1]) Bärenhaut = Haut, Fell oder Pelz eines Bären. [2]) Jägerburschen = Gehilfen oder Lehrlinge eines Försters, die mit ihm auf die Jagd gehen. [3]) Kürschner = Verfertiger von Pelzen und Mützen. [4]) Im Stiche lassen = verlassen oder in Not und Gefahr ohne Hilfe stecken lassen.

III. **Vertiefung.** 1. Der Schauplatz dieser Erzählung ist ein großer Wald. Auf einer Lichtung (baumlose Stelle) steht ein einzelner Baum. Auf demselben sitzt ein Jägerbursche und schaut voll Angst hinunter. Unter dem Baume liegt seine Mütze, die er beim Laufen oder Klettern verloren, und die Flinte, welche er weggeworfen hat. Eine Strecke von dem Baume liegt ein Mensch mit dem Gesicht auf der Erde und sieht wie ein Toter aus. Ein großer Bär, viel größer als ein Fleischerhund, mit zottigen, braunen Haaren und plumpen Beinen (Tatzen) steht daneben und beriecht ihn mit seiner langen, rüsselförmigen Nase.

2. Die Personen sind zwei Jägerburschen. Sie erscheinen mutig, denn sie wollen den ungewöhnlich großen Bären erlegen; gewinnsüchtig, denn sie wollen den Pelz gewinnen und ihn zu einem warmen Mantel machen oder teuer verkaufen; prahlerisch, weil sie viel von den Thaten reden, die sie erst thun wollen; feige, weil sie vor dem Tritte des Bären erschrecken und vor seinem Brummen davonlaufen; kopflos, denn sie werfen sogar die Flinten weg, mit denen sie zu schießen gelernt haben; uneinig, denn der eine sucht sich so, der andere so zu retten; beschämt, denn sie kommen ohne Beute nach Hause und werden ausgelacht; entzweit, denn sie sind an ihrer Freundschaft irre geworden. Der eine ist geschickt, denn er rettet sich durch Klettern auf einen Baum, der andere listig, denn er täuscht den Bären durch Tot-

stellen. Der erste ist spöttisch in seinen Fragen, der andere spitzig in seinen Antworten.

3. Der Gedankengang ist: Zwei Jägerburschen nehmen sich vor, einen großen Bären zu erlegen. Sie machen Pläne, wie sie den Pelz verwerten wollen. Der Tritt, das Aussehen und das Brummen des Bären jagt sie in die Flucht. Der eine rettet sich durch Klettern, der andere dadurch, daß er sich tot stellt. Der Kletterer wird auf seine spöttische Frage durch eine beißende Antwort zurechtgewiesen. Der Grundgedanke liegt in den Worten, welche der Bär in das rechte und linke Ohr gesagt haben soll.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Mache keine unnützen Pläne! Prahle nicht, sondern handle! Verlaß deine Freunde nicht in der Not!

2. Anklänge an Verwandtes. Wer viel mit Worten prahlt, wenig in Thaten zahlt. Eintracht ist Macht, Zwietracht ist Ohnmacht. Was hilft es, daß man viel gelobe, in Thaten liegt die beste Probe. Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. Ein sterbender Vater reicht seinen Söhnen ein Bündel Pfeile zum Zerbrechen; sie können es nicht, wohl aber zerbrechen sie die einzelnen Pfeile mit Leichtigkeit.

3. Rede- und Stilübungen. a) Jeder der Jägerburschen erzählt die Geschichte. b) Was haben die beiden Burschen alles gethan? c) Eigenschaften und Thätigkeiten des Bären! d) Setze andere Ausdrücke für „sich im Walde aufhalten“, „bange werden“, „nicht zu bleiben getrauen“, „den Atem anhalten“, „kein Glied rühren“, „kein Leid thun“, „sich erholen“, „sich vom Boden erheben“, „im Stiche lassen“! e) Lies das Stück so, daß alle Zeitwörter mit andern vertauscht werden! P.

95. Warnung.

Friedrich Güll, Kinderheimat. Gütersloh. 1. Gabe. S. 147.

Klopft es, Kind, in deinem Herzen,
Laß das Lachen, laß das Scherzen!
Daß du keine Sünde thust
Und nicht bitter weinen mußt.

I. **Vorbereitung und Vertiefung.** Unser Herz klopft gar oft. Wenn du z. B. schnell gelaufen oder einen Berg, eine hohe Treppe hinaufgestiegen bist, so schlägt dein Herz; wenn dich jemand plötzlich erschreckt, wenn du dich ängstigst, oder wenn du im Fieber liegst &c.: dann spürst du auch das Klopfen des Herzens. Aber dieses Klopfen ist nicht gemeint; denn wenn sich das Blut wieder beruhigt hat, so kannst du getrost wieder lachen und scherzen. Der Dichter muß also wohl von einem andern Klopfen des Herzens sprechen. Du bist z. B. einmal allein im Zimmer, auf dem Tische stehen Zucker, Kuchen und andere Leckereien. Die Mutter, die dir verboten hat, ohne Erlaubnis etwas anzurühren, ist gerade in der Küche. Da kommt dir die Lust an, von den Leckereien etwas zu nehmen.

Zu gleicher Zeit denkst du aber auch an das Verbot der Mutter. Hast du bei solcher Gelegenheit wohl schon aufgemerkt, was in deiner Brust da vorging? Hast du da vielleicht ein Klopfen und Hämmern vernommen? Ich glaube es wohl und hoffe es auch! Siehe, mein Kind, dieses Klopfen des Herzens meint unser Dichter. Was will aber wohl dieses Klopfen sagen? Nichts anders als das: Kind, nimm nicht von den Leckereien! Die Mutter hat's verboten. Thust du es dennoch, so bist du ungehorsam und handelst wider Gottes Gebot, welches dir zuruft: „Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn!" Wer könnte aber lachen und scherzen, wenn er unrecht thut? Also darum sagt auch der Dichter: „Laß das Lachen, laß das Scherzen!" Lieber frage dich: Ist das, was du thun willst, wohl recht? Dein Herz wird dir dann die Antwort nicht schuldig bleiben, sondern es wird dich warnen: Kind, thue es nicht! Denn das Unrecht ist Sünde, und wer Sünde thut, der wird früher oder später bestraft. Die Strafe aber thut weh, und du mußt dann bitter (schmerzlich) weinen. Hörst du aber auf die Stimme deines Herzens, so wirst du in keine Sünde verfallen und brauchst dann nicht bitter zu weinen, sondern kannst bald wieder fröhlich sein und „lachen und scherzen".

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Höre auf die warnende Stimme deines Herzens, sie wird dich vor Sünde bewahren! — Wer nicht hören will, muß fühlen.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Was bedeutet das Klopfen des Herzens? 2. Vergleichung mit Nr. 74, S. 121: „Das Gewissen und das Glöcklein." W. D.

96. A. Der Faule.

R. Reinick, Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld 1873. S. 211.

1. „Heute nach der Schule gehen,
Da so schönes Wetter ist?
Nein! Wozu denn immer lernen,
Was man später doch vergißt.

2. Doch die Zeit wird lang mir werden,
Und wie bring' ich sie herum?
Spitz, komm her! Dich will ich lehren,
Hund, du bist mir viel zu dumm!

3. Andre Hund' in deinem Alter
Können dienen, Schildwach stehn,
Können tanzen, apportieren,
Auf Befehl ins Wasser gehn.

4. Ja, du denkst, es geht so weiter,
Wie du's sonst getrieben hast?
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! Komm her! und aufgepaßt!

5. So! nun stell dich in die Ecke!
Hoch! den Kopf zu mir gericht't!
Pfötchen geben! So! Noch einmal!
Sonst giebt's Schläge! — Willst du nicht?

6. Was? Du knurrst? Du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nichts lernt, verdienet Strafe:
Kennst du diese Regel nicht?

7. Horch! Wer kommt? — Es ist der Vater!"
Streng ruft er dem Knaben zu:
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe,
Sprich! und was verdienest du?"

B. Hinter die Schule gehen.

Emil Feige. Rochholz' Liederfibel. Stuttgart. 3. Aufl. S. 159.

„Ich mag heut' nicht in die Schule hinein,
Hier draußen kann ich lustiger sein;
Dort soll ich stille sitzen und stumm,
Hier spring' ich frei auf der Straße herum."
So sagt ein Kind unüberlegt
Und hat die Mappe schon weggelegt.
Da ruft ihm der Kuckuck vom Baume zu:
„Thu's ja nicht, lieber Knabe du!
Ich wollte auch nicht fleißig sein
Und muß nun immer dasselbe schrein.
Geh hübsch in die Schule, so wirst du klug;
Kannst nachher springen und spielen genug."

I. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Beide Knaben wollen heute nicht in die Schule gehen. Beiden gefällt es draußen besser, beide werden belehrt, daß sie in die Schule gehen müssen, um etwas zu lernen.

2. Verschiedenheiten. Der Knabe in A will die Schule nicht besuchen, weil er meint, daß man das Gelernte doch wieder vergißt, der Knabe in B versäumt die Schule, weil es draußen „lustiger" (anmutiger, angenehmer, lieblicher) ist. A will dem Hunde Kunststücke (Schildwach' stehen, tanzen, apportieren [etwas herbeitragen], auf Befehl ins Wasser gehen) lehren, B will frei im Grase umherspringen. A wird vom Vater zur Rede gesetzt, B vom Kuckucke belehrt. —

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Erzählung: Der Faule. (Mit Benutzung anderer Ausdrücke, z. B. Schule = Unterricht; schönes Wetter = freundliche Witterung; lernen = sich mit Schularbeiten plagen; später = im Alter; vergißt = nicht mehr weiß 2c.)

2. Nachahmung von: Hinter die Schule gehen. (Anstatt des Knaben ein Mädchen, anstatt des Kuckucks ein Hahn, der immer sein Kikeriki rufen muß.)

W. D.

97. Dorfmusik.

Georg Christian Dieffenbach, Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz o. J. S. 6.

I. **Vorbereitung.** Ein lustiger Knabe aus der Großstadt war zum erstenmal mehrere Tage lang auf dem Lande bei seinem Vetter gewesen. Das Leben und Treiben, das Getöse und Getön daselbst gefiel ihm über alles. Als er wieder heimgekehrt war und seine kleinen Geschwister ihn fragten, wie es ihm gefallen habe, antwortete er: Sehr gut, herrlich, prächtig! Besonders schön war die Dorfmusik, die ich täglich hörte! Hört zu, in einem Gedicht ist sie beschrieben!

1. Hoch auf dem Zaun der Gockelhahn,
Fängt die Musik mit Krähen an;
Die Hühner stimmen lustig ein,
Die Gans will auch nicht stille sein.

2. Die Ziege meckert in dem Stall,
Es blöken laut die Schäflein all,
Es bellt der Hund und grunzend schrein
Die Schweine alle, groß und klein.

3. Das Spätzlein selbst mit hellem Klang
Stimmt an den lieblichsten Gesang;
Im tiefsten Basse brummt dazu
Im Stalle hier die alte Kuh.

4. Die Drescher in der Scheune dort,
Sie schlagen flink in einem fort
Den Takt dazu, daß laut es knallt
Und weit durchs ganze Dorf hinschallt.

5. Das quiekt und schreit, das pfeift und summt,
Das klopft und grunzt, das blökt und brummt!
Wer hört je in der Stadt solch Stück? —
Das ist die lust'ge Dorfmusik!

II. **Vermittlung.** Unter Dorfmusik sind hier also die Tierstimmen und der Schall und Klang der Hantierung der Menschen auf einem großen Bauernhofe zu verstehen. Zeit der Handlung fällt in die Monate des Jahres, wo gedroschen wird. Nur weniges ist hierbei zu erläutern.

1. Zaun, ein Flechtwerk von Weidenruten, könnte auch ein Staket, eine Bretter- oder Lehmwand oder eine Hecke sein. (Unterschiede dieser Umzäunungen!)

2. Gockelhahn, nach seinem Lockrufe: „gock, gock, gock!“ also benannt. Das Krähen der Hähne, das Gackern der Hühner und das Schnattern der Gänse ist die Einleitung zur Dorfmusik.

3. Hierauf folgt das Meckern der Ziege, das Blöken der Schafe, das Bellen des Hundes, das Grunzen und Schreien (Quieken) der Schweine.

4. Das Spätzlein — Gesang. Vom Spatz sagt man eigentlich nicht, daß er lieblich singt, sondern er schreit und ruft beständig seinen Namen: Schelm, Schelm, Schelm!

5. Im Basse. Mit tiefer Stimme brummt die Kuh, und dazu ertönt

6. das taktmäßige Klipp und Klapp der Dreschflegel auf der Tenne in der Scheuer.

7. Wiederholung all des Lärmes mit Hinzufügung von Pfeifen und Summen. Wer pfeift, wer summt?

8. — solch Stück, solch ein Musikstück; das ist die lust'ge, d. h. die uns heiter und fröhlich stimmende Dorfmusik.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Gieb an, welche Stimmen und welch' Getön von Menschen, Tieren und Dingen der Dorfmusik noch zugefügt werden könnten? (Das Blasen des Hirtenhorns, das Knallen der Peitsche, das Rasseln der Wagen, das Wiehern der Pferde, das Klappern der Störche, das Zwitschern der Schwalben, das Summen der Bienen, das Waken der Enten, das Girren der Tauben, das Kuttern des Truthahns, das Quaken der Frösche, das Zirpen der Grillen und das Singen der Vögel.)

2. Sage aus und schreibe nieder, welche Dorfmusik du gehört hast, und setze dabei das verschiedene Ertönen derselben in den Accusativ und die Personen oder Dinge, von welchen es herrührt, in den Genetiv! z. B.: Ich hörte gestern auf dem Lande den herrlichen Schlag der Nachtigall, das Krähen des Hahnes u. s. w. R. D.

98. Die Tinte.

Wolfgang v. Goethe, Werke. Stuttgart 1869. II. S. 223.

Die Tinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschrieben Wort ist Perlen gleich,
Ein Tintenklecks ein böser Streich.

1. Wort- und Sachverständnis. Die Tinte, ein notwendiges Schreibmaterial, steht hier für Schreibfertigkeit, für Schreibenkönnen oder für Schreibkunst. Das Schreiben, die Versichtlichung der eigenen Gedanken durch Schriftzeichen, macht uns wohl gelehrt, verschafft uns Kenntnisse. Die Verwendung der Tinte am rechten Orte macht also kenntnisreich; allein die Tinte bereitet uns Ärger, wenn sie dahin gerät, wohin sie nicht gehört. Ein umgeworfenes oder ein als Streusandbüchse erfaßtes und gebrauchtes Tintenfaß, Tintenflecke an Kleidern und Fingern, Tintenkleckse auf reinem Papiere bereiten uns und andern Ärger oder argen Verdruß.

Geschrieben Wort = eine wirkliche Schönschrift oder niedergeschriebene gute Gedanken gleichen echten Perlen an einer Schnur, allein ein einziger Tintenklecks auf weißem, reinem Papiere bleibt stets ein übel und ärgerlich Ding = ein böser Streich, den uns unsere Ungeschicklichkeit und Unreinlichkeit, oder den uns andere gespielt haben.

2. Grundgedanke. Ein Gegenstand (ein Ding oder eine Sache) kann oft an und für sich gut und herrlich sein, allein am unrechten Orte oder zur Unzeit angebracht, bereitet er uns und andern Ärger und Verdruß.

R. D.

99. Reinigkeit.

Friedrich Rückert. Deutsches Dichterbuch von L. Bechstein. Leipzig. S. 452.

Rein gehalten dein Gewand, rein gehalten Mund und Hand!
Rein das Kleid von Erdenputz, rein von Erdenschmutz die Hand!
Rein von Erdentrutz das Herz und von Gier der Lippe Rand!
Außen sei die Schwelle rein, innen rein des Hauses Wand!
Daß einsprechen könn' ins Haus reiner Gast aus Himmelsland,
Reiner Schmaus und reiner Kelch, rein von Rauch des Herdes Brand!
Sohn, die äußre Reinigkeit ist der innern Unterpfand.
Rein gehalten Hand und Mund, rein gehalten dein Gewand!

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Mein Kind, halte rein dein Gewand, deine Kleidung vom Kopfe bis zum Fuße, halte rein Mund (Gesicht) und Hand! Wasch dich fleißig! Halte rein dein Kleid von übertriebenem (irdischem) Putz und deine Hand von irdischem Schmutze. Vor allem aber halte rein dein Herz von Erdentrutz = Unzufriedenheit und Murren wider Gott, und rein von Gier = Begierde, der Lippe Rand = deinen Mund rein von Freß- und Trunksucht! Halte auch rein die Schwelle, das Äußere deines Hauses, und innen rein des Hauses Wand = Stuben und Kammern! Halte dein Haus rein von Sünde, Laster und Schande, daß einziehen könne der reinste Gast aus Himmelsland, dein Gott, dein Heiland! Kletke singt hierauf bezüglich so schön:

Weihnachten kommt. Mit Schnee so rein
Deckt Gott die Erde wieder;
Denn alles muß gar sauber sein,
Wenn Christus steigt hernieder.
Drum, liebes Kind, im Herzen dein
Auch alles sauber halte,
Damit das Christkind dahinein
Zur Weihnacht komme balde!

Auch Hey in seinem „Wo wohnt der liebe Gott?" fügt bestätigend hinzu:

Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O halt das deine fromm und rein,
So wählt er's auch zur Wohnung sein!

Weiter fordert nun Rückert in seinen Reimsprüchen: „Reiner Schmaus (Essen, Mahl, Speise) und reiner Kelch (das Gefäß steht hier für das Getränk, unverfälschter reiner Wein); rein von Rauch des Herdes Brand" (reine Küche, kein nach Rauch schmeckendes Essen). Sohn, die äußre Reinigkeit ist der inneren Unterpfand: Durch strenge Reinigkeit in äußerlichen Dingen wird zugleich auch der Grund zur Herzensreinheit gelegt; durch stete Übung in jener gewöhnt man sich allmählich auch an letztere.

II. **Verwertung.** 1. (Für die fähigeren Schüler.) Lege ausführlich dar: Was haben wir zu thun oder zu unterlassen, um in geistigem Sinne reines Auge, reines Ohr, reinen Mund, reine Hand und reines Herz zu halten? Schriftwort: Das Blut Jesu Christi, Gottes Sohnes, macht uns rein von allen Sünden.

2. Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts.

R. D.

100. Rüstigkeit.

Wilhelm Curtman.

Frisch gethan und nicht gesäumt!
Was im Weg liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind!
Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!

Erst die Arbeit, dann das Spiel,
Nach der Reise kommt das Ziel!
Schnell besonnen, nicht geträumt!
Nichts vergessen, nichts versäumt!
Nichts bloß obenhin gemacht!
Was du thust, darauf gieb acht!

I. **Vermittlung.** Das kleine Gedicht besteht aus lose aneinander gereihten Denksprüchen über ein rüstiges Schaffen und Thun im Leben.

1. Was du thun willst, thue sofort, ohne Säumen, und schiebe es nicht auf! (Morgen, morgen nur nicht heute, sprechen alle trägen Leute.)

2. Alles, was dir bei deinem redlichen Thun hindernd in den Weg tritt, räume hinweg! Beseitige die Hindernisse!

3. Das Fehlende suche und ergänze; das in Unordnung Geratene regele und ordne!

4. Stehe früh auf und säume nicht! Drehe dich nicht erst noch zehnmal im Bette um, ehe du dich aus demselben erhebst! Träume auch nicht am hellen Tage! Baue keine Luftschlösser und gieb keinen unnützen Gedanken in deiner Seele Raum!

5. Erst komme bei dir stets die Arbeit, die körperliche wie die geistige: das Lernen, und dann erst folge das Spiel, wie ja auch erst nach der Reise das Ziel kommt!

6. Lerne zeitig nachdenken und dich schnell besinnen, lerne jede Sache allseitig überlegen! Bedenke alles genau zuvor und vergiß nichts! Sei nicht vergeßlich und versäume nichts! Vorgethan und nachgedacht hat manchen in groß Leid gebracht.

7. Nichts bloß obenhin, d. h. flüchtig, leichtsinnig, liederlich gemacht, sondern bei allem, was du thust und unternimmst, gieb wohl acht und erwäge es nach allen Seiten!

II. Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts. R. D.

101. Vom Wolfe und Lämmlein.

Nach Äsop, verdeutscht von M. Luther, Werke. Teil V. Jena 1557. S. 287.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen ungefähr beide an einen Bach, zu trinken; der Wolf trank oben am Bache, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr war, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübest du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?“ Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben, trinkest du doch über mir und möchtest es mir wohl trüben?“ Der Wolf sprach! „Wie! fluchest du mir noch dazu?“ Das Lämmlein antwortete: „Ich fluche dir nicht.“ Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater thät mir vor sechs Monden ein solches.“ Das Lämmlein antwortete: „Bin ich doch dazumal nicht geboren gewesen. Wie soll ich meines Vaters entgelten?“ Der Wolf sprach: „So hast du mir aber meine Wiesen und Äcker abgenaget und verderbet.“ Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich, hab' ich doch noch keine Zähne!“ „Ei,“ sprach der Wolf, „und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, sollst du dennoch heut' nicht ungefressen bleiben;“ — und würgete also das unschuldige Lämmlein und fraß es.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** An einem Bächlein auf grüner Wiese trafen einsmals Wolf und Lämmlein ungefähr (eigentlich ohne Gefahr zu lügen, zu übertreiben, zu irren; hier aber von ungefähr, d. i. zufällig) zusammen, um zu trinken, um ihren Durst zu löschen. Der Wolf trank oben, d. i. oberhalb nach der Quelle zu, das Lämmchen aber fern, d. i. weit unten am Bache nach dem Ausflusse zu. Als nun der Wolf des Lämmleins gewahr war (wurde), als er es erblickte, erspähete, lief er schnell zu ihm und sprach: „Warum trübest du mir das Wasser (trüb und unrein machen, den sandigen oder erdigen oder schlammigen Grund des Wassers mit dem reinen Wasser vermischen)?“ Entschuldigung des Lämmleins: „Wie kann ich solches thun? Stehe ich doch unterhalb und du oberhalb des Baches. Das Wasser aber fließt doch nimmer stroman, sondern stets stromab oder thalwärts, so daß du wohl mir das Wasser trüben konntest, ich aber nimmer dir.“ „Wie! fluchest du mir noch dazu?“ Die wahre und klare Entgegnung des Lammes wird von dem böswilligen Ankläger „fluchen“ genannt. Fluchen aber heißt Gott anrufen, daß er unserm Nächsten Böses thun möge. Mit bewußter Unschuld spricht daher das Lämmchen nur die einfachen Worte: „Ich fluche dir nicht.“ Der Wolf spricht weiter: „Dein Vater thät (veraltet statt that) mir vor sechs Monden (Monaten) auch ein solches.“ Entschuldigung d. L.: a) Dazumal war ich noch gar nicht geboren, nicht auf der Welt. b) Wie soll ich meines Vaters entgelten (für ihn büßen)? Ich kann doch nicht dafür bestraft werden, was mein Vater früher einmal, noch ehe ich lebte, gethan hat. Zuletzt kommt der Wolf mit einer neuen Anschuldigung: „Du hast mir meine Wiesen und Äcker abgenagt,“ d. i. abgegrast, abgeweidet und verderbet, d. i. zur Klee- und Heugewinnung verdorben.

Der Wolf gleicht dem Versucher im Evangelium, er nennt die Wiesen sein, wie jener alle Reiche der Welt sein nannte und verschenken wollte, so doch der angemaßte Besitz keinem von beiden mit Recht zustand. Entschuldigung d. L.: Ich habe ja noch gar keine Zähne und kann daher auch kein Gras von der Wiese abnagen. Ich bin ja noch ein Sauglämmlein, das nur von der Milch seiner Mutter lebt. Hierauf erfolgte der Richterspruch des Wolfes: „Wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, d. i. viele Ausreden weißt und dieselben geläufig vorzutragen verstehst, so sollst du dennoch heut nicht ungefressen bleiben," will sagen: so bist du dennoch des Todes schuldig. Vollstreckung des Todesurteils — und er fraß es auf.

II. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke. Niemand darf wie der Wolf Ankläger, Richter und Nachrichter (Scharfrichter) in einer Person sein. So darf auch kein Richter das Eigentum der Gerichteten zu seinem eigenen Nutzen und Genusse sich aneignen, wie es der Wolf gethan hat.

2. Gliederung des Inhalts. a) Die vier ungegründeten Anschuldigungen seitens des Wolfes. Gebt sie an! b) Die vier Entschuldigungen oder Nachweise seiner Unschuld seitens des Lämmchens. Führt sie an! c) Der Richterspruch oder das Urteil. d) Vollziehung des Todesurteils.

III. **Verwertung.** A. Lehren aus dieser Fabel gezogen von:

1. Äsop: „Bei mächtigen, bösen und ungerechten Anklägern kann Vernunft und Wahrheit keinen Platz finden."

2. M. Luther: „Der Welt Lauf ist: wer fromm sein will (der Unschuldige), muß viel leiden, sollte man auch eine Sache vom alten Zaune brechen; denn Gewalt geht vor Recht. Wenn man dem Hunde zuwill, so hat er's Leder gefressen. Wenn der Wolf will, so ist das Lamm ungerecht."

3. Meißner: a) An der Unschuld findet Bosheit immer einen Grund zur Gewaltthätigkeit. b) Nichts beweiset das Dasein des Gewissens augenscheinlicher, als daß selbst der größte Bösewicht sich unter den Schein des Rechtes zu verbergen sucht.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Warum fraß der Wolf das Lämmlein nicht sogleich? 2. Nachweis des natürlichen Vorganges, wie das Wasser getrübt wird. 3. Wer weist die Unmöglichkeit nach, daß das Lamm dem Wolfe das Wasser trüben konnte? 4. Versuche eine Nachbildung zu machen: Der Fuchs und das Häslein, Begegnung am Waldessaum. Anschuldigungen: 1. Du hast mir meine Höhle verstopft. 2. Dein Vater hat mich „Reineke" geschimpft. 3. Du hast mein Rebhuhn aus dem Kleefelde geholt und gefressen. 4. Du hast dem Jäger meine Höhle verraten. Die vier Entschuldigungen des Häschens. Urteil. Tod. R. D.

102. I. Abendläuten.

Gottfr. Wilh. Fink. Singvöglein von Erk und Greef, I. 45. Aufl. Essen. S. 14.

1. Aus dem Dörflein da drüben vom Turme herab,
Da läuten die Menschen den Tag zu Grab.
Sie läuten und läuten, und ich und du,
Wir hören gar gerne dem Läuten zu.

2. Wenn sie läuten, da sollen wir immerdar sein
Zum Singen und Beten gerüstet sein.
Wir sagen der Glocke gar große Ehr';
Denn's Läuten ist immer bedeutungsschwer.

3. Wenn sie läuten am Sonntag, das klinget wohl schön,
Da sollen wir stille zur Kirche gehn
Und sollen, versammelt am heiligen Ort,
Uns predigen lassen des Herren Wort.

4. Und zur Tauf' und zur Trauung da läuten sie auch;
Das Läuten ist immer ein heiliger Brauch.
Und wird uns die letzte Ehr' angethan,
So fangen die Glocken zu läuten an.

5. Bet eifrig! Jetzt schlagen sie dreimal drei.
Bald sind nun die Leute vom Läuten frei.
So schlagen zum Ende die Christenleut'
Zu Ehren der heil'gen Dreieinigkeit.

I. **Vorbereitung.** Der Lehrer kleidet vor dem Lesen dieses Gedichts dasselbe in das Gewand einer Erzählung und beginnt ungefähr also: Ein Großstädter, der noch niemals auf dem Lande gelebt hatte, besuchte einmal auf längere Zeit seinen Oheim, der ein alter, würdiger Geistlicher in einem einsamen Gebirgsdörflein war. Als sie gegen Abend, von einem herrlichen Spaziergange heimkehrend, wieder in die Nähe des Dörfleins kamen, erklang vom Turme her das Läuten der wohltönenden Abendglocke. Da fragte der Großstädter: Was läutet die Glocke? Antwort: Feierabend. Weitere Frage des Großstädters: Was hat das Läuten überhaupt für eine Bedeutung? Belehrung des Geistlichen. Zum Schluß noch eine Frage des Großstädters: Was soll denn das dreimalige Anschlagen an die große Glocke bedeuten? Auslegung durch den Geistlichen.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Hierauf erfolgt das Lesen des Gedichts mit eingestreuten Erläuterungen des Lehrers.

III. **Vermittlung.** 1. Den Tag zu Grabe läuten: bildlich, als ob er gestorben wäre und nun begraben würde. 2. Sie läuten und läuten. Diese Wiederholung will sagen, daß man fortfährt mit dem Läuten, und daß man dasselbe als eine Einrichtung aus früheren frommen Tagen beibehalten hat. 3. Zum Beten gerüstet sein. Das Läuten soll und will uns zum Beten auffordern. Belehrung über das Ave Maria. Früher ließen die Christen alles stehn und liegen, wenn die Abendglocke ertönte, sie entblößten ihr Haupt, falteten die Hände, knieten nieder und beteten andächtig ein Abendgebet. 4. Der Glocke große Ehr' sagen, d. h. sie hochschätzen, sie hoch in Ehren halten. 5. Uns wird die letzte Ehr' angethan, d. h. wenn wir gestorben sind und mit allen kirchlichen Ehren: Gesang, Leichenpredigt ꝛc. beerdigt werden, dann darf auch das Geläut der Glocken dabei nicht fehlen. 6. Die Glocken schlagen dreimal drei an zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Die ersten drei Schläge gelten Gott dem Vater, die

zweiten Gott dem Sohne und die letzten Gott dem heiligen Geiste, und bei jeder einzelnen Drei ist bei jedem einzelnen Schlage das nämliche auch wieder der Fall.

IV. **Vertiefung.** A. Vergleichung mit einem verwandten Gedichte:

II. Glockenklang.

Karl Enslin. Lebensfrühling. Leipzig. 3. Aufl. S. 99.

1. O Glockenklang, wie lieb' ich dich!
Wie tönest du so feierlich!
2. O Glockenklang, so voll und rein!
Du ladest mich zum Beten ein.
3. Du rufest alle nah und fern;
Auch ich folg' deinem Rufe gern.
4. Gott hört auch, wenn im Kämmerlein
Ich zu ihm bete ganz allein.
5. Zum Himmel dringt der Glockenklang
Und frommer Menschen Lobgesang.
6. Wenn Glockenklang zum Himmel dringt,
Jed' frommes Menschenherz erklingt.
7. O schalle weit, o halle lang
Durch alle Welt, du Glockenklang!

1. Welche Gedanken sind in beiden Gedichten, wenn auch in andern Worten, zugleich ausgesprochen? a) In I: Wir hören gar gerne dem Läuten zu; das klinget so schön! In II: O Glockenklang, wie lieb' ich dich, wie tönest du so feierlich!

b) I.: Wenn sie läuten, da sollen wir zum Beten gerüstet sein. II.: O Glockenklang, du ladest mich zum Beten ein.

c) I.: Wenn sie läuten am Sonntag, da sollen wir zur Kirche gehn. II.: Du rufest alle nah und fern.

d) I.: Das Läuten ist immer bedeutungsschwer. II.: Wenn Glockenklang zum Himmel dringt, jed' frommes Menschenherz erklingt.

2. Welche Gedanken finden sich im Gedicht I allein? a) Die Glocken läuten den Tag zu Grab. b) Wir sagen der Glocke gar große Ehr', denn's Läuten ist immer bedeutungsschwer. c) Strophe 4 und d) Strophe 5.

3. Welche Gedanken finden sich im Gedicht II allein ausgesprochen? a) Auch ich folg' deinem Rufe gern. b) Strophe 4. c) Strophe 5. d) Strophe 7.

B. Grundgedanken: 1. Ein tiefer Sinn liegt in dem Glockenläuten. Oder dasselbe ist bedeutungsschwer.

2. Die Glocken sind der eherne Mund, welcher die Christen von ihrem niederen Erdentreiben hinauf ruft zu den hohen Zielen und Zwecken (Idealen) des Reiches Gottes. 3. Vergl. Spruch von Fr. Güll, „Kinderheimat". 1. Gabe. Gütersloh. S. 60.

Umsonst hat der Maurer die Kirch' nicht gebaut,
Die mit den Türmen zum Himmel aufschaut;
Die sollen und wollen mit Orgel und Glocken
Zum lieben Herrgott die Kinderlein locken.
Drum denkt, wenn von ferne die Glocken man läut't,
Jetzt ist es zum Singen und Beten wohl Zeit.

V. **Verwertung.** A. Die Glocke im Sprichwort. a) Je höher die Glocke hängt, je heller sie klingt. b) Ein und dieselbe Glocke läutet zu Gewitter und Hochzeit. c) Die Glocken klingen weit anders, wenn

einem sein Freund stirbt. d) Die Glocke ruft zur Kirche, kommt aber selbst nicht hinein. e) Gespaltene Glocke hat bösen Laut. f) Jeder meint, was er im Sinne hat, das läuten alle Glocken. g) Glocken und Narren läuten gern. h) Er hat läuten gehört, aber nicht zusammenschlagen. i) Er hat läuten gehört, weiß aber nicht, wo die Glocken hangen.

B. Vergleichung mit der „wandelnden Glocke“ von Goethe. Siehe Nr. 193! R. D.

103. Der habgierige Hund.

Nach Äsop von Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen für die Jugend. Neueste Sammlung von Albert Werfer. Augsburg 1858. S. 132.

Ein Hund trug ein Stück Fleisch im Maul und schwamm damit durch einen Bach. Da sah er in dem klaren Wasser sein Bild. Er meinte, dies sei ein andrer Hund und wollte ihm geschwind das Fleisch nehmen. Wie er aber danach schnappte, fiel ihm sein eigenes aus dem Maul und ging im Wasser unter. Nun hatte er gar nichts. Wer andern das Ihrige nehmen will, verliert das Seinige.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Ein Hund hatte ein Stück Fleisch irgendwo ergattert und lief mit demselben schleunigst davon, um es an einem sichern Orte in aller Ruhe verzehren zu können. Er trug das Fleisch in seinem Maule (seiner Schnauze) fort und schwamm damit durch einen Bach. Nach einer andern Lesart ging er über den schmalen Steg, der über einen Bach (über ein ruhiges, tiefes und spiegelglattes Wasser) führte. Da sah er in dem klaren Wasser sein Bild (denn die Oberfläche des Wassers ist ein Spiegel — der Wasserspiegel, in welchem sich die über demselben befindlichen Gegenstände abspiegeln). Er aber meinte (dachte, glaubte, wähnte), das Abbild sei ein anderer Hund, und er wollte ihm geschwind das Fleisch nehmen (stehlen, rauben). Wie er nun aber danach schnappte (und seine Schnauze weit öffnete), fiel natürlich sein Fleisch ihm aus dem Maule und ging (sank vermöge der Schwere) im Wasser unter. Nun hatte er gar nichts (gar kein Fleisch mehr). Wer andern das Ihrige nehmen (rauben) will, verliert dabei oft das Seinige.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Ein Haus, eine menschliche Wohnung, aus welcher der Hund das Stück Fleisch geholt hatte, stand im Hintergrunde. Im Vordergrunde war ein Garten mit einem angrenzenden vorüberfließenden Bache, über welchen ein schmaler Steg führte. In der Nähe desselben eine dichtbewachsene Laube, von welcher aus der Erzähler den Vorgang der Geschichte genau beobachten konnte.

2. Eigenschaften des Hundes. a) Er war unehrlich und diebisch, denn er hatte das Fleisch gestohlen, weil er es forttrug und sichern wollte. Hätte er es Rechtens erworben, so würde er es an Ort und Stelle verzehrt haben. b) Er war neidisch und habgierig, denn er gönnte dem andern Hunde nicht auch ein solch Stück Fleisch, wie er doch selbst besaß; er wollte es ihm nehmen, rauben, c) daher war er spitzbübisch und räuberisch, denn er schnappte danach. d) Er war unersättlich und wurde bestraft; denn er hatte nun gar nichts.

3. Zwei andere Lesarten. Äsop erzählt: Der Hund ging durch den Bach, und die Strömung nahm das Fleisch mit fort. Meißner berichtet: Der Hund ging über den Bach auf einem schmalen Stege hin und erblickte unten sein Bildnis 2c.

4. Der Gedankengang der Fabel ergiebt sich aus II. 2.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Die Augen sind oft die Verführer des Herzens. — Neid und Habgier führen zu Diebstahl und Raub. Äsop: Wer habgierig nach fremdem Gute trachtet, verliert oft dadurch sein eigen Gut. — Meißner: 1. Schau zuerst zu, wonach du strebest, damit dich nicht ein Trugbild täusche! 2. Sodann vergiß nicht, daß der Unersättliche, indem er immer noch mehr erwerben will, oft selbst das verliert, was er schon wirklich besaß! Schmid: Wer andern das Ihrige nehmen will, der verliert das Seinige. Sprichwörter: 1. Der Schein trügt. 2. Unrecht Gut gedeihet nicht. 3. Ein Dieb stiehlt sich selten reich.

2. Rede= und Stilübungen. Versuche eine freie Nachbildung zu entwerfen: Der zanksüchtige Ziegenbock — aus Versehen in ein Zimmer geraten — ein Spiegel bis auf den Fußboden — sieht sich und meint, es sei ein anderer Ziegenbock — will sofort Streit mit ihm anfangen — geht auf ihn los — er auch — zeigt ihm die Hörner — er auch — geht zurück, stampft — stößt mit solcher Gewalt gegen den Spiegel — zertrümmert — er rücklings zu Boden. — Die Glassplitter im Kopfe — blutet aus vielen Wunden. Andern wehethun will — selbst Schmerzen leiden — Grube graben — selbst hineinfallen. R. D.

104. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. 1. Gabe, 4. Aufl. Gütersloh. S. 100.

I. **Vorbereitung.** Schnee und Eis haben im Winter den Vögeln ihre Futtertöpfe zugedeckt. Da treibt sie oft der Hunger in die Dörfer und Städte, um sich von den Menschen Nahrung zu erbetteln. So kommt auch ein Fink mit Sack und Pack, d. h. mit allem, was er hat, nämlich mit nichts, zu einem Bauer vor die offene Scheuer. Hier werden mit den Dreschflegeln unter lautem tick, tick, tack, oder klipp, klipp, klapp die Körner und „Kern" (ein Getreide in Süddeutschland, auch Spelz genannt) aus den Ähren gedroschen, in Säcke gesteckt und auf den Boden getragen. Der hungrige Fink knüpft mit dem Bauer ein Gespräch an und sucht ihn durch allerlei Schmeichelreden zu gewinnen, damit er ihm etwas für den Hunger giebt.

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Gutes Vorlesen durch den Lehrer.

1. Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Hast 'nen großen Habersack,
Hast viel Weizen und viel Kern;
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern.

2. Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Komm' zu dir mit Sack und Pack,
Komm zu dir nur, daß ich lern',
Wie man ausdrischt Korn und Kern.

3. Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack!
Ei, wie ist denn der Geschmack
Von dem Korn und von dem Kern,
Daß ich's unterscheiden lern'?

4. Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht:
„Finklein, nimm dich nur in acht,
Daß ich, wenn ich dresch' und klopf',
Dich nicht treff' auf deinen Kopf!

5. Komm herein und such und lug,
Bis du satt hast und genug,
Daß du nicht mehr hungrig bist,
Wenn das Korn gedroschen ist."

2. Abfragen des Inhalts, der Wort- und Sacherläuterung. Wie entsteht das tick, tick, tack? Warum bedeutet der „große Habersack" den Reichtum des Bauern? Welcher Unterschied ist zwischen Korn und Kern? Wer reist mit Sack und Pack? Womit schmeichelt der Fink? Welchen dreifachen Grund für sein Kommen giebt er an? Warum lacht der Bauer? Welcher Unterschied ist zwischen dreschen und klopfen? Wonach soll der Fink lugen (scharf umhersehen), und was soll er suchen? Wie lange soll der Fink gespeist werden?

3. Einzeln- und Chorlesen, dann Einlesen.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Ein Bauernhof im Winter; einige kahle Bäume darauf; alles mit Schnee bedeckt. Offene Scheuer, in der gedroschen wird. Garben sind ausgebreitet; Drescher heben die Flegel und schlagen sie nieder. Körner springen umher. Tenne durch ein Schutzbrett vom Hofe getrennt; darauf sitzt ein hungriger Fink, der aus den Gärten gekommen ist und hier ein paar Körnchen erhaschen will.

2. Personen. Beweise, daß der Bauer wohlhabend, fleißig, aufmerksam, klug, mitleidig und hilfreich, der Fink einsam, obdachlos, hungrig, aufmerksam, schlau, vorsichtig und glücklich war.

3. Gedankengang. Str. 1. Der schlaue Fink giebt vor, daß ihn die Liebe zum Bauer vor die Scheuer gelockt habe. Str. 2. Er will das Dreschen lernen. Str. 3. Er will die verschiedenen Getreidearten nach dem Geschmacke untersuchen. Str. 4. Der Bauer merkt die wahre Absicht und warnt den Fink vor den Dreschflegeln. Str. 5. Er ladet ihn ein, seinen Hunger zu stillen.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Durch die Verkleinerungssilbe „lein" will der Fink dem Bauer schmeicheln. „Bäuerlein" heißt: lieber, kleiner Bauer. Zum Scherz wird auch dem Fink, ja sogar der Scheuer derselbe Kosetitel angehängt. Auch die Wiederholung von „Bäuerlein" soll eine Liebkosung sein. — Das wiederholte tick, tick, tack soll die fortgesetzte Bewegung der Dreschflegel andeuten. — Der Fink bleibt in jeder Strophe bei seinen zärtlichen Reden, rückt aber dem eigentlichen Ziele immer näher.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan! — Not lehrt beten. — Hunger thut weh. — Er geht wie die Katze um den heißen Brei. — Brich dem Hungrigen dein Brot!

— Geben ist seliger als nehmen. — Vogel am Fenster. Pferd und Sperling. Die kleine Wohlthäterin.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie rückte das Finklein Schritt für Schritt seinem Ziele näher? b) Nenne verschiedene Arten Körner oder Getreide! c) In jeder Strophe soll der Fink und der Bauer etwas sagen! (F. Wie viele Körner hast du da! Ich habe dich gar zu lieb. B. Ich kenne dich ja gar nicht, und für Bettelleute ist dies Korn nicht gewachsen. F. Ich möchte bei dir das Dreschen lernen! B. Du kleiner Wicht! Mit dem Schnabel willst du wohl dreschen? ꝛc.) d) Verwandle das Gedicht in eine kleine Erzählung! e) Bringe den Inhalt möglichst erschöpfend auf ein Bild!

P.

105. I. Es regnet!

K. Enslin, Lebensfrühling. Leipzig 1877. I, S. 74.

1. Es regnet! Gott segnet
Die Erde, die so durstig ist,
Daß ihren Durst sie bald vergißt.
O frischer Regen, du Gottessegen!

2. Es regnet! Gott segnet
Den hohen Baum, den kleinen Strauch
Und all' die tausend Blumen auch.
O frischer Regen, du Gottessegen!

3. Es regnet! Gott segnet,
Was lebt und webt in weiter Welt,
Für jedes Tier ein Tröpflein fällt.
O frischer Regen, du Gottessegen!

4. Es regnet! Gott segnet
Die Menschen alle väterlich;
Sein Himmelstau erquickt auch mich.
O frischer Regen, du Gottessegen!

I. **Vermittlung.** Str. 1. Wenn es regnet, segnet Gott die Erde (d. h. er giebt ihr Gedeihen), die durstig war (d. h. die infolge ihrer Dürre begierig war, Wasser aufzunehmen, zu trinken). Nachdem der Regen gefallen, hat sie den Durst vergessen (d. h. sie denkt nicht mehr daran, der Durst ist gelöscht).

Str. 2. Gott segnet im Regen Baum, Strauch und Blumen (d. i. das Pflanzenreich).

Str. 3. Gott segnet im Regen „was lebt und webt" (d. h. was sich bewegt und regt), also auch das Tierreich.

Str. 4. Gott segnet durch den Regen endlich auch den Menschen, indem er ihn mit seinem „Himmelstau" (Dichterwort für Regen) erquickt (d. i. die Lebenskraft erfrischt und stärkt).

II. **Vertiefung.** 1. Zeit der Handlung. Es ist im Sommer, zur Zeit der Dürre, in welcher sich alle Geschöpfe nach einem erfrischenden Regen sehnen.

2. Gedankengang. Gott segnet durch den Regen a) die Erde, b) die Pflanzen, c) die Tiere, d) die Menschen.

3. Der Hauptgedanke ist in dem am Ende aller vier Strophen wiederholten Verse: „O frischer Regen, du Gottessegen!" ausgesprochen.

4. Nutzanwendung. Da ein frischer Regen ein Gottessegen (eine Wohlthat Gottes) ist, so sind wir Gott dafür, wie für alle Wohlthaten, Dank schuldig.

5. Rede- und Stilübungen. A. Wen segnet Gott, wenn es regnet? (Die durstige Erde, Bäume, Sträucher, Blumen, Tiere, Menschen.)

B. Vergleiche das Gedicht mit dem folgenden:

II. Regenwetter.

F. Halm.

1. Was ist das für ein Wetter! es regnet ja wie toll;
Die Straße ist ein großer See, die Gossen übervoll.
Der Sperling duckt sich unters Dach, so gut er eben kann,
Und Nero liegt im Hundehaus und knurrt das Wetter an.

2. Wir aber haben frohen Mut und sehn dem Regen zu,
Erzählen uns gar mancherlei daheim in guter Ruh'. —
Laß regnen, wenn es regnen will! Laß allem seinen Lauf!
Und wenn's genug geregnet hat, so hört's auch wieder auf.

a) Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten ist vom Regen die Rede und von der Wirkung desselben auf Tiere und Menschen.

b) Verschiedenheiten. Enslin spricht von den wohlthätigen Folgen des frischen Regens für die Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen, Halm dagegen von den Unannehmlichkeiten für die Straße, die zum See wird, für den Sperling und den Hund. Enslin hält den Regen für einen göttlichen Segen, Halm dagegen für ein vorübergehendes, ruhig zu ertragendes Übel. W. D.

106. Der Tannenbaum.

G. Ch. Dieffenbach, Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 65.

1. Im Walde steht ein Tannenbaum mit Nadeln spitz und fein,
Damit näht sich der Distelfink ein buntes Röckelein.

2. Er stehet da so kerzengrad', und grün ist stets sein Kleid
Im Frühling und im Sommer wohl und auch zur Winterszeit.

3. Christkindlein schickt durch Schnee und Eis Herrn Niklaus dann hinaus,
Der schneidet ab den Tannenbaum und nimmt ihn mit nach Haus.

4. Christkindchen hängt mit zarter Hand viel Nüss' und Äpfel dran,
Und Lichtlein steckt's auf jeden Zweig, dazu auch Marzipan.

5. Und kommt der liebe Weihnachtstag*), da klingelt die Mama; —
Wie steht der grüne Tannenbaum so bunt und helle da!

6. Du Tannenbaum im dunkeln Wald, bald wirst du abgestutzt;
Drum freue dich! dann wirst du auch gar herrlich aufgeputzt.

I. **Erläuterung.** Str. 1. Im Walde steht unter vielen Bäumen ein Tannenbaum mit feinen Nadeln, die so spitz sind, daß der Distelfink, der bunteste der kleinen Singvögel, damit sein Röckchen nähen kann.

Str. 2. Der Baum steht kerzengerad' (wie eine Kerze senkrecht in die Höhe gerichtet) und ist kenntlich an dem grünen Kleide (grünen Nadeln), welches ihn das ganze Jahr hindurch schmückt.

Str. 3. Der Baum wird von Niklaus, dem Diener des Christkindes, im Winter, kurz vor Weihnachten, abgeschnitten und mit nach Haus genommen.

---

*) Im Original: die liebe Weihnachtszeit.

Str. 4. Dort hängt das Christkindlein mit „zarter“ (kleiner, feiner) Hand Äpfel, Nüsse und Marzipan (süßes Gebäck) daran und steckt auf die Zweige kleine Lichter.

Str. 5. Am Weihnachtstage, wenn die Mama klingelt (durch die Klingel ruft), werden die Lichter des Tannenbaums angesteckt, und er steht bunt (durch die Nüsse, Äpfel 2c.) und helle (durch die Lichtlein) da.

Str. 6. Der im dunkeln Walde (dunkel durch die vielen eng nebeneinander stehenden Bäume) befindliche Tannenbaum wird abgestutzt (der obere Teil abgeschnitten). Er soll sich aber darüber nicht betrüben, sondern freuen; denn er wird gar herrlich aufgeputzt (d. h. schön und prächtig bekleidet und mit glänzendem Schmucke versehen).

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Zuerst werden wir im Sommer in den Wald geführt und dann im Winter ins Haus.

2. Gedankengang. a) Beschreibung des Tannenbaumes. (Str. 1. 2.)

b) Abschneiden des Baumes. (Str. 3.)

c) Bekleidung und Verzierung des Baumes durch das Christkind. (Str. 4.)

d) Die Schönheit des Baumes am Weihnachtstage. (Str. 5.)

e) Mahnung an den Tannenbaum, sich zu freuen, weil er herrlich geschmückt wird. (Str. 6.)

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: Aus manchem Leid erwächst noch Freud'!

2. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe den Tannenbaum im Walde! (Nadeln fein und spitz, grünes Kleid in jeder Jahreszeit, kerzengerade.) b) Geschichte des Christbaumes. (Erst im Walde unter anderen Bäumen, dann im Winter abgeschnitten, behangen mit schönen Sachen, mit Lichtern versehen, am Weihnachtstage die Lichter angesteckt. Sein Ende im Ofen.) W. D.

107. Mit Gott!*)

H. Kletke, Gedichte. 1875. S. 181.

1. Mit Gott! — das ist ein schönes Wort;
Da wandert man so fröhlich fort
Und fragt nach Brücke nicht und Steg: —
Mit Gott! — man findet seinen Weg.

2. Dies Wort ist wie ein Wanderstab;
Man geht den Berg hinauf, hinab,
Das Feld hindurch, den Wald entlang,
Und graut die Nacht, wird man nicht bang.

3. Im Graun der Nacht, im Windgebraus,
Man weiß sich doch im Vaterhaus,
Sorgt nicht am Kreuzweg allzu viel,
Man geht mit Gott und kommt ans Ziel.

4. Mit Gott! das ist so wunderleicht!
Und doch, so weit der Himmel reicht,
So weit hinwandeln Tag und Nacht,
Dies Wort hat wundergroße Macht.

*) Für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule.

5. Fürwahr, das ist ein sel'ger Mann,
Der's recht von Herzen sagen kann!
Er wird so stark, daß selbst der Tod
Demütig naht und nimmer droht.

6. Wohlan, so sprich zur Abendruh',
Zum Morgenlichte sag es du:
Mit Gott! Mit Gott! — So fang es an,
Dein Tagewerk, so schließ es dann!

I. **Erläuterung.** Str. 1—3. Das Leben wird oft mit einer Wanderschaft verglichen. Wie der Wanderer in unbekannte Gegenden und Länder kommt und nicht weiß, was ihm da bevorsteht, so ist's auch im menschlichen Leben; denn niemand kennt das, was die Zukunft bringt. Der Wanderer nimmt deshalb einen Stab zur Hand, der ihn auf dem Wege stützen und schirmen soll. Solch ein Wanderstab für unser Leben ist das Wort: „Mit Gott!“ Mit diesem Stabe kann man fröhlich fortgehen. Kommst du auf deinem Lebenswege an eine Brücke oder einen Steg, die über tiefe, reißende Gewässer führen, d. h. stellen sich dir Gefahren und Widerwärtigkeiten entgegen, so sprich: „Mit Gott!“ und du kannst getrost weiter gehen. Gehst du bergauf und bergab, durch Feld und Wald, im Grauen der Nacht (Grauen ist eine unheimliche Empfindung, bange Ahnung), im Windsgebraus (Sturm), also auf beschwerlichen, unbekannten Wegen, die deine ganze Kraft erfordern, um weiter zu kommen, dann nimm deinen Wanderstab: „Mit Gott!“ nur mutig zur Hand, er wird dir Schutz gewähren und dir die Beschwerden überwinden helfen. Kommst du an einen Kreuzweg, d. h. in Lagen, in denen du nicht weißt, welche Wahl du treffen sollst, so fasse den Stab: „Mit Gott!“ fest und schreite den Weg ruhig weiter, welchen dich der Stab gehen läßt; du kommst dann gewiß ans Ziel.

Str. 4 und 5. Wie kann denn aber das so einfache Wort: „Mit Gott!“ das sich so wunderleicht ausspricht, Macht haben, die so weit wie der Himmel reicht und so lange währt, wie Tag und Nacht abwechseln, d. h. die unendlich ist? Die Antwort lautet: Wenn man's so recht von Herzen spricht. Dazu gehört, daß man sich beim Sprechen des Wortes den Herrn in seiner Macht, Gerechtigkeit, Liebe und Heiligkeit vorstellt. Bei einer Handlung, die zum Bösen führt, kannst du den Namen des Heiligen nicht aussprechen, ebensowenig bei einer That, die aus einem unreinen Beweggrunde hervorgeht. — Wenn du auf deinen Gängen durchs Leben auf die Frage: „Stünde Gott neben mir, würde ich dann auch so handeln?“ aus der Tiefe des Herzens mit einem aufrichtigen Ja! antworten kannst, dann bist du fürwahr ein sel'ger Mann, und du kannst sogar dem Tode ruhig ins Angesicht schauen, denn auch dieser wird dem Worte: „Mit Gott!“ sich demütig nahen und dir keine Furcht einflößen.

Str. 6. Hast du also erkannt, welche Macht das Wort: „Mit Gott!“ besitzt, so sprich es zur Abendruh' (beim Niederlegen) wie zum Morgenlichte (beim Aufstehen), beim Anfange wie beim Ende des Tagewerkes: „Mit Gott! Mit Gott!“

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang: „Mit Gott!“ das ist ein schönes Wort; denn es begleitet uns auf unserm Lebenswege wie ein Wanderstab über Brücke und Steg, bergauf, bergab, durch Feld und Wald, im Grauen der Nacht, durch Stürme und über Kreuzwege bis zum Ziel (Str. 1—3). Mit Gott ist ein wunderleichtes Wort und hat doch wundergroße Macht, wenn's vom Herzen kommt (Str. 4—5). Wer die Macht des Wortes erkannt hat, der spreche das Wort zu jeder Zeit.

2. Hauptgedanke. Fürwahr, das ist ein sel'ger Mann, der recht von Herzen (nicht nur mit den Lippen) sagen kann: Mit Gott!

3. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Spruch: Wohl dem, der unter dem Schirm des Höchsten sitzet! b) Sprichwort: An Gottes Segen ist alles gelegen. c) Liedervers: „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu, und trau des Himmels reichem Segen, so wird er bei dir werden neu; denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt er nicht.“ (G. Neumark.)

4. Rede- und Stilübungen: 1. Warum ist „Mit Gott“ ein schönes Wort? (Vergleiche Gedankengang.) 2. Vergleichung: „Mit Gott“ und „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen.“ a) Ähnlichkeiten: Beide Gedichte drücken das Vertrauen auf Gott aus, beide versprechen Gottes Beistand. b) Verschiedenheiten: „Mit Gott“ soll uns auf unserem Lebenswege begleiten, „Sing, bet und geh rc.“ nennt unsern Lebensweg Gottesweg. W. D.

108. Zwischen Berg und tiefem Thal.

Volkslied. Liederfibel von E. L. Rochholz. 3. Aufl. Stuttgart o. J. S. 116.

Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal saßen einst zwei Hasen, fraßen ab das grüne, grüne Gras bis auf den Rasen. Als sie satt gefressen, fressen waren, setzten sie sich wieder, bis daß der Jäger, Jäger kam und schoß sie nieder. Als sie sich nun aufgesammelt hatten und sich besannen, daß sie noch Leben, Leben hatten, lufen sie von dannen.

I. **Vorbereitung.** Ein Rätsel.

Ohren hat es lang, ein Schwänzchen hat es klein;
Wie der Wind läuft es in den Wald hinein,
Der Jäger mit Hund und Flinte hinterdrein.
In seiner Tasch bringt er es nach Haus,
Die Köchin zieht ihm das Pelzchen aus
Und macht einen köstlichen Braten daraus. (Volksrätsel.)

Gewiß, es ist der Hase. Nun seht euch einmal den kleinen Graurock hier auf dem Bilde (Bild von Leutemann) an. Harmlos sitzt er da, als hätte er nichts zu besorgen; aber dem ist nicht so. Der Hase ist ein armes, geplagtes und verfolgtes Tier. Die Raubvögel stürzen aus der Luft auf ihn nieder, um ihn mit ihren scharfen Krallen zu erhaschen. Füchse suchen ihn zu erschleichen; Katzen und Raben wagen sich an seine Jungen; sein größter und gefährlichster Feind aber ist der Jäger mit den flinken Hunden. — Der Hase kennt sehr wohl alle die Gefahren, die ihm drohen. Das betrübt, das quält ihn beständig. Das bringt ihm

bange, böse Träume! Beim geringsten Geräusche schreckt er im Schlafe auf, er wähnt sich verfolgt. Höret nun, was auch einmal zwei Hasen zwischen Berg und tiefem, tiefem Thale begegnete im — Traume!

II. **Vermittlung.** a) Vorlesen des Gedichtes. b) Erklärendes Abfragen. Wo saßen einst zwei Hasen? Was für ein Thal ist denn ein tiefes, tiefes Thal? Wovon wurde das Thal umgeben? Was thaten die beiden Hasen da? Warum wird das Gras grünes, grünes Gras genannt? Wie weit fraßen sie das Gras ab? Was heißt denn, sie fraßen es ab bis auf den Rasen? Warum haben sie es denn wohl bis an die Wurzel abgefressen? — Gefressen, fressen hatten sie, d. h. sie hatten sich recht satt gefressen. Nach dem Fressen wurden sie müde und schliefen ein; sie träumten, der Jäger schieße sie nieder. Sie erwachten, sammelten sich auf (rappelten sich auf, wurden munter, wach), besannen sich (merkten), daß sie noch das Leben, Leben hatten (freuten sich sehr, daß sie noch lebten) und lufen (liefen) von dannen, fort vielleicht in den dunkeln Wald.

III. **Vertiefung.** 1. Ort: Thal und Berg. Die beiden Hasen haben sich in ein stilles, tiefes Thal geflüchtet. Da ist es schön. Eine frischgrüne Wiese breitet sich dort aus; ein helles Bächlein durchschneidet sie. An diesem stehen Weiden- und Erlenbüsche, die mit ihren grünen, schwanken Zweigen sich in der eilenden Silberwelle lustig beschauen und bespiegeln. — Rechts und links wird das Thal von Bergen eingeschlossen; sie sind hoch und ragen mit ihren Gipfeln fast in den blauen Himmel hinein. Ihre Hänge sind mit Bäumen geschmückt: Buchen, Tannen, Eichen und Fichten stehen da in buntem Gemische. Hier und da erhebt sich über das Grün der leichtbewegten Zweige eine graue Felskuppe, gleich einem finstern, trotzigen Riesenhaupte.

2. Gedankengang. a) Der Hasen Mahlzeit; b) der Hasen Traum; c) der Hasen Erwachen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei kein Hasenherz, sei aber vorsichtig! Wer die rechte Vorsicht übt, geht mancher Gefahr aus dem Wege.

2. Rede- und Stilübungen. a) Was mir und meinem Kameraden einst begegnet. (Von einem Häslein erzählt.) Es war ein schöner, prächtiger Herbsttag ins Land gekommen; die Sonne schien sommerlich warm, und kein Lüftchen regte sich. Mit einem Kameraden hatte ich mir ein traulich stilles Plätzchen aufgesucht. Ich saß mit ihm in einem schönen Thale, auf einer Wiese, reich an weichem, duftigem Grase. Nach Herzenslust weidete ich dort mit meinem Kameraden. Als wir satt geworden, setzten wir uns hinter einen dichten Strauch, waren vergnügt, erzählten uns allerlei aus unserem Leben und — schliefen ein. Da hatte ich einen Traum; und schrecklich war es, was mir träumte. Ich hörte nämlich schießen, stärker und immer stärker. Die Schrotkörner sausten mir um die Ohren. Ich wollte mich aufmachen und fliehen, kam aber nicht von der Stelle. Da krachte es furchtbar, ich fühlte das töd-

liche Blei in meiner Brust und sank zu Boden. In der furchtbaren Angst, die mich ergriffen, wachte ich auf; ich freute mich, daß alles nur ein Traum gewesen und ich noch am Leben war. Fröhlich sprang ich von meinem Ruheplätzchen auf, rüttelte meinen Kameraden auf und lief mit ihm hurtig von dannen.

b) Das tiefe, tiefe Thal. (Beschreibung.) c) Berg und Thal. (Vergleichung.)

A. Ähnlichkeiten. 1. Beide sind Teile der Erdoberfläche; 2. beide verschieden nach ihrer Größe und Gestalt; 3. beide dienen der Erde zum Schmuck; 4. beide sind gewöhnlich mit Pflanzen bedeckt und von Tieren belebt.

B. Verschiedenheiten. 1. Der Berg ist eine Erhöhung, das Thal eine Vertiefung der Erdoberfläche; 2. der Berg gewährt meist eine Aussicht in die Ferne, das Thal nicht; 3. auf dem Berge entspringen Flüsse, das Thal wird häufig von einem Flusse durchschnitten; 4. der Berg wird meist von Bäumen bestanden, im Thale breiten sich auch Wiesen und Fruchtfelder aus; 5. das Thal wird meist von Menschen bewohnt, der Berg nicht immer. A. Hentschel.

109. Der Abend.

Georg Christian Dieffenbach, Kinderlieder. Mainz 1854. S. 113.

1. Der Abend ist gekommen,
Das Glöcklein ruft zur Ruh';
Der Hirte mit den Schäflein
Zieht froh dem Dorfe zu.

2. Er singt mit heller Stimme
Ein fröhlich Gotteslied,
Daß durch die stillen Fluren
Es weithin schallend zieht.

3. Der Bauer treibt vom Felde
Die Kühe still nach Haus;
Die Mutter an dem Herde
Kocht schon den Abendschmaus.

4. Die Taube fliegt zum Schlage;
Das Huhn schläft schon im Stall.
Ein Sternlein seh' ich blinken,
Und still wird's überall!

5. Das Vöglein in dem Walde
Schlüpft müde in sein Nest;
Das Kindlein in der Wiegen,
Das schläft schon süß und fest.

6. Der Abend ist gekommen;
Das Glöcklein rief zur Ruh',
Und alles, nah und ferne,
Schließt müd' die Augen zu.

7. Nur Gott, der treue Hüter,
Der schläft und schlummert nicht;
Sein Aug' ist nie geschlossen,
Ist ewig wach und licht.

8. Er sendet tausend Engel
Wohl in der stillen Nacht,
Die halten bei den Frommen
Auf Erden treue Wacht.

9. Sie decken mit den Flügeln
Die Kindlein schützend zu;
Sie singen holde Träume
Und bringen süße Ruh'.

I. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Es ist ein schöner Frühlingsabend. Vom Turme mahnt die Abendglocke zum Gebet. Ein Schäfer treibt die Schafherde dem Dorfe zu und singt laut ein frommes Lied durch die stillen Fluren. Hinter den heimziehenden Kühen geht der Bauer. Am Herde kocht die Mutter das Abendessen, und der Rauch steigt aus den Schornsteinen. Die Tauben sind in ihrem Schlage, die Hühner in ihrem Stalle zur Ruhe gegangen. Am blauen Himmel

tauchen die blinkenden Sterne auf. Im nahen Walde schlüpft der Vogel in sein Nest. In der Wiege schläft schon das kleine Kind, und bald folgen alle im Hause nach. Nur Gottes Auge wacht die ganze Nacht wie die leuchtenden Sterne am Himmel. Durch seine Engel läßt er die Frommen bewachen, insonderheit den Kindern schöne Träume und süße Ruhe bringen.

2. Personen und Dinge. Sage Eigenschaften und Thätigkeiten von: Abend, Glöcklein, Hirt, Herde, Fluren, Bauer, Kühen, Mutter, Tauben, Hühnern, Sternen, Vögeln, Kindern, Gott und Engeln! (Der Abend ist still und schön; er kommt auf die Erde. Das Glöcklein ist auf dem Turme aufgehängt und läutet zum Gebet und zur Ruhe. Der Hirt ist fromm und singt ein fröhliches, frommes Lied. Die Herde ist satt und zieht dem Dorfe zu. Die Fluren sind still und umgeben das Dorf. Der Bauer ist müde von der Tagesarbeit und treibt seine müden Zugtiere vom Felde nach Haus. Die Mutter ist geschäftig und bereitet den Abendschmaus, ein gutes Abendessen 2c.)

3. Gedankengang. Der Abend auf dem Turme, auf dem Felde, auf dem Wege, auf dem Bauernhofe, in der Küche, am Himmel, im Walde, in der Wiege. Ruhe auf Erden. Gottes Wacht im Himmel. Die Thätigkeit der Engel, besonders an den Kindern.

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Nach der Arbeit kommt die Ruhe, nach dem Lärm die Stille, nach dem Rennen und Jagen der Friede. — Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. — Gott beschützt uns in der Nacht. Wer ihm vertraut, der kann sicher ruhen. — Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. „— wider alle Fährlichkeit beschirmet und vor allem Übel behütet und bewahret.“

2. Vergleichung mit dem ähnlichen Abendliede von Dieffenbach! (Ebenda, S. 96.)

1. Der Abend kommt leise hernieder
Auf Dorf und Wald und Flur;
Es schweigen der Vöglein Lieder,
Noch eines hört man nur.

2. In purpurnen Gluten sinket
Die Sonne dort zur Ruh',
Und droben am Himmel blinket
Ein Sternlein schon freundlich mir zu.

3. Die Abendglöcklein klingen
So lieblich nah und fern,
Und fromme Gebete schwingen
Sich leise hinauf zu dem Herrn.

4. Nun herrschet Ruhe und Frieden
Wohl in der stillen Nacht,
Und alles schlummert hienieden, —
Nur Gott im Himmel wacht!

Wie findet sich im ersten Gedichte, nur anders ausgedrückt, „das leise Kommen des Abends“, „Dorf, Wald und Flur“, „das Verstummen der Vögel“, „das Blinken der Sternlein“, „das Abendglöcklein“, „die frommen Gebete“, „Ruhe und Frieden der Nacht“, „der Schlummer der Menschen“, die „Wacht Gottes“?

Was enthält das erste, was das zweite Gedicht Eigentümliches? Der Hirt und seine heimziehende Herde, sein schallend Abendlied; der Bauer und seine Kühe; die Mutter am Herde; Taube und Huhn an ihren Schlafplätzen; das Kindlein in der Wiege und der Vogel im Neste;

der Schutz der Engel. — Noch ein singender Vogel; die Sonne geht in Purpurgluten unter.

3. Rede- und Stilübungen. a) Wie zeigt sich der Abend in Feld und Wald, am Himmel und auf Erden, im Dorfe und im Hause? b) Wovon ist jedes einzelne müde geworden? P.

110. Wie die Lerche über die Berge sich schwingt und singt.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. Volksausgabe. Gütersloh 1875. S. 69.

I. **Vorbereitung.** Ein Vater ging an einem Frühlingsmorgen in das Feld. Plötzlich erhob sich neben ihm eine Lerche mit rauschendem Flügelschlage in die Lüfte. Sie war bis dahin im Getreide umher geeilt und hatte ihre Nahrung gesucht. In feuchten Niederungen (Schlüften oder Schluchten) hatte sie in den Furchen, die der Pflug gezogen, ein Würmlein aufgespüret (die Spur gefunden) und verspeist. Sie wußte, daß dafür dem Geber aller guten Gaben im Himmel Dank gebühret (zukommt). Sie schwang sich darum in die Höhe, schaukelte sich bald hin und her, bald schwebte sie still wie ein dunkler Punkt auf einer Stelle. Dabei sang sie glücklich und froh; sie jubelte und jauchzte mit ihrem Tirili so laut, daß es herabschallte (oder scholl), ja manchmal dem Manne etwas zu laut in die Ohren gellte. Als der Vater nach Hause kam, fragte ihn sein Töchterlein, was er im Felde gesehen und gehört habe. Er erzählte hierauf alles in einem schönen Gedichte.

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Gutes Vorlesen des Gedichts.

1. Die Lerche hat erspüret
Ein Würmlein in dem Feld.
Nun weiß sie, daß gebühret
Auch Dank dem Herrn der Welt.

2. Da rauscht sie aus den Schlüften
Und Furchen schnell hervor,
Und schaukelt sich in Lüften
Und schwingt und schwebt empor.

3. Und singt und jubilieret,
So daß es schallt und gellt,
Und jauchzt und tirilieret
Dem großen Herrn der Welt.

4. Und hast du's schon gesehen,
Mein Kind, und hast's gehört,
So wirst du auch verstehen,
Was dich das Lerchlein lehrt.

2. Vermittelung des Verständnisses durch Fragen. Wo sucht die Lerche ihre Nahrung? Was frißt sie? Wie spürt sie Körnchen und Würmchen auf? Wie unterscheidet sich Feld, Furche und Schluft oder Schlucht? Woher weiß die Lerche, daß sie Gott für ihre Nahrung Dank schuldig ist? Wann fehlt ihr das Futter? Wie unterscheiden sich „schwingen, rauschen, schaukeln und schweben"? Wann wird das Singen zum Jubilieren und Jauchzen? Wann schallt und gellt es? Welches Wort ahmt die Lerchentöne nach? Warum ist Gott ein großer Herr? Was sieht und was hört man von der Lerche? Wann hat das Kind die Lehre oder Mahnung der Lerche verstanden?

3. Einzeln-, Chor- und Einlesen!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Gedicht führt uns an einem Frühlingsmorgen ins Freie. Ein Mann wandert durch die Getreidefelder. Aus den Furchen einer Niederung oder Schluft erhebt sich eine Lerche mit ausgebreiteten Flügeln. Sie hat ein Würmchen im Schnabel und verspeist es. Dann steigt sie höher in die blauen Lüfte, flattert bald mit den Flügeln, bald hält sie dieselben ruhig. Ihr Jubelgesang schallt hernieder und klingt wie ein Dank gegen Gott für die empfangene Morgenspeise. Der Mann schaut zu der Lerche empor, faltet seine Hände und dankt auch dem Herrn.

2. Charakteristik der Personen. Die Lerche ist fleißig, denn sie geht täglich ihrer Nahrung nach, aufmerksam, denn sie findet die verborgenen Spuren der Würmlein, geschickt, denn sie fliegt mit großer Kunst, dankbar, denn sie singt dem Herrn der Welt ein Jubellied.

3. Gedankengang. Str. 1: der Fund. Str. 2: das Auffliegen. Str. 3: das Danklied. Str. 4: die Lehre für das Kind. — Die Lerche dankt dem Herrn für die kleinste Gabe; folge ihrem Beispiele!

4. Schönheiten in der Form. Die Mannigfaltigkeit des Fluges der Lerche wird durch die Ausdrücke „hervorrauschen, schaukeln, schwingen und schweben", die Art des Gesanges durch die Ausdrücke „singen, jubilieren, schallen, gellen, jauchzen, tirilieren" dargestellt. — Das Kind soll die Lehre aus dem Dankliede der Lerche selbst suchen und finden.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Verwandtes. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich! — Wir sollen mit Danksagung empfangen unser täglich Brot. — Seid ihr nicht viel mehr als sie (die Vögel)? — „Sieh! keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn —." Jesus dankte bei der Speisung der 5000 und bei der Einsetzung des Abendmahls Gott für die empfangenen Gaben.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie wird der Jubelgesang der Lerche in Worten lauten? (Hungrig kam ich aus meinem Neste; da fand ich in der Furche ein Würmlein und aß mich satt. Der Sonnenschein vom Himmel hatte das Würmchen herausgelockt; Gott hat es mir gegeben. Zu ihm will ich mich aufschwingen, und ihm will ich danken 2c.) b) Das Kind soll sagen, was die Lerche lehrt. (Die Lerche ist früh aufgewesen; ich will auch früh aufstehen. Sie hat ihr Futter gesucht; ich will auch fleißig sein. Sie ist zum Himmel aufgeflogen; ich will zu Gott beten. Sie ist fröhlich über das Würmchen gewesen; ich will mich auch über jede kleine Gabe freuen. Sie hat Gott gedankt; ich will auch niemals den Dank vergessen.) c) Zwiegespräch zwischen dem Kinde und der Lerche. (K. Woher kommst du? L. Aus den Furchen und Schlüften im Felde. K. Was hast du da gemacht? L. Ich habe ein Würmchen gesucht und gefunden. K. Wohin willst du jetzt? L. Empor zum Himmel, zur Wohnung des lieben Gottes 2c.)

3. Vergleichung des Gedichts mit der Heyschen Fabel: „Wandersmann und Lerche.“ (Nr. 289.)

4. Auswendiglernen und schöner Vortrag! P.

111. Der Specht und die Taube.

Aug. Gottlieb Meißner, Fabeln. Wien 1813. S. 300.

Der Specht und die Taube hatten den Pfau besucht. „Wie gefiel[1]) dir heute unser Wirt?“ — fragte der Specht auf dem Heimwege — „ist er nicht ein widriges Geschöpf?[2]) Sein Stolz[3]), seine unförmlichen[4]) Füße, seine häßliche[5]) Stimme, sind sie nicht unerträglich?“[6]) „„Auf alles dieses““ — erwiderte[7]) die sanfte Taube — „„hatte ich keine Zeit zu sehen;[8]) denn ich hatte genug[9]) an der Schönheit seines Kopfes[10]), an den herrlichen Farben seiner Federn[11]) und an seinem majestätischen Schweife[12]) zu bewundern.““

Der Redliche[13]) blickt mehr auf die Tugenden[14]), der Bösewicht[15]) mehr auf die Fehler[16]) seines Nächsten.

I. **Vorbereitung.** Der Fabeldichter stellt die Thiere nicht bloß wie Menschen redend, sondern auch oft wie Menschen handelnd dar. So auch hier. Der Pfau hatte große Gesellschaft gegeben, zu welcher unter andern Vögeln auch der Specht und die Taube geladen waren. Auf dem Heimwege hielten nun dieselben ein Zwiegespräch über ihren Wirt (Gastgeber).

II. **Vermittlung.** 1. Wie urteilst du über den Pfau? Was hast du für eine Meinung von ihm? 2. Ist er nicht ein Tier, das uns Abscheu, Ekel, Widerwillen einflößt? (Welches sind widrige Tiere für uns Menschen? Kröte, Unke, Ratte, Wanze rc.) 3. Sein Hochmut, sein stolzes Gebaren, 4. seine zu großen und dicken Beine, die mit dem zierlichen Kopfe in keinem Ebenmaße stehen, und 5. sein kreischender Ruf, 6. sind sie nicht höchst widerwärtig? 7. Hierauf entgegnete die Taube: 8. Ich fand keine Zeit und keine Veranlassung, auf alles dies zu achten; 9. denn ich hatte vollauf und sattsam 10. an der herrlichen und niedlichen Form seines Kopfes, geschmückt mit dem glänzenden Helmbusche, 11. an der Pracht und dem Schmelze der Farben seines Gefieders, die wie bei keinem andern Vogel durch tiefen Glanz und reichen Schiller sich auszeichnen, sowie endlich 12. an dem zu einem Rad oder Fächer entfalteten, überaus prächtigen Schweife zu sehen, zu staunen, zu bewundern. — 13. Der Ehrliche, der Gute, der Edle 14. achtet mehr auf die Lichtseiten und die Vorzüge, 15. der Boshafte, der Hämische und der Niederträchtige (der nach niedern Dingen trachtet) 16. mehr auf die Schattenseiten, auf die Mängel und Gebrechen seiner Mitmenschen.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Der Besuch des Spechtes und der Taube beim Pfau. b) Das gehässige Urteil des Spechtes über den Pfau mit Hinweis auf seinen Hochmut, seine starken Beine und seine kreischende Stimme. c) Das liebevolle Urteil der Taube mit Hinweis auf den schönen Kopf, auf die Farbenpracht seines Gefieders und auf den majestätischen Schweif. d) Die Lehre, welche zugleich den Grundgedanken ausspricht.

2. Eigenschaften: a) des Spechtes; er war falsch, hämisch, gehässig und niederträchtig. b) Der Taube; sie war gut, liebevoll und edel. c) Das Urteil des Spechtes war ungerecht, d) das der Taube gerecht.

3. Verwandtes. a) Das achte Gebot. Welche Worte aus Luthers Erklärung passen auf den Specht, welche auf die Taube? b) Jesus und die Sünderin.

IV. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben: Sei in deinem Urteil über deine Mitmenschen stets mild, liebevoll und edel!

2. Nachbildung: Hund und Wolf. Sie waren vom Löwen zu einem großen Mahle geladen. Nachdem sie sich satt gegessen, gehen sie davon. Auf dem Rückwege abfälliges Urteil des Wolfes über den Löwen: sein Hochmut, seine Unverschämtheit, sich stets die größten und besten Stücke zu nehmen, die ekligen Krallen seiner Tatzen 2c. Gerechtes Urteil des Hundes. Hervorheben der Vorzüge des Löwen. Lehre.

3. Erzähle die Fabel mit so viel veränderten Ausdrücken, als dir zu Gebote stehen, nach Maßgabe von II! R. D.

112. Der Eichbaum und der Kürbis.

Nach Cyrillus von Ludwig Kellner. Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht. 14. Aufl. Erfurt I. S. 108.

In den Tagen des Sommers rankte eine Kürbispflanze an dem bejahrten Stamme einer Eiche empor und erreichte in wenigen Wochen ihren Gipfel. Dort rankte sie noch etwas höher in die Luft, bog sich dann wieder abwärts und sprach, indem sie stolz umherschaute: „Was denkst du, Freundchen, ist das nicht seltsam, starke Eiche? Du wächst nun, wie du mir selbst eingestanden, schon über hundert Jahre. Ich aber, ich habe dich in wenigen Wochen überwachsen. Siehe, wie ich schon auf dich herunterblicken kann!“ — „Es ist wahr,“ antwortete die Eiche, „du bist schnell groß geworden; nur schade, du wirst auch gar bald wieder welken und verdorren.“ „Oho!“ rief erschrocken die Kürbisstaude, „woher weißt du denn das, du Unglücksprophet?“ „Ach,“ antwortete die Eiche, „seit ich hier stehe, sind schon viele Kürbispflanzen an mir oder neben mir aufgewachsen, und alle rühmten sich ebenso wie du ihres schnellen Wachsens. Kam aber der Winter, so verwelkten sie alle wieder, so sehr sie auch vorher geprahlt hatten!“

Was lange währt, wird gut. — Eile mit Weile!

I. **Vorbereitung.** An einem heißen Sonntag-Nachmittage ruhte ein Landmann in seinem großen Garten. Er hatte sich ins hohe Gras in den Schatten eines Eichbaumes hingelegt und sah, wie eine Kürbisranke den Gipfel der Eiche erreicht und sich bereits wieder abwärts gebogen hatte. Wie er nun so, halb wachend, halb träumend aufschaut, da ist’s ihm, als ob er ein Zwiegespräch vernehme zwischen dem Eichbaume und Kürbisse.

II. **Vermittlung.** Diese alte Fabel des Cyrillus, ursprünglich vom Palmbaum und dem Kürbis handelnd, welche wir hier in der Umarbeitung des Schulrats L. Kellner geben, ist eine der leichtverständlichsten für die Kinderwelt. Es sind daher nur einzelne Ausdrücke zu erläutern.

1. ranken: sich spiralförmig um einen Gegenstand in die Höhe winden; 2. bejahrt = alt, stände besser vor Eiche als vor Stamm;

3. erreichte, erlangte in einigen Wochen; 4. den Gipfel, höchste Spitze des Baumes, fast gleich mit Wipfel, welcher mehr den obern Teil der Baumkrone bezeichnet. 5. stolz = hochmütig. 6. Freundchen. In dieser Bezeichnung liegt ein leiser Hohn und Spott. 7. seltsam = nur ausnahmsweise vorkommend. 8. Welken und verdorren, nach den Gesetzen der Natur das Lebensende erreichen, absterben. 9. Oho! In dieser Interjektion liegt ein doppelter Sinn, einmal bedeutet das Wörtchen: Halt ein! Schweig! andrerseits aber drückt es zugleich auch einen Zweifel aus. 10. Prophet, hier nur so viel als Wahr- oder Vorhersager. 11. Prahlen, seine Thaten, guten Eigenschaften &c. weit über Gebühr erheben.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Der große Baumgarten eines Landmannes während der heißen Julitage.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften: a) der Eiche, b) der Kürbisranke.

3. Gliederung des Inhalts. A. Das schnelle Emporranken der Kürbispflanze an dem rauhen Stamme einer bejahrten Eiche in den Tagen des Sommers.

B. Ihre schnelle Erreichung des Gipfels der Eiche und ihr hochmütiges Herabsehen auf die letztere.

C. Das Zwiegespräch der Kürbispflanze mit dem Eichbaume.

a) Prahlerei und Hohn der Kürbisranke nach gethaner Umschau.
b) Zugeständnis und Prophezeiung der Eiche.
c) Verwunderung und Schreck der Kürbispflanze über die Prophezeiung der Eiche.
d) Anfrage der ersteren, woher letztere dies wissen wolle.
e) Langjährige Erfahrung der Eiche, daß nach den Gesetzen der Natur die Kürbispflanzen alljährlich wieder absterben.

IV. **Verwertung.** A. Lehren des Fabeldichters: 1. Eile mit Weile! 2. Was lange währt, wird gut. 3. Meißner nach Cyrill: Wünsche dir nicht allzu rasches Glück; denn was schnell steigt, das fällt gemeiniglich noch schneller wieder zurück.

B. Rede- und Stilübungen. Nachbildungen. a) Die Feuerbohne und die junge Tanne. b) Der Hopfen und die junge italienische Pappel.

R. D.

113. Der Fuchs und die Weintrauben.

Nach Äsop. Äsops Fabeln von K. Simrock. Frankfurt a. M. Gedruckt in diesem Jahre. S. 112. (Leise geändert.)

Ein Fuchs lief vor eine hohe Weinrebe und sah daran einige goldgelbe reife Trauben hängen. Davon begehrte er zu essen und suchte mancherlei Wege[1]), wie ihm die Trauben werden möchten[2]), mit Klimmen und Springen.[3]) Aber sie hingen so hoch[4]), daß sie ihm nicht zu teil werden konnten.[5]) Als er das merkte[6]), lief er hinweg[7]) und verkehrte seine Anfechtung und Lust zu der Traube in Gleichgiltigkeit[8]) und sprach: „Die Trauben sind mir zu sauer.[9]) Ich möchte sie nicht essen, wenn ich sie gleich erlangen könnte.“[10])

Diese Fabel bedeutet[11]), daß ein weißer Mann sich bedünken[12]) lassen soll, er wolle und möge das nicht[13]), was er nicht haben kann.[14])

I. **Vorbereitung.** Die Geschichte, welche uns diese Fabel erzählt, hat sich in dem Lande zugetragen, in welchem der Dichter obiger Fabel gelebt haben soll, in Griechenland. Dort wie auch in Italien und andern warmen Ländern wächst der Weinstock nicht wie bei uns an Wänden und Spalieren, sondern an Bäumen, Säulen 2c. Dort war es nun, wo einst ein langmäuliger, d. i. hungriger Fuchs sein Jagdrevier nach Beute durchstreifte und an eine hohe Weinrebe kam, an welcher er reife Weintrauben hängen sah.

II. **Vermittlung.** Woraus folgerte der Fuchs, daß die Trauben reif waren? Was erweckte die Vorstellung von der Reife der Trauben in der Seele des Fuchses? Das Gefühl der Lust und des Wohlgefallens. Und was erzeugte nun wieder das Gefühl der Lust? Den Willen, das Begehren, die Begierde, die Trauben zu essen. — Weitere Erzählung der Fabel in andern Ausdrücken: 1. Der Fuchs wandte verschiedene Mittel an, 2. wie er die Trauben erlangen könne. 3. Er kletterte am Baume in die Höhe, er sprang danach, er wollte die Rebe herabzerren; 4. alles vergeblich! 5. Er vermochte nicht, die Traube zu erreichen. 6. Als er endlich hiervon völlig überzeugt war, 7. da floh er ihren Anblick, 8. und er verwandelte sein Begehren und sein Gelüste nach der Traube in Gleichgiltigkeit, so daß er sagen konnte: 9. Ich mag die Trauben gar nicht haben; sie sind mir viel zu sauer, 10. selbst wenn ich sie bekommen könnte. 11. Lehre: Ein weiser Mann soll stets 12. darauf bedacht sein, 13. das nicht zu wünschen, zu begehren, zu erstreben, 14. was für ihn ein für allemal unerreichbar ist.

III. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften des Fuchses. Er war hungrig, denn er lief vor eine Weinrebe, er war lüstern, denn 2c.; er war klug, denn er wandte drei Mittel an, seinen Zweck zu erreichen. Welche? Der Fuchs war enttäuscht, denn er konnte die Trauben nicht erreichen; er war ärgerlich, dem er lief hinweg; er war weise, denn er floh den Gegenstand seiner Begierde und verwandelte seine Begierde in Geichgiltigkeit; zuletzt aber war er auch schlau und lügnerisch, denn er behauptete, daß die Trauben sauer seien, so er es doch nicht wußte und dafür keinen Beweis hatte, und daß er sie nicht essen möchte, wenn er sie gleich erlangen könnte.

2. Gliederung. a) Die Begierde des Fuchses. b) Sein Mühen und Streben dieselbe zu befriedigen. c) Die Erfolglosigkeit seiner Mühen. d) Die erzwungene Entsagung, die lächerliche Ausrede und die erheuchelte Gleichgiltigkeit.

3. Grundgedanke: Begehre nicht, was unerreichbar ist, und schätze den Wert der Dinge, die dir versagt sind, möglichst gering!

4. Anklänge an Verwandtes. a) Eva und der Baum der Erkenntnis. b) Der Star und die Wasserflasche. c) Goethes Ausspruch: „Sterne die begehrt man nicht".

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Ahme dem Fuchse nach in drei Stücken: a) Fliehe die Versuchung, den

Gegenstand deiner Lüste, die Sünde! b) Verkehre deine Begierde in Gleichgiltigkeit! c) Wenn Güter des Lebens dir vom Schicksale versagt sind, so wisse dich mit der wohlfeilen Lebensklugheit des Fuchses zu trösten: „Die Trauben sind mir zu sauer.“

2. Rede- und Stilübungen. a) Wiedererzählung mit völlig veränderten Ausdrücken nach Maßgabe der vorhergegangenen Erläuterung. b) Weise die Eigenschaften des Fuchses aus seinem Thun und Treiben in unsrer Fabel nach! c) (Für fähigere Schüler:) Weise nach, durch welche geistigen Vorgänge der Fuchs es vermochte, seine Begierde in Gleichgiltigkeit zu verkehren! Gieb die Urteile und Gedanken an, die hierbei durch seine Seele zogen! d) Vergleichung mit: „Der Star und die Wasserflasche“. R. D.

114. Die zwei Hunde.

Gottlieb Konrad Pfeffel. Poetische Versuche. 5. rechtmäßige Ausgabe. Tübingen 1816. III, S. 73.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde; es war ein Pudel und sein Sohn. Der junge, Namens Pantalon, vertrieb dem Herrchen manche Stunde. Er konnte tanzen, Wache stehn, den Schubkarrn ziehn, ins Wasser gehn und alles dieses aus dem Grunde. — Der schlaue Fritz, des Jägers Kind, war Lehrer unsers Hunds gewesen, und dieser lernte so geschwind, als mancher Knabe kaum das Lesen. — Einst fiel dem kleinen Junker ein, es müßte noch viel leichter sein, den alten Hund gelehrt zu machen. „Herr Schnurr“ war sonst ein gutes Vieh, doch seine Herrschaft zog ihn nie zu solchen hochstudierten Sachen; er konnte bloß das Haus bewachen. — Der Knabe nimmt ihn vor die Hand und stellt ihn aufrecht an die Wand; allein der Hund fällt immer wieder auf seine Vorderfüße nieder. Man rufet den Professor Fritz; auch der erschöpfet seinen Witz. — Umsonst! Es will ihm nicht gelingen, den alten Schüler zu bezwingen. „Vielleicht,“ sprach Fritze, „hilft der Stock.“ Er holt den Stock, man prügelt Schnurren; doch bleibt er steifer als ein Bock, und endlich fängt er an zu murren. „Was wollt ihr?“ sprach der arme Tropf, „ihr werdet meinen grauen Kopf doch nimmermehr zum Doktor schlagen. — Geht, werdet durch mein Beispiel klug! Ihr, Kinder, lernet jetzt genug! Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.“

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** 1. Der Lehrer erzählt: Ein Junker (junger, adeliger Herr) hielt sich zu seinem Vergnügen zwei Pudel. Der alte, genannt „Schnurr“, war der Vater des jungen Pudels, genannt „Pantalon“. Die Pudel sind sehr gelehrig, denn sie lernen leicht viele Kunststücke. Der junge Pudel konnte tanzen, Wache stehen wie ein Soldat, den Schubkarren ziehen wie ein Arbeiter und schwimmen. Alles dies konnte der junge Pudel aus dem Grunde (schnell und gut) fertig bringen. Dadurch vertrieb er seinem jungen Herrn, der viel Zeit, aber wenig zu thun hatte, manche Stunde. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Alle jene Kunststücke hatte der gelehrige Pudel von dem Sohne des Jägers, dem schlauen Fritz, erlernt. Dieser hatte schon die Hunde seines Vaters unterrichtet und wußte daher, wie man den Hunden Kunststücke beibringt. Aber der junge Pudel war auch fleißig und lernte die Kunststücke schneller als mancher Knabe das Lesen. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Der Junker wollte aber noch mehr Vergnügen haben und deshalb auch dem alten Pudel jene Kunststücke beibringen.

Er dachte, daß dieser noch schneller und besser lernen würde als der junge. Der alte „Schnurr“ war sonst ein treues, gutes Tier, doch hatte seine Herrschaft (der Junker) ihn nie zu so hochstudierten (schwer zu erlernenden) Sachen gebraucht: er konnte nur das Haus bewachen. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Der alte „Schnurr“ sollte nun zuerst sitzen lernen; daher stellte ihn der Junker auf die Hinterfüße und zwar gegen die Wand. Allein dem Pudel that der Rücken weh, und er fiel, so oft er auch aufgerichtet wurde, stets auf die Vorderfüße nieder. Da verliert der Junker die Geduld und schickt nach dem Professor (Lehrer) Fritz. (Abfragen und Zusammenfassen.)

Der Lehrer erzählt: Dieser kommt nun und erschöpft auch seinen Witz (giebt sich Mühe, so viel er kann), aber vergebens; es gelingt ihm nicht, den alten Schüler zu bezwingen (die steifen Glieder des alten Pudels geschmeidig zu machen). Fritz denkt, daß der Pudel keine Lust zum Lernen habe, und verlangt daher einen Stock. Der alte Pudel wird nun wirklich geschlagen, bleibt aber steifer als ein Ziegenbock, der auch nicht vorwärts geht, wenn man ihn auch schlägt. Nach vielen Schlägen murrt (beklagt sich) der Pudel, und der arme Tropf (der Beklagenswerte) sagt: „Was wollt ihr? Ihr werdet meinen grauen (mit grauem Haar bedeckten) Kopf nicht mehr zum Doktor schlagen (durch Schläge klug und gelehrt machen). Geht, nehmt ein Beispiel an mir! Ihr, Kinder, lernet jetzt genug; ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!“ (Abfragen und Zusammenfassen.)

2. Abschnittweises Vor- und Nachlesen der Erzählung.

II. **Vertiefung.** 1. Charakteristik der Personen. Der Pudel Pantalon, Sohn des Pudels Schnurr, ist jung, gelehrig, geschickt und bereitet seinem Herrn große Freude.

Schnurr ist alt, treu, gutmütig, wachsam, aber nicht gelehrig.

2. Gliederung und Gedankengang. a) Der junge Pudel Pantalon ist sehr geschickt.

b) Pantalon ist ein guter Schüler, Fritz ein guter Lehrer.

c) Der Junker will auch den alten Pudel gelehrt machen.

d) Der Junker bemüht sich vergeblich.

e) Auch der schlaue Fritz bemüht sich vergeblich.

f) Der lehrreiche Ausspruch des mißhandelten Hundes.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Ihr, Kinder, lernet jetzt genug, ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!

2. Anklänge an Verwandtes. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. (Gedicht vom dummen Hänschen.) Die Jugend ist die Zeit der Saat. Frühe säe deinen Samen! Jung gewohnt, alt gethan. Man muß das Bäumchen biegen, wenn es jung ist. Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. Was ein guter Haken werden will, krümmt sich beizeiten. Früh übt sich, was ein Meister

werden will. Übung macht den Meister. (Karl der Große wollte im Alter das Schreiben noch erlernen.)

3. Rede- und Stilübungen. (Nur für gereiftere Schüler.)

a) Vergleiche die beiden Hunde:
nach ihrer Verwandtschaft,
„ ihrem Alter,
„ ihren Thätigkeiten,
„ ihrem Verhalten beim Abrichten und
„ dem Erfolge des Abrichtens.

b) Weise nach, worin der Pudel Pantalon Kindern zum Vorbilde dienen kann!

c) Weise nach, daß der Mensch in seiner Jugend dem Pudel Pantalon gleicht!

d) Weise an dem Beispiele des Pudels Schnurr nach, wie es einem Menschen ergeht, der erst im Alter lernen will!

e) Gieb an, welches Beispiel zur Nachahmung und welches zur Warnung gegeben ist!

f) Weise nach, daß die Thätigkeiten, welche Pantalon als Kunststücke vollbringt, auch bei den Menschen sich finden!

g) Nenne Kunststücke, die zwar von Hunden vollbracht werden, aber hier nicht genannt sind!

h) Nenne Tiere, die ähnliche und andere Kunststücke ausführen können!

i) Nenne Tiere, welche in ihrer Lebensweise dem Menschen ein Vorbild sein können!

k) Gieb Unterschiede an zwischen dem Junker und dem Knaben Fritz!

l) Lesen und Abschreiben der ersten Hälfte der Erzählung, aber so, daß stets für das Imperfekt der Verben das Präsens gesetzt wird (bis „bewachen")!

m) Lesen und Abschreiben der zweiten Hälfte der Erzählung, so daß an Stelle des Präsens das Imperfekt der Verben tritt!

H. Gattermann.

115. Knabe und Hündchen.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. No. 22.

K. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn, ordentlich grade sitzen lern!

H. Ach, soll ich schon lernen und bin so klein? O, laß es doch noch ein weilchen sein.

K. Nein, Hündchen, es geht am besten früh; denn später macht es dir große Müh'.

Das Hündchen lernte, bald war's geschehn, da konnt' es schon sitzen und aufrecht gehn, getrost in das tiefste Wasser springen und schnell das Verlorne wieder bringen. Der Knabe sah seine Lust daran, lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

Vergleichung der beiden Lesestücke: „Die zwei Hunde" und „Knabe und Hündchen".

Nach Behandlung des erstgenannten Lesestücks und wiederholtem Vor- und Nachlesen des zweiten wird der Schüler angeleitet

a) die Ähnlichkeiten,
b) die Verschiedenheiten

beider Lesestücke zu finden.

a) **Die Ähnlichkeiten:**

In beiden Lesestücken treten Knabe und Hund als Lehrer und Schüler auf.

In beiden Lesestücken lernt der Knabe vom Hunde und der Hund vom Knaben.

In beiden Lesestücken findet sich ein redender Pudel.

In beiden Lesestücken widersetzt sich der Schüler dem Lehrer.

Beide Lesestücke enthalten ähnliche Lehren.

Der erste Teil des ersten Lesestücks entspricht dem ganzen zweiten Stücke.

b) **Die Verschiedenheiten:**

I. Lesestück:	II. Lesestück.
Zwei Personen und zwei Hunde.	Eine Person und ein Hund.
Der Junker ist zwar Herr, aber nicht Lehrer seines jungen Pudels.	Der Knabe ist Herr und Lehrer seines Hundes zugleich.
Der Pudel Schnurr dient als abschreckendes, sein Sohn Pantalon als nachahmungswertes Beispiel.	Das Hündchen gilt als nachahmungswertes Beispiel.
Es wird das Hauptgewicht darauf gelegt, daß man nichts mehr in alten Tagen lernt.	Es wird namentlich betont, daß man in der Jugend lernen muß.
Der Pudel Schnurr redet zum Junker und zu Fritz; beide antworten nicht.	Zwischen dem Knaben und dem Hündchen findet ein vollständiges Zwiegespräch statt.
Der Versuch mit dem alten Pudel mißlingt.	Der Versuch mit dem Hündchen hat guten Erfolg.
Der alte Pudel weigert sich beharrlich.	Das Hündchen weigert sich nur einmal.
Der alte Pudel lernte auch mit Hilfe des Stockes nichts.	Das Hündchen lernt ohne den Stock.
Der Junker und der Knabe Fritz hörten den Ausspruch des Pudels Schnurr, aber es ist nicht gesagt, ob sie die Lehre auch befolgt haben.	Der Knabe lernte nach dem Beispiele des Hündchens.
Die Namen der Pudel und der des Lehrmeisters werden genannt.	Knabe und Hündchen werden nicht bei Namen genannt.

H. Gattermann.

116. Mäuschen.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 28.

Frau: Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort?
Mäuschen: Liebe Frau, ach vergieb!
Habe vier Kinder lieb;
Waren so hungrig noch.
Gute Frau, laß mir's doch!
Da lachte die Frau in ihrem Sinn
Und sagte: „Nun, Mäuschen, so lauf nur hin!
Ich wollte ja meinem Kinde soeben
Auch etwas für den Hunger geben."
Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind!
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

I. Vorbereitung und Aufbau des Gedichts. In der Vorratskammer in einem geräumigen Loche der Wand, hinter dem Speiseschranke versteckt, wohnte ein altes Mäuschen mit seinen vier Jungen. Obwohl sie in einer mit allerlei Leckerbissen angefüllten Speisekammer wohnten und sich alle auch immer eines gesunden Appetits erfreuten, hatten sie leider oft nichts zu knacken und nichts zu beißen, denn die ordnungsliebende Hausfrau hatte alle die köstlichen Speisen unter Schloß und Riegel wohl verwahrt. Mühselig hatte das Mäuschen bisher alle die Krümchen und Brosamen, die beim Aufräumen der Speisen liegen geblieben waren, für ihre Kinderchen zusammen getragen, aber recht ordentlich satt waren sie davon noch niemals geworden. — Einmal war wieder große Hungersnot im Mauselöchlein. Sorgenvoll hält das alte Mäuschen Ausguck und — gewahrt zu seiner großen Freude auf dem Tische ein großes Stück Zucker, das die Hausfrau aus Versehen hier liegen gelassen hat. Im Nu ist das Mäuslein auf dem Tische, — wirft das Stück Zucker hinunter auf den Fußboden und s c h l e p p t es = trägt es mit großer Mühe im Maule und mit Hilfe der beiden Vorderfüße — das Stück Zucker ist groß und schwer — seinem Löchlein zu.

Für wen sorgte das Mäuschen? Was zeigte die Maus gegen ihre Kindlein? Was suchte sie deshalb für ihre kleinen Mäuschen? Da thut sich plötzlich die Kammerthür auf, und herein tritt die Hausfrau, um ebenfalls für ihr hungerndes Kindlein etwas Speise zu holen. Wen erblickt die Hausfrau? Welche Absicht hat das Mäuschen? Wem gehört aber der Zucker? Wer hatte das wohl nicht gewußt? Das Mäuschen ist sich nicht b e w u ß t, daß es unrecht gethan. Wozu glaubte es ein Recht zu haben? Welche Ansicht hatte aber die Hausfrau darüber? Wie sprach sie deshalb zu dem Mäuschen?

(Vor- und Nachsprechen:) „Mäuschen, was schleppst du dort mir das Stück Zucker fort?

Was hatte das Mäuschen verdient, da es unrecht that? Wie redet aber die Hausfrau den kleinen Übelthäter an? „M ä u s c h e n!" ruft sie in verwundertem, vorwurfsvollem, aber mild freundlichem Tone.

Dem Mäuschen wird's nun auch klar, daß es ein Unrecht begeht

und Strafe verdient. Es thut ihm leid. — Wie spricht ein Kind zur Mutter, wenn es die Mutter durch eine Unart gekränkt hat? Auch das Mäuschen spricht:

„Liebe Frau, ach vergieb!“ (Chorsprechen.)

Um was bittet also die Maus? Für wen hatte sie den Zucker genommen? Warum? Was sollte die Hausfrau erlauben? Wie wird die Maus gesprochen haben?

„Ich habe vier Kinder lieb, waren so hungrig noch, liebe Frau, laß mir's doch!“ (Chorsprechen.)

Was würde wohl mit den kleinen Mäuschen geschehen, wenn ihnen ihr Mütterchen keine Speise brächte? Wie hatte sich die Hausfrau schon bei ihrer ersten Anrede an das Mäuschen gezeigt? Was fühlte sie wohl bei den jammernden Worten des Mäuschens in ihrem Herzen? Wie wird sie sich nun gegen das Mäuschen verhalten? Wie wird sie zu dem Mäuschen sprechen?

„Nun, Mäuschen, so lauf nur hin!“ (Chorsprechen.)

An wen wird wohl die Frau auch gedacht haben, als das Mäuschen die Not seiner Kinder schilderte? — Der Gedanke, daß das Mäuschen ebenso für seine Kinder liebend sorgt, wie sie für ihren kleinen Liebling, erfreut sie so, daß sie freundlich lächelnd dem Mäuschen erzählt, daß sie in die Speisekammer gekommen sei, nicht um die Maus zu fangen und ihr ein Leid zu thun, — sondern aus welchem Grunde?

„Ich wollte ja meinem Kinde soeben auch etwas für den Hunger geben!“ (Chorsprechen.)

Wie hatte sich das Mäuschen bei dem Erscheinen der Frau gezeigt? Welchen Eindruck machen die letzten Worte auf unser Mäuschen? Was wird wohl das Mäuschen nun schleunigst gethan haben? Was nahm es natürlich mit? Zu wem kehrte alsdann auch die Frau zurück? Das Bewußtsein, dem Mäuschen eine Wohlthat erwiesen zu haben, stimmt sie heiter und vergnügt.

„Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind! Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.“ (Chorsprechen.)

II. **Vertiefung**. 1. Gliederung des Inhalts. Zeile 1—2: Die Frage der Frau — ein Tadel und Vorwurf. Zeile 3—6: Die Antwort der Maus — eine Bitte und Begründung derselben. Zeile 7—10: Die Gewährung der Bitte und Angabe des Grundes: Liebe der Mutter zu ihrem Kinde und Mitleid für das Mäuschen. Zeile 11—12: Die Folgen: Beide kamen mit Sorge und kehrten zurück mit Freude.

2. Grundgedanke: Sorge für das Wohl der Kinder; denn herzliche Liebe zu denselben macht das Mutterherz glücklich.

3. Angabe und Nachweis der Eigenschaften und Thätigkeiten der Maus und der Frau. —

4. Zusammenfassung der Hauptgedanken: Die alte, sorgsame Maus liebt ihre Kinder und sucht ihnen Speise. — Das ängstliche, besorgte Mäuschen bittet um Vergebung seines Unrechts und um Erlaubnis,

das Stück Zucker zu nehmen. Die edle, wohlthätige Frau erbarmt sich der armen, unglücklichen Maus und erfüllt ihren Wunsch.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Beschreibe den Schauplatz des Gedichts! 2. Schildere die Not des armen Mäuschens! 3. Vergleiche Mutter und Mäuschen und — beider Kindlein! 4. Die Hausfrau erzählt ihrem Kinde das Erlebnis. 5. Wie wird aber die alte Maus ihren jungen Mäuschen die Geschichte erzählen? 6. Das Kind der Frau erzählt dem Lehrer das Erlebnis seiner Mutter.

Robert Wernecke.

117. Knabe und Esel.

Wilh. Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. o. J. Nr. 11.

Kn.: „Esel, ein Rätsel rat einmal!
Es ist ein Tier gar grau und fahl,
Hat kurzen Verstand und Ohren lang,
Schreit: ia und schleicht mit trägem Gang.“
E.: „Nein, Knabe, das ist mir zu schwer und fein;
Was mag das für ein Tierchen sein?“
Da rief ihm der Knabe mit Lachen zu:
„Ei, schäme dich, Esel, das bist du!“
Er hört es, doch konnt' er's noch nicht fassen;
Da hat ihn der Knabe im Zorn verlassen. —
Warum auch hat er nicht dran gedacht:
Der Esel ist nicht zum Raten gemacht?

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** Ihr Kinder knackt gern Nüsse, löst gern Rätsel — Knacknüsse. — Nun so ratet einmal fleißig! (Statt einer Begriffserklärung von Rätsel: Beispiele, welche dem in unserer Fabel ähnlich sind.)

1. Blonde Härlein, rote Bäcklein,
Blaue Äuglein, weiße Zähnlein;
Wer erratet dies Rätsel fein,
Der soll es selber sein.
(Kind.)

2. Wer spricht:
Lieblich ist meine Nahrung,
Süß die Frucht meiner Arbeit,
Gefährlich meine Rache?
(Biene.)

Woher kommt es, daß ihr das erste Rätsel schnell gelöst habt? Seine Lösung ist leicht. — Das letzte habt ihr noch nicht erraten! Schwierig. Was müßt ihr thun, um die Lösung eines schwereren Rätsels zu finden? Nachdenken. Wie nennen wir ein Kind, das auch schwierige Rätsel schnell lösen kann? Kluges, verständiges Kind. — Dagegen ein Kind, das selbst ein leichtes Rätsel nicht lösen kann? Schwaches Kind — denkt nicht. — Einem Esel gab einst ein Knabe ein Rätsel auf. (Kurze Beschreibung des Esels nach einem guten Bilde:) Graue Farbe, fahl, — erdfahl = wie trockene Ackererde; lange Ohren, Langohr; ist nicht zu Kunststücken zu gebrauchen, Stimme ia = ist also dumm = kurzer Verstand; merkt man auch an seinem schwerfälligen Gange, er schleicht. — — Was ihr vom Esel gesagt habt, erzählte der Knabe dem Esel, der vor einer Mühle stand und auf den Müllerburschen wartete. Der Knabe aber nannte den Namen des Tieres nicht, denn der Esel sollte

raten, welches Tier er im Sinne habe. Was gab er ihm zu lösen auf? Ein Rätsel. — Erzählt mir, was er ihm also gesagt hat! —

Wir wollen das Rätsel auch lernen:

„Es ist ein Tier gar grau und fahl, — — Gang."

Welche Antwort erwartete der Knabe? Esel. Warum? Das Rätsel war leicht. Glaubt ihr, daß es der Esel richtig lösen kann? Nein. Wie erschien dem Esel das Rätsel? Zu schwer. An wen hätte er nur zu denken brauchen? An sich dachte er aber gar nicht. Was glaubte also der Esel? Es sei ein andres Tier gemeint. Wie spricht wohl der Esel, weil ihm das Rätsel zu schwer ist?

„Nein, Knabe, das ist mir zu schwer und fein, — — sein."

Wozu fordert er den Knaben auf? Worüber wird der Knabe sich wundern? Es kam ihm spaßhaft vor. Wodurch gab er dies zu erkennen? Er lachte den Esel aus. Ein Kind, das ausgelacht wird, schlägt die Augen nieder. Warum? Es schämt sich. Wer sollte sich auch schämen? Warum?

„Da rief ihm der Knabe mit Lachen zu, — — du."

Der Knabe meint nun, vielleicht wird er ein anderes Rätsel besser lösen. Doch fragt er ihn erst noch, ob er die Auflösung mit seinen langen Ohren gehört habe. Was meint ihr? Er hörte. Dann fragte er ihn, ob er auch verstanden, wen er meine. Da schüttelt er mit dem Kopfe. Wovon war dies wieder ein Zeichen? Von großer Dummheit, kurzem Verstande. Das war dem Knaben denn doch zu arg, es war ja mit dem dummen Esel durchaus nichts anzufangen. Wie wurde dem Knaben zu Mute? Er wurde unwillig und zornig. — Würdest du dich weiter mit dem Esel abgegeben haben? Was that deshalb wohl auch der Knabe? Er ging weg und ließ ihn stehen.

„Der Esel hört' es, doch konnt' er's nicht fassen; — — verlassen."

Wo blieb der Esel stehen? Vor der Mühle? Auf wen wartete der Esel? Wozu verwendet ihn der Müllerbursche? Zum Säcketragen. Welche Arbeiten des Pferdes muß der Esel auch zuweilen verrichten? Vor welchen Wagen habt ihr ihn gesehen? (Milchwagen.) Was kann er aber nicht, wie ihr gesehen habt? Warum nicht? Er hat keinen Verstand, ist unklug und ungelehrig; — kann und soll auch nicht durch Klugheit nützen. — Wer hatte daran nicht gedacht? Der Knabe.

„Warum auch hat er nicht dran gedacht? — — gemacht."

II. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Dumme wird verspottet, verachtet. Den Weisen und Geschickten hält man wert, den Ungeschickten niemand begehrt. — Je geschickter ein Mensch ist, desto besser kommt er in der Welt fort. — Aber: Kunst kann man nicht kaufen. Kein Meister fällt vom Himmel. — Darum: Lerne was, so kannst du was! Aller Anfang ist schwer. Jung gewohnt, alt gethan. Denk an die traurige Geschichte vom dummen Hänschen! (von Rud. Löwenstein). Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

B. Rede= und Stilübungen. 1. Inhaltsangabe der Fabel.

2. Kurze Beschreibung des Esels.

3. Vergleichung des Esels mit dem Kaninchen nach der Fabel Nr. 28: Das Kaninchen ist stumm, spricht und singt nicht — der Esel ruft nur ia; das Kaninchen läuft sacht, hat große Augen, lange Ohren, lernt nichts, ist „ein bissel dumm“ — wie der Esel.

4. Vergleichung der Fabel mit „Kind und Ochse“, Fabel von Hey. (Nr. 278.) Esel und Ochse sind denkfaul, ungelehrig — nützen daher in ihrem Leben den Menschen nicht durch Klugheit, wohl aber durch ihre Körperkraft. Robert Wernecke.

118. Der unzufriedene Esel.

Aug. Gottlieb Meißner, Fabeln. Wien 1813. S. 299.

In einem harten (sehr kalten) Winter wünschte sich ein Esel sehnlich, bald sein Bündel Stroh und sein kaltes Nachtlager mit wärmerem Wetter und mit einem Mund voll frischen Grases zu vertauschen. — Das wärmere Wetter und das frische Gras kamen, aber mit ihnen zugleich stellte sich so mannigfache Arbeit ein, daß der Esel bald des Frühlings so überdrüssig als des Winters ward und sich desto mehr nach dem Sommer sehnte. — Auch dieser erschien, aber mit ihm zugleich die Ernte. Wie oft mußte jetzt der Esel Korn und Feldfrüchte bald nach Hause und bald in die Mühle tragen! Wie ängstlich seufzte er über den Sommer, und wie inständigst (sehr dringend) wünschte er sich den Herbst! — Der Herbst brach an; Äpfel, Trauben und andere Früchte wurden reif; Holz und Wintervorrat (z. B. allerlei Gemüse) mußten eingesammelt werden. Nie glaubte der arme Langohr noch so übel daran gewesen zu sein, und aufs kläglichste flehte er den Winter an, doch ja herbeizueilen, weil er dann Ruhe zu finden hoffe.

Der beladene Esel.

Aug. Gottlieb Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 279.

Ein Esel, der einen Sack mit Salz auf seinem Rücken trug, mußte durch einen tiefen Bach gehen. Mitten in demselben strauchelte er und fiel ins Wasser. Als er wieder aufstand, merkte er, daß seine Last viel leichter geworden war; denn ein großer Teil des Salzes hatte sich im Wasser aufgelöst. „Das will ich mir merken!“ sprach er vergnügt vor sich hin. — Am andern Tage hatte der Esel einen nicht sehr schweren Sack mit Schwämmen zu tragen. Als er nun wieder durch ein Wasser kam, legte er sich absichtlich nieder, denn er dachte sich so die Last noch leichter zu machen. Aber wie hatte er sich verrechnet! Die Schwämme waren durch das eingesogene Wasser so schwer geworden, daß er seine Bürde (Last) nur mit größter Anstrengung fortbringen konnte.

Vergleichung. Jede der beiden Fabeln handelt von einem Esel. In der ersten ruht der Esel zur Winterszeit im Stalle; in der zweiten wandert der Esel in der guten Jahreszeit mit einer Last Salz auf dem Wege. Der erste hungert bei einem Bündel Stroh; der zweite seufzt unter der schweren Last. Der erste liegt auf den kalten Steinen des Stalles; der zweite strauchelt oder stolpert und fällt ins Wasser. Der erste sehnt sich nach Wärme und frischem Grase, der zweite nach Erleichterung seiner Last. Der erste erhält beides durch den Frühling; der zweite eine Erleichterung durch Auflösung von Salz im Wasser.

Der erste wiederholt seinen Wunsch nach Veränderung dreimal. In der Arbeit des Frühlings wünscht er den Sommer herbei, in den Erntearbeiten des Sommers den Herbst, im Herbst bei den Vorbereitungen auf den Winter sogar den gescholtenen Winter. Der zweite wendet ohne Überlegung das erste Erleichterungsmittel auch auf die zweite Last an und erschwert sie sich. Bei dem ersten verändern sich die Jahreszeiten und die Arbeiten, bei dem letzten nur die Lasten. Beide wünschen aus Trägheit eine Verbesserung ihrer Lage, verschlimmern sie jedoch nur. Beide handeln ohne Überlegung; der erste bedenkt nicht, daß jede Jahreszeit ihre Plagen und ihre Freuden hat, der zweite, daß Salz und Schwämme verschieden sind. Beide denken nur an die fühlbaren Wirkungen, nicht aber an die Ursachen.

Aufgaben. a) Suche die Gegensätze von „harter Winter“, „dürres Stroh“, „kaltes Lager“, „Ruhe“, „Sommer“, „Aussaat“, „zu Hause“, „Wunsch“, „Blüte“, „Vorrat“, „eilen“! b) Welche Arbeiten verrichtet der Esel im Frühling, im Sommer, im Herbste und im Winter? c) Suche andere Ausdrücke für Esel, Nachtlager, Bündel, mannigfach, überdrüssig, erschien ꝛc.! d) Warum heißt der Esel Langohr, Grauchen und Müllers Tier? e) Gieb den Inhalt der Fabeln in wenigen Sätzen an! (Ein Esel klagte im Winter über die Kälte und das trockene Futter und sehnte sich nach dem Frühling. Im Frühling wurde er die Arbeiten überdrüssig und sehnte sich nach dem Sommer. Die Erntearbeiten im Sommer war er bald müde und sehnte sich nach dem Herbst ꝛc.) f) Bilde ein Gegenstück: „Die Freuden jeder Jahreszeit“! (Ein Knabe wünscht in jeder Jahreszeit, daß es immer so bleiben möchte, und muß seinen Wunsch auf ein Blatt schreiben. Am Ende des Jahres legt ihm der Vater seine 4 Blättchen vor.) P.

119. Die kostbaren[1]) Fische.

Christoph v. Schmid. Gesamm. Schriften. XVI. Bdch. Augsburg 1861. S. 97.

Ein Kaufmann[2]) hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen, die man Lampreten nennt, zu bewirten. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam eine große, verdeckte[3]) Schüssel, in der man die Lampreten vermutete[4]). Allein, als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke[5]) darin.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde, die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreimal teurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagewerker[6]) krank liegt und mit seinen Kindern Hunger leiden muß. Von dem Gelde, das für das einzige Gericht[7]) zu bezahlen wäre, können die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen Sie nun, meine Herrn, von den Seefischen essen, so werde ich sie unverzüglich[8]) kommen lassen, und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen Sie aber das Geld dem armen Manne überlassen, so werde ich Sie mit schmackhaften[9]), wiewohl minder teuern[10]) Flußfischen[11]) bewirten.“

Alle Gäste[12]) gaben ihm Beifall[13]); jeder legte noch ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus seiner Not geholfen.

I. **Sach- und Worterklärung.** [1]) kostbar = was viel kostet, also teuer ist. [2]) Kaufmann = ein Mann, der kauft und verkauft, hier ein großer Handelsherr. [3]) verdeckt = mit einem Deckel zugedeckt. [4]) vermutete = dachte, glaubte. [5]) Goldstück = Goldmünzen, die jetzt 10 oder 20 Mark gelten. [6]) Tagewerker = Handarbeiter oder Tagelöhner, der um Tagelohn arbeitet. [7]) Gericht = Speise, Mahlzeit. [8]) unverzüglich = sogleich, ohne Verzug, ohne Zögern oder Aufschub. [9]) schmackhaft = gut- oder wohlschmeckend. [10]) minder teuer = weniger kostbar. [11]) Flußfische leben im Süßwasser, Meer- oder Seefische im Salzwasser. [12]) Gäste = Eingeladene, Besucher. [13]) Beifall = fielen ihm bei, waren seiner Meinung.

II. **Vertiefung.** 1. Wir werden in den Saal eines Landhauses geführt. An der langen Tafel sitzen die Gäste auf schön geschnitzten Stühlen. Auf der Tafel stehen Weinflaschen, Teller und allerlei Tischgeräte von Silber. Diener tragen Schüsseln mit Speisen zu und ab. Der Hausherr hat sich erhoben, hält eine verdeckte Schüssel in der linken Hand und hebt mit der rechten den Deckel. Alle Augen blicken gespannt nach der Schüssel.

2. Beweise, daß der Kaufmann reich, gastfreundlich, mildthätig, klug war!

3. Die Gäste werden zu einem Gerichte Lampreten eingeladen. Sie vermuten diese seltenen Fische in einer verdeckten Schüssel. Der Wirt zeigt aber, daß einige Goldstücke darin liegen. Er erzählt von der Not eines kranken Tagelöhners und stellt den Gästen frei, entweder seltene Fische zu essen oder einer armen Familie aus der Not zu helfen. Alle vereinigen sich, dem Armen zu helfen.

III. **Verwertung.** 1. Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist. — Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. — Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. — Wohlzuthun und mitzuteilen, das vergesset nicht. — Brich dem Hungrigen dein Brot! — Hunger thut weh. — Der reiche Mann und der arme Lazarus. — Friedrich Wilhelm II. verzichtete als junger Prinz auf frühzeitige, aber teure Kirschen und gab das Geld dafür einem Armen.

2. a) Ein Gast erzählt den Vorgang zu Hause! b) Wo waren die Gäste, der Wirt, die Fische, die Schüssel, die Goldstücke, der Tagelöhner? Was entbehrten und worüber freuten sich Wirt, Gäste und Armer?

R. D.

120. Warnung.

Joh. Christian Anschütz.

I. **Vorbereitung.** Der Fuchs ist ein listiges Raubtier; langsam kommt er aus seiner Höhle und blickt schüchtern umher, ob nicht ein Jäger ihm auflaure. Fühlt er sich dann sicher, so schleicht er nicht selten in einen Bauernhof, um sich ein Huhn oder ein Gänschen zu holen, damit er daheim gut schmausen kann; denn er ist ein Leckermaul. Auch unser

Gedicht zeigt uns den Fuchs von dieser Seite. Er hat auf einem Bauernhofe eine Gans gestohlen. Der Bauer aber hat ihn dabei ertappt und hält folgende Anrede an ihn:

1. Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Gieb sie wieder her!
Sonst wird sie der Jäger holen
Mit dem Schießgewehr.

2. Seine große, lange Flinte
Schießt auf dich den Schrot,
Daß dich färbt die rote Tinte,
Und du bist dann tot.

3. Liebes Füchslein, laß dir raten:
Sei doch nur kein Dieb!
Nimm, du brauchst nicht Gänsebraten,
Mit der Maus fürlieb!

II. **Vermittlung.** Schon die Anrede: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“ = genommen, wozu du doch kein Recht hattest, deutet an, daß es dem schlauen Gesellen wieder einmal gelungen ist, eine Gans wegzuhaschen. Diesmal aber ist er als Dieb entdeckt und wird aufgefordert, sie wieder herauszugeben, weil sie ihm sonst der Jäger mit dem Schießgewehr abnehmen wird. Des Jägers Schießgewehr ist eine große, lange Flinte mit zwei Läufen, aus welcher er mit Pulver und Schrot (runde, schwarzangelaufene, bleierne Kügelchen) dich so treffen wird, daß dich färbt die rote Tinte = daß dein Fell von dem Blute, welches aus der Schußwunde fließt, ganz rot gefärbt wird — und dann bist du tot. Darum „liebes Füchslein, laß dir raten = höre meinen guten Rat und meine Warnung und sei doch nur kein Dieb (denn so nennt man die, welche fremdes Eigentum widerrechtlich an sich nehmen). Gänsebraten brauchst du ja gar nicht zu deiner Mahlzeit; du kannst vielmehr mit der Maus fürlieb nehmen = dich mit der Maus begnügen.

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Dem schlauen Fuchse ist es gelungen, eine Gans wegzuhaschen, weshalb er aufgefordert wird, selbige wieder herauszugeben. Im Falle der Weigerung wird er sie mit seinem Leben bezahlen müssen; darum wird ihm der wohlgemeinte Rat gegeben, fernerhin sein diebisches Treiben zu unterlassen, da er doch nicht Gänsebraten brauche, sondern vielmehr mit der Maus fürlieb nehmen könne.

2. Ort und Zeit der Handlung. Sie fand statt auf einem Bauernhofe zur Herbstzeit, wenn die Gänse am wohlschmeckendsten sind.

3. Eigenschaften des Fuchses. Er war lüstern, unehrlich, diebisch, gefangen und bedroht. (Nachweis aus den Thätigkeiten!)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei stets ehrlich, in deinen Worten sowohl als in deinen Werken; denn „Ehrlich währt am längsten“! = b) „Das Schlechte nimmt nimmer ein gutes Ende.“ — c) „Geht es dem Schlechten auch eine Zeitlang wohl, seine schlechten Thaten werden doch endlich gerächt.“ — d) „Thue recht und scheue niemand!“ — e) „Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchen wird's zuletzt wohl gehen!“

2. Rede- und Stilübungen. Erzähle den Inhalt des Gedichts! Schriftliche Darstellung des Inhalts! Lerne dasselbe auswendig! Vergleiche es mit Nr. 170: „Der Jäger und der Fuchs“! G. Gräfe.

121. Gottes Lob in Wald und Feld.

G. Chr. Dieffenbach, Kinderlieder. 2. Auflage. Mainz. S. 44.

1. Was rauschen doch die Bäume im Walde alle so? —
Sie loben Gott den Herrn; drum rauschen sie alle so froh!
2. Was blühen doch die Blumen so lieblich in dem Thal? —
Sie danken ihrem Schöpfer; drum blühen sie alle zumal!
3. Was springen doch die Bächlein so lustig hier vorbei? —
Sie preisen Gott im Himmel; drum springen sie alle so frei!
4. Was singen doch die Vöglein so fröhlich in dem Wald? —
Sie rühmen Gott den Herren; drum singen sie, daß es schallt!
5. Und wenn die Bäum' und Blumen, die Bäch' und Vögelein
Den lieben Gott so preisen, wie sollte ich stille da sein? —
6. Nein, Herr, ich will dich loben mit frohem Sang und Klang,
Will singen dir und springen voll Freud' mein Leben lang!

I. **Vermittlung.** Str. 1. Der Dichter führt uns zunächst in den Wald und stellt die Frage an uns: „Was (d. h. weshalb) rauschen doch die Bäume im Walde alle so?" Viele Leute würden antworten, weil sie der Wind bewegt. Unser Dichter dagegen weiß es besser und giebt schönere Antwort: „Sie loben Gott!" Warst du artig, liebes Kind, so lobte dich deine Mutter; warst du fleißig in der Schule, so lobte dich dein Lehrer. Sahest du, welche Mühe dein Lehrer sich gab, um dich zu belehren, so lobtest du den Lehrer; gab dir die Mutter ein schönes Geschenk, so lobtest du die Mutter. Was sagten aber Mutter und Lehrer, als sie dich lobten? „Das war gut und schön von dir, liebes Kind"; und du sagtest, als du Mutter und Lehrer lobtest: „Mutter und Lehrer sind gut." Nun wirst du auch verstehen, was es heißt, die Bäume lobten Gott den Herrn. Sie sagten zum lieben Gott: „Das war gut und schön von dir, o Herr, daß du uns geschaffen und so herrlich geschmückt hast." Wenn man jemanden lobt, so hat man Freude an ihm und drückt das auch durch freundliche Mienen im Gesichte aus. Auch die Bäume im Walde hatten Freude am lieben Gott und drückten diese Freude durch ein frohes Rauschen aus.

Str. 2. Nun kommen die Blumen an die Reihe. Sie blühen so lieblich im Thale. Warum? fragst du wieder. „Ei, Narr," antwortet dir ein kluger Mensch, „weil Regen und Sonnenschein sie zur Blüte gebracht haben." Der Dichter aber sagt: „Sie danken Gott." Wie du dem Vater dankst, wenn er dir zu Weihnachten oder zum Geburtstage oder zu sonst einer festlichen Gelegenheit etwas geschenkt hat, so machen's auch die Blümelein! Sie danken Gott dem Schöpfer dafür, daß er sie ins Leben gerufen und so wunderschön gemacht hat. Wir Menschen drücken unsern Dank durch Worte aus, die Blümlein können nicht sprechen, sie danken durch die That, indem sie „lieblich blühen", d. h. so anmutig blühen, daß Gott und gute Menschen sie lieb haben müssen. Sieh, mein liebes Kind, so sind die Blumen auf dem Felde und im Garten dein Vorbild. Auch du sollst dem lieben Gott und deinen Eltern nicht nur durch Worte, sondern durch die That danken. „Wie mache ich das?" fragst du. „Ei, gerade wie die Blümelein! Auch

du sollst lieblich blühen, d. h. artig, sittsam, gehorsam und fleißig sein, dann wirst auch du Gott und Menschen zur Freude leben und von ihnen geliebt werden.“

Str. 3. Aber auch die Bächlein wollen nicht zurückbleiben; sie springen lustig an uns vorbei! Warum denn dieses? „Weil sie vom Berge herabkommen und darum rasch thalwärts fließen müssen!“ sagen die klugen Leute. Anders und besser weiß es wiederum unser Dichter: „Sie preisen Gott.“ Wenn du mit fröhlichem Gesichte deinen Freunden erzählst, wie gut und liebevoll deine Eltern gegen dich sind, so sagt man auch: „Das Kind preist seine Eltern.“ Gerade so machen es die Bächlein. Sie wollen durch ihr lustiges Springen jedermann sagen, welche großen Wohlthaten ihnen der liebe Gott erwiesen und wie lieb er sie hat.

Str. 4. Wenn Bäume, Blumen und Bächlein, also leblose Gegenstände, dem lieben Gott Lob, Dank und Preis bringen, dann können die muntern, lebendigen Vöglein nimmer schweigen. Aber warum singen diese denn so fröhlich? „Weil es so schön ist unter dem Laubdach der Bäume oder am murmelnden Bache,“ antworten wieder die klugen Menschen. Unser Dichter hört aus dem Gesange aber viel mehr. Er sagt: „Die Vöglein rühmen Gott.“ Hat uns jemand unendlich viel Gutes gethan, mehr als wir erwarteten und wünschten, dann loben und preisen wir ihn und danken ihm zugleich, d. h. wir rühmen seine Liebe, Güte, Milde und Weisheit mit jauchzendem Rufen. Wer aber könnte über Gottes Liebe und Güte lauter und lieblicher jauchzen als die Vöglein mit ihren hellen Stimmen. Sie verkündigen mit lautem, fröhlichem Schalle, was die andern nur mit Rauschen, Blühen und Springen gethan.

Str. 5. Wenn also die leblosen und lebendigen Geschöpfe, die nicht mit menschlichem Verstande begabt sind, den lieben Gott preisen, loben, ihm danken und ihn rühmen, wie könnte da der Mensch schweigen, der mit seinem Geiste alles das erkennen und begreifen kann, was Gott der Herr unendlich Großes und Gutes an ihm gethan!

Str. 6. Darum verspricht der Dichter dem lieben Gott, ihn zu loben wie die Bäume, ihm zu danken wie die Blumen, ihn zu preisen wie die Bächlein und zu rühmen wie die Vöglein. Während aber die grünen Bäume, die blühenden Blumen, die lustig springenden Bäche und die mit lautem Schalle singenden Vögel Gottes Lob nur in der kurzen Zeit des Sommers ausdrücken können, so sollen und wollen wir Menschen es unser ganzes Leben hindurch thun.

II. **Vertiefung.** A. Gedankengang. Weil Gottes Lob in Wald und Flur verkündet wird

a) durch die rauschenden Bäume (Str. 1),
b) durch die blühenden Blumen (Str. 2),
c) durch die lustig springenden Bäche (Str. 3),
d) durch die singenden Vögel (Str. 4),

so wollen wir Menschen es unser Leben lang auch thun (Str. 5, 6).

B. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Liederverse:

Nun danket alle Gott ꝛc. Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren! b) Sprüche: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich ꝛc. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat ꝛc.

C. Hauptgedanke (nur für reifere Schüler): Eine sinnige Betrachtung der Natur veranlaßt den Menschen, Gott dem Herrn allein die Ehre zu geben.

D. Rede- und Stilübungen. Was lernen wir von den Bäumen, Blumen, Bächen und Vögeln? W. D.

122. Gottes Auge.

Wilhelm Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang S. 4.

Vöglein spielen in der Luft,
Blümlein geben süßen Duft,
Schmetterling schwebt leise fort,
Kuh und Schäflein weiden dort.

In dem Wald stehn Baum und Strauch,
Springen Hirsch und Rehlein auch;
Gottes Auge sieht auf sie,
Schützt und nährt sie spät und früh.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Wir dürfen nur einen Blick in Gottes freie Natur thun, besonders in der Sommerzeit, wo alles lebet und webet, und wir erkennen, wenn Auge und Herz nicht ganz dunkel sind, den lieben Gott als „den Vater aller Güte". So werden wir auch in diesem Gedichtchen in die Natur versetzt. Es ist ein heitrer Tag, an welchem die Sonne recht warm scheint und die Luft nur leise weht. Fröhlich, gleich unschuldigen Kindlein, spielen die Vöglein in der Luft; lustig fliegen sie von Baum zu Baum, als ob sie sich haschen wollten, oder schwingen sich in die Höhe, wobei sie ihre helle Stimme erklingen lassen. Auf den Wiesen blühen viele schöne Blümlein, welche süßen Duft geben = wohlriechen. Leise = ohne Geräusch schwebt = fliegt (flattert) der Schmetterling von einer Blume zur andern, um sich an dem süßen Safte der Blüten zu laben, während Kuh und Schäflein die gras- und kräuterreichen Wiesen abweiden. Auch im Walde, wo neben den hohen Bäumen (Eichen, Buchen ꝛc.) die niedrigen Sträucher (Haselnuß, Brombeersträucher ꝛc.) stehen, herrscht reges Leben. Denn die muntern Hirsche und Rehe springen fröhlich darin herum. Auf sie wie auch auf alle andern Tiere blickt Gottes Auge = der liebe Gott und schützt = bewahrt sie vor Schaden und nährt sie = giebt ihnen Speise und Trank spät und früh = immer, zu jeder Zeit.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Sämtliche angegebenen Thatsachen fanden draußen im Freien zur schönen Sommerzeit statt.

2. Hauptgedanke. Gott sorgt für alle seine Geschöpfe, und sie alle freuen sich ihres Lebens.

3. Verwandtes. a) „Was unser Gott erschaffen hat .... Gnade walten." Psalm 145, 15. 16. (Schützt und nährt sie spät und früh.)

b) David im Kampfe mit Goliath. Daniel in der Löwengrube. Matth. 6, 26 ff. Elisa und der Ölkrug der Witwe.

c) „Gott ist, wo die Sonne glüht; Gott ist, wo das Veilchen blüht;
Ist, wo jener Vogel schlägt; ist, wo dieser Wurm sich regt;
Ist kein Freund, kein Mensch bei dir, fürchte nichts, dein Gott ist hier.“
(Gustav Dinter.)

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sorge nicht ängstlich! denn Gott, der alle Geschöpfe ernährt, wird auch dich erhalten; vertraue vielmehr auf Gott! denn er verläßt dich nicht, sondern beschützt dich noch, wenn dich kein Mensch mehr schützen kann.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Erzähle den Inhalt dieses Gedichts! 2. Schildere nach diesem Gedichte einen Sommertag! 3. Zeige am obigen und an dem Dinterschen Gedichte, wie Gott ein allgütiger und allgegenwärtiger Gott ist! G. Gräfe.

123. Des Kindes Engel.

Karl Ludwig Theodor Lieth. Gesangbuch für Schulen. Köln 1850. 1. Heft, S. 8.

1. Es geht durch alle Lande
Ein Engel still umher;
Kein Auge kann ihn sehen,
Doch alles siehet er.
Der Himmel ist sein Vaterland,
Vom lieben Gott ist er gesandt.

2. Er geht von Haus zu Hause,
Und wo ein gutes Kind
Bei Vater oder Mutter
Im Kämmerlein sich find't,
Da wohnt er gern und bleibet da
Und ist dem Kindlein immer nah.

3. Er freut sich mit dem Kinde,
Wenn's spielt so froh und fein;
Er hilft ihm fleißig lernen
Und stets gehorsam sein.
Das Kind befolgt's mit frohem Mut;
Drum bleibt es auch so lieb, so gut.

4. Und geht das Kind zur Ruhe,
Der Engel weichet nicht;
Er hütet treu sein Bettchen
Bis an das Morgenlicht.
Er weckt es auf mit stillem Kuß
Zur Arbeit und zum Frohgenuß.

5. O holder Engel, führe
Auch mich den Kindern zu,
Die du so gern begleitest
Bei Arbeit, Spiel und Ruh'!
Bei solchen Kindern lieb und fein
Da mag auch ich so gerne sein.

I. Die **Vorbereitung** ist aus den biblischen Geschichten zu entnehmen, in welchen Engel der Person Christi nahe treten: Verkündigung und Geburt, Flucht nach Ägypten, Auferstehung, Himmelfahrt. Wie er, so hat jedes gute Kind seinen Engel. „Ihre Engel sehen alle Zeit das Angesicht eures Vaters im Himmel.“ Engel sind himmlische Boten, die Gottes Befehle ausrichten. „Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister ꝛc.“

II. **Vertiefung.** 1. Alle Lande = in allen Ländern; auch bei uns werden die guten Kinder von ihren Engeln beschützt. Vaterland, (Stammland, Heimatland) = der Engel ist vom Himmel gekommen. Von Haus zu Hause = in alle Häuser, nicht nur in die großen, prächtigen, sondern auch in die kleinen, ärmlichen (Kämmerlein). Gehorsam sein, wem? Den Eltern, dem Lehrer. Das Kind befolgt's mit frohem Mut = es beachtet willig und gern die Anweisungen des Engels zum frohen Spiele, zum fleißigen Lernen und zum Gehorsame. Feines Spiel = ohne Lärmen und Schreien und sonstige Unarten. Das Kind bleibt so lieb, so gut, worin zeigt sich das? Es ist folgsam, freundlich, artig, fleißig. Der Engel weichet nicht = bleibt bei dem schlafenden Kinde.

Hütet treu sein Bettchen = beschützt das Kind vor jeder Gefahr während der Nacht. Daher heißt der Engel auch Schutzengel. Hier können Beispiele aus dem Leben eingeflochten werden, wo sich solcher Schutz bei Rettung von Kindern aus augenscheinlicher Gefahr gezeigt hat, z. B. die Erzählung vom Lämmergeier — Anni. Dr. Harnisch erzählte seinen Seminaristen gern zwei hierher gehörige Thatsachen. Einst sei das Kind des Weißenfelser Türmers von der Höhe des Stadtturmes auf einen zufällig unten befindlichen Ballen Werg gestürzt und trotz des furchtbaren Sturzes ohne Schaden davongekommen. Ein anderes Kind, das beim Baden in der Saale unvorsichtig gewesen war und infolgedessen unter das Wasserrad der Herrenmühle geriet, kam unversehrt davon, da es in eine Lücke des Wasserrades gelangte, die durch das Fehlen einer Schaufel entstanden war, welche zu ersetzen trotz wiederholter Mahnung des Besitzers der Mühle die Nachlässigkeit des Knappen bisher unterlassen hatte. — Er weckt es auf mit stillem Kuß = er läßt es heiter zur Arbeit und zum frohen Genießen der ihm zugedachten Freuden (Speise, Trank und Spiel) erwachen. — Holder Engel = weil er so freundlich ist.

2. Inhalt des Gedichts: Strophe 1 enthält die Beschreibung des Engels der Kinder. Wie? Woher? — Strophe 2: Er sucht die guten Kinder auf, um bei ihnen zu bleiben. — Strophe 3: Er nimmt teil am Spiel und an der Arbeit des Kindes; der Erfolg davon ist, das Kind bleibt lieb und gut. — Strophe 4: Er bewacht das Kind während des Schlafes und weckt es zu neuer Arbeit, zu neuem Genusse. — Str. 5 endlich enthält die Bitte eines Kindes an den Engel, er wolle es zu solchen Kindern führen, bei denen es so gern weilt.

III. **Verwertung.** 1. Die Nutzanwendung liegt in der 5. Strophe. Mahnung an die Schüler: Seid fromm und gut, daß Gottes Engel bei euch einkehre, euch stets begleite und nimmer von euch weiche; dann werdet ihr wie das Jesuskind zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen!

2. Verwandtes. a) Spruch: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun u. s. w.

b) Gebet: Mein Engel, weiche nicht, wenn ich mich schlafen lege, breit deine Flügel aus, daß sich kein Unfall rege; wehr auch das Böse ab, so mich im Traum anficht, daß rein die Seele bleib'! Mein Engel, weiche nicht! (K. Harms.)

c) Die Engel. (Gedicht von Löwenstein. S. Nr. 284!)

d) Wiegenlied von Hiemer und

e) Wiegenlied von E. M. Arndt. (S. Nr. 191 I und II!)

3. Sprechübungen und Stil. Gieb an, a) wie der Engel ist (unsichtbar, still, treu);

b) was er thut (geht durch alle Lande; sieht alles, wohnt bei guten Kindern; bleibet da, ist dem Kindlein immer nah; er freut sich mit dem Kinde; hilft ihm lernen und gehorsam sein; er weichet nicht; er hütet das Bettchen und weckt das Kind auf);

c) wie das gute Kind ist. (Fleißig, gehorsam, lieb und gut.)
d) Versuche den Inhalt des schönen Gedichts frei wiederzugeben!
e) Auswendiglernen und Vortragen des Gedichtes. Erstes Kind Strophe 1—4, zweites Kind Strophe 5. Robert Schüler.

124. Die miteinander streitenden Jahreszeiten.

Ernst Lausch. Originalbeitrag.

1. Winter und Frühling.

W. Hier bin ich, Herr! Was drängst du mich?
Fort von hier, Frühling, packe dich!
F. Du irrst, Herr Winter, dein Regiment
Ging just für dieses Jahr zu End'.
W. Noch bin ich Herr in Flur und Feld!
F. So kämpfe mit mir, du stolzer Held!
Da gebot der Winter in seinem Grimm
Dem Frost und dem Schnee mit lauter Stimm',
Die aber hörten nicht sein Wort,
Sie waren alle beid' schon fort.
Der Frühling mit Sang und Sonnenschein
Nahm drauf die ganze Erde ein.

2. Frühling und Sommer.

F. Komm, Sommer, tritt die Herrschaft an!
Ich weiß, du bist ein guter Mann,
Du wirst die Menschen gern erfreun
Und reich mit Segen überstreun.
Ich konnte nur Blüten und Hoffnung spenden,
Doch du hast Erfüllung und Frucht in den Händen.
So ging der Frühling aus dem Land,
Der Sommer drauf mit milder Hand
Verteilte Gaben an die Welt
In Gärten, Wiesen, Wald und Feld,
Und, guten Ruhm sich zu erwerben,
Ließ er noch mehr zurück den Erben.

3. Sommer und Herbst.

S. Bist du schon da? Ich seh', es hat
Der Wald schon manches bunte Blatt;
Das ist dein Werk; ich weiß, du färbst
Das grüne Laub gern bunt, o Herbst.
H. Ja, ich bin da, und willst du erlauben,
So färb' und reif' ich auch noch die Trauben.
Der Sommer ging, der Herbst fing an
Und stellte zufrieden jedermann.
Er meint' es auch mit Sonnenglut
Zuweilen noch recht herzlich gut;
Man brach die Frucht von Reben und Zweigen,
Die Knaben ließen die Drachen steigen.

4. Herbst und Winter.

W. Hinweg nun, Herbst, aus Feld und Flur!
H. Ach, noch ein kleines Weilchen nur
Laß mich, o lieber Winter, weilen,
Eh' du mich heißest von hinnen eilen!

W. Nicht einen Tag! Für Schnee und Eis
Ist es mir so noch viel zu heiß.
Da trat der Winter die Herrschaft an
Und war ein harter, strenger Mann.
Er kam daher mit Eiskrystallen,
Ließ reichlich Schnee herniederfallen.
Da haben die Kinder ihm zugelacht,
Besonders, weil er das Christkind gebracht.

I. **Vorbereitung.** In diesen vier Lesestücken ist bei aller Verschiedenheit doch auch viel Gemeinsames, Übereinstimmendes, kurz manche Ähnlichkeit zu finden. In allen vier Stücken werden die Jahreszeiten als Personen gedacht und dargestellt. Sie sprechen, streiten, kämpfen miteinander. In jedem Gedichte sind zwei Jahreszeiten die handelnden Personen. Dieselben werden als Fürsten, Herrscher, Regenten auf Erden (im Naturreich) vorgeführt. Einer entwindet dem anderen oder empfängt von diesem freiwillig die Regierung, die Herrschaft. Letztere wird immer von dem in der Überschrift Zweitgenannten angetreten. In Nr. 1 wehrt sich der Winter und verteidigt sein Regiment; doch der Frühling besiegt ihn. In Nr. 2 giebt der Frühling die Herrschaft freiwillig in die Hände des Sommers. Fast klingt es, als wäre der Frühling mit sich selbst und seinen Leistungen nicht zufrieden; denn er spricht: „Ich konnte nur Hoffnung und Blüten spenden, doch du hast Erfüllung und Frucht in den Händen." — Auch der Sommer (in Nr. 3), obgleich ihm die Zeit seines Regiments sehr schnell vergangen ist (er sagt: „Bist du schon da?"), zieht sich ruhig zurück und läßt fürder den Herbst auf Erden walten. In Nr. 4 jedoch zeigt sich der Winter wieder als der eigensinnige, streitsüchtige, „harte und strenge Mann", als welcher er schon in Nr. 1 zu erkennen ist. Aber trotzdem begrüßen ihn die Menschen, namentlich die Kinder, mit Freuden; denn auch er bringt manche Lust — Schnee und Eis — und besonders das fröhliche Weihnachtsfest.

Jeder Herrscher bringt Angenehmes: Der Frühling „Sang und Sonnenschein". Der Sonnenschein macht die Luft warm. Es ist herrlich im Freien. Es sprießt und grünet, blüht und duftet. Bäume und Sträucher stehen im grünen Blätterschmucke. Die Vögel singen darein. Die Erde ist wunderschön. — Der Sommer läßt schon viele Blüten des Frühlings zu Früchten gedeihen. Beeren, Kirschen, Schoten ꝛc. Mit „milder Hand verteilt er Gaben an die Welt in Gärten, Wiesen, Wald und Feld". — Der Herbst bringt noch reicheren Segen: Feldfrüchte, Obst, Wein, verschiedene Herbstvergnügungen für Kinder, z. B. das Drachensteigen. — Der Winter schenkt der Erde Ruhe, eine warme Hülle, dem Menschen die Freuden der Schnee- und Eisbahn und endlich das herrliche Weihnachtsfest.

II. **Vertiefung.** Bei jeder Nummer ist anzugeben 1. Ort und Zeit der Handlung. In der Natur, im Freien; in Feld und Flur; Wald und Wiese, Berg und Thal. Die Zeit ist nach dem Anfange des Jahres, besser nach den Monaten zu bestimmen.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der betreffenden Jahreszeiten. Ihre Licht- und Schattenseiten, ihre Leiden und Freuden.

3. Gedankengang. Derselbe ist bei jeder Nummer besonders nachzuweisen. Die Ähnlichkeiten und die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Nummern sind vorzuführen. In Vers 1—6 enthält das Gedicht stets ein Zwiegespräch, die Unterredung, beziehungsweise den Streit der betreffenden Jahreszeiten um die Herrschaft. Vers 7—12 werden wir unterrichtet, wer gesiegt, resp. wer das Regiment angetreten hat und wie dasselbe verwaltet wird.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Gott hat alles „weislich geordnet". „Der Herr hat alles wohl bedacht und alles, alles recht gemacht, gebt unserm Gott die Ehre!" Jede Jahreszeit hat ihr Gutes.

2. Rede- und Stilübungen. a) Schriftlich. Für die reiferen Kinder lassen sich auf Grund der vier Nummern sehr leicht schriftliche Arbeiten vorbereiten. Etwa: „Die Freuden des Frühlings." „Die Gaben des Sommers." „Die Segenshand des Herbstes." „Die Leiden und Freuden des Winters." — Für ungeübtere Schüler ist einfaches Übersetzen der Gedichte in Prosa zu empfehlen. Anleitung auch hier nötig. Etwa: „Der Winter war König auf Erden. Da kam der Frühling und wollte ihm das Reich (die Herrschaft) nehmen. Der Winter sprach voll Zorn zum Frühling: „Was drängst du mich, und was hast du hier zu suchen? Hier bin ich König; du aber scher dich von dannen!" „Du bist im Irrtum," antwortete der Frühling u. s. w. So ist die Erzählung in bestimmten Sätzen bis zu Ende festzustellen. In ähnlicher Weise ist bei jeder Nummer zu verfahren.

b) Mündlich. Die Gedichte sind auswendig zu lernen und zu deklamieren.

3. Vergleichungen. Alle vier Nummern sind zu vergleichen mit dem Gedichte: „Die Jahreszeiten" von H. Kletke. In demselben heißt es bei jeder Jahreszeit am Schluß: „Du kannst mir sehr gefallen." — Auch an die bekannte Erzählung ist zu erinnern, in welcher ein Vater sein Söhnchen auffordert, seine gute Meinung, die es eben über den Frühling, ein andermal über den Sommer und so später über jede Jahreszeit ausspricht, in ein Büchlein zu schreiben. Der Knabe sieht endlich, daß er seiner Zeit jede Jahreszeit für die schönste gehalten hat. In der Tendenz ziemlich konform mit dieser Erzählung und dem angeführten Gedicht ist auch eine kleine Fabel des Verfassers, welche „Kinderspiegel", 2. Aufl., Leipzig, S. 48, abgedruckt ist und also lautet:

Kinder und Jahreszeiten.

Frühling: Ich bring' euch, ihr lieben Kinderlein,
Vögel, Blumen und Sonnenschein.
Sommer: Ich schenke euch Obst und allerlei Beeren.
Herbst: Und Trauben habt ihr von mir zu verzehren.

Winter: Nun, ich komm' auch nicht leer in die Welt;
Sagt, Kinder, wer euch am besten gefällt?
Die Kinder sannen wohl hin und her,
Wer von den Vieren der beste wär';
Sie haben sich bald den Kopf zerbrochen;
Doch endlich haben sie gesprochen:
Weil ihr uns denn fragt, so hört und wißt,
Daß jeder von euch der beste ist!

Ernst Lausch.

125. Ein Grab.

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 91.

„Ei, grüß' dich Gott, lieb Schwesterlein!
Wo gehst du hin so ganz allein?"
„„Dort zu dem Hügel geh' ich hin,
Will sehn, ob meine Röslein blühn!""
„Da geh' ich mit, bin gerne dort;
Gar schön ist's an dem stillen Ort."

Sie schreiten ernst und Hand in Hand
Hin zu des Hügels Blumenrand.
Die roten Röslein festlich blühn,
Die frommen Kinder schweigend knien.
In jedem Aug' ein Thränlein steht,
In jedem Herzen ein Gebet.
Die Thränen flossen still herab
Auf eines guten Vaters Grab.
Und das Gebet? Es stieg hinauf,
Gott nahm es wohlgefällig auf.

I. **Vorbereitung.** Ein prachtvoller Junitag neigt sich seinem Ende zu. Dicht vor dem Städtchen, in welches ich euch führe, liegt der Friedhof, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Feierliche Stille herrscht ringsumher. Da treffen sich soeben vor dem Eingange zur Ruhestätte der Toten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die von verschiedenen Seiten her dort angelangt sind.

Wer sie waren, was sie miteinander sprachen und was dann weiter sich begab, das erzählt uns obiges anmutiges Gedichtchen.

II. **Vorlesen**, zunächst seitens des Lehrers, dann seitens eines Knaben oder Mädchens, vielleicht auch mit verteilten Rollen.

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Der Friedhof, ein stiller, trauter Ort.*) Kurze Schilderung eines Friedhofes seitens des Lehrers.

2. Personen. Bruder und Schwester: vaterlos! Beide haben, wie überhaupt gute Kinder, einander lieb und lieben und verehren auch noch über das Grab hinaus den Vater, dessen Schlummerstätte sie schmücken und oft und gerne besuchen.

---

*) Anmerkung. Friedhof, urspr. Freithof = Hof um die Kirche, ein zur Schonung und Sicherheit derselben eingefaßter Raum. Ferner „einfriedigen" (vom mhd. vriden = schützen, schonen) = mit einem Zaune umgeben. Daher der Name Friedhof, anderweit auch Kirchhof, Gottesacker genannt, und nicht zunächst daher, weil dort Friede (Ruhe) herrscht.

3. Der weitere Verlauf des Vorgangs selbst. Gruß und Frage des Bruders. Antwort der Schwester. (Hügel = Grabhügel.) Entschluß und Versicherung des Bruders. Die Kinder gehen nun zum Grabe des Vaters: ernst und Hand in Hand. Was finden und was thun sie dort? Sie finden die Röslein blühend und knieen dann schweigend nieder. Dabei füllt sich aber ihr Auge mit Thränen, denn die Erinnerung an den im Grabe schlummernden „guten" Vater, den ihnen der Tod so früh entrissen, bewegt ihr Inneres mächtig, und betend geloben sie Gott, in die Fußstapfen des teuern Entschlafenen treten zu wollen. Wie nahm Gott dies Gebet der Kinder auf?

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. A. „Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen!" Ps. 133, 1. — Meine Kindlein, liebet euch untereinander!" war Johannes des Evangelisten beständiger Mahnruf an die Glieder der Ephesischen Gemeinde. Beherzigt auch ihr ihn! — Also: Geschwisterliebe! B. Glücklich die Kinder, denen Gott Vater und Mutter erhält! Wie übel sind oftmals die Waisen daran! So vergesset denn nicht, was das vierte Gebot den Kindern einschärft! Die noch Eltern haben, sollen ihnen ihre Liebe vergelten, ihr Glück zu erhöhen suchen. — „O lieb, so lang du lieben kannst!" (Freiligrath.) Und die, welche Vater oder Mutter durch den Tod verloren haben, sollen denselben ein freundliches Andenken bewahren. Ein ehrliches Begräbnis, ein anständiges Grab und ein einfaches Kreuz sei der letzte Dank für den reichen Segen, den das Kind von ihnen empfangen hat. „Ehre, liebes Kind, auch ihren letzten Willen und erhebe nie Streit über denselben, einerlei, was du durch solchen Streit gewinnen oder verlieren möchtest! Ehre dann endlich ihr Andenken für alle Zukunft, auf daß Kind und Kindeskinder erfahren, daß du gehalten hast das vierte Gebot, das Gebot der Kindesliebe, zum Segen deines Hauses und zur Ehre deiner Eltern, wie zu deiner eigenen Ehre!" — C. Verwandtes: „Gott grüße dich!" von Jul. Sturm.

2. Rede- und Stilübungen. A. Beschreibung (Schilderung) eines Friedhofes. — B. Verwandle auch das Gespräch zu Anfang des Gedichts in die Erzählungsform! — Endlich: C. Niederschrift des Ganzen in Prosa. Franz Knauth.

126. Inschrift auf einem Kindergrabsteine.

Johann Andreas Rothe. Unverfälschter Liedersegen. Berlin 1851. S. 654.

I. **Vorbereitung.** Wir treten in ein Stübchen, dessen Fenster dicht verhängt sind. Dort sitzt ein Elternpaar am Krankenbette des einzigen, vierjährigen Töchterchens. Der Arzt hat dem Vater, einem würdigen Geistlichen, bereits mitgeteilt, die liebe Kleine sei nicht zu retten, und so sieht dieser denn mit Bangigkeit den letzten Augenblicken seines Lieblings entgegen. Die Mutter dagegen hofft noch immer auf die Wiedergenesung des herzigen Kindes. Um sie auf den bevorstehenden schmerz-

lichen Verlust vorzubereiten, wendet sich der Vater zu ihr und weist sie hin auf den lieben Gott, der jetzt allein noch helfen und vom Tode erretten könne. „Seiner Allmacht, Weisheit und Güte laß uns vertrauen,“ sprach er, „es gehe zum Leben oder zum Sterben! Was er thut, ist ja stets wohlgethan.“

Allein die Mutter wies den Gedanken an den Tod ihres Kindes weit von sich, bis dasselbe bald darauf dennoch sanft entschlummerte. Ihr Schmerz war namenlos.

Der Vater jedoch, gefaßt und gottergeben, trat nahe an die kleine Leiche heran und den Blick emporgerichtet sprach er, wie zum Gebete die Hände faltend:

„Wenn kleine Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
So büßt man sie nicht ein:
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben,
Damit sie unverloren sei'n.“ *)

Und wie er mit diesen Worten sich selbst reichen Trost zugesprochen, so war dies auch bei der Mutter der Fall, die ihre Thränen trocknete und, sichtlich ruhiger geworden, dem Vater dankbar die Hand drückte.

Als dann einige Tage später das Kind zur Erde bestattet war, ließen ihm die Eltern einen Denkstein auf seinem Grabe errichten, der jene Worte als Inschrift trug.

Laßt uns jetzt derselben näher treten!

II. **Vertiefung.** Der Dichter Klopstock ruft in einem schönen Kirchenliede aus: „Selig sind des Himmels Erben!“ Er meint damit die frommen Menschen überhaupt. Von welchen Himmelserben redet aber unser Dichter? (Zeile 1 und 2.) Erinnert euch, daß der liebe Heiland zum öftern gesagt hat: „Solcher (der Kleinen) ist das Himmelreich!“ (Matth. 19, 14.) Und was heißt das? Schon den Kindern gehört das Reich Gottes, in welchem die Menschen einst zur Seligkeit gelangen sollen. Darum säumen denn auch fromme Eltern nie, ihre Kinder schon früh durch die heilige Taufe dem Herrn Jesu darzubringen. (Vergl. Str. 2 des Rotheschen Liedes.) — Lies jetzt Zeile 2 noch einmal! — Unschuldig ist nun freilich niemand vor Gott. Die Unschuld der Kinder besteht darin, daß dieselben in zarter Jugend nicht wissentlich und mutwillig in Sünden leben, also wie Paulus (1. Kor. 14, 20) sagt: „Kinder (Anfänger) an der Bosheit“ sind. — Was heißt etwas „einbüßen“? („Einbuße erleiden“) — (unverschuldet) leiden müssen, daß man um ein Gut kommt, oder: „unbeteiligt sein an der Verursachung des Verlustes.“

Wenden wir dies auf den vorliegenden Fall an! — Es war lediglich Gottes Fügung, daß die Kleine starb. Und so rafft der Tod viele Kinder

*) Dies ist die erste Strophe des schönen, vielgebrauchten Kirchenliedes, von Rothe, Pfarrer in Berthelsdorf (1722—1737). Er hatte dieses Lied bei Verlust eines Töchterleins gedichtet. Die übrigen Strophen siehe am angeführten Orte!

dahin, welche die Freude ihrer Eltern waren und nun anscheinend ihnen verloren gehen. In Wahrheit aber „werden sie nur dort oben ꝛc." Wo ist das? Jener Ort „in der Höhe" ist gemeint, der in der heiligen Schrift stets als derjenige bezeichnet wird, an welchem Gott in seinem Heiligtume wohnt. (Jes. 57, 15.) — Was heißt „etwas aufheben", sinnverwandt mit „aufbewahren"? Übereinstimmend: „machen, daß etwas nicht verloren gehe." Was indes aufgehoben werden soll, soll vorhanden bleiben zu künftigem Gebrauche ꝛc., und wird eben zu diesem Zwecke von einem Orte an einen andern gebracht. — Für wen sollen die kleinen Himmelserben unverloren sein? Was wird dereinst stattfinden? (Die Wiedervereinigung.) Zusammenfassung des Inhalts: Wenn Kinder, noch unbefleckt von der Sünde, sterben, so gehen sie den Eltern nicht verloren für immer, vielmehr werden sie von Gott in des Himmels Seligkeit aufgenommen, damit sie dort aufbewahrt bleiben für den Tag des Wiedersehens und der Wiedervereinigung.

III. **Verwertung.** (Für den Religionsunterricht.) Welche trostvolle Wahrheit ist doch in diesen Worten ausgesprochen! — Wir brauchen in der That uns nicht zu sehr dem Schmerze über den Verlust der oft so früh durch den Tod uns entrissenen lieben Kleinen hinzugeben und noch weniger um ihr selbsteignes Geschick besorgt zu sein. Nicht bloß den Engeln Gottes (Matth. 18, 10), sondern auch Christo, dem großen Kinderfreunde, der den Kindern zuliebe selbst ein Kind wird, ganz besonders teuer und wert, haben sie droben teil an des Himmels Wonne und Seligkeit.*) Dereinst aber werden sie uns wieder gegeben werden, dort, wo keine Trennung mehr sein wird. Sorget, daß auch ihr, wenn früher oder später euer Sterbestündlein schlägt, eingehen dürft zu unsers Herrn Jesu ewiger, seliger Freude! Franz Knauth.

127. Das Thränenkrüglein.

Ludw. Bechstein, Märchenbuch. Leipzig 1874. 29. Aufl. S. 110.

(Für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule ausführlich in Frage und Antwort bearbeitet.)

I. **Vorbereitung.** Warum hast du vorige Woche einen Tag die Schule versäumt? Ich war krank. — Was für eine Krankheit hast du doch gehabt? Kopfschmerzen. — Ist Kopfschmerz wirklich eine Krankheit? Ja! — Was für eine Krankheit war es aber nur, da sie so schnell vorüber ging und nicht gefährlich war? Eine leichte, kleine, geringe. — Als vorigen Winter Masern, Scharlach, Diphtheritis (Bräune) im Orte waren, kamen eine Zeitlang nur noch 20 Kinder in die Schule, wieviel waren von euch krank? — Wißt ihr wohl noch, welche Kinder (auch kleinere, die noch

*) Anmerkung für den Lehrer. Es gilt von ihnen das Wort des großen Augustinus: „O parvuli beati, nondum tentati, nondum luctati, iam coronati!" „Selig seid ihr lieben Kleinen, die ihr noch nicht versucht, noch nicht durch schwere Lebenskämpfe angefochten, nach kurzem Erdenleben schon im Himmel gekrönt seid mit der Krone des ewigen Lebens!"

nicht in die Schule gingen) damals gestorben sind? — Wenn wir den Kopfschmerz eine kleine Krankheit nannten, wie werden wir Masern, Scharlach, Diphtheritis nennen müssen? Eine große Krankheit. — Warum sind Scharlach, Diphtheritis ꝛc. große, schwere, gefährliche Krankheiten? Viele werden davon ergriffen und sterben. — Als diese große, gefährliche Krankheit euch erfaßt hatte, mußtet ihr im Bette liegen. Wer hat euch da die Betten zurecht gerückt, Wasser zum Trinken gebracht, den Schweiß von der Stirn gewischt, Arznei gereicht? Die Mutter. — Warum hat die Mutter dir Arznei gereicht? Sollte mir helfen. — Kann Arzt und Arznei jedem Kranken helfen? Nein. — Einer aber kann immer helfen, wer ist das? Der liebe Gott. — Was thut darum eine fromme Mutter auch, wenn das Kind so krank ist? Sie betet. — Der liebe Gott hat deiner Mutter Gebet erhört, ihr beigestanden in der Pflege und in die Arznei die heilende Kraft gelegt, daß du der großen Krankheit entronnen und wieder gesund geworden bist. Dank es ihm und deiner Mutter! Ich habe erlebt, daß ein kleiner Knabe Montags noch in der Schule war, Dienstag wurde er krank, und Mittwoch früh war er tot. Donnerstag starb wieder ein Kind, Freitag starben zwei, so ging das fort. Immer heftiger wurde die Bräune. Es war, als wollte sie alle Kinder erwürgen, töten. Wie ein wildes Tier, das in Wut geraten ist, alles um sich her umbringt, so wütete die Krankheit. Was meine ich, wenn ich sage: die Krankheit wütete? — Wenn wir die kleinen Särge nach dem Gottesacker begleiteten, dann weinten die Angehörigen des gestorbenen Kindes, wer von allen hat wohl am meisten geweint? Die Mutter. — Wie muß der Schmerz der Mutter wohl gewesen sein? Sehr groß. — Ja, der Schmerz, den solche Mutter fühlt, ist so groß, daß man es gar nicht beschreiben, sagen, aussprechen kann; der Schmerz ist unaussprechlich, mit keinem Namen zu benennen, namenlos und gewaltig. Wie können wir den Schmerz einer Mutter nennen? Unaussprechlich, namenlos, gewaltig. — Ein Kind das jetzt weint, lacht in der nächsten Minute wohl schon wieder, thut eine solche Mutter das auch? Nein, sie weint immerzu (fortwährend). — Wie muß die Mutter von dem gewaltigen Schmerze und dem fortwährenden Weinen zuletzt werden? Müde, matt, krank. — Was macht sie müde und matt? Die Thränen und der Schmerz. — Ich könnte solche Mutter auch thränenmüde und schmerzensmatt nennen; warum könnte ich das? Weil die Thränen sie müde, die Schmerzen sie matt gemacht haben. — Zuletzt kann sie dann so matt und schwach werden, daß sie nicht mehr gehen und stehen kann. Sie hört und sieht nichts, hat auch keine Gedanken mehr, fällt um und liegt wie tot da. Weil sie so ganz ohne Kräfte, ohne Macht ist, sagen wir: Sie ist ohnmächtig geworden. Wann sagen wir, die Mutter ist in Ohnmacht gefallen? — Die Mutter pflegt das Kind Tag und Nacht; wenn es stirbt, weint sie sich krank in gewaltigem Schmerze; warum denn das alles? Weil sie das Kind so sehr lieb hat, von ganzem Herzen und es bei sich behalten will. — Wohin kommt denn ein frommes Kind, wenn es gestorben ist? In den Himmel

zum lieben Gott. — Da giebt es keine Krankheiten, keine Schmerzen, keine Thränen mehr. Dort ist nur Freude und Seligkeit. Eines unschuldigen, frommen Kindes Angesicht wird dort immer fröhlich lächeln, wird so heiter, herrlich, verklärt aussehen, daß die Augen leuchten und jeder sieht, daß das Kind selig und glücklich ist. Der liebe Gott hat ja das fromme Kind auch unaussprechlich lieb. Er hat es zu sich in den Himmel genommen, damit es gut bewahrt sei vor Sünde und Unglück, bewahrt und aufgehoben, damit die Mutter es wiederfinde. Wann wird die Mutter das Kind, das Gott ihr aufgehoben hat, wieder bekommen? Wenn sie stirbt und auch in den Himmel kommt. — Woran soll die Mutter immer denken, damit sie nicht gar zu sehr weine? Daß Gott ihr Kind genommen, und daß er es ihr wiedergeben werde.

II. **Vermittlung.** Der Lehrer liest, ohne die Kinder das Buch aufschlagen zu lassen:

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine große Krankheit, die wütete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tode erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es starb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte und weinte wieder drei Tage und drei Nächte lang ohne Aufhören und rief nach ihrem Kinde. Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, thränenmüde und schmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leise die Thür auf, und die Mutter schrak zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes Kind. Das war ein seliges Englein geworden und lächelte süß wie die Unschuld und schön wie in Verklärung. Es trug aber in seinen Händen ein Krüglein, das war schier übervoll. Und das Kind sprach: „O, lieb Mütterlein, weine nicht mehr um mich! Siehe! in diesem Krüglein sind deine Thränen, die du um mich vergossen hast; der Engel der Trauer hat sie in dieses Gefäß gesammelt. Wenn du nur noch eine Thräne um mich weinest, so wird das Krüglein überfließen, und ich werde dann keine Ruhe haben im Grabe und keine Seligkeit im Himmel. Darum, o lieb Mütterlein, weine nicht mehr um dein Kind, denn dein Kind ist wohl aufgehoben, ist glücklich, und Engel sind seine Gespielen.“ Damit verschwand das tote Kind, und die Mutter weinte hinfort keine Thräne mehr, um des Kindes Grabesruhe und Himmelsfrieden nicht zu stören.

(NB. Ein Musterstück wie dieses darf in seiner Gesamtwirkung nicht beeinträchtigt werden; darum sind die zum annähernden Verständnis notwendigen Erklärungen in der Vorbereitung gegeben worden. Wenn es möglich ist, schließe man die Unterrichtsstunde nach dem Vorlesen. Es ist ein Segen darin, wenn das Kind den ersten Eindruck voll und ganz mit nach Hause nimmt und im Dämmerscheine selbst zu lösen sucht, was es Rätselhaftes und Wunderbares ahnt. Am folgenden Tage lesen die Kinder. Der Ton verrät, wo es am Verständnis mangelt, und nun werden die umschreibenden Erklärungen der Vorbereitung wiederholt und befestigt, auch sind noch neue hinzuzufügen, z. B. Krüglein, Grabesruhe, Himmelsfrieden.)

III. **Vertiefung.** Ein einziges Kind, ohne das die Mutter nicht leben und nicht sein kann. Das Kind ist ihr Abgott. Sie soll aber Gott über alle Dinge lieben, also auch mehr als ihr Kind.

Der Herr sandte die Krankheit. „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?" Er erhört das Gebet der Mutter nicht, weil sie um jeden Preis ihr Kind bei sich behalten will. Hätte sie ihr Kind das Gebet gelehrt gehabt:

„Ach, lieber Gott, ich bitte dich,
Ein frommes Kind laß werden mich!
Und wenn ich dieses nicht soll werden*),
So nimm mich lieber von der Erden!
Nimm mich auf in dein Himmelreich
Und mache mich den Engeln gleich!"

so würde sie auch verstanden haben, weshalb Gott sie nicht erhört und ihr Kind zu sich genommen hatte, würde es auch nicht durch unaufhörliches Rufen auf die Erde zurückzuzwingen versucht, sondern in frommer Ergebung Trost gefunden haben.

Die Liebe zum Kinde, das sie selig wissen will, bringt sie zum Gottvertrauen und zum Glauben an die Liebe Gottes zurück. In Liebe und Glauben wird sie stärker als der gewaltige Schmerz: sie weint keine einzige Thräne mehr. Hätte sie in Trotz und Verzweiflung, in eigen- und selbstsüchtiger Liebe weiter geweint, so hätte sie ihre Seligkeit verscherzt und damit auch den Himmelsfrieden ihres Kindes gestört, das sich nicht selig fühlen kann, wenn es sieht, daß sich die geliebte Mutter in Unglauben und Vertrauenslosigkeit um die ewige Seligkeit bringt.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: Ihr sollt nicht traurig sein wie die andern, die keine Hoffnung haben! Alles gut, was Gott thut. Was der Vater thut, muß den Kindern gefallen. Leben und Tod, beide von Gott. Gottes Wille hat kein Warum.

2. Bekanntes und Verwandtes. Der Jüngling zu Nain war der einzige Sohn seiner Mutter, die auch eine Witwe war. Der Herr spricht: „Weine nicht!" und giebt ihr den Sohn wieder.

„Laß keine Thräne auf die Leiche fallen, sonst hat der Tote keine Ruhe im Grabe!" sagen die Leute in manchen Gegenden.

Wenn kleine Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
So büßt man sie nicht ein;
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben,
Damit sie unverloren sei'n.

3. Rede- und Stilübungen. Vergleiche das Märchen 1. mit der Geschichte vom Jüngling zu Nain! 2. mit dem Volkslied: Es kam von einer Neustadt her 2c. Erzähle möglichst wortgetreu!

J. Ziesenitz.

---

*) Warum lag bei diesem Kinde die Gefahr, kein frommes Kind zu werden, sehr nahe? Die blinde Liebe der Mutter hätte das Kind verziehen können.

128. I. Der große Kohlkopf.

Christoph von Schmid, Kurze Erzählungen. München 1872. S. 30.

Zwei Handwerksburschen, Joseph und Benedikt, gingen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbei. „Sieh doch," sagte Joseph, „was das für große Krautköpfe sind!" Denn so nannte er die Kohlköpfe. „Ei," sagte Benedikt, der gern prahlte, „die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer als das Pfarrhaus dort". Joseph, der ein Kupferschmied war, sprach hierauf: „Das will viel sagen. Indes habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß wie die Kirche".

„Aber um des Himmels willen", rief Benedikt, „wozu hatte man denn einen so großen Kessel nötig?"

Joseph sagte: „Man wollte deinen großen Kohlkopf darin sieden."

Benedikt sagte beschämt: „Nun seh' ich erst, wo das hinaus will. Du hältst es sonst immer mit der Wahrheit und hast jetzt nur so geredet, um meine prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dies gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
Der wird mit gleicher Münz' bezahlt."

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Es war Spätherbst. Ein stiller, warmer und heiterer Herbsttag voll Sonnenschein erfreute jung und alt. Hunderttausend weiße, bald feinere, bald dickere Spinnenfäden zogen still durch die Luft und hingen sich an die Bäume der Straßen und an die Kleider und Hüte der Wanderer. Da gingen zwei Handwerksburschen in einer fruchtbaren Aue an dem Krautgarten (Gemüsegarten) eines Dorfes vorbei. 1. Kohlkopf = Krautkopf, Krauthäupte = Krautheete. 2. Der gern prahlte = aufschnitt, übertrieb, zum Scherze log. 3. Das will viel sagen = das ist allerdings etwas sehr Seltenes und Großes, das ist staunenswert. 4. Aber um des Himmels willen = Ausruf der Verwunderung. 5. sieden = kochen, z. B. gesottene Eier, Salz sieden 2c. 6. Nun seh' ich erst, wo das hinaus will = nun merke ich erst, was du damit sagen willst. 7. Du hältst es mit der Wahrheit = du liebst und sprichst die Wahrheit. 8. Du hast jetzt nur so geredet = du hast deine Erzählung vom großen Kessel nur erfunden. 9. Der wird mit gleicher Münz' bezahlt = mit noch handgreiflicheren Lügen bestraft.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung s. I, Anfang. 2. Gliederung des Inhalts. a) Einleitung der Erzählung.

b) Verwunderung des Joseph über die großen Krautköpfe.

c) Aufschneiderei und ernstliche Lüge des Benedikt aus Gewohnheit.

d) Verstellung des Joseph, als glaube er die Lüge.

e) Scherzhafte Übertreibung der Lüge durch Joseph und zwar in der Absicht, den Prahlhans Lügen zu strafen.

f) Besserung des Benedikt.

3. Entwickelung des Hauptgedankens. Lügner, Prahlhänse und Aufschneider muß man mit ihren eigenen Waffen schlagen, mit ihrem eigenen Stocke treffen, mit ihrem eigenen Maße messen und ihnen ihre Lügen mit gleicher oder größerer Münze heimzahlen.

III. **Verwertung.** 1. Das Lügen im Sprichwort. Er kann lügen, daß sich die Balken biegen. Zu grober Lüge soll man pfeifen. Lügen haben kurze Beine. Der Lügner fängt sich selbst in seiner Lüge. Aus der Ferne ist gut lügen. Wer lügen will, mag Wunder sehen. Prahler sind ihrer Thorheit Maler. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht.

2. Rede- und Stilübungen. Nachbildung. Der große Hahn. Benedikt prahlt von einem großen Haushahne, den er auf einem Bauernhofe gesehen und der größer gewesen sei als ein Storch. Joseph, ein Zimmermann, erzählt: Auf demselben Bauernhofe bauten wir einst ein Bretterhaus, zu dem wir ein ganzes Schock Bretter brauchten. Es wurde 5 m hoch, 5 m lang und 5 m breit. Was meinst du, wozu das Haus dienen sollte? Weiß nicht. Nun zu einem Stalle für deinen großen Hahn.

II. Der Bauer und sein Sohn.

Chr. Fürchtegott Gellert, Fabeln und Erzählungen. Berlin, Hempelsche Ausg. I. S. 79.

Ein guter, dummer Bauernknabe, den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm, und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen, wiederkam, ging kurz nach der vollbrachten Reise mit seinem Vater über Land. Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand, log auf die unverschämt'ste Weise. Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt. „Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe, „ihr mögt mir's glauben oder nicht, so sag' ich's euch und jedem ins Gesicht, daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe, hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt, der — ja ich bin nicht ehrenwert, wenn er nicht größer war als euer größtes Pferd."

„Das," sprach der Vater, „nimmt mich wunder, wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn. Wir zum Exempel gehn jetzunder und werden keine Stunde gehn, so wirst du eine Brücke sehn (wir müssen selbst darüber gehn), die hat dir manchen schon betrogen; denn überhaupt soll's dort gar nicht zu richtig sein; auf dieser Brücke liegt ein Stein, an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen, und fällt — und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen. „Ach," sprach er, „lauft doch nicht so sehr! Doch wieder auf den Hund zu kommen! Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'? Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören. Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr; allein, das wollt' ich wohl beschwören, daß er so groß als mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke, doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein? Denn niemand bricht doch gern ein Bein. Er sah nunmehr die richterische Brücke und fühlte schon den Beinbruch halb. „Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te, war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte, so war er doch viel größer als ein Kalb."

Die Brücke kommt; Fritz, Fritz, wie wird dir's gehen! Der Vater geht voran, doch Fritz hält ihn geschwind. „Ach, Vater!" spricht er, „seid kein Kind und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen! Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehn: Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Vergleichung der Erzählungen I. und II.

A. **Ähnlichkeiten.** a) In beiden Erzählungen lügen junge Menschen, die auf Reisen oder in der Fremde gewesen sind, auf die unverschämteste Weise. Sie schneiden auf. Sie prahlen.

b) Die Lügner werden hier wie dort durch eine noch weit größere Lüge (Aufschneiderei) zur Kenntnis ihrer Lüge gebracht.

c) Sie nehmen schließlich ihre Lügen zurück.

B. **Unterschiede.** a) Die Gegenlüge in der ersten Erzählung ist derselben Art wie die Lüge selbst, nur übertriebener und noch handgreiflicher, und wird nur einmal angeführt; die Gegenlüge in Gellerts Erzählung ist hingegen ganz anderer Art, sie berichtet ein Wunder (ein Mirakel) und wird wiederholt dem Lügner vor die Seele geführt.

b) Der Lügner in der Schmidschen Erzählung kommt durch Vergleichung mit der noch ärgeren Gegenlüge von selbst zur Erkenntnis seiner Lüge und Prahlerei, der Lügner bei Gellert hingegen wird durch wiederholte Vorhaltung der wunderbaren Brücke zur Erkenntnis und durch Furcht schließlich zum Widerruf seiner Lügen gebracht. R. D.

129. Die Rübe.

Christoph von Schmid, Gesammelte Schriften. XVI. Bd. 3. Aufl. München 1876. S. 38.

Ein armer Tagelöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren," sagte er, „denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt." Er trug die Rübe in das Schloß. Der Herr des Schlosses lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes und schenkte ihm drei Dukaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Giebt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, wie viel mehr werde ich erst für ein so schönes Kalb bekommen!" Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstelle, und sagte, er wolle das Kalb nicht. Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl! weil ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freigebig gegen mich seid, so darf ich mich auch nicht karg finden lassen. Ich will euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei- bis dreimal mehr kostet, als euer Kalb wert ist." Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Versteckter Eigennutz nur Hohn.

I. **Vorbereitung.** Es ist noch nicht sechzig Jahre her, da war der Besitzer des Ritterguts in einem Dorfe zugleich auch der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr, Kirchen- und Schulpatron, sowie „Polizeianwalt für alle Insassen des Dorfes". Er ward gewöhnlich kurzweg „der gnädige Herr" genannt und herrschte über alle Dorfbewohner wie ein Fürst über seine Unterthanen. In einem Dorfe nun, wo auch ein „gnädiger Herr" wohnte, saßen an einem schönen Herbstabende die Nachbarn und Freunde unter der großen Dorflinde und plauderten miteinander. Der Tagelöhner N. erzählte, daß er eine wahre Riesenrübe in seinem Garten gebaut und sie dem gnädigen Herrn verehrt habe. Zum Danke dafür habe er von demselben drei Dukaten (Goldstücke à 10 Mk.) erhalten. Dies hörte der geizige Bauer X., und er nahm sich vor, sogleich morgen früh sich

aufzumachen und dem gnädigen Herrn sein auffallend großes Kalb zu schenken. Wie es ihm hierbei erging, und welchen Erfolg seine Schenkung hatte, dies erzählt uns der Jugendfreund Christoph v. Schmid, von dem ihr schon so manche schöne Erzählung gehört habt. Nun so merkt auf! (Vorlesen der Erzählung durch den Lehrer.)

II. **Vermittlung.** Was für eine Rübe mag dies gewesen sein? Worüber verwunderte sich jedermann? Warum wollte der Tagelöhner die Rübe dem „gnädigen Herrn" schenken und verehren? — Aus welchem Grunde ferner noch? Um seiner Hochachtung Ausdruck zu geben. Wie war der Schloßherr gegen den Tagelöhner? Worüber lobte er ihn? Was ist ein Schloß? Was wird außerdem noch mit diesem Worte bezeichnet? Wieviel galt ein Dukaten? (1 Krone = 10 Mk.) Wie hingegen war der Bauer? Aus welchem Grunde wollte er dem Herrn vom Schlosse sein großes Kalb schenken? Welche Worte bezeugen dies? Was ist lumpicht? Was merkte der Schloßherr sofort? Wie war er gegen den Bauer? Aus welchen Worten erhellt, daß der Bauer ein Heuchler war? Wie handelte nun der Herr? Wer ist karg? Wie war das Gegengeschenk für den Herrn? Wie für den Bauer? Worüber war der Bauer so erschrocken? Über die Enttäuschung.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. Die große Halle in dem Schlosse, in welcher der „gnädige Herr" mit seinen Dorfinsassen zu verhandeln pflegte, und an welche sein Privatzimmer stieß, aus welchem er bei der Unterredung mit dem Bauer schließlich die wohlbekannte große Rübe holte.

2. Eigenschaften der handelnden Personen. a) Der Schloßherr war erfreut, freundlich, erkenntlich, freigebig, dankbar gegen den Tagelöhner — und klug, listig, nicht wohlwollend und schalkhaft gegen den Bauer. b) Der Tagelöhner war arm, fleißig und sorgsam, redlich und ehrlich, dankbar und erfreut. c) Der Bauer war reich, geizig und filzig, habsüchtig und eigennützig, heuchlerisch und enttäuscht.

3. Gliederung des Inhalts. a) Das Geschenk des Tagelöhners und dessen edle Gesinnung. b) Das Verhalten des Schloßherrn gegen den Tagelöhner. c) Das Geschenk des Bauers und seine unedle Gesinnung. d) Das Verhalten des Schloßherrn gegen den eigennützigen Bauer.

4. Verwandtes. Die beiden Äxte (Fabel von Meißner). Sprichwort: Die Wurst nach dem Schinken oder der Speckseite werfen!

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: Sei ehrlich und redlich (wie der Tagelöhner)! Sei freundlich, wohlwollend und erkenntlich, aber auch weltklug (wie der Schloßherr)! Seid klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Tauben! Seid nicht geizig, habsüchtig, eigennützig und heuchlerisch (wie der Bauer)!

2. Rede- und Stilübungen. Vergleiche diese Erzählung mit der Fabel von Meißner: Die Äxte. (Siehe Nr. 71!) R. D.

130. Das Lied vom Auge.

J. F. Castelli, Gedichte. Berlin 1835. III, S. 209. (Gekürzt.)

1. Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein,
Die ganze Welt heraus.

2. Ein Maler sitzet immer dort,
Kennt seine Kunst genau,
Malt alle Dinge fort und fort
Weiß, schwarz, rot, grün und blau.

3. Ein Zaubrer ist's, ich sag' es kühn;
Denn alles, was der Schoß
Der Erde faßt, das malt er hin
Aufs Fleckchen linsengroß.

4. Auch was der Hausherr denkt und fleht,
Malt er ans Fenster an,
Daß jeder, der vorübergeht,
Es deutlich sehen kann.

5. Und freut der Herr vom Hause sich
Und nimmt der Schmerz ihn ein,
So zeigen öfters Perlen sich
An beiden Fensterlein.

6. Ist schönes Wetter, gute Zeit,
Da sind sie hell und lieb;
Doch wenn es stürmet, fröstelt, schneit,
Da werden sie gar trüb.

7. Und geht der Hausherr einst zur Ruh',
Nicht braucht er dann ein Licht,
Da schlägt der Tod die Laden*) zu,
Und ach! — das Fenster — bricht.

I. **Vermittlung.** (Ausführlich in Frage und Antwort bearbeitet.) Str. 1. Das Gedicht beginnt ähnlich einem Rätsel mit den Worten: „Es sind zwei kleine Fensterlein." Stellen wir aber die Überschrift des Gedichts mit dem ersten Verse zusammen, so wird es uns sofort klar, daß der Dichter einen Vergleich unserer beiden Augen mit zwei kleinen Fenstern anstellt. Was sind also die zwei kleinen Fensterlein? Und was das große Haus? Der Kopf, der Leib des Menschen. Fenster aber sind durchsichtig, man kann von außen hinein und von innen heraus schauen. Wer schaut hinein? Wer schaut heraus? Die ganze Welt. Was bezeichnet der Dichter mit der ganzen Welt zum erstenmale? Alle Dinge und Wesen unserer äußern Umgebung. Was aber meint er „mit der ganzen Welt" zum zweitenmale? Unsern Geist, unsere Seele. In unserm Innern ist auch eine ganze Welt von Gedanken, Empfindungen, Gefühlen und Begehrungen, und diese schauen aus den Augen heraus.

Str. 2. Wer ist denn der Maler in dem großen Hause? Der Geist, der Verstand des Menschen, der allerhand Bilder malt. Kann dein Geist auch schon solche Bilder malen? Gebt acht, Kinder, ich werde von eurem Geiste jetzt einige Bilder malen lassen. (Der Lehrer zeigt einen Apfel, eine Kartoffel und einen Ball vor und nimmt sie der Reihe nach wieder weg.) Nun habt ihr ein jeder in eurem Geiste euch drei Bilder gemalt? Was steht jetzt klar vor eurer Seele? Das Bild eines Apfels, einer Kartoffel und eines Balles. Ist es denn ein wirkliches Bild, mit Bleistift oder Kreide gemalt? Nein, es ist ein von meiner Seele gemaltes, ein mit meinem Geiste aufgefaßtes Bild, es ist eine Vorstellung. Wie lange währen diese Bilder in unserer Seele? Meist bis zum Tode. Wann malt ihr solche Bilder? Täglich, stündlich; fort und fort unser ganzes Leben lang. Auch die Farben malt unser Geist mit. Wie sieht das Bild von der Preußenfahne in eurem Geiste aus? Wie das des Feuers? Das der Bäume? Und das des Himmels?

---

*) Im Original: Die Balken.

Str. 3. Ein Zaubrer ist's. Wer ist ein Zaubrer? Das Auge (im weitesten Sinne: Gott, der Schöpfer des Auges) malt alles, was der Schoß der Erde faßt; also welche Dinge? Alle irdischen Dinge durch die linsengroße Pupille auf der Netzhaut unseres Auges. Was thun alle Dinge und Wesen unserer Umgebung in unserm Auge? Sie spiegeln sich ab.

Str. 4. Alles, was der Hausherr denkt, alles, was man sich vorstellt, was erregt dies in unserer Seele? Empfindungen, Gefühle. Und was diese wieder? Begehrungen (was er fleht). Diese alle malt der Zaubrer an die Fenster an. Hast du schon einmal in die Augen deiner Mutter geblickt, wenn du recht gethan hattest und vor ihr standest? Was blickte da aus ihren Augen heraus? Freude und Liebe. Was wird wohl aus den Augen Kains zu lesen gewesen sein, als er die Keule erhob wider seinen Bruder? Zorn und Wut. Und was aus den Augen Evas, als sie nach den Früchten auf dem Baume der Erkenntnis blickte? Lüsternheit, Begierde. Das alles kann man deutlich aus den Augen der Menschen lesen.

Str. 5. Ist aber die Freude oder der Schmerz des Menschen sehr groß, was zeigen sich dann in seinen Augen? Thränen, Zähren. Nur der Mensch kann Freudenthränen, noch öfters aber Schmerzensthränen vergießen. Nur der Mensch allein kann weinen.

Str. 6. Wann ist denn schönes Wetter und gute Zeit in unserm Herzen? Wenn darinnen Glück, Freude und Zufriedenheit wohnen. Wie blicken dann die Augen? Hell und lieb. Was aber bewegt das Herz, wenn's drinnen stürmt? Zorn, Wut, Rache, Reue. Was, wenn es fröstelt? Haß, Neid, Mißgunst. Was, wenn es schneit? Harm, Kummer, Angst, bange Sorge. Und wie sind dann die Fensterlein, die Augen? Gar trüb, verweint, glanzlos.

Str. 7. Geht der Hausherr zur Ruh', so braucht er ein Licht; nicht so die Seele, wenn sie zur ewigen Ruhe eingeht. Was macht dann der Tod? Er schlägt die Laden, die Fensterladen zu. Und was macht das Fenster? Es bricht. So drückt auch der Tod die Augenlider zu, und das Auge bricht, es wird starr, glanz- und leblos — der Mensch ist tot.

II. **Verwertung.** Vergleichung mit dem Gedichte: „Mutter und Kind" von Theophil Bittkow (Waldvöglein, Berlin 1855).

Kind:	Mutter:
Bitte, sag mir, liebe Mutter,	Augen sind der Seele Fenster,
Was ich wissen möcht' so gern:	Sind des Leibes schönste Zier;
Warum seh' ich doch mein Bildnis	Weil ich nun im Herz dich trage,
Stets in deinem Augenstern?	Schaust du aus der Seele mir.

In beiden Gedichten wird gesagt, daß sich die uns umgebenden Wesen und Dinge in unsern Augensternen abspiegeln, daß die Augen die Fenster der Seele sind, und daß alles das, was wir im Herzen tragen, uns wieder aus der Seele schaut. Das Auge ist ein Spiegel für die äußere Welt, aber das Auge ist auch ein Spiegel für unsere Seele.

Dort sind's wirkliche Dinge, die sich abbilden, hier nur Empfindungen, Gefühle und Begehrungen, die aus dem Blicke zu erraten sind, und die sich in den Augen abspiegeln. — In dem letzteren Gedichte allein wird gesagt, daß der Knabe sein hundertfach kleineres Bild in dem Mutterauge erblickt, daß die Augen des Leibes schönste Zier sind, und daß der Knabe darum sein Bildnis in der Mutter Auge erblickt, weil sie ihn im Herzen trägt. Dies ist jedoch ein Trugschluß, da die wirklichen Bilder im Auge immer nur von außen, niemals aber aus dem Herzen kommen. Gieb an, was nur im ersten Gedicht allein gesagt ist! R. D.

131. Trost im Herbst.

G. A. Mahlmann, Gedichte. Leipzig. S. 69.

1. Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub;
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asche und Staub.

2. Die Vöglein im Walde sangen;
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will.

3. Die Liebe kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und alles tönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

4. Der Winter sei willkommen!
Sein Kleid ist rein und neu;
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu.

I. **Vorbereitung.** Der Herbst steht vor der Thür. Die Merkmale sind schon da: „Das Laub fällt von den Bäumen." Das ist das erste Zeichen. Es war ja so „zartes Sommerlaub", das die Stürme, die den Herbst begleiten, nicht überdauern konnte. Diese bösen Stürme rütteln und schütteln gar zu hart an den Ästen und Zweigen der Bäume, daß die kleinen, schwachen Blattstiele solcher Gewalt nicht widerstehen können. Sie brechen ab, und die armen Blättchen fallen trauernd zur Erde nieder und werden zerstreut. Auch „das Leben mit seinen Träumen zerfällt in Asche und Staub". Es ist also der Herbst ein Bild des menschlichen Lebens. Die Träume sind die Hoffnungen, die wir auf die künftige Zeit setzen; und werden sie nicht erfüllt, wie es ja leider oft geschieht, so stimmt uns das traurig. (Beispiele.) Daß wir nach unserm Tode Asche und Staub werden, ist ebenso gewiß wie die Ankunft des Herbstes.

„Die Vöglein im Walde sangen" die ganze schöne Sommerzeit hindurch. Traten wir in den Wald, so riefen wir mit dem Dichter G. Ch. Dieffenbach: „Hör, wie es lustig schallt! Das jubiliert und musiziert, das geigt und singt und pfeift und klingt im frischen, grünen Wald." Heute, beim Anfange des Herbstes, ist es anders. „Wie schweigt der Wald jetzt still!" Er selbst schweigt zwar ebensowenig wie im Sommer, denn sein durch den Wind hervorgerufenes Rauschen hört man schon von weitem. Aber die singenden Vögelein, die ja zu dem Walde gehören und den lebendigen Teil desselben bilden, sie schweigen; und durch sie ist der Wald jetzt still geworden. — „Die Lieb' ist fortgegangen, kein Vöglein singen will." Ja, als die Nachtigall und alle die fröhlichen Sänger noch im Walde waren, da war auch die Liebe da. Während das Weibchen auf dem Neste saß und die Eier ausbrütete oder die nackten

Jungen mit seinem warmen Gefieder schützend deckte, da saß das Männchen auf dem nahen Zweige und sang dem lieben Weibchen und den geliebten Kindern ein süßes Morgenlied zum Erwachen oder ein schmelzendes Abendlied zum Einschläfern. Heut ist's anders! Die Vögelein sind fort gegangen in wärmere, ferne Länder, mit ihnen ihre Liebe und ihre Lieder. Aber dort singen sie nicht, dort bauen sie keine Nester, sondern sie sind nur Wintergäste in jenen Ländern, und im „künft'gen lieben Jahr" kommen sie wieder und mit ihnen der Gesang und die Liebe. Dann ertönen die während des Winters verklungenen Lieder von neuem wieder.

Im Hinblick auf diesen Trost heißt das Lied den Winter willkommen. „Sein Kleid ist rein und neu." Welcher Kleiderstoff wäre so rein wie der Schnee, und dieser ist ja des Winters Kleid, das er stets neu anzieht! Noch am Abend war es auf der Erde schwarz und traurig, und am Morgen hatte der Winter das neue, reine Kleid angethan.

Den Schmuck hat zwar der Winter dem Walde genommen, weder schöne Blüten noch grüne Blätter sind jetzt zu finden, aber das soll uns nicht traurig machen, „den Keim bewahrt er treu". Der Keim ist der erste Anfang zum Pflanzenleben. Dieser Keim ist zart; der Winter bedeckt ihn mit seiner erwärmenden Schneedecke, damit im nächsten Frühjahr alle Bäume zu frischem Erblühen erwachen können. Darum sollen und können auch wir rufen: „Der Winter sei willkommen!"

II. **Vertiefung.** 1. Entwickelung des Hauptgedankens und Nutzanwendung für Herz und Leben. Der fallende Blätterschmuck und die Öde im Walde, letztere hervorgerufen durch die Abwesenheit der fröhlichen, lieblichen Sänger, stimmt den Menschen zur Trauer und erinnert ihn an die Hinfälligkeit alles Irdischen („das Leben mit seinen Träumen [Einbildungen, Hoffnungen, Wünschen] zerfällt in Asche und Staub"). Allein verzagen dürfen wir nicht, denn wie im Frühjahr der Wald wieder erwacht und die Vögel wiederkehren, um uns mit ihrem Gesange zu erfreuen, so werden wir auch wieder die Liebe Gottes erkennen, die uns diese und andere Freuden wieder bescheren wird: „Die Liebe kehrt wohl wieder!"

Geibel drückt den Gedanken so aus: „Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden, und streut er Eis und Schnee umher, es muß doch Frühling werden." Ferner: „Nur unverzagt auf Gott vertraut, es muß doch Frühling werden." Das Sprichwort sagt: „Auf Leid folgt Freud'."

2. Gedankengang: I. Der Herbst kündigt sich an a) durch das Fallen der Blätter im Walde (Str. 1), b) durch das Schweigen der Vögel des Waldes (Str. 2), und erweckt in uns den Gedanken an die Vergänglichkeit.

II. Wir trösten uns jedoch mit der Hoffnung, daß mit der Wiederkehr des Frühlings auch die Freuden desselben wiederkehren (Str. 3).

III. In dieser Hoffnung heißen wir auch den Winter willkommen (Str. 4).

3. Rede- und Stilübungen. Der Herbst: a) Woran erkennen wir sein Kommen? (Das Laub fällt von den Bäumen 2c.) b) Welche Gedanken erweckt er in uns? (An die Vergänglichkeit alles Irdischen.) c) Womit trösten wir uns? (Str. 3—4.) W. D.

132. Herbstlied.

H. Hoffmann v. Fallersleben, Gedichte. Berlin 1874. S. 58.

1. Bald fällt von diesen Zweigen
Das letzte Laub herab;
Die Büsch' und Wälder schweigen,
Die Welt ist wie ein Grab.
Wo sind sie denn geblieben? —
Ach, sie sangen einst so schön!
Der Reif hat sie vertrieben
Weg über Thal und Höh'n.

2. Und bange wird's und bänger
Und öd' in Feld und Hag;
Die Nächte werden länger,
Und kürzer wird der Tag.
Die Vögel sind verschwunden,
Suchen Frühling anderswo;
Nur wo sie den gefunden,
Da sind sie wieder froh.

3. Und wenn von diesen Zweigen
Das letzte Laub nun fällt;
Wenn Büsch' und Wälder schweigen,
Als trauerte die Welt: —
Dein Fühling kann nicht schwinden,
Immer gleich bleibt dein Geschick,
Du kannst den Frühling finden
Noch jeden Augenblick.

I. **Vermittlung.** Wir befinden uns im Walde. Wehmütig bleibt der Dichter vor einem Baume stehen und ruft aus: „Bald fällt von diesen Zweigen das letzte Laub herab." Das Fallen des Laubes ist als ein sicheres Zeichen angegeben, daß der Herbst kommt; ja, der Ausdruck „das letzte Laub" läßt uns schließen, das wir uns schon mitten in der rauhen Jahreszeit befinden. Auch das zweite Merkmal: „die Büsch' und Wälder schweigen" ist nicht minder sicher als das erste; nur giebt dies Gedicht durch die Worte: „Die Welt ist wie ein Grab" seiner Trauer noch einen tieferen Ausdruck. Es vergleicht den Wald mit dem Grabe, das so tief unter der Erde sich befindet, daß man keinen Laut mehr hört; dort herrscht Totenstille, die größte Stille. So, meint der Dichter, ist's auch zur Herbstzeit im Walde. „Wo sind sie denn geblieben?" fragt der Dichter weiter, ohne diejenigen, welche er meint, zu nennen. Wir erraten jedoch aus den Worten: „Ach, sie sangen einst so schön" sogleich, daß er die lieben Vögelein meint. „Ach" bezeichnet das schmerzliche Gefühl, welches der Brust des Dichters entquillt, wenn er daran denkt, daß er nun für längere Zeit den Gesang der Vögel entbehren muß. Auch den Grund, weshalb die Vögel fortzogen, giebt der Dichter an: „Der Reif (Tautropfen, die zu Eis geworden sind) hat sie vertrieben." Da derselbe nur in kalten Nächten, besonders im Herbste entsteht, so verursacht er das schnelle Abfallen des Laubes und das Absterben der Pflanzen und kleinen, zarten Kerbtiere. Er nimmt also den Vögeln das schützende Laubdach und die Nahrung; daher ziehen diese über Thal und Höhen in die weite Welt. „Die Stille des Herbstes wird bang und bänger" (beängstigend, unheimlich, furchterweckend), und

„es wird öd' (ohne lebende Wesen, besonders ohne Menschen) in Feld und Hag" (Hain, Busch, Gehölz, Hecke, lebendiger Zaun, wo die Vögel gern nisten). Die länger werdenden Nächte und die kürzer werdenden Tage sind auch Merkmale des Herbstes, die dem Dichter nicht gefallen. Aber der Verlust der Vögel thut dem Dichter am meisten leid; denn nochmals erwähnt er dieselben: „Sie suchen Frühling anderswo", weil ihre zarten Leiber den rauhen Herbst und den kalten Winter nicht vertragen können. In den südlichen Ländern finden sie diesen Frühling wieder, ohne den sie nimmer froh sein können.

In der letzten Strophe*) wiederholt der Dichter zunächst nochmals die Hauptmerkmale des Herbstes, die in ihm das Gefühl erwecken, „als trauerte die ganze Welt"; dann aber wendet er sich an sich selbst und an den Leser mit den Trostworten: „Dein Frühling kann nicht schwinden!" Was soll das heißen? Der Dichter erklärt es hier nicht, aber in einem andern Gedichte spricht er: „Auf, schaue froh den Himmel an! Und Frühling bleibt in deiner Welt." Der Frühling ist die Zeit der Freude, nicht nur der irdischen, sondern auch der himmlischen Freude. Wenn du den Himmel anschaust, so denkst du an Gott, an seine Liebe und an seine Gebote, und wenn du diese dir als Richtschnur nimmst, dann „bleibt sich immer gleich dein Geschick" (Schicksal, Bestimmung), nämlich die Bestimmung, Gottes Willen zu thun, Liebe zu üben und ein reines Gewissen zu bewahren. Wer so lebt, der „kann den Frühling finden noch jeden Augenblick", d. i. eine Zeit der edelsten Freuden; und darum hat derselbe Dichter auch recht, wenn er in einem andern Liede singt:

Es ist an keine Zeit gebunden
Der Jugend schöner Frühlingstag.

II. **Vertiefung.** 1. Der Hauptgedanke ist bereits bei der Erläuterung der letzten Strophe entwickelt. Er kann so ausgedrückt werden: Der Herbst ist zwar eine traurige Zeit, aber wie die Vögel sich in warmen Ländern während der rauhen Jahreszeit den Frühling suchen, so können auch die Menschen zu jeder Zeit den Frühling in ihrem Innern finden, wenn sie nach Gottes Willen leben, Liebe üben und sich ein reines Gewissen bewahren. —

2. Gedankengang. I. Die traurigen Merkmale des Herbstes: a) Das Fallen des Laubes. b) Das Schweigen der Wälder. c) Das Erscheinen des Reifes. d) Das Fortziehen der Vögel. e) Die Öde in Feld und Hag. f) Die länger werdenden Nächte (Str. 1—2, Vers 4). — II. Unser Trost: Wie die Vögel in warmen Ländern eine frohe Frühlingszeit finden, so kann der Mensch den Trost immer in seinem Herzen finden (Str. 2, Vers 5 bis zu Ende).

3. Schriftliche Aufgabe. Die Merkmale des Herbstes. a) Das Fallen des Laubes. b) Die Stille im Walde. c) Das Ver-

*) Diese Strophe ist nur mit geförderten Schülern zu behandeln.

schwinden der Singvögel. d) Das Erscheinen des Reifes. e) Das Kürzerwerden der Tage.

III. **Vergleichung der beiden Herbstlieder.** 1. Ähnlichkeiten. a) Die Merkmale des Herbstes sind nach beiden Gedichten das Fallen des Laubes, das Schweigen der Vögel, die Öde und Leere im Walde. b) Beide Gedichte sprechen den Gedanken aus: In der traurigen Zeit des Herbstes tröstet uns die Hoffnung auf den Frühling.

2. Verschiedenheiten. In Hoffmanns Gedichte gilt noch als besonderes Merkmal des Herbstes das Längerwerden der Nächte und das Erscheinen des Reifes. In Mahlmanns Gedichte erinnert das Fallen des Laubes an die Vergänglicheit des menschlichen Lebens. Mahlmann erinnert an den irdischen Frühling. Hoffmann tröstet mit dem Frühlinge im menschlichen Herzen. Mahlmann gedenkt des Winters, Hoffmann nicht ꝛc. — W. D.

133. Die Weihnachtszeit.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang, S. 18. (Gekürzt.)

1. Die schönste Zeit, die liebste Zeit,—
Sagt's allen Leuten weit und breit,
Damit sich jedes freuen mag! —
Das ist der liebe Weihnachtstag.

2. Den hat uns Gott der Herr bestellt,
Den herrlichsten in aller Welt,
Daß jung und alt, daß groß und klein
So recht von Herzen froh soll sein.

3. Das beste Kind, das liebste Kind,
So viele rings auf Erden sind,
Kommt her und hört, damit ihr's wißt,
Das ist der liebe Jesus Christ.

4. Zur Weihnachtszeit, zur Weihnachtszeit,
Da kam er von dem Himmel weit
Zu seinen armen Menschen her,
In einer Krippe schlummert er.

5. Das Christuskind in einem Stall!
Und ist doch von den Kindern all
Kein andres diesem einen gleich
Auf Erden und im Himmelreich.

6. Vom Himmel hoch, vom Himmel hell,
Da gehet auf ein Glanz gar schnell,
Der scheinet in der Mitternacht
Viel heller als der Sonne Pracht.

7. Die Engelein, die Engelein,
Die singen alle froh darein
Den Hirten zu hinab aufs Feld:
Geboren ist der Herr der Welt!

8. Geboren ist das Christuskind,
Durch das die Menschen selig sind,
Das alle so von Herzen liebt
Und ihnen Himmelsgaben giebt.

9. Und jedes ruft dem andern zu:
Mein Bruder, Schwester, hörest du,
Was uns vom Himmel diese Nacht
Hat für ein großes Heil gebracht?

I. **Vermittlung.** Inhalts- und Erläuterungsfragen: Wann fällt Weihnachten? Wodurch ist diese Nacht geweiht und ausgezeichnet? Wer soll sich über die Geburt des Heilandes freuen? Warum ist der Weihnachtstag der herrlichste von allen Tagen, solange die Welt steht? Nenne junge und alte, große und kleine Leute! Warum hat Gott diesen Tag eingesetzt oder bestellt? Was macht die Menschen froh, was traurig? Wie sind die Menschen arm geworden, da sie in Sünde fielen und Gott verließen? Wer wohnt im Stalle und nimmt sein Futter aus der Krippe? Warum gleicht kein Kind auf

Erden und im Himmel dem Christuskinde? Woher kommt ein Glanz oder heller Lichtschein? Was ist Mitternacht und was Mittag für eine Zeit? Was haben die Engel als Boten Gottes zu thun? Welchen Lobgesang sangen sie bei Bethlehem? Warum mußten die Hirten ihre Herden in der Nacht hüten (behüten)? Welche Himmelsgaben bringt das Jesuskind in ein Herz? Wie macht es die Menschen selig? Warum heißen seine Gaben für die sündigen Menschen „Heil“? Auf welche Weise erfahren denn alle, wann Weihnachten ist und warum wir's feiern?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Lied führt uns in der Weihnacht (geweihten Nacht) nach Bethlehem in einen Stall oder, wie andere meinen, in eine Höhle. In der Krippe, dem Futtertroge der Tiere, liegt in Windeln gewickelt und schlafend das Jesuskind. Auf Stroh gebettet liegt die Mutter Maria. Joseph wacht daneben. Von draußen dringt in den Stall heller Lichtglanz, der vom Himmel kommt. Engel schweben hernieder. Auf dem Felde bei ihren Herden wachen die Hirten. Staunend und furchtsam schauen sie empor. Ein Engel verkündigt ihnen: Siehe, ich verkündige euch große Freude —, die andern Engel singen den Lobgesang: Ehre sei Gott in der Höhe —. Die Weihnachtszeit ist die schönste Zeit, weil sie alle Menschen mit Lichtern und Gaben erfreut, die liebste Zeit, weil sie die Liebe Gottes zu den Menschen am besten zeigt und wir sie deshalb lieb haben, eine Freudenzeit, weil allen Freude widerfährt, vorherbestellt oder bestimmt, weil Gott die Geburt Jesu schon lange vorher hatte verkündigen lassen.

2. Personen. Jesus ist das beste Kind, weil es ohne Sünde war, das liebste, weil es Gott am liebsten hatte und weil es uns die Liebe Gottes wieder erwirbt. Es kam vom Himmel, schlummert in der Krippe, liebt alle Menschen und giebt ihnen das Heil. Die Engel sind froh, schweben im Lichte, singen ein Loblied und verkünden die Geburt des Heilandes. Die Hirten sind wachsam, sehen die Engel, hören ihren Lobgesang und sind beglückt. Alle Kinder, Brüder und Schwestern oder Geschwister, freuen sich, rufen sich zu und fragen, ob jedes wisse, was die Nacht der Welt für Heil gebracht habe.

3. Gedankengang. Str. 1 und 2. Lob des Weihnachtstages. Str. 3—5. Geburt des Heilandes zu Bethlehem im Stalle. Str. 6—8. Die Botschaft der Engel. Str. 9. Die Freude der Kinder.

III. **Verwertung.** 1. Weihnachtsgedanken. Weihnachten ist ein Freudentag für alle, weil Gott seinen lieben Sohn zu unserem Heil in die Welt gesandt hat. Also hat Gott die Welt geliebt —. Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich! — Gelobet seist du, Jesus Christ! — Vom Himmel hoch, da komm' ich her. — Die Weihnachtsgeschichte. — Ihr Kindelein kommet, o kommet doch all! —

2. Übungen. a) Erzähle die Weihnachtsgeschichte! b) Was davon steht im Gedichte? c) Warum ist Weihnachten das schönste und liebste Fest? d) Ein Hirte erzählt daheim die Erscheinung und Botschaft der Engel! e) Vergleichung mit dem Gedicht: „Ihr Kindelein kommet, o kommet doch all —“! P.

134. Das Christkind.

Rob. Reinick, ABC-Buch für kleine und große Kinder. Leipzig 1876. 4. Aufl.

I. **Vorbereitung.** Auf keinen Tag im Jahre freuen sich die Kinder so lange und so sehr vorher wie auf den Weihnachtsabend. Er ist geweiht durch die Geburt des Christuskindes vor langer, langer Zeit. Aber alle Jahre am Weihnachtsfeste kommt das heilige Kind wieder vom Himmel auf die Erde, beschert den guten Kindern allerlei Gaben und damit Lust und Freude. Die Kinder hoffen darauf und träumen davon; sie reden darüber und fragen die Eltern danach. Endlich, endlich rückt der liebe Abend heran. Nur ein Tag fehlt noch. Zum letztenmal vor dem Weihnachtsabend legen sich die Kinder zu Bett. Was aber in dieser Nacht geschieht, das sagt das folgende schöne Gedicht.

II. **Vorlesen des Gedichts.**

1. Die Nacht vor dem heiligen Abend,
Da liegen die Kinder im Traum,
Sie träumen von schönen Sachen
Und von dem Weihnachtsbaum.

2. Und während sie schlafen und träumen,
Wird es am Himmel klar,
Und durch den Himmel fliegen
Drei Engel wunderbar.

3. Sie tragen ein holdes Kindlein,
Das ist der heilige Christ;
Es ist so fromm und freundlich,
Wie keins auf Erden ist.

4. Und wie es durch den Himmel
Still über die Häuser fliegt,
Schaut es in jedes Bettchen,
Wo nur ein Kindlein liegt.

5. Es freut sich über alle,
Die fromm und freundlich sind;
Denn solche liebt von Herzen
Das liebe Himmelskind.

6. Wird sie auch reich bedenken
Mit Lust aufs allerbest'
Und wird sie schön beschenken
Zum lieben Weihnachtsfest.*)

7. Heut schlafen noch die Kinder
Und sehn es nur im Traum;
Doch morgen tanzen und springen
Sie um den Weihnachtsbaum.

Inhalts- und Erläuterungsfragen. Wodurch ist das Weihnachtsfest geweiht? Was hat Gott vor langer Zeit am Weihnachtsfeste allen Menschen geschenkt? Was bringt das Christ- oder Jesuskind noch alle Jahre am Weihnachtsfeste? Warum träumen die Kinder in der letzten Nacht vor dem Weihnachtsabend von den Freuden des Festes? Was thut das Christkind, während sie schlafen? Woher kommt das heilige Kind; wie reist es, wie ist es, was will es? Welche Kinder liebt es, an welche denkt es, und welche beschenkt es? Woher

---

*) Im Original: morgenden.

kommt die allerbeste Lust am Weihnachtsfeste? Was macht den Weihnachtsabend so schön? Wie feiern ihn die Eltern und Kinder?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Nacht vor dem Weihnachtsabend. Dunkel auf der Erde, am Himmel hell und klar. Die Kinder in den Betten, das Christkind auf der Reise durch die Luft. Die Kinder von Träumen umspielt, das Christkind von drei herrlichen Engeln getragen. Die Kinder mit geschlossenen Augen; das Christkind über den Häusern sieht durch die Dächer und Decken. In einer Kammer steht schon der Weihnachtsbaum mit den Lichtern, die morgen so schön brennen werden; am Himmel funkeln die Sterne.

2. Personen. Die Kinder schlafen und träumen, sind freundlich und fromm, hoffen auf den heiligen Christ und seine Gaben, springen und tanzen morgen um den Lichterbaum. Die Engel sind licht, wunderbar schön, so daß man's gar nicht sagen kann, und dienstfertig. Das Christkind wohnt im Lichte des Himmels, ist so hold und schön, fromm und freundlich wie kein anderes Kind, besucht aus Liebe die Kinder auf Erden, ist allgegenwärtig und allwissend (alle Kinder sieht und kennt es), denkt an alle frommen und freundlichen, liebt sie und beschenkt sie.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Kinder träumen vom Weihnachtsabend. Str. 2. Drei Engel fliegen durch den klaren Himmel. Str. 3. Sie tragen das liebliche Christkind. Str. 4. Dasselbe besucht still alle Häuser. Str. 5. Es freut sich über fromme Kinder. Str. 6. Es beschenkt sie reich am Weihnachtsfeste. Str. 7. Heute träumen und morgen feiern die Kinder das frohe Fest.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Verwandtes. Halt dein Herze fromm und rein, so wählt es Christ zur Wohnung sein. — Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt! — Sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen! — Die Weihnachtsgeschichte mit der Engelsbotschaft: Siehe, ich verkündige euch große Freude! — Andere Weihnachtsgedichte: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! — Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all'! — Stille Nacht, heilige Nacht! — Kling, Glöcklein, klingelingeling! —

2. Übungen. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts! b) Suche Gegensätze! (Weihnachtsabend und Weihnachtstag. Dunkelheit auf Erden, Klarheit am Himmel. Liegende Kinder und fliegende Engel. Schlafende Kinder und das wachende Christkind. Ruhe der Kinder und Geschäftigkeit des Christkindes. Christkind als Geber, die Kinder als Empfänger. Christkind gütig und liebevoll, die Kinder dankbar.) c) Vergleiche mit diesem Gedichte das „Gebet eines kleinen Knaben zu dem heiligen Christ" von Ernst Moritz Arndt! (Gedichte. Vollständige Sammlung. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 186.)

1. Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes sein;

2. Du Licht, vom lieben Gott gesandt
In unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsschein,
Damit wir sollen himmlisch sein:

3. Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

4. O segne mich, ich bin noch klein,
O mache mir den Busen rein!
O bade mir die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

5. Daß ich wie Engel Gottes sei
In Demut und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du heil'ger Christ, das schenke mir!

P.

135. I. Die Sonne und der Wind.

August Gottlieb Meißner nach Camerarius, Werke. Wien 1813. Bd. IV. Fabeln, S. 212.

Einst stritten sich Sonne und Wind, wer von ihnen beiden der stärkere sei, und man ward einig, derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, nötigen würde, seinen Mantel abzulegen. Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber auch immer fester und fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte. — Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kraftvoll ließ sie ihre Strahlen herabfallen; Himmel und Erde wurden heiter, die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte nicht länger, den Mantel auf seinen Schultern zu erdulden. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baumes, indes die Sonne sich ihres Sieges erfreuete.

Zehnmal sicherer wirken Milde und Freundlichkeit als Ungestüm und Strenge.

II. Die Sonne und der Wind.

Joh. Gottfr. v. Herder, Werke. Herausg. von H. Kurz. Leipzig o. J. I, S. 310.

1. Wind und Sonne machten Wette,
Wer die meisten Kräfte hätte,
Einen armen Wandersmann
Seiner Kleider zu berauben.

2. Wind begann;
Doch sein Schnauben
That ihm nichts; der Wandersmann
Zog den Mantel dichter an.

3. Wind verzweifelt nun und ruht,
Und ein lieber Sonnenschein
Füllt mit holder, sanfter Glut
Wanderers Gebein.

4. Hüllt er nun sich dichter ein?
Nein!
Ab wirft er nun sein Gewand,
Und die Sonne überwand.

5. Übermacht, Vernunftgewalt
Macht und läßt uns kalt.
Warme Christusliebe —
Wer, der kalt ihr bliebe?

Vergleichung. 1. Ähnlichkeiten. In beiden Fabeln ist von der Sonne und dem Winde die Rede und von einem Wettstreite beider, wer der stärkere von ihnen sei, der einen Wanderer seines Mantels berauben könne. Hier wie dort fing der Wind zuerst an, wickelte der Wanderer sich fester und dichter in seinen Mantel ein, und es unterlag der Wind. In beiden Fabeln bewirkte die Sonne durch ihre erwärmenden Strahlen, daß der Wandersmann selbst den Mantel abwarf, und daß sie über den Wind obsiegte. In beiden Fabeln wird dem Sinne nach ein und dieselbe Lehre aus der Erzählung gezogen.

2. Unterschiede: a) In der Fabel von Meißner haben Sonne und Wind sich nur gestritten; in der Herderschen dagegen haben sie eine Wette gemacht. b) Dort handelt es sich darum, den Wanderer zu nötigen, seinen Mantel abzulegen, hier aber darum, den Wanderer seiner Kleider zu berauben. c) In der Fabel von Meißner wird der Wind und Sturm von Regen und Hagelschauern unterstützt; in der von Herder bleibt er allein. d) Dort klagt und jammert der Wanderer über des Sturmes Ungestüm, während hier davon nichts gesagt wird. e) In der Fabel von Meißner wird nur gesagt, daß die Sonne nun an die Reihe kommt, während Herder noch vorher erwähnt, daß der Wind verzweifelt sei, seine Wette also für verloren erachtet hätte und geruht habe. f) In der ersten Fabel erwärmt die Sonne die Lüfte, in der andern den Wandersmann selbst. g) In Meißners Fabel findet sich noch der Zusatz, daß der Wanderer sich im Schatten eines Baumes erquickt habe, während die Herdersche Fabel davon nichts erwähnt. h) Dort heißt es, daß die Sonne sich ihres Sieges erfreut, hier nur, daß sie obgesiegt und den Wind überwunden habe. i) In der Lehre, die Meißner aus der Fabel zieht, ist von Milde und Freundlichkeit gegenüber von Ungestüm und Strenge die Rede, bei Herder hingegen von warmer Christusliebe gegenüber von Übermacht und Vernunftgewalt. k) Dort wird nur eine Behauptung aufgestellt, hier außer derselben auch noch eine Frage. R. D.

136. Das gute Alter.

Friedrich Adolf Krummacher, Parabeln. Essen und Duisburg. S. 159.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haar [1]) wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde [2]) zur Zeit der Ernte. [3]) Da scherzte der Greis mit den Schnittern [4]), wie sie nur Kinder gegen ihn seien, der mehr denn sechzig Ernten gewältigt. [5]) — Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwaden [6]) zu Boden wie ein rüstiger [7]) Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen [8]) die Sensen, ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du solch ein gutes Alter?“ [9]) Da antwortete der Greis und sprach: „Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen [10]), dadurch habe ich mir den frischen [11]) Mut bewahrt; ich habe fleißig meines Berufs gewartet [12]) und treu gearbeitet [13]); dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen [14]); ich wandelte fromm vor Gott [15]) und friedsam mit den Menschen [16]), dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. [17]). Durch die Jahre ist alles dieses in mir befestigt und gegründet worden. [18]) — Thue desgleichen [19]), mein Sohn, so wird dein Alter sein wie eine volle Garbe, die man mit Freuden in die Scheune sammelt!“ [20])

I. Vorbereitung. Wort- und Sachverständnis. 1. Ein rechtschaffener Landwirt, ein Greis, 2. lustwandelte mit seinem Enkel, 3. auf dem Acker zur Erntezeit. 4. Da hatte er seinen Spaß mit den Mähern und sagte ihnen, 5. daß er schon sechzig Ernten eingeheimset habe und noch so kräftig sei wie sie. 6. Da mähete er einen Schwaden, d. h. eine Reihe mit der Sense gemäheten Getreides, auf dem Acker, 7. wie ein kräftiger Jüngling, 8. und es jubelten die Mäher und wetzten

mit lautem Klange ihre Sensen dem Greise zu Ehren. Da fragte ihn sein Enkel: 9. „Wie hast du es nur angefangen, um ein so hohes Alter zu erreichen und solche Kraft dir zu erhalten?“ Da antwortete der Greis: 10. „Ich habe allzeit in Glück und Unglück Gottvertrauen gehabt, dadurch habe ich mir 11. den heitern, frohen Mut erhalten. 12. Ich habe gewissenhaft als Landwirt meine Pflicht gethan, 13. bin vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Haus und Hof, in Stall und Scheuer, auf Acker und Wiese thätig und fleißig gewesen. 14. Dadurch erhielt ich mir die Gesundheit und Kraft meines Körpers, und Gott segnete meiner Hände Arbeit. 15. Ich wandelte nach Gottes Geboten, betete täglich daheim zu ihm und Sonntags im Hause des Herrn; 16. ich hielt Frieden mit meinem Nächsten, klagte und prozessierte nicht. 17. Dafür hat Gott mir ein gutes Gewissen beschert. 18. Durch die lange Reihe von Jahren ist dies alles mir zur festen Lebensgewohnheit geworden. 19. Ahme mir nach, mein Sohn, 20. so wirst du einst am großen himmlischen Erntetage, ein treubewährter Pilger, wie eine volle Garbe in den himmlischen Freudensaal, in die ewige Seligkeit aufgenommen werden.“

II. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten und Eigenschaften des Greises. (Eine Charakteristik.)

2. Gliederung des Inhalts: a) Der Greis und sein Enkel auf dem Erntefelde. b) Sein Scherz und seine Aussage. c) Das Mähen des Greises und das Jubeln der Schnitter. d) Die Frage des Enkels. e) Die Antwort des Großvaters und seine Mahnung an den ersteren.

3. Entwickelung des Hauptgedankens.

A. Woher hast du solch ein gutes Alter?

a) Durch Gottvertrauen in Glück und Unglück;
b) durch gewissenhafte Pflichterfüllung und stete Thätigkeit und Arbeit;
c) durch einen Gott wohlgefälligen Wandel und Friede mit den Menschen.

B. Welches waren die Folgen solcher Gesinnung und solchen Wandels?

a) Ein heiterer, wohlgemuter Sinn;
b) Gesundheit und Kraft des Leibes und Gottes Segen in leiblicher und geistiger Hinsicht und
c) ein gutes Gewissen.

4. Verwandtes: a) „Die drei Hausräte“ von B. Auerbach. b) „Das Wunderkästchen“ von Chr. v. Schmid. (Nr. 248.) c) Goethes Ausspruch: Tages Arbeit, abends Gäste; saure Wochen, frohe Feste!

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. Ahme dem Greise nach!

2. Rede- und Stilübungen. a) Der Greis in unserer Parabel, ein Muster und Vorbild eines echten und rechten Landmannes.

b) Der todkranke und verarmte Landmann. (Ein Gegenstück.) Ein Landmann lag in einem ärmlichen Stübchen zum Tode krank. Sein

Sohn kehrt nach langjähriger Abwesenheit aus der Fremde zurück. Verwundert und betrübt über des Vaters Leiden und Verarmung fragt er: „Wie ist es nur gekommen, daß du verarmt und zum Tode erkrankt bist?" Reuiges Bekenntnis des Landmannes: Kein Gottvertrauen. Murren wider ihn, daher trübsinnig und unzufrieden. — Keine treue Pflichterfüllung, unthätig und träge. Während andere fleißig, — ich auf der Jagd oder den ganzen Tag im Wirtshause und allen Vergnügungen nachjagend. Daher der sieche Körper und die Verarmung. — Ich verließ Gott und seine Wege. Kein Gebet, kein Besuch des Gottesdienstes mehr. — Unfriede mit meinen Mitmenschen und vielfache Prozesse; daher ein böses Gewissen. Mahnung des reuigen Vaters an seinen Sohn — und Tod.

c) Entwirf das Lebensbild eines Landmannes während der Ernte!

R. D.

137. Die Schatzgräber.

Gottfried August Bürger, Sämtliche Gedichte. Berlin (Hempel). S. 197.

Ein Winzer[1]), der am Tode lag[2]),
Rief[3]) seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz[4]),
Grabt nur danach!" — „An welchem Platz?"
Schrie alles laut den Vater an.[5])
„Grabt nur!" ... O weh![6]) da starb der Mann.
Kaum war der Alte beigeschafft[7]),
So grub man nach aus Leibeskraft.[8])
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.[9])
Da war kein Kloß[10]), der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb[11])
Und zog die Harken[12]) kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt[13]),
Und jeder hielt sich angeführt.[14])
Doch kaum erschien das nächste Jahr[15]),
So nahm man mit Erstaunen wahr[16]),
Daß jede Rebe dreifach trug[17]);
Da wurden erst die Söhne klug[18])
Und gruben nun jahrein, jahraus[19])
Des Schatzes immer mehr[20]) heraus.

I. **Vorbereitung.** Umarbeitung. 1. Ein greiser Weinbergsbesitzer, 2. der zum Sterben krank war, 3. versammelte seine Söhne noch einmal um sein Krankenbett und sprach: In unserm Weinberg liegt ein Schatz, d. i. Reichtum und wertvoller Besitz. 4. Die abergläubischen Söhne wähnten aber, der Schatz sei ein Gefäß voll Gold und Silber. Da riefen alle Söhne mit einemmale: 5. „An welchem Orte denn?" Mit leiser Stimme antwortete der sterbende Vater: „Grabt nur, grabt!" — ... 6. Da erstarb ihm das Wort auf der Zunge. 7. Kaum hatten die Söhne nun den Vater begraben, so grub man 8. angestrengt mit großen Hacken, Karst genannt, und mit Spaten nach dem Schatze, und der ganze Weinberg ward 9. umgewühlt. 10. Dabei wurden die großen Erdklöße zerklopft,

11. durchs Erdsieb geworfen und 12. endlich mit dem Rechen alles wieder glatt geharkt. 13. Den Schatz aber hatte man nicht gefunden, 14. und die Söhne vermeinten, der Vater habe sie zum besten gehabt. 15. Doch kaum begann der Sommer, 16. so bemerkten die Söhne mit Verwunderung, 17. daß die Weinstöcke noch einmal so gut wuchsen, und daß sie wohl dreimal so viel Trauben trugen wie sonst. 18. Da ging ihnen erst ein Licht auf über die letzten Worte ihres sterbenden Vaters, jetzt verstanden sie, was er mit dem Schatze gemeint hatte, und nun gruben sie 19. fortwährend in dem Weinberge, der für sie jetzt 20. ein unerschöpflicher Schatz geworden war.

II. **Vertiefung.** 1. Generalfragen: a) Von welchen Personen und Dingen ist hier die Rede? b) Was ist jedes? (Der Winzer ist ein Weinbauer ꝛc.) c) Wo ist jedes? (Der Winzer lag im Bette ꝛc.) d) Was thut jedes? (Der Winzer lag, sprach und starb.) e) Wie ist jedes? (Der Winzer ist todkrank, fürsorglich und endlich tot.)

2. Grundgedanke: Die rechte Goldgrube ist Fleiß und Sorgfalt.

3. Gliederung: a) Das Testament des Vaters, die Erbschaft der Söhne. b) Mißverstandene Ausführung seines letzten Willens. c) Erfolglosigkeit derselben: Sie können den Schatz, wie sie vermeinten, eine Urne voller Goldstücke, nicht finden. d) Unerwartet anderer Erfolg ihrer Mühe. e) Richtige Erkenntnis. f) Ihr Ausharren in Fleiß und Sorgfalt. g) Allmähliche Hebung des Schatzes; also die Söhne doch Schatzgräber.

4. Verwandtes und Bekanntes. a) Das Gipsen des Klees: Hier ist gegipst. b) Der Kleebau. Schubert, Edler vom Kleefelde. c) Das Tiefpflügen. Ausspruch des berühmten Landwirts Thaer: „Hinter dem tiefgehenden Pfluge muß der Düngerwagen herfahren!“

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei thätig, fleißig und sorgfältig! b) Im Weinberg, im Garten, im Acker, überhaupt im Grund und Boden liegt allezeit Gold genug verborgen, du mußt den Schatz nur zu heben wissen. c) Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. d) Dem Fleißigen guckt der Hunger wohl einmal ins Fenster, aber ins Haus darf er nicht kommen. e) Was der Acker nicht trägt, muß der Buckel tragen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Umarbeitung des Gedichts nach I. 1. b) Beschreibung eines Weinbergs. Lage desselben. Weinstöcke. Art der Bebauung. Weinpresse. Weinkeller. c) Schildere die Arbeiten eines Winzers während des ganzen Jahres! d) Der Schatzgräber und sein Betrug (nach einer bekannten Erzählung). (Die Wünschelrute, ein Gabelzweig der Haselstaude ꝛc. Das Brennen und Flammen des Schatzes und ähnliches ist hierbei mit zu erwähnen.) R. D.

138. Nur nicht verzagt!

Robert Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1873. S. 95.

I. **Vorbereitung und Lesen.** Der Frühling hat alles zu neuem Leben aufgeweckt und in fröhliche Bewegung gebracht. Quellen und

Bäche rauschen und hüpfen dahin; Vögel fliegen umher und singen; die Kinder springen umher und spielen. Auch die arme Schnecke dehnt und streckt sich und möchte gerne aus ihrem Schneckenhäuschen, aber sie kann nicht, weil sie an das Haus gewachsen ist. Sie schämt sich nicht darüber, denn Gott hat es so eingerichtet. Sie grämt und ärgert sich auch nicht darüber, denn das hilft nichts. Sie bleibt fröhlich und lacht mit den andern Geschöpfen, denkt aber auch hin und her darüber nach, wie sie es wohl machen müsse, um mit den andern umherspazieren zu können. Lange kommt sie nicht ans Ziel. Macht sie es so, so schickt sich's nicht, oder so, so paßt oder geht es nicht. Sie könnte den Mut oder die Hoffnung verlieren, aber sie ruft sich zu: Nur nicht verzagt! Und endlich hat sie ein Mittel gefunden, mit den andern lustig umher zu wandern.

Da ist nun der Mai!
Da grünen die Felder,
Die Gärten, die Wälder;
Da rauschen die Quellen,
Da singen und springen
Die Vögel herbei;
Da laufen die Kinder,
Die Mädchen, die Buben
Aus Kammern und Stuben
Hinaus, hinaus aus dem engen Haus!
Ein einzig Tierlein dort,
Wie sehr es auch sich strecke,
Kann nicht vom Hause fort:
Es ist die arme Schnecke. —
Ob sie deshalb sich schämt?
Wohl gar darum sich grämt?
O nein, sie denkt mit Lachen:
Es wird sich doch noch machen!
Sie denkt sich's so und so,
Und endlich ruft sie froh:
„Ja, ja, so wird sich's schicken:
Ich nehm' mein Haus auf den Rücken!"
Und richtig, es geht,
Und die Schnecke, seht,
Kann nun mit allen andern
Vergnügt in den Frühling wandern!

II. **Erläuterungsfragen.** Woran sieht man, daß der Mai da ist? In welcher Enge hatten sich Felder, Wälder, Quellen, Vögel und Kinder befunden? Wie sind sie frei geworden? Warum dehnt sich die Schnecke? Warum grämt und schämt sie sich nicht? Was hat sie sich wohl „so oder so" ausgedacht, um eine Frühlingswanderung möglich zu machen? Warum schickt sich's für die Schnecke, ihr Haus auf dem Rücken zu tragen? Wie ist sie zu diesem Hause gekommen? Wie unterscheidet sich die Wanderung der Schnecke von den Bewegungen der übrigen Geschöpfe? Warum können wir von der Schnecke lernen, in keiner Not und Verlegenheit zu verzagen? Was hat die Überschrift zu bedeuten?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Gedicht führt uns in die Nähe des Waldes im schönen Monat Mai. Nicht fern vom Walde liegt ein Dorf, das von Gärten umgeben ist. Zwischen Wald und Dorf breiten sich Felder aus. Knaben (Buben) und Mädchen sind der engen Stube entflohen und spielen im Freien. Im Dunkel des Waldes entspringen Quellen, die rauschend ihr Wasser in Bächen nach dem Dorfe senden. Auf den grünenden Bäumen und Büschen hüpfen und singen die Vögel. Auf der Erde kriecht langsam eine Schnecke. Auf dem Rücken trägt sie ihr gelbbraunes Haus, und mit den Fühlhörnern tastet sie her und hin.

2. Personen. Wer oder was grünt, rauscht, singt, springt, läuft, streckt sich, wandert? In welchem Zustande befanden sich Felder, Gärten, Wälder, Quellen, Vögel, Kinder und Schnecken vor dem Mai? Wie und warum geschieht das Grünen, Rauschen, Singen, Springen, Spielen, Laufen, Strecken, Nachdenken, Wandern?

3. Gedankengang. Der Mai setzt alles in frohe Bewegung. Nur die Schnecke kann nicht von ihrem Hause fort. Der Frühling hat aber auch sie fröhlich und stark gemacht. Sie nimmt ihr Haus auf den Rücken und wandert vergnügt in den hellen Frühling hinein.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. So viel Wesen in der Welt, so viel Arten der Bewegung und der Freude! Gott macht fröhlich, was da lebet und webet, beide des Morgens und des Abends. — Eines schickt sich nicht für alle. —

2. Übungen. a) Vergleiche die Kinder und die Schnecke! (Die Kinder sind junge Menschen; die Schnecke ist ein Tier. Die Kinder wohnen in Stuben und schlafen in Kammern, welche Zimmerleute und Maurer gebaut haben, die Schnecke wohnt und schläft in einem Hause, das sie selbst aus einem Kalkschleim ihres Leibes geformt hat. Die Kinder haben im Winter in der Stube gelernt, die Schnecke hat unter der Erde geschlafen. Der Frühling lockt die Kinder ins Freie und weckt die Schnecke. Die Kinder verlassen ihr Haus, die Schnecke nimmt es mit. Die Kinder springen und laufen schnell, die Schnecke kriecht langsam. Die Kinder singen und jubeln, die Schnecke ist stumm; ihr Denken, Lachen und Rufen hat nur der Dichter gesehen und gehört. Kinder und Schnecke strecken sich im Freien, sind froh und wandern in die Pracht des Frühlings hinaus.) b) Wohin wandert jedes im Frühling? P.

139. I. Gespensterfurcht.

L. Kellner, Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht. 14. Aufl. Erfurt. I, S. 103.

„Karoline," sagte eines Abends die Mutter zu ihrer Tochter, „gehe doch einmal in die Küche und hole mir den zinnernen Teller, welcher gleich vorn auf dem Tische steht!" Karoline stand auf und ging hinaus. Bald aber kam sie wieder ohne den Teller und mit leichenblassem Gesichte. „Kind," rief ihr die Mutter entgegen, „was fehlt dir denn?" „Ach, Mutter," antwortete Karoline stammelnd, „in der Küche ist ein Geist, ein weißes Gespenst!" Die Mutter ergriff sogleich ein Licht und sagte lachend: „Komm, thörichtes, furchtsames Mädchen, wir wollen das Gespenst fangen. Wo ist es denn?" Zitternd zeigte Karoline in eine Ecke. Jetzt ging die Mutter darauf zu und fand weiter nichts als ein reines Küchenhandtuch, auf welches der Mond schien. Das Tuch hatte sich bewegt, als das furchtsame Mädchen die Thür öffnete. Die übrigen Geschwister lachten Karolinen noch oft wegen ihrer Furchtsamkeit aus.

II. Das böse Gewissen.

Franz Pocci nach Chr. v. Schmid.

In einem Gartenhause lagen zwei Säcke voll Nüsse. „Das ist nichts Schlechtes," dachte Peter, und mit dem Gedanken kam auch die Versuchung, sie zu stehlen. Es war aber heller Tag, und da ist's nicht gut mausen (etwas

heimlich wegnehmen, wie die Katze die Maus wegfängt); darum erwartete er die Nacht, die aller bösen Streiche Freund ist, stieg zum Fenster ein und packte einen Sack auf. So schlich er sich an der Gartenmauer hin. Plötzlich aber sah er einen neben sich den zweiten Sack tragen. Es war eine schwarze, luftige Gestalt. „Das ist ein Gespenst" — dachte Peter und lief, was er nur konnte; der andere mit. Ein böses Gewissen macht schnelle Beine. Atemlos kam Peter heim; den Sack hatte er unterwegs fallen lassen. Das Gespenst aber war sein eigener Schatten an der Wand; der Mond, der sich wenig um Diebe kümmert, war unterdessen aufgegangen. Peter stahl nie wieder.

I. **Vergleichung.** Beide Ereignisse haben sich bei Nacht zugetragen. Hier war ein Bursche, dort ein Mädchen die Hauptperson. Karoline wurde von ihrer Mutter in die Küche geschickt, um einen Teller zu holen. Peter wurde von seiner bösen Begierde in ein Gartenhaus gelockt, um Nüsse zu stehlen. Karoline ging durch die Thür hinaus; Peter stieg zum Fenster hinein. Karoline kam blaß wie eine Leiche ohne Teller wieder. Peter faßte einen Sack, nahm ihn auf die Schulter und schlich sich an der Gartenmauer hin. Karoline behauptete, in der Küche ein Gespenst gesehen zu haben. Peter sah plötzlich eine schwarze, luftige Gestalt mit einem Sacke neben sich. Er lief, vom bösen Gewissen gejagt, fort, ohne sich umzusehen. Karoline wurde von der Mutter in die Küche geführt, um das Gespenst in der Nähe anzusehen. Peters Gespenst war sein eigener Schatten an der Mauer, Karolinens ein Küchenhandtuch in der Ecke. Der Mond hatte Peters Schatten an die Mauer geworfen und in der Küche das Tuch beschienen. Dort hatte sich Peter selbst, hier das Tuch im Luftzuge bewegt. Karoline wurde ausgelacht, Peter von seinem Gewissen beunruhigt. Karoline war nur furchtsam, Peter aber auch diebisch. Karoline verlernte aus Scham die Gespensterfurcht, Peter aus Angst das Stehlen.

II. **Aufgaben.** a) Warum ist der Gespensterglaube eine Thorheit? b) Welche Eigenschaften und Thätigkeiten werden von Karoline und Peter angeführt? c) Was sollen wir aus den beiden Erzählungen lernen? d) Vertausche die Ausdrücke „leichenblaß, stammeln, auslachen, Geschwister, Versuchung, mausen, aufpacken, luftig (dünn und durchsichtig wie die Luft), unterwegs, (be)kümmern und atemlos" mit sinnverwandten! e) Peter soll von einem Manne, der aus dem Fenster alles mit angesehen hat, über das Gespenst aufgeklärt werden! (Eines Abends sah ich aus dem Fenster. Du gingst nach dem Gartenhause des Nachbars und stiegst durch das Fenster. Nach einiger Zeit kamst du mit einem Sacke auf der Schulter wieder heraus rc.) P.

140. Handwerksleute.

Julius Sturm, Das Buch für meine Kinder. Leipzig 1877. S. 58.

I. **Vorbereitung und Lesen.** Die Handwerksleute treiben ihr Werk mit der Hand. Zu ihnen gehören u. a. Maurer, Zimmerer, Korbmacher, Weber und Walker. Der M a u r e r fügt Stein zu Stein und verbindet sie durch Mörtel aus Kalk, Sand rc. zu einer Mauer.

Der Zimmerer behaut Baumstämme und errichtet daraus Häuser. Der Korbmacher flicht aus Bast, Stroh oder dünnen Weidenruten Körbe. Der Weber schießt und schlägt auf dem Webstuhle die Garnfäden zu einem Gewebe zusammen. Der Walker schlägt die Fäden der Wollenzeuge so dicht und fest zusammen, daß sie wie Filz werden. — Viele Vögel gleichen diesen Handwerkern, weil sie mit dem Schnabel und den Füßen fast so geschickt wie die Menschen mit ihren Händen und Werkzeugen arbeiten. Alle Kunst und allen Fleiß verwenden sie auf den Bau ihrer Wohnungen. Von solchen gefiederten Handwerksleuten handelt das folgende Gedicht. (Sie sind den Kindern in guten Abbildungen zu zeigen!)

1. Das Schwälbchen ist ein Maurer,
Das mauert fein und fest
Hoch an des Hauses Giebel
Sein kleines, braunes Nest.

2. Der Specht, der ist ein Zimmrer,
Der zimmert, daß es schallt,
Zum Häuslein sich geschäftig
Den hohlen Baum im Wald.

3. Der Gimpel flicht ein Körbchen,
Das einer Wiege gleich;
Drin ruhen seine Kinder
Wie Prinzen sanft und weich.

4. Der Buchfink ist ein Weber,
Und seine Kunst ist groß:
Er webt am Apfelbaume
Sein Nestchen fein aus Moos.

5. Der Stieglitz ist ein Walker,
Zusammen filzt er fest
Aus Würzelchen und Wolle
Für seine Brut das Nest.

6. Der Kuckuck lacht: „Mein Weibchen,
Wir sehn behaglich zu,
Dann legst du deine Eier
Ins fremde Nest! Kuckuck!“

Erläuterungsfragen. Wohin, wie und woraus mauert die Schwalbe ihr Nest? Warum schallt es, wenn der Specht in einem hohlen Baume sich eine Wohnung zimmert? Was sind Prinzen, und warum ruhen sie besonders weich? Warum heißt der Gimpel auch Dompfaff? (Wegen des schwarzen Scheitels, der dem Käppchen eines Domgeistlichen ähnelt.) Wie macht es der Buch- oder Edelfink, daß man sein Nest kaum von der Baumrinde unterscheiden kann? Warum heißen die Vogelkinder auch Brut? Woher hat der Kuckuck seinen Namen? Warum baut er nicht selbst ein Nest, sondern legt seine Eier in fremde Nester?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Wir werden zur Frühlingszeit in das Dorf, in den Garten und in den Wald geführt. Am Giebel des Hauses, über den Fenstern oder oben zwischen den beiden Dachseiten, bauen die Schwalben aus Hälmchen, Erdklümpchen und ihrem Speichel ihr braunes Nest. Es gleicht einer Halbkugel und hat ein Flugloch als Thürlein an der Seite. Im Garten sind Gimpel, Fink und Stieglitz beim Nestbau thätig. Der Gimpel heftet sein Nest an schwanke Zweige. Der Buchfink setzt es fest in eine Astgabel und überzieht es mit grauen Flechten, damit es nicht von der Baumrinde absticht. Der Stieglitz oder Distelfink baut ebenfalls auf Bäume ein Nest mit verfilzten Wänden. Im Walde hängt an einer Espe wie angeklebt der Specht. Mit seinen Kletterfüßen klammert er sich an, und auf den steifen Kletterschwanz stützt er sich. Mit dem Schnabel klopft

er schallend an die Schale, und wo es hohl klingt, da meißelt er ein ganz rundes Loch durch die Schale und richtet sich im Innern häuslich ein. Der Kuckuck sitzt mit seinem Weibchen auf freien Ästen, guckt sich um und fliegt scherzend von Baum zu Baum.

2. Personen. Das Schwälbchen ist zutraulich, fleißig, geschickt; der Specht scheu, laut, geschäftig, geschickt; der Gimpel bei seinem Nestbau vorsichtig und geschickt, sonst aber dumm; der Fink vorsichtig und geschickt; der Stieglitz unermüdlich und vorsorglich; der Kuckuck behaglich, träge, spöttisch und schadenfroh. Beweise diese Eigenschaften aus dem Gedichte!

3. Gedankengang. Die Vögel gleichen beim Bau ihrer Wohnungen den Handwerkern unter den Menschen, die Schwalbe dem Maurer (Str. 1), der Specht dem Zimmerer (Str. 2), der Gimpel dem Korbflechter (Str. 3), der Fink dem Weber (Str. 4), der Stieglitz dem Walker (Str. 5). Der Kuckuck vergnügt sich am Spiele, statt zu arbeiten, und schiebt seine Eier andern Vögeln zum Brüten unter (Str. 6).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Ein jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn. — Fleiß bringt Preis. — Müßiggänger und Schmarotzer (die von anderer Fleisch und Blut, Fleiß und Gut leben) sind verachtet.

2. Rede- und Stilübungen. a) Was haben die einzelnen Vögel mit den genannten Handwerkern gemein, und worin unterscheiden sie sich? (Die Schwalbe verbindet wie der Maurer Lehmklümpchen zu einer Art Mauer. Statt Hammer und Kelle braucht sie den Schnabel; Steine kann sie nicht behauen 2c.) b) Wie unterscheidet sich der Kuckuck von allen anderen Vögeln? c) Erzähle, wie du den Nestbau der Vögel mit angesehen hast! (Ich ging durch das Dorf, da sah ich an einer Pfütze eine Schwalbe, die ein Klümpchen Erde mit Hälmchen zusammenknetete und anfeuchtete. Dann flog sie an den Giebel eines Hauses, wo über einem Fenster ein Schutzbrett war. Unter diesem Brett klebte eine andere Schwalbe und baute an einem Neste. Sie hielt sich mit den Krallen, stützte sich mit dem Schwanze und mauerte mit dem Schnabel wie mit Hammer und Kelle 2c.) P.

141. Käferhochzeit.

Rudolf Löwenstein, Kindergarten. 2. Aufl. Berlin. S. 19.

Was die Gäste zur Hochzeit mitbringen.

Jeder soll willkommen sein!
Kommt herein, kommt herein!
Bienlein, sprich, was bringst du heim?
„Honigseim! Honigseim!“
Fliege, was schaffst du zur Kost?
„Milch und Most! Milch und Most!“
Wespe, was trägst du uns ein?
„Näscherei'n! Näscherei'n!“

Schmetterling, was bringst du nach Brauch?
„Blumenhauch! Blumenhauch!“
Spinnchen, was hast du bereit?
„Hochzeitskleid! Hochzeitskleid!“
Und, Goldkäfer, dein Geschenk?
„Gold in Meng'! Gold in Meng'!“

Was trägst du, Glühwürmchen, ein?
„Kerzenschein! Kerzenschein!“

Bremse, was bringst du für Glück?
„Tanzmusik! Tanzmusik!“

Mücke, du kommst leer zum Fest?
„Tanzen ist das allerbest'!

Leichte Füße, leichter Sinn!
Nehmt mich zum Tanzmeister hin!
Juchhe!“

I. **Vermittlung.** Das Gedicht „Käferhochzeit“ besteht aus 3 Teilen: 1. „Wie sich Braut und Bräutigam zur Hochzeit rüsten.“ 2. „Was die Gäste zur Hochzeit mitbringen.“ 3. „Der Hochzeitstanz.“ In den Lesebüchern findet man meist nur den 2. Teil des Gedichts. Es ist jedoch zum leichtern Verständnis des Ganzen gut, wenn der Inhalt des 1. Teiles kurz angegeben wird. Der Käfer und seine Braut wollen zur Trauung fahren. Da verlangt die Braut den Hochzeitswagen. Der steht vor der Thür, antwortet man. Es ist die Blütenglocke des Eisenhutes. Der Vorreiter ist der Rittersporn; den Brautkranz bilden die schönsten Blumenblüten; die Wohnung des Hochzeitspaares sind die bunten Kronen der Blumen; die heilige Lilie ist die Kirche, in welcher die Trauung vor sich geht. Damit schließt der 1. Teil des Gedichts. Der 2. Teil handelt nun von den Gästen, die beim Hochzeitsfeste nicht fehlen dürfen.

Str. 1. Sollen Gäste kommen, so müssen sie freundlich eingeladen werden. Das geschieht in der ersten Strophe in ausgedehnter Weise. Nicht etwa nur auserwählte Freunde und Bekannte werden geladen; nein, „jeder soll willkommen sein“. Das lassen sich die lustigen Bewohner von Wald und Feld sehr gern gefallen, alle kommen herzu.

Str. 2. Ehe jedoch die Gäste den Saal betreten, bringt jeder, wie es Brauch ist, sein Hochzeitsgeschenk mit. Der erste Gast ist das Bienlein. Es bringt dem Brautpaare den „Honigseim“, d. i. den süßesten Honigsaft. Str. 3. Die naschhafte Fliege kommt aus den Vorratskammern der Menschen und trägt Milch und Most (süßen, jungen Wein) herbei. Str. 4. Die Wespe, die gern alles Süße benascht, beschafft die Näschereien und Leckereien. Str. 5. Der Schmetterling bringt „nach Brauch“ (= nach seiner Gewohnheit) den süßen Duft der Blumen (= Blumenhauch). Str. 6. Die Spinne, die Künstlerin in der Weberei, spinnt das Hochzeitskleid aus feinstem Gewebe. Str. 7. Der Goldkäfer schenkt eine Menge kostbares Gold. Str. 8. Damit aber am Abend die Gäste nicht im Dunkeln zu sitzen brauchen, trägt das Glühwürmchen (Johanniswürmchen) seinen Kerzenschein herbei. Str. 9 und 10. Um den Hochzeitstanz abhalten zu können, brauchen die Hochzeitsleute Musikanten und einen Tanzmeister. Der Musikant ist die Bremse und der Tanzmeister die leichtfüßige Mücke, die schon im voraus ihr „Juchhe!“ ruft. So bringt jeder Gast zur Feier das Beste, was er besitzt, herbei. Hiermit schließt des Gedichtes zweiter Teil. Der letzte Abschnitt behandelt den Hochzeitstanz. Die Musikanten sind außer der brummenden Bremse alle die Käferlein, welche singen, geigen, brummen und summen können. Der Tanzmeister, die Mücke, eröffnet

als Vortänzer den Ball, und ihr folgen der Bräutigam und die schön geschmückte Braut, und hinter dem Brautpaare folgen unter Anführung der Libelle (Wasserjungfer) alle andern Gäste. Wie groß das Vergnügen der Hochzeitsgäste gewesen ist, sagen uns diese selbst:

Über die schnellen, rauschenden Wellen
Hüpfen und schlüpfen wir
Fröhlich im Mondenstrahl.
Hoch über Berg und Thal
Fliehn wir und ziehn wir in leichtem Kleid:
„Kurz ist das Leben und flüchtig die Zeit!"

II. **Vertiefung.** A. Gedankengang: 1. Die Einladung zur Hochzeit (Str. 1). 2. Die Ankunft der Gäste, a) welche Speisen zum Hochzeitsmahle bringen (Str. 2—5), b) die den Hochzeitsschmuck bringen (Str. 6 und 7), c) die den Hochzeitsball veranstalten (Str. 8 bis 11).

B. Ort und Zeit der Handlung sind zwar in diesem Teile des Gedichts nicht angegeben; aber aus dem letzten Abschnitte erkennen wir, daß das Fest im Freien, auf blumiger Wiese stattfindet und an einem schönen Sommertage vom Morgen bis tief in die Nacht hinein dauert.

C. Eigenschaften und Thätigkeiten der Hochzeitsleute sind bei der „Vermittlung" bereits genannt und können hier nochmals zusammengestellt werden.

D. Rede- und Stilübungen. Was haben die Gäste dem Käferpaare zur Hochzeit mitgebracht? (Einfache Erzählung mit andern Ausdrücken.) W. D.

142. Wanderschaft.

Wilhelm Müller, Gedichte. Leipzig. 1868. I, 4.

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser!

3. Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder!

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine!

5. O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

I. **Vermittlung.** Wenn der Handwerkslehrling ausgelernt hat, geht er auf die Wanderschaft, um bei verschiedenen Meistern als Geselle zu arbeiten und sich in seinem Handwerke noch mehr zu vervollkommnen. In früheren Zeiten, als es noch keine Eisenbahnen gab, mußten die Wanderburschen zu Fuß gehen und sahen auf diese Weise viel mehr

Städte und Dörfer und Menschen als jetzt, wo sie nur im Fluge vorüber eilen. Wenn ein Handwerksbursch so ohne Sorge in die frische Morgenluft hinaus wanderte, dann war das eine Lust und ein großes Vergnügen. Solch ein fröhlicher Wanderbursch ist der Müller, der uns dieses Liedchen singt.

Str. 1. Zuerst behauptet unser Müller, daß das Wandern für ihn eine Lust, ein Vergnügen, eine Freude ist. Er meint sogar, daß der Müller, „dem niemals fiel das Wandern ein“, d. h. der niemals an das Wandern dachte, der es sich niemals vornahm zu wandern, kein rechter, ordentlicher, wirklicher Müller sein könnte. Weshalb aber gerade der Müller wandern muß, das sagt der Bursch uns in den folgenden Strophen. Er sagt:

Str. 2. „Vom Wasser haben wir's gelernt.“ Das ist stets auf der Wanderung begriffen; denn es fließt ja bergab Tag und Nacht ohne Rast, d. h. ohne Erholung, ohne von der Bewegung auszuruhen. Und wenn es wirklich einmal still stehen könnte, so thut es das doch nicht, denn es „ist stets auf Wanderschaft bedacht“, d. h. es überlegt, erwägt, wie es nur immer wandern kann. Wer wollte es nun dem Müller, der doch täglich mit dem Wasser zu thun hat, verdenken, wenn er es dem dahin wandernden Wasser nachmachen will?

Str. 3. Wie vom Wasser, so lernt der Müller das Wandern auch von den Rädern. („Er sieht es ihnen ab“ heißt hier nichts anderes als: er lernt es von ihnen.) Auch die Räder stehen nicht gerne still und drehen sich auch „mein Tag“ (solange ich lebe) nicht müde.

Str. 4. Sogar die schweren Steine, die das Korn zermalmen, fordern den Burschen zum Wandern auf, indem sie im muntern „Reihn“ oder Reigen (d. i. Rundtanz) mit tanzen und es gar nicht schnell genug bekommen können.

Wenn aber Wasser, Räder und Steine, ohne welche weder die Mühle noch der Müller bestehen können, den Müller zum Wandern auffordern und es ihm täglich als ein Vergnügen hinstellen, dann kann er nicht mehr anders:

Str. 5. Er muß wandern! Wie für diese drei, so ist auch für ihn das Wandern eine Lust. Das deutet er auch schon durch die öftere Wiederholung des Wortes „Wandern“ an. Zuletzt bittet er noch den Meister und die Meisterin, sie möchten ihn „in Frieden (d. h. hier in Ruhe, ohne ihm zum Bleiben zuzureden) weiter ziehen“ lassen.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1. Das Wandern ist des Müllers Lust. Str. 2—4. Er hat's gelernt von dem Wasser, den Rädern und den Steinen. Str. 5. Er bittet, daß man ihn ziehen lasse.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten a) des Müllers: Er ist vergnügt, wanderlustig, aufmerksam, er lernt;

b) des Wassers: Es ist rastlos, aufs Wandern bedacht, es belehrt den Müller;

c) der Räder: Sie sind nie müde, immer in Bewegung, sie stehen nicht still, sie drehen sich;

d) der Steine: Sie sind schwer, aber schnell; sie bewegen sich, sie tanzen.

3. Rede- und Stilübungen. Wer hat den Müller das Wandern gelehrt? (Nach Str. 2—4.) Warum soll ein Gesell wandern? (Str. 1.)

W. D.

143. Das Tischgebet.

Angeblich von Friedrich Güll.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** In der Stadt München ist ein schönes Wirts- oder Gasthaus, das auf seinem Schilde über der Thür einen goldenen Stern hat und darum „zum goldenen Stern" heißt. Es ist Mittagszeit, und viele reiche Herren kommen zu Tische. Die Kellner (Diener) bringen aus der Küche dampfende (heiße) Suppe auf den Tellern, sodann Gemüse und Braten auf Schüsseln und guten Wein in Flaschen aus dem Keller. Das alles lockt (ladet ein) mit lieblichem Wohlgeruch zum Genusse. Es geht bunt am Tische und im Saale zu. Die Messer, Gabeln und Löffel klappern und klirren, die Gläser klingen, wenn die Gäste miteinander anstoßen, und frohe Scherzreden mischen sich hinein. Manche Gäste haben sich in Gruppen von 3—4 zu einander gesetzt und plaudern (sprechen und schwatzen traulich); das Gespräch gleicht einem rauschenden Strome. Der Krieger (Soldat) erzählt von Kämpfen und Schlachten mit den Feinden. Der Kaufmann, welcher Handel mit diesen oder jenen Waren treibt, schmält (schilt) auf die Zölle (Abgaben und Steuern). Der Reisende, der weit in der Welt umhergekommen ist, will allerlei Abenteuer (merkwürdige Ereignisse) erlebt und allerlei Ungeheuer (ungewöhnliche Geschöpfe) gesehen haben. Die Stutzer oder geputzten Herrchen, die nichts weiter zu thun haben als allerlei Vergnügungen zu suchen, schwatzen von schönen Pferden, Wagen, Hunden und den Moden in der Kleidung. Da geht die Thür nochmals auf; ein fremder Herr tritt still mit seinem Töchterlein herein und setzt sich bescheiden an das untere Ende der langen Tafel, um auch mit von dem Fische und den andern Speisen zu kosten (essen) und von dem Weine zu trinken. Dem kleinen Mädchen gelingt es, plötzlich alle die schwatzenden und lärmenden Gäste zum Schweigen zu bringen. Wie? Das sollt ihr jetzt hören!

An der Tafel im Gasthaus zum goldnen Stern
Waren beisammen viele reiche Herr'n.
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
Gar lieblich lockend die Flaschen und Teller.
Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen,
Die Kellner reichten die dampfenden Suppen,

Und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
Mit süßem Wohlgeruch zu laden.
Da kam zur Thüre still herein
Ein Fremder mit seinem Töchterlein
Und setzte sich unten am langen Tisch,
Um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
Klangen die Gläser und scherzten die Esser.

Da tönt' auf einmal gar hell und fein
Eine Stimme in den Lärm hinein,
Wie wenn von fern ein Glöcklein klingt,
Wie wenn im Wald ein Vogel singt.
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
Still wird es rings, und jeder lauscht:
Der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
Der Kaufmann, der über die Zölle geschmält,
Die Reisenden, die von Abenteuern
Gesprochen und von Ungeheuern,
Die Stutzer, die von Pferd und Wagen
Und Hund und Moden so vieles sagen.
Und wie sie schauen nach dem Orte,
Von woher dringen die lieblichen Worte:
Mit gefalteten Händen das Mädchen steht
Und spricht sein gewohntes Tischgebet,
Und wie beseelt von höherem Geist
Falten auch sie die Hände zumeist
Und horchen alle recht mit Fleiße
Auf des betenden Kindes Weise.
Drauf setzt es sich nieder mit stiller Freude
Und achtet nicht auf all' die Leute.
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
Mußten sich oft noch daran erinnern,
Und mancher hat wieder gebetet fortan,
Wie er schon lange nicht mehr gethan.

II. **Erläuterungsfragen.** Warum hieß das Gasthaus „zum goldenen Stern"? Warum waren hier viele reiche Herren zusammengekommen? Was brachten die Kellner aus der Küche, was aus dem Keller? Welche Gemüse und Braten kennst du? Welche Menschen setzen sich wohl zu plaudernden Gruppen zusammen? Wie wurden die Gäste zum Genusse der Speisen und Getränke eingeladen oder aufgefordert? Warum setzte sich der Fremde unten an die Wirtstafel? Wovon klirren Messer, Gabeln und Löffel und klingen die Gläser? Warum scherzen die Esser an einer gemeinsamen Tafel gern? Wie entstand der Lärm in dem Speisesaale? Warum wird die Stimme des Kindes mit einem fernen Glöcklein und mit einem singenden Vogel, die Rede der Gäste aber mit einem Strome verglichen? Wie lauscht man? Warum erzählt der Krieger von den Schlachten, schmält oder schilt der Kaufmann über die Zölle, erzählt der Reisende von Abenteuern und Ungeheuern, schwatzen die Stutzer von Moden? Welcher Unterschied ist zwischen erzählen, schmälen, schwatzen und plaudern? Warum betet das Kind sein Tischgebet auch an der Wirtstafel? Was machte den großen Eindruck auf die Gäste? Warum faltet man beim Beten die Hände? Warum achtet das Kind nicht auf die Leute? Warum mußten sich die Gäste noch oft gerade an dieses Tischgebet erinnern? Warum hatten sie das Beten unterlassen, und warum fingen sie es wieder an? Warum beten wir vor und nach Tische?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wir werden in den Speisesaal eines Gasthauses um die Mittagszeit geführt. An einer langen Tafel sitzen viele vornehme Herren. Auf derselben stehen Teller, Flaschen, Gläser und andere Tischgeräte. Die Gäste essen, trinken, stoßen mit den Gläsern an, plaudern und scherzen. Die Kellner tragen Speisen und Getränke auf und ab. Am untern Ende des Tisches sitzt ein Herr; neben ihm steht sein Töchterchen mit gefalteten Händen und spricht sein gewohntes Tischgebet. Alle Gäste verstummen, halten ein mit Essen

und Trinken, blicken lauschend auf das Mägdlein, falten die Hände und beten mit.

2. Personen. Die Gäste sind hungrig und durstig. Sie gehören verschiedenen Ständen an, sind aber meistens reich und vornehm. Jeder redet von seinem Berufe. Gebet bei Tische ist nicht mehr Sitte bei ihnen. Die Gebetsworte des Kindes treffen ihr Herz, und sie erinnern sich wieder der Pflicht, Gott für seine Gaben zu danken. Ihr Gespräch verstummt, ihre Hände falten sich; ein höherer, heiliger Geist bewegt ihr Herz; sie blicken auf das Kind mit Verwunderung und lauschen andächtig auf seine Worte; sie erinnern sich dieses Tischgebetes noch oft, und mancher lernt wieder beten. Das Kind ist sittsam, bescheiden, fromm erzogen, mutig, freudig, demütig. (Beweise dies aus dem Gedichte!) Der Vater muß ein braver Mann sein, weil er solch' ein Kind erzogen hat.

3. Gedankengang. An der Wirtstafel wird gegessen, getrunken, geplaudert und gescherzt. Ein Vater und sein Töchterlein treten ein und nehmen unten Platz. Das Kind spricht sein gewohntes Tischgebet. Die verschiedenen Gespräche der Gäste verstummen. Der Eindruck des Gebetes auf die Gäste und sein Erfolg!

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. (Ein dankbares Gemüt ist Gott gefällig und den Menschen wert. — Schäme dich nicht zu beten, wenn auch die Welt spottet.) Danket dem Herrn —. Wir sollen mit Danksagung empfangen —. Die vierte Bitte. — Aller Augen warten —. Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir eine Macht (Lob) zugerichtet. Jesus betete vor der Speisung der 5000 und vor wie nach dem Passahmahle.

2. Rede- und Stilübungen. a) Ein Gast erzählt das Erlebnis daheim. b) Wie unterscheidet sich die Wirtstafel von dem häuslichen Tische? c) Wo zeigt uns die biblische Geschichte fromme Beter?

P.

144. Herr Gott, du sollst gelobet sein!

Clemens Brentano. Gesammelte Schriften, I. Bd. Christl. Lieder. Frankfurt a. M. 1852. S. 544.

1. Kein Tierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein[1]);
Du ließ'st sie alle werden,[2])
Und alle sind sie dein.[3])
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Tier:
Der Vogel dir singt,
Das Fischlein dir springt,
Die Biene dir brummt,
Der Käfer dir summt,
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein![4])

2. Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust;
Die Schlange in den Klüften[5])
Zischt dir in Lebenslust.
Zu dir, zu dir 2c.

3. Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm;
Du hörest ihre Stimmen,
Vor dir kommt keines um.
Zu dir, zu dir 2c.

4. Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm;
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.
Zu dir, zu dir rc.

5. Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich;
Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.
Zu dir, zu dir rc.

6. Zu dir muß jedes ringen[6]),
Wenn es in Nöten schwebt;
Nur du kannst Hilfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.[7])
Zu dir, zu dir rc.

7. In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus;
Es ruft dein Odem: „Werde!"
Und bläst das Lichtlein aus.[8])
Zu dir, zu dir rc.

8. Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich, vom Haupt kein Haar;
O treuer Vater, wache
Bei uns in der Gefahr!
Zu dir, zu dir rc.

I. **Vorbereitung.** Ein Freund und Kenner der Tierwelt spricht, zu Gott betend, in dieser Dichtung die Gedanken aus: Alle Kreatur ruft zu Gott: Herr, du sollst gelobet sein. Die erste Strophe sagt hierzu: 1. daß kein Tier dem Herrn zu gering ist; 2. denn er hat sie alle geschaffen, und 3. sie sind sein Eigentum. 4. Der Kehrreim nennt hierauf außer dem Menschen folgende Tiere, die den Herrn loben: den singenden Vogel, das springende Fischlein, die summende Biene, den brummenden Käfer und das pfeifende Mäuslein. Die zweite Strophe bestätigt dies und sagt, daß das Loben geschieht durch das Singen der Vögel, selbst durch das Zischen der Schlange (5.) in den Felsenspalten; die dritte Strophe: durch das schwimmende Fischlein, das zwar für uns Menschen stumm, dessen Stimme aber für den Herrn vernehmbar ist; die vierte Strophe: durch die summenden Mücken (Insekten). Sie alle, diese Tiere, wollen zum Danke für ihre Lebenswonne, für ihre Lebenslust, den Herrn loben und preisen, und dazu ist keines zu klein und zu arm. Strophe 5 stellt den Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes als ein großes Wunder in Gottes Gnadenreiche dar und fügt hinzu, daß aber alle Wunder Gottes an Größe sich gleichen, also auch das wunderbare Loben und Preisen des Herrn durch seine Geschöpfe. Str. 6. Zu dir muß jedes kommen (6.) gleich dem händefaltenden und händeringenden Menschen, wenn es in Nöten sich befindet, denn nur du allein, Herr, (7.), der du der belebende Odem des ganzen Weltalls bist, kannst Hilfe und Errettung gewähren. Str. 7 begründet diesen Gedanken noch weiter und sagt: „Du trägst die Erde mit starker Hand, du bist der allmächtige Gott; denn dein Odem ruft die Kreaturen ins Leben, (8.) wie er auch das Lebenslicht derselben ausbläst." Str. 8: „Du bist der fürsorgende Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar vom Haupte fällt." Zum Schluß endlich betet der Mensch, hier der Dichter, mit den Tieren: O treuer Vater, wache über uns in Not und Gefahr!

II. **Vertiefung.** 1. Hauptgedanke und Gliederung sind bereits unter I bei der Vermittlung mit ausgesprochen worden.

2. Verwandtes. a) Gottesdienst von Rückert. „Sieh, keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn.“ (Nr. 73.) b) Der Rabe von Hey: „Was ist das für ein Bettelmann.“ (Nr. 145.) c) „Fink und Bäuerlein“ von Güll. (Nr. 104.) d) „Wandersmann und Lerche.“ (Nr. 289.) e) „Gottes Lob in Wald und Feld.“ (Nr. 121.)

3. Eigentümlichkeit der Dichtung. a) Große Anschaulichkeit durch die Menge der konkreten Substantiven und Verben. b) Volkstümliche Darstellungsweise der Dichtung durch die Ausdrücke: Sperling vom Dache, Haar vom Haupte, mit Mann und Maus. c) Der Kehrreim, der jedesmal aufs neue den Hauptgedanken ausspricht: „Zu dir, Herr, ruft Mensch und Tier: Du sollst gelobet sein.“

4. Was ist unter Lebenslust und Lebenswonne zu verstehen?

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. Laß dich, Kind, im Danken, Loben und Preisen deines Gottes nicht von den Tieren übertreffen!

2. Rede- und Stilübungen. a) Umschreibung des Gedichts mit Vermeidung der Endreime und mit Anwendung der veränderten Ausdrücke! b) Auswendiglernen und Vortragen. R. D.

145. I. Rabe.

Wilhelm Hey, Fünfzig Fabeln. Gotha. S. 1.

I. **Vorbereitung.** Ein kalter Wintertag war's, und Schnee deckte allenthalben fußhoch die Erde, als die Kinder eines Landmannes im warmen Zimmer am Fenster standen und mancherlei hierbei beobachteten. Da fing auf einmal der kleine Karl an zu seinen Geschwistern zu sprechen und sagte: Hört einmal zu! Ich will euch ein Rätsel aufgeben. (Er spricht die erste Hälfte des Gedichts vor.) Da rufen alle anderen wie aus einem Munde: Das ist der Rabe!

Was ist das für ein Bettelmann?[1]
Er hat ein kohlschwarz Röcklein[2] an
Und läuft in dieser Winterzeit
Vor alle Thüren weit und breit,
Ruft mit betrübtem Ton: „Rab, rab!
Gebt mir doch auch einen Knochen[3]) ab.“
Da kam der liebe Frühling an,
Gar wohl gefiel's dem Bettelmann;
Er breitete seine Flügel aus
Und flog dahin[4]) weit übers Haus;
Hoch aus der Luft so frisch und munter:
„Hab Dank! hab Dank!“[5]) rief er herunter.

II. **Vermittlung.** 1. Bettelmann, Bettler. Mit diesem Worte wird der Rabe als ein Mensch, als eine Person gedacht, personifiziert. 2. Das kohlschwarze Röcklein ist sein Federkleid, sein Gefieder. 3. Nicht den Knochen allein, sondern auch noch ein wenig Fleisch dran; Knochen soll hier überhaupt eine Gabe zum Fressen bedeuten. 4. Im Frühlinge flog der Rabe fort in Wald und Flur und fand hier reichlich Futter. 5. Die beiden Rufe des Raben. Er rief beidemale: „Rab, rab!“ Das erste Mal aber klang sein Ruf, wie ein alter Volksreim besagt, wie: Knabbr' ab! Knabbr' ab! weswegen er eben um einen Knochen bat. Zum andernmale aber klang sein Ruf aus der Luft herunter, wie: Hab Dank! hab Dank! du Mensch, für deine Gaben!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Es war ein harter, kalter Wintertag; Schnee deckte weit und breit Feld, Wald, Wiesen, Gärten und Wege. Auf einem Bauernhofe guckten die Kinder des Hauses durch die halbzugefrorenen Fensterscheiben auf den Hof hinaus. Da kam ein Rabe herzugeflogen.

2. Generalfragen: a) Von welchen Personen und Dingen ist hier die Rede? b) Was ist jedes? (Der Rabe ist ein Bettelmann. Beweise es! 2c.) c) Wie war der Rabe? Er war schwarz, arm, betrübt, hungrig, getröstet, fliegend, frisch und munter und dankbar. d) Wo ist jedes? (Der Rabe ist auf dem Hofe eines Landmanns.) e) Was thut ein jedes? (Der Rabe bittet, bettelt 2c.)

3. Gliederung. a) Der betrübte und bettelnde Rabe in den harten Tagen des Winters. b) Der erfreute und dankende Rabe in den schönen Tagen des Frühlings.

4. Tendenz: Kinder, gedenket im harten Winter auch der hungernden Tiere, namentlich der hungernden Vöglein!

IV. **Verwertung.** Vergleichung mit der folgenden Dichtung:

II. Vögel vor der Scheuer.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 4.

Vögel: „Im Felde draußen, da giebt's nichts mehr;
Der Schnee deckt alles weit umher.
Da hörten wir euren Drescherschlag
Und ziehen dem lieben Klange nach.
Manch Körnlein springt wohl aus der Tennen,
Das könnt ihr uns armen Vöglein gönnen."

Die Drescher drin schlugen nach dem Takt,
Manch Scheffel Korn ward ausgesackt;
Das gab wohl Brot genug fürs Haus.
Manch Körnlein sprang auf den Hof hinaus;
Das ließen die Vöglein auch nicht liegen,
Sie holten es schnell mit Hüpfen und Fliegen.

Vergleichung. a) Die Thatsachen, die in beiden Fabeln uns berichtet werden, finden im harten Winter statt, wo alles draußen verschneit ist. b) In beiden Erzählungen bitten Vögel die Menschen um eine kleine Gabe, um ein wenig Futter. c) Der Schauplatz der Handlung ist dort wie hier der Hof eines Landmannes. d) Die Bitte der Vögel wird in beiden Fällen gewährt.

a) Dahingegen ist in Fabel I nur von einem Vogel die Rede, während in Fabel II von einer Menge erzählt wird. b) Hier flogen die Vögel vor die Tenne der Scheune, dort vor die Hausthür. c) Der Rabe bittet um einen Knochen, die Menge der Vöglein um Getreidekörner. d) Fabel II schließt mit dem Empfange der Gabe ab; Fabel I hingegen führt die Erzählung noch weiter fort bis zum Kommen des Frühlings. e) Die Vöglein vor der Scheuer nehmen die Gaben als selbstverständlich an, ohne dafür Dank zu sagen, der Rabe hingegen ruft beim Scheiden seinen Dank laut aus der Luft herunter dem Landmanne zu.

III. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

(Siehe den Text Seite 165!)

Die **Verschiedenheit** der Güllschen von den beiden Heyschen Fabeln zeigt sich darin, daß hier beide handelnden Personen: der Bittende wie auch der Gebende, ihr Thun näher zu begründen suchen. Der Fink nimmt hierbei zu Scheingründen, ja sogar zu kleinen Lügen seine Zuflucht, wodurch bewiesen werden soll, wie schlau und listig er ist. Gründe: a) Bäuerlein, du bist so reich an Korn und Kern. (Mit diesen zwei Wörtern sollen einesteils die Getreidearten: Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, und anderteils die Ölfrüchte: Raps, Rübsen, Mohn, Lein- und Hanfsamen bezeichnet werden.) b) „Ich hab' dich gar so gern, ich liebe dich sehr", was mit der Wahrheit nicht so recht übereinstimmt, indem diese Liebe viel mehr dem Korn und Kern, namentlich dem Hanfsamen gilt, als dem Bauer. c) Ich komme nur, um das Dreschen zu lernen. d) Ich komme vor allem, um den Geschmack von Korn und Kern unterscheiden zu lernen. Da diese Scheingründe mit einer gewissen Schalkhaftigkeit vorgetragen werden, nimmt's der Bauer nicht übel, sondern lacht herzlich dazu. Auch er begründet sein Thun durch den Ausspruch einer Warnung und den der reichlichsten Gewährung. R. D.

146. Arm Vögelein.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. 1. Gabe. 4. Aufl. Gütersloh o. J. S. 104.

I. **Vorbereitung.** Ein Knabe hatte im Spätwinter das Scharlachfieber gehabt. Als er endlich wieder gesund war, mußte er auf ausdrückliche Anordnung des Arztes noch sechs Wochen lang das Zimmer hüten, das heißt in der Stube bleiben. Mittlerweile hatte der Frühling seinen Einzug gehalten, und alles grünte und prangte ringsumher im Garten. Wenn nun der Knabe so sehnsüchtig in den Garten und in den Sonnenschein hinaussah, da wurde der Wunsch, hinausgehen zu dürfen, in ihm immer reger. So oft und so dringend er nun auch seine Mutter darum bat, so wurde ihm doch seine Bitte von dem strengen Arzte und den besorgten Eltern jedesmal abgeschlagen. Da wurde es dem Knaben oft sehr wehmütig um das Herz, und er bekam nun erst einen rechten nnd vollen Begriff von der goldenen Freiheit: in Garten und Feld, in Wald und Flur frei umher springen zu dürfen. Ihm aber war es zu Mute, als ob er im Gefängnis säße. Da endlich war der Tag herbeigekommen, daß er wieder hinaus durfte. Froh und wohlgemut sprang er bei dem herrlichsten Frühlingswetter in den Garten hinaus und erfreute sich an dem jungen Grün, an Laub und Blumen und am Gesange der Vögel. In seiner Freude gedachte er da auf einmal an seine Lerche, die er im Herbste des vorigen Jahres eingefangen hatte und die wohlverpflegt im Fenster der Stube in einem Drahtkäfige hing. Schnell trat er hinzu und redete die Gefangene also an:

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Armes, eingesperrtes Vöglein,
Bist gefangen schon so lang'!
Täglich hast du voll dein Tröglein,
Und doch ist dir's weh und bang
Hinter diesem Eisengitter
In dem engen, dunkeln Haus.
Ach, gefangen sein ist bitter —
Möchtest in die Welt hinaus?

Nun, ich thu' dir auf den Riegel,
Mach' dir auf das kleine Thor.
Vöglein auf, wohl auf die Flügel!
Steige frei und leicht empor!
Schwinge, springe, singe wieder,
Grüße freundlich Berg und Thal,
Deine Schwestern, deine Brüder,
Froh und frei vieltausendmal!

Zusatz: Und die Lerche erhob sich in die Lüfte und sang und trillerte so herrlich wie noch nie. Der Knabe aber freute sich sehr darüber, und er glaubte, aus ihrem Gesange die Worte zu vernehmen: „Habe Dank, du lieber Knabe, daß du mir die goldene Freiheit wieder geschenkt hast!" Und mit dem Bewußtsein, eine edle That gethan zu haben, freute sich der Knabe noch inniger seiner Genesung, seiner Freiheit und des schönen Frühlings.

III. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften. a) Des Befreiers. Er war mitleidig, barmherzig, freiheitsliebend, thatkräftig, denn er führte sofort auch aus, was er sich vorgesetzt hatte; er war freudig, glückwünschend und grüßend. b) Des Vögleins. Das Vöglein war arm, weil eingesperrt und gefangen, es war traurig, ihm war wehe und bang, es war befreit, war frei und froh und in der Freiheit beglückt.

2. Gliederung. a) Das Bedauern des Vögleins seitens des Knaben. b) Des letzteren Mitleid und Erbarmen. c) Seine Klage und seine Anfrage an das Vöglein. d) Seine That: Die Befreiung des Vögleins, sein Wunsch und sein Abschiedsgruß an dasselbe.

3. Grundgedanke. Wer die Freiheit selbst liebt und hochschätzt, der gönnt und giebt sie auch andern gern.

4. Kontraste. Das eingesperrte Vöglein und der befreite Vogel; das volle Tröglein und das freiheitraubende Eisengitter. Die freie, frische Luft und das enge, dunkle Haus; Riegel und Thor, Berg und Thal; weh und bang — und froh und frei.

5. Schönheiten des Gedichtes. In der ersten Hälfte des Gedichts geben die Wörter: arm, gefangen, weh, ach und bang, eng und dunkel, Eisengitter und Riegel, dem Bedauern und der Betrübnis des Vogels und Befreiers vollen und entsprechenden Ausdruck, während aus den Wörtern: wohl auf, frei und leicht, schwinge, springe, singe wieder, froh und frei, der Jubel und die helle Freude des Vögleins wie auch seines Befreiers laut und vernehmlich herausklingt. (In dem viertletzten Verse ist außerdem eine schöne Assonanz [Gleichklang der Vokale] vorhanden, indem sämtliche Wörter ein i enthalten.)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Habe Mitleid und Erbarmen mit der Tierwelt! b) Entziehe ihnen nicht unnötigerweise ihre Freiheit! c) Steht es in deiner Macht, so befreie sie aus der Gefangenschaft! d) Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.

2. Sprichwörter. a) Freiheit geht über Silber und Gold. b) Freiheit geht vor Gold, sprach die Wachtel und flog ins Feld. c) Freiheit ist lieber denn Aug' und Leben. d) Freiheit, wie gering, ist doch ein gut Ding. e) Besser frei in der Fremde als Knecht daheim.

3. Stil- und Redeübungen. a) Bilde durch Verbindung der Einleitung des Gedichts und des Zusatzes eine Erzählung: Knabe und arm' Vöglein! b) Nachbildung. Knabe und Eichhörnchen. Knabe, Fuß gebrochen, Monate lang im Bett liegend, dann wochenlang in der Stube an Krücken gehend rc.

c) Vergleichung mit „Herzeleid, ach Herzeleid" von Agnes Franz. Siehe Nr. 328 dieses Bandes! R. D.

147. Das arme Vöglein.

H. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 1874. S. 197.

1. Ein Vogel ruft im Walde, ich weiß es wohl, wonach?
   Er will ein Häuschen haben, ein grünes, laubig Dach.
2. Er rufet alle Tage und flattert hin und her,
   Und in dem ganzen Walde hört keiner sein Begehr.
3. Und endlich hört's der Frühling, der Freund der ganzen Welt,
   Der giebt dem armen Vöglein ein schattig Laubgezelt.
4. Wer singt im hohen Baume so froh vom grünen Ast?
   Das thut das arme Vöglein aus seinem Laubpalast.
5. Es singet Dank dem Frühling für das, was er beschied,
   Und singt, solang er weilet, ihm jeden Tag ein Lied.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Es ist am Ende des Winters. Die Frühlingslüfte wehen. Ein eben aus dem Süden angekommenes Vöglein sitzt auf dem kahlen Aste eines Baumes und läßt seine Stimme erschallen. Wonach mag das Vöglein rufen? Nach zweierlei: nach einem Häuschen (Neste) und nach einem grünen, laubigen Dache. Soll's ihm wohl sein, so gehören diese beiden Dinge dazu; denn ins Nest will das Vöglein seine Eier legen, aus denen später die Jungen schlüpfen, und unter dem grünen, laubigen Dache sucht es Schutz vor Wind und Wetter und vor seinen Feinden, den Raubvögeln und wohl gar auch vor den unnützen Buben, die ihm nachstellen.

Str. 2. Der Ruf des Vögleins ertönt täglich bald hier, bald da (es „flattert = fliegt unstät, unruhig, ängstlich hin und her"), aber im ganzen Walde ist niemand, der sein „Begehr" (seinen Wunsch, sein Verlangen) hört und versteht.

Str. 3. Da kommt endlich „der Freund der ganzen Welt", der schöne Frühling, der hört das Rufen und bringt dem armen Vöglein das Laubgezelt (Zelt ist hier das sich über uns wölbende Dach eines Baumes; Gezelt ist der poetische Ausdruck für Zelt).

Str. 4. Nun, nachdem sein Wunsch erfüllt ist, klingt aber die Stimme des armen Vögleins anders als vorher. Es ist ein froher Gesang, der nicht mehr vom kahlen, sondern vom grünen Aste ertönt, auf welchem das Vöglein seinen Laubpalast (eine prachtvolle, herrliche Laubwohnung) sich erbauet hat.

Str. 5. Was ist denn aber der Inhalt des frohen Gesanges? Es ist ein Danklied, welches das Vöglein dem Frühlinge für das bringt, was er ihm beschied (ihm bestimmte, gab, zuwies). Aber diesen Dank spricht das Vöglein nicht nur ein einziges Mal aus, sondern jeden Tag, solange der Frühling weilt (dauert, währt).

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Der Wald ist der Aufenthalt der Vöglein, er ist der Ort, wo sie ihre Wohnung aufschlagen, ihre Kinder groß ziehen und Futter und Schutz (s. Str. 1) finden. Die Zeit ist (in Str. 1 und 2) die des Übergangs zwischen Winter und Frühling, also die Zeit, in welcher die Bäume und Sträucher Knospen haben und nur die Wirkung der Frühlingssonne und Frühlingslüfte abwarten, um ihren Blätterschmuck anzulegen.

Nach Str. 3 ist die Zeit weiter vorgerückt; die Bäume haben bereits das Laub; der Frühling mit all seiner Lust und seiner Pracht ist da!

2. Eigenschaften und Thätigkeiten a) des Vögleins. Der Vogel ist klein (Vöglein) wie alle Singvögel; er ist beständig, denn er ruft alle Tage; er ist arm, weil ihm das Häuschen und das grüne Dach fehlt; er ist froh, nachdem ihm der Frühling Dach und Nest gegeben; er ist dankbar und singt dem Frühlinge täglich ein Liedchen. —

Das Vöglein ruft, flattert, singt, dankt. Ist das Vöglein wohl gar eine Nachtigall? Vielleicht! Denn die Nachtigall singt auch nur, solange der Frühling weilet. Im heißen Sommer schweigt sie.

b) des Frühlings. Er ist der Freund der ganzen Welt (Inwiefern?) und ein freundlicher Geber. Er hört wie ein Mensch, er giebt, er empfängt Dank wie ein Mensch. Der Dichter stellt ihn als Person dar.

3. Gedankengang. Str. 1. Das arme Vöglein bittet um ein grünes Laubdach. St. 2. Niemand hört seinen Wunsch. Str. 3. Endlich hört's der Frühling und giebt ihm das Laubdach. Str. 4. Das Vöglein singt ein frohes Lied. Str. 5. Das Vöglein dankt dem Frühlinge.

4. Nutzanwendung für Herz und Leben. Das Vöglein lehrt uns den Spruch: Bittet, so wird euch gegeben! auch den: Haltet an am Gebet! und auch den: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich! Es erinnert uns auch an das Sprichwort: Auf einen Streich fällt man keinen Baum, und an das Wort: Denen, die uns wohlthun, sollen wir danken. Der Frühling lehrt uns, daß andere für die Wohlthaten, die wir ihnen erweisen, dankbar sind und uns Freude bereiten.

5. Rede- und Stilübungen. a) Wozu braucht das Vöglein ein grünes Laubdach (Str. 1)? b) Welche Eigenschaften und Thätigkeiten des Vögleins sollen auch wir uns aneignen? c) Warum wird das Vöglein arm genannt? d) Warum sang später das Vöglein so froh? e) Erzähle den Inhalt des Gedichts in einem Briefchen! (Im Walde hörte ich ein Vöglein rufen 2c.) W. D.

148. Das Vöglein in der Wiege.

Georg Christian Dieffenbach, Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 11.

I. **Vorbereitung.** Es war an einem herrlichen, warmen Maienabend, als Marie, die Tochter eines Gärtners, sich in dem Teile des großen Gartens erging, in welchem viele Sträucher und dichtes Gebüsch standen. Von ungefähr sah sie einen Vogel aus einem Fliederstrauche kommen; sie trat hinzu, schaute hinein und sah zwischen dem Gabelaste eines schwanken Zweiges ein kleines, rundes Nest, in welchem ein einziges kleines Vöglein lag. Ganz versunken in den Anblick des Vögleins spricht sie für sich hin:

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Der Lehrer liest das Gedicht mit Innigkeit und Wärme vor; eine geübte Schülerin liest es nach und hierauf der ganze Chor.)

1. In der Wiegen seh' ich liegen
Dort ein kleines Vögelein;
Und es streckt sich, und es reckt sich
In dem Nestchen warm und klein.

2. Leise gehet, leise wehet
Durch die Zweige hin der Wind;
Auf und nieder, hin und wieder
Schaukelt er das Vogelkind.

3. Unter Zweigen, die sich neigen,
Schlummert still das Kindlein traut;
Durch die grünen Laubgardinen
Sonne nach der Wiege schaut.

4. Und zur Seiten singt voll Freuden
Mütterlein ein Wiegenlied;
Und ihr Singen und ihr Klingen
Durch den stillen Abend zieht.

5. Vöglein reget und beweget
Leis' im Schlaf die Flügelein;
Träumt von Fliegen in der Wiegen
Und von Duft und Sonnenschein.

III. Fragen zur **Vermittlung** des Wort- und Sachverständnisses. Inwiefern kann man ein Vogelnestchen eine Wiege nennen? Was macht der Wind mit dem Nestchen? Was ist unter Laubgardinen zu verstehen? Warum kann man den Gesang der Vogelmutter ein Wiegenlied nennen? Was wird es nach den beiden Schlußversen von Str. 4 für ein Vogel gewesen sein? Warum hat das Vogelkind gerade nur von Würmern, Blumenduft und Sonnenschein geträumt?

IV. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften der handelnden Personen: a) des beobachtenden Mägdleins. Sie war sinnig, erfreut, gütig, teilnehmend und für sich sprechend. b) Des Vogelkindes. Es war hilflos, müde, eingeschlafen, bewacht und behütet und endlich träumend. c) Der Vogelmutter; sie war glücklich, freudevoll und singend.

2. Gliederung des Inhalts. a) Das sich reckende und streckende Vöglein. b) Das geschaukelte Vogelkind, c) welchem ein Wiegenlied gesungen wird. d) Das schlummernde und e) das träumende Vöglein.

3. Eigentümlichkeit in der Form. Der erste und dritte Vers einer jeden Strophe dieses sinnigen und lieblichen Gedichts hat einen weiblichen Doppelreim, und jede Strophe gliedert sich in zwei gleiche Hälften. In dem ganzen Gedichte sind die Wörter mit den hellern und höhern Vokalen: **i**, **e** und **ei** vorherrschend und stimmen zur Freude. Zugleich verleihen sie dem Ganzen ein liebliches und heiteres Gepräge.

V. **Rede- und Stilübungen.** 1. Vergleiche das Vogelnest mit einer Wiege: a) Ähnlichkeiten, b) Unterschiede!

2. Selbstgespräch eines Mädchens über das, was sie heute im Garten gesehen. (Mit Benutzung der Vorbereitung.) R. D.

149. Der Distelfink.

Wilhelm Curtman, Geschichten für Kinder. Gießen 1867. S. 22.

Als der liebe Gott die Vöglein machte, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen und Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen, aber auch zum Singen. Und als sie alle fertig waren und um ihn her standen, da nahm er einen großen Farbenkasten und malte ihnen bunte Federn. Da kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und rötliche Flügel, und der Kanarienvogel wurde so gelb wie eine Citrone, und die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen weißen Fleck daneben, und alle Vögel wurden prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickt. Nur einer war übrig geblieben, weil er hinter den andern stand und sich nicht vordrängen wollte: das war der Distelfink. Als er endlich auch herbeikam, da hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht, und es war nichts mehr übrig als die leeren Schälchen. Da weinte das arme Vögelchen, daß es nicht auch ein so buntes Federkleid haben sollte wie die andern. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei ruhig! es ist noch in jedem Schälchen ein klein wenig Farbe zurückgeblieben, das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen." Und er that es und malte den Distelfink ein bißchen rot und ein bißchen blau und ein bißchen schwarz und ein bißchen grün, aus allen Schälchen ein wenig, so daß er der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihn so schön gemacht hatte.

I. **Vorbereitung.** Hier zeige ich euch einen kleinen, hübschen Vogel. Betrachtet einmal sein Federkleid! Wo sieht er gelb, wo rot, weiß, blau aus? Welche Farben bemerkt ihr noch an ihm? Ja, er hat ein lustiges, buntes Röcklein an, der kleine Distelfink oder Stieglitz, wie man ihn auch nennt. Gott, der alles geschaffen hat, was auf Erden lebet und webet, hat auch ihm das Leben gegeben. Aber wie der Distelfink zu seinem bunten Federkleide gekommen ist, wißt ihr doch nicht; das sollt ihr aber jetzt erfahren.

II. **Vermittlung.** 1. Vorlesen der Erzählung. 2. Erklärendes Abfragen. Wann schuf Gott die Vögel? Wie sprach er, als er ansah, was er geschaffen hatte? Ja, er hat alles wohl gemacht. Was hat er den Vögeln gegeben? Wozu braucht der Vogel die Beine? (Zum Hüpfen.) Wozu brauchen sie wieder andere? 2c. 2c.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. In Eden, wo Gott für Adam und Eva einen schönen Garten, das Paradies, erstehen ließ, gab er den Vögeln gewiß auch das bunte Federkleid. — Ein großer Strom teilte sich in mehrere Hauptarme, die Gegend zu bewässern. Zwischen den Flüssen breiteten sich Wiesen und allerlei Fruchtgefilde aus. Bäume, verschieden an Gestalt und Größe, wuchsen da und waren mit Früchten reich beladen. — In dem Wasser wimmelte es von Tieren ohne Zahl; auch Landtiere aller Art lebten dort friedlich und freudig bei einander. — Unter einem Baume, der hoch emporragte und seine gewaltigen Zweige

weithin ausbreitete, saß der liebe Gott. Alle Vögel, große und kleine, standen um ihn her; er malte allen bunte Federn. Als zuletzt der Distelfink an die Reihe kam, senkte sich schon die goldne Sonne, das weite Gefilde verklärend und verschönend.

2. Gedankengang. a) Gott gab den Vögeln Leben und Gestalt; b) er malte allen ihr Federkleid; c) er hatte alle Farben verbraucht, als der Distelfink an die Reihe kam; d) er tröstete den klagenden Distelfink; e) er gab auch ihm ein buntes Federkleid.

IV. **Verwertung.** 1. Hauptgedanke. Sei bescheiden; Bescheidenheit bleibt nicht unbelohnt! Vertrau auf Gott in aller Not! Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie ich zu meinem bunten Federkleide kam. (Vom Distelfink selbst erzählt.) Als der liebe Gott mich und alle Vögel schuf, da gab er uns Beine zum Hüpfen, Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen und Singen. Und als wir alle fertig waren und um ihn her standen ꝛc.

b) Das Federkleid des Distelfinken. (Beschreibung.) Der Distelfink ist der bunteste Vogel Europas. Sein Kopf ist vom Schnabel an bis zum Nacken hinab kohlschwarz gefärbt; nur hinter jedem der Augen läuft von der Stirn bis zur weißen Kehle hinab ein blutroter Streifen, welcher sich von seiner schwarzen Umsäumung scharf abhebt. — Nacken, Schultern und Rücken schillern gelb und grau und braun; sie sehen gelblich-graubraun aus. — Die Schwungfedern sind tiefschwarz gefärbt, haben weiße Spitzenflecke und sind mit einer schönen hochgelben Binde geschmückt. — Die Schwanzfedern sehen auch schwarz aus und sind gleichfalls mit weißen Spitzenflecken versehen, die zwei äußeren Schwanzfedern aber mit einem großen weißen Fleck auf der Innenfahne. — Männchen und Weibchen sind sich in der Färbung so ähnlich, daß sie nach dieser schwer von einander zu unterscheiden sind.

c) Vergleiche Stieglitz und Kanarienvogel! (Größe und Gestalt, Färbung, Lebensweise und Nahrung; Nutzen und Schaden.)

A. Hentschel.

150. Von dem Frosch und dem Ochsen.

Äsop. Karl Simrock, Äsops Leben und Fabeln. Frankfurt a. M. Gedruckt in diesem Jahre. S. 91. (Gekürzt.)

Ein Frosch sah einen Ochsen auf einer Weide gehen und gedachte bei sich selbst: „Wenn du deine gerunzelte Haut aufblähtest, so möchtest du wohl auch so groß werden wie dieser Ochse.“ Da fing er an, sich zu blähen, so stark er nur konnte, und fragte seine Jungen: „Was dünkt euch? bin ich bald so groß wie der Ochse?“ Sie antworteten: „Nein!“ Da blähte er sich noch besser und sprach zu ihnen: „Wie nun?“ Sie antworteten wie vorher. Nun begann er sich zum drittenmal zu blähen — da zerplatzte er und starb.

Bläh dich nicht zu sehr, daß du nicht brichst! Das ist: Du sollst nicht übermütig, noch zu hoffärtig sein, sonst wirst du zunichte.

I. **Vorbereitung.** Auf dem grünen Uferrande eines Teiches saß ein alter, großer Frosch und sah in seiner Nähe einen Ochsen auf der

Wiese grasen. Was gedachte derselbe bei sich selbst? — Was bildete er sich ein? Welchen Wunsch hegte dieser Frosch? Er glaubte auch an des Wunsches Erreichung. Wie drückt er dies im Selbstgespräche aus? Was that er nun? Er blähte (blies) seine gerunzelte (faltenreiche) Haut auf. Nun frug er seine Jungen. Andere Fabulisten sagen: seine Brüder, seine Kameraden oder die andern Frösche. Diese verneinten seine Fragen zu beiden Malen. Da blies er sich zum drittenmale auf und — zerplatzte.

II. **Vertiefung.** 1. Eigenschaften des Frosches. Er war eingebildet, aufgebläht, aufgeblasen, übermütig, hoffärtig, stolz und zerplatzt und tot. 2. Hauptgedanke. Siehe die Lehre am Schlusse der Fabel!

3. Gedankengang. Der eingebildete und aufgeblasene Frosch, sein Eigendünkel und Hochmut, seine zwei Fragen, der Frösche verneinende Antwort, sein dreimaliges Aufblasen und — sein Tod.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Lehre s. unter der Fabel. b) Äsop giebt zur Einleitung seiner Fabel noch eine zweite Lehre: „Wenn sich die Armen in Übermut erheben, daß sie den Mächtigen gleich zu werden meinen, da kommen sie leicht zu Falle und zerbersten vor Hochmut. c) Sprichwörter: Hochmut kommt vor dem Falle. Hochmut kommt nicht von Armut. Hochmut thut nimmer gut. Wenn Hochmut aufgeht, geht Glück unter. Kein Übermut entläuft der Rut'.

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildung. Ein Bauersmann dünkt sich eben so viel zu sein als der Graf seines Dorfes. b) (Für die Schüler einer Oberklasse: Übertragung der Fabel auf menschliches Thun und Treiben.) 1. Mancher Kaufmann, der einige tausend Mark verdient hat, lebt wie ein Banquier. 2. Mancher Dichterling, der ein paar Gedichte aufgesetzt hat, dünkt sich ein neuer Goethe oder Schiller zu sein. 3. Mancher Lieutenant, der seinen Zug geschickt geführt, hält sich schon für einen zukünftigen Blücher oder Moltke. 4. So mancher unbedeutende Zeichner bildet sich ein, ein Kaulbach oder ein Dürer zu sein. Mehr ähnliche Beispiele! NB. Diese Fabel erinnert unwillkürlich an den Größenwahnsinn vieler in unsern Tagen. R. D.

151. Rätselfragen.

Vorbemerkung. Sehr treffend sagt C. Richter in seiner „Anleitung zum Gebrauch des Lesebuches": „Der Ursprung des Rätsels ist schon unter den Völkern des Altertums zu suchen. Die denselben eigentümliche symbolische Betrachtungsweise der Dinge bildete die Grundlage, auf der die Anfänge der Rätseldichtung entstehen mußten. Was der dem Geheimnisvollen zugewandte Sinn an den Dingen erschaute, dem wurde durch eine Frage ein rätselhafter Ausdruck verliehen. So entstand die einfachste Form des Rätsels, die sogenannte Rätselfrage, welche noch jetzt bei den Kindern und bei dem Volke ein beliebtes und gern geübtes Denkspiel bildet."

Entstammt demnach die Rätselfrage dem Kindheitsalter der Menschheit, so gehört sie auch vor allen andern Rätselarten auf das Unterrichtsfeld der Unterstufe in der Volksschule. Sind aus diesem Grunde Rätselfragen und andere leicht zu lösende Rätsel, wenn auch nur vereinzelt vorkommende, so doch aber berechtigte Dichtungen für das Schullesebuch, so darf auch die Lösung derselben nicht der Willkür und dem blinden Zufall überlassen bleiben, sondern muß vielmehr durch eine zweck- und planmäßige unterrichtliche Behandlung erstrebt und gefunden werden. Die Lösung soll kein willkürliches Herumknabbern an der zu knackenden Nuß, sondern das Resultat des durch den Unterricht geleiteten Besinnens und Nachdenkens der Schüler sein.

Wo aber sind nun die festen Haltepunkte zu finden, in welchen der Unterricht seine Hebel zu einer planmäßigen Lösung einzusetzen hat? Nun gewiß in keinem andern Punkte als in dem, in welchem eben die Verhüllung oder das Geheimnisvolle der Rätselfrage besteht. Der Kern der Rätselfrage liegt meistenteils in der Doppelsinnigkeit eines Wortes, insbesondere in dem Doppelsinne der Grundwörter, die bei der Lösung durch ein hinzugefügtes Bestimmungswort oder durch eine nähere Bestimmung mit einer Präposition dann aus ihrer Mehrdeutigkeit heraustreten, z. B. Welche Brust ist nicht von Fleisch? Die Armbrust. Welches Blatt ist wohl von Stahl? Das Blatt an der Säge. Zuweilen beruht der Doppelsinn auch nur auf einem bloßen Klange oder Anklange mit einem ähnlichen Worte, z. B. Welche Wand fällt nimmer ein? Die Leinwand. Welcher Ring ist niemals rund? Der Hering.

Wie nun der, welcher den süßen Kern der Nuß genießen will, erst die harte Schale zerbrechen, knacken und beseitigen muß, so muß auch die Lösung des Rätsels die absichtliche Verhüllung und den Doppelsinn des Wortes zuvor beseitigen.

Was schließlich nun den Zweck des Rätsels für die Schule anbelangt, so steht für jeden Einsichtigen längst fest, daß durch die Lösung nicht allein den Kindern eine Freude und Lust bereitet, sondern vor allem der Verstand und der Scharfsinn der Schüler geweckt und ihre stets rege Einbildungskraft geregelt und nach festen Gesichtspunkten hin gelenkt werden soll.

Dreißig Rätselfragen.

Rudolf Dietlein nach Friedrich Güll, Scherz und Ernst. Stuttgart. S. 28.

Welcher Kopf hat keine Nase?
Welche Stadt hat keine Straße?
Welche Nase ist wohl von Stein?
Welcher Mond hat keinen Schein?
Welcher Laden hat keine Thür?
Welcher Ring ist wohl ein Tier?
Welcher Vogel hat keine Feder?
Welche Mühle hat keine Räder?
Welches Wasser hat keine Quelle?
Welcher Schneider hat keine Elle?
Welcher Hut wohl schmecket süß?
Welcher Bauer hat keine Füß'?
Welches Blatt ist ganz von Eisen?
Welcher König kann nicht verreisen?
Welche Nadel hat kein Ohr?
Welche Mühle hat kein Wehr?
Welches Pferd hat keinen Huf?
Welcher Hahn hat keinen Ruf?
Welches Pflaster ist nicht von Stein?
Welche Wand fällt nimmer ein?

Welches Schiff hat keinen Mast?
Welcher Stock hat keinen Ast?
Welcher Mann hat keine Frau?
Welcher Fuchs hat keinen Bau?
Welcher Schimmel hat keinen Stall?
Welche Büchs' giebt keinen Knall?
Welcher Acker trägt kein Getreid'?
Welche Jungfer ziert kein Geschmeid'?
Welche Sichel ist nicht von Stahl?
Welches Schloß hat keinen Saal?

I. **Überleitungsfragen.** 1. Nenne mir alle möglichen Arten von Köpfen! Welcher derselben hat keine Nase? 2. Das Wort Stadt (Statt) kommt zweimal in unserer Sprache vor. Nenne mir Städte (=stätte)! 3. Die Nase ist ein Vorsprung in unserm Gesichte. Wo findet man einen ähnlichen Vorsprung? 4. Wir Christen schmücken unsere Kirche mit einem Kreuze. Thun dies andere Religionsbekenner auch? 5. Nenne mir verschiedene Läden! 6. Wie muß also die erste Hälfte des Wortes heißen? 7. Auch den Menschen nennt man zuweilen einen Vogel. Welchen wohl? 8. Hast du schon ein Dambrett gesehen? 9. Auch in unserm Körper ist Wasser vorhanden. Was dringt durch die Poren unseres Körpers, wenn es heiß ist? Was aus unseren Augen, wenn wir Schmerzen haben? 10. Welche Schneider kennst du wohl? So in ähnlicher Weise weiter.

II. **Lösungen.** 1. Der Kohlkopf. 2. Die Werkstatt. 3. Die Ziegelsteinnase. 4. Der Halbmond der Türken. 5. Der Fensterladen. 6. Hering. 7. Der Spaß=, Pech= oder Unglücksvogel. 8. Die Zwickmühle. 9. Augenwasser. 10. Der Futterschneider. 11. Der Zuckerhut. 12. Vogelbauer. 13. Sägeblatt. 14. Der Kartenkönig. 15. Stricknadel. 16. Windmühle. 17. Heupferd. 18. Bierhahn. 19. Heilpflaster. 20. Die Leinwand. 21. Das Kühlschiff. 22. Der Bienenstock. 23. Der Schneemann. 24. Der Fuchs unter den Schmetterlingen. 25. Der Schimmel am Brote ꝛc. 26. Die Sparbüchse. 27. Der Gottesacker. 28. Seejungfer. 29. Die Mondsichel. 30. Das Vorlegeschloß. R. D.

152. Noch dreißig Rätselfragen.

R. Dietlein nach Friedrich Güll, Kinderheimat. Gütersloh. I. Gabe. S. 144.

Welche Uhr hat keine Räder?
Welcher Schuh ist nicht von Leder?
Welches Faß hat keinen Reif?
Welches Pferd hat keinen Schweif?
Welcher Stock hat keine Zwinge?
Welche Schere keine Klinge?
Welches Häuschen hat kein Dach?
Welche Mühle treibt kein Bach?
Welcher Hahn hat keinen Kamm?
Welcher Fluß hat keinen Damm?
Welcher Bock hat keine Haut?
Welches Glöckchen keinen Laut?
Welcher Kamm ist nicht von Bein?
Welche Wand ist nicht von Stein?
Welche Kuh hat gar kein Horn?
Welche Rose keinen Dorn?
Welcher König hat kein Reich?
Welche Brust ist niemals weich?
Welcher Mann hat kein Gehör?
Welcher Schütze kein Gewehr?
Welcher Schlüssel schließt kein Schloß?
Welchen Karren zieht kein Roß?
Welches Futter frißt kein Gaul?
Welche Katze hat kein Maul?
Welcher Bauer pflügt kein Feld?
Welcher Spieler verliert kein Geld?
Welcher Knecht kriegt keinen Lohn?
Welcher Baum hat keine Kron'?
Welcher Fuß hat keinen Zeh?
Welcher Schlag thut keinem weh?

I. **Vermittlung.** Bei jeder Frage stellt der Lehrer zunächst die Überleitungsaufgabe: Nennt mir verschiedene Uhren! Rosen! Katzen! ꝛc. Auf welche der genannten Uhren ꝛc. paßt nun die hier angegebene nähere

Bestimmung und Einschränkung? Trifft bei seinen Angaben der Schüler noch immer nicht den zu ratenden Gegenstand, so muß derselbe durch leise Hindeutungen ihm näher gelegt werden.

II. **Lösungen**. 1. Sonnenuhr. 2. Hemmschuh. 3. Tintenfaß. 4. Heupferd. 5. Bienenstock. 6. Krebsschere. 7. Schneckenhäuschen. 8. Kaffeemühle. 9. Bierhahn. 10. Überfluß. 11. Sägebock. 12. Schneeglöckchen. 13. Hahnenkamm. 14. Leinwand. 15. Blindekuh. 16. Gesichtsrose (= Gesichtsrotlauf). 17. Zaunkönig. 18. Armbrust. 19. Strohmann. 20. Der ABC-Schütze. 21. Uhrschlüssel. 22. Schiebkarren. 23. Unterfutter. 24. Geldkatze. 25. Orgelbauer. 26. Geigenspieler. 27. Stiefelknecht. 28. Schlagbaum. 29. Beifuß. 30. Taubenschlag. R. D.

153. Die ABC-Schützen.

(Rätsel.)

Des Knaben Wunderhorn. 4. Aufl. Berlin (Grote) 1876. II. Teil, S. 455.

Vorbemerkung. An die Rätselfrage reihet sich auf der Unter- und Mittelstufe das Rätsel in seinen leichtesten Formen und Gestaltungen an. Was ist das Rätsel? Das Rätsel ist stets eine Frage, eine Aufgabe zum Erraten eines Wortes, das in der Darstellung durch eine absichtliche Verhüllung nur umschrieben wird. Von dem zu erratenden Worte (Gegenstande) müssen in einem wirklich guten Rätsel so viele Merkmale bestimmt angedeutet werden, als zum sichern Erraten nötig sind, aber auch nicht mehr, da sonst dem Nachdenken und dem Scharfsinn zu geringe Anregung übrig bleibt. Das Nachsinnen wird aber um so mehr angespornt werden, je mehr Kontraste und widersprechende Aussagen von dem zu erratenden Gegenstande sich in der Umschreibung gegenüberstehen. Die auf der Unter- und Mittelstufe zu behandelnden Rätsel sind:

1. Das reine Worträtsel, z. B.:

Im Lenz erfreu' ich dich, im Sommer kühl' ich dich,
Im Herbst ernähr' ich dich, im Winter wärm' ich dich. (Obstbaum.)

2. Das homonyme oder doppelsinnige Rätsel, in welchem das zu erratende Wort mehrere Bedeutungen hat, z. B.:

Bäume sind es, an denen ich hange;
Tücher sind es, an denen ich prange;
Bänder sind es, welche ich halte;
Blumen sind es, die ich entfalte,
Wenn mich der Stickerin Finger führt
Und mein Stachel den Grund berührt.
(Nadeln.)

Oder: Es ist eine schöne Blume und gefährliche Krankheit. (Rose.)
Oder: Es ist ein hübscher Vogel und das schlimmste Augenleiden. (Star.)

3. Das sogenannte Krebsrätsel (Palindrom), z. B.:

Kennst du den Vogel, dessen Name derselbe bleibt,
Wenn man ihn von vorn oder von hinten schreibt? (Kuckuck.)

4. Das Silbenrätsel oder die Charade, in welchem ein zusammengesetztes Wort in Silben zerlegt wird, die bei der Umschreibung des Rätsels selbständige Wörter bilden und in ihrer Zusammenziehung das verhüllte Ganze bezeichnen, z. B.:

In des ersten heil'gen Raum
Paßt das heitre zweite kaum;
Nur wenn es die Orgel thut,
Hält man solches ihr zu gut.
Und das Ganze? Mancher hält
Es schon für die ganze Welt. (Kirchspiel.)

5. Das Buchstabenrätsel (Logogriph).

Z. B. Das Ganze ist in allen Städten und Apotheken zu finden; den Kopf weggenommen, so ist's das Schmachvollste am Menschen, den Hals noch weg, so ist's die Zierde des herbstlichen Gartens. Die beiden noch übrig gebliebenen Silben geteilt, so ist die erste ein Hauptteil des Baumes und mit der letzten redete Friedrich der Große selbst seine Generale an. (Pflaster, Laster, Aster, Ast, er.)

Oder: „Mit a beschwerlich, Mit a so drückend, (Last.)
Mit i gefährlich, Mit i berückend, (List.)
Mit u begehrlich; Mit u entzückend.“ (Lust.) Haug.

Das Wesen des Rätsels beruht meist auf einem Wortspiele oder dem Doppelsinne und der mehrfachen Bedeutung eines Wortes und der absichtlichen Verhüllung des zu ratenden Gegenstandes. Bei der unterrichtlichen Behandlung sind zunächst wie bei jedem andern Lesestücke die Einzelheiten klar zu stellen, dann einige Überleitungsfragen zu stellen und schließlich die Schüler anzuhalten, darüber nachzusinnen, auf welches Ding oder Wesen diese Einzelbestimmungen wohl passen. Geraten hierbei die Schüler auf unrichtige Lösungen des Rätsels, so müssen sie sofort durch die näheren Angaben zu der Erkenntnis gebracht werden, daß ihre vermutliche Lösung eine irrige und falsche war. Ist aber die richtige Lösung gefunden, so muß der Schüler zur Einsicht geführt werden, daß sämtliche Einzelbestimmungen mit dem erratenen Gegenstande übereinstimmen und nur allein auf ihn passen. Das folgende Rätsel (die ABC-Schützen) ist ausführlich erläutert worden, bei den übrigen werden einzelne Hinweise und Überleitungsfragen sowie die Lösungen genügen, zumal da in den deutschen Lesebüchern eine Übereinstimmung in betreff der aufgenommenen Rätsel, mit Ausnahme der klassischen Rätsel von Schiller, Rückert und Schleiermacher, nicht zu finden ist.

Rate, was ich habe vernommen:
Es sind achtzehn fremde Gesellen ins Land gekommen,
Zu malen schön und säuberlich;
Doch keiner einem andern glich.
All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen,
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn.
Das waren hochgelehrte Leut',
Der erst' erstaunt, reißt's Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuselein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünft' gar wie ein Uhu thut.
Das waren ihre Künste gut,
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

I. **Vorbereitung.** Mit dem Worte ABC-Schützen bezeichnet man noch heute, insbesondere aber früher, wo alle Schüler nach der Buchstabiermethode lesen lernten, die kleinen Leseschüler, welche zwar schon einzelne Buchstaben, aber noch keine Silben und Wörter lesen konnten. Weil nun hierbei die Verbindung der Buchstabennamen zu Silben und Wörtern ein Tappen im Finstern, ein Schießen ins Blaue war und die Kleinen ebenso gut daneben — was nur leider zu oft geschah — als ins Schwarze treffen konnten, so nannte man diese ihre Thätigkeit Silben raten oder nach Silben und Wörtern schießen, und da dies mit den Buchstabennamen A, B, C. rc. geschah, die kleinen Schützen selbst ABC-Schützen.*)

Diese Überschrift steht nun mit dem Rätsel in inniger Verbindung, indem durch diese Hindeutung die Lösung des Rätsels vermittelt werden soll. (Ausführlich in Frage und Antwort bearbeitet.)

II. **Vermittlung.** Von wem ist in diesem Rätsel die Rede? Und weiterhin von wem noch? Was wird in der sechsten Zeile von den 18 Gesellen gesagt? Sie sind an und für sich stumm. Allein was sagt die siebente Zeile? Wann also kann man sie verstehen? Wenn die fünf Dolmetscher sich mit ihnen verbinden. Wer ist ein Dolmetscher? Wer sind aber die Dolmetscher hier? Die fünf Personen, welche die 18 Gesellen redend machen. Im Rätsel werden nun aber oft Dinge und Sachen als Personen betrachtet. So auch hier. Doch hört weiter! Was macht der erste Dolmetscher? Bist du auch schon einmal erstaunt und hast vor Verwunderung den Mund aufgethan? Welchen Laut riefst du da aus? Und was machte der vierte Dolmetscher? Wie aber ruft denn der Fuhrmann, wenn sein Pferd ruhig gehen soll? Weißt du auch, wie der Uhu ruft? Welchen Laut also ruft er? u, u. Nun wißt ihr gewiß auch, welchen Laut kleine unartige und eigensinnige Kinder schreien? Und welchen das Mäuslein pfeift?

Nun merkt auf! Was sagt die dritte Zeile von unten von den Dolmetschern? Also das waren ihre ganzen Künste, denn weiter konnten sie nichts. Nun denkt an die ABC-Schützen und die kleinen schwarzen Dinger, die ihnen oft schon viel Not gemacht. Wer sind also die fünf Dolmetscher? Wer die 18 Gesellen? Nun laßt uns sehen, ob dies auch stimmt! Was kann man mit ihnen nach Zeile 3 machen? Schön und sauber schreiben. Wie sind sie nach Zeile 4? Verschieden. Zeile 5 ist unwesentlich. Was sind die Dolmetscher nach Zeile 9? Das will sagen: ohne sie, überhaupt ohne Sprache kein Wissen, keine Wissenschaft, keine Gelehrsamkeit. Und was wird endlich in der vorletzten Zeile von den

---

*) Nur für den Lehrer: Der Name ABC-Schützen stammt aus dem Mittelalter. Die Bacchanten oder fahrenden Schüler führten Knaben mit sich, um sie lesen und schreiben zu lehren, häufiger aber ließen sie dieselben auf Gänse, Enten und Hühner schießen, d. h. dieselben stehlen. Die Schüler der Volksschule brauchen von diesen Auswüchsen der werdenden Volksschule nichts zu wissen. Leicht reizt hier das Wissen zur Verführung und Nachahmung.

Dolmetschern gesagt? Durch sie wurden Silben und Wörter, also die menschliche Sprache gebildet, welche die ganze Welt erfüllt und nimmer vergehen wird, solange Menschen leben.

III. **Verwertung.** Das Rätsel ist von den Schülern auswendig zu lernen und andern aufzugeben, die es noch nicht kennen. R. D.

154. I. Der Rekrut.

Friedrich Güll, Kinderheimat. I. Gabe. Gütersloh. S. 19.

1. Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr;
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer;

2. Der muß an der linken Seiten
Einen scharfen Säbel han,
Daß er, wenn die Feinde streiten,
Schießen und auch fechten kann.

3. Einen Gaul zum Galoppieren
Und von Silber auch zwei Spor'n,
Zaum und Zügel zum Regieren,
Wenn er Sprünge macht im Zorn.

4. Einen Schnurrbart an der Nasen,
Auf dem Kopfe einen Helm —
Sonst, wenn die Trompeten blasen,
Ist er nur ein armer Schelm.

I. **Vorbereitung und Vertiefung.** Einmaliges Vorlesen dieses kleinen Gedichts durch den Lehrer und mehrmaliges Durchlesen seitens der Schüler wird genügen, die letztern in das Verständnis desselben einzuführen, da es in leicht verständlicher und kindlicher Sprache geschrieben ist. Während des Durchlesens sind folgende Worterklärungen an betreffender Stelle kurz einzuflechten:

1. Rekrut, ein Soldat während seiner ersten Dienstzeit. 2. Unter die Soldaten gehen, d. h. Soldat werden. 3. Gewehr, eine Flinte, eine Büchse, ein Karabiner, ein Hinterlader. 4. Säbel, Seitengewehr, Schwert, Degen, Hirschfänger ꝛc. 5. han, plattdeutsch für haben. 6. Gaul = Roß, Pferd, Renner, Klepper, Zelter, Mähre. 7. Zum Galoppieren, d. i. zum Reiten, und zum Regieren, d. i. zum Lenken und Leiten. 8. — im Zorn = im Mutwillen. 9. An der Nasen wie an der linken Seiten. Ungewöhnliche Flexion von Seite und Nase wie z. B. auf der Erden statt auf der Erde. 10. Helm = Blechhut, Blechhaube. 11. Hat dies alles der kleine Soldat nicht, so ist er nur ein armer Schelm. Hiermit deutet der Dichter an, daß sein Gedicht nur im Scherz gemeint ist. Volle Bestätigung findet diese Annahme in dem Bilde, welches der Dichter dem Originalgedichte beigefügt hat. Hieraus ergiebt sich, daß er all die genannten Waffen nur im scherzhaften Sinne verstanden wissen will. Da ist das Gewehr eine Knallbüchse, der scharfe Säbel ein Holzdegen, der Gaul ein einfaches Steckenpferd, die Sporen sind zwei lange Dornen, Zaum und Zügel immer vorrätiger Bindfaden, der Helm ist der Trichter aus der Küche und der Schnurrbart mit Kohle gemalt. Der Dichter weiß nur zu gut, wie groß die Phantasie und die Kraft, sich Illusionen hinzugeben, bei Kindern ist, welche diese eingebildeten Waffen für wirkliche halten, solange sie spielen.

II. **Vergleichung** mit dem verwandten Gedichte von R. Löwenstein:

II. Kriegsrüstung in der Küche.

Rudolf Löwensteins Kindergarten. 2. Aufl. Berlin o. J. S. 17.

Wer Hosen und Stiefel schon tragen kann,
Der schließe sich unserm Zuge mit an!
Ich werde euch die schönsten Waffen
Aus meiner Mutter Küche schaffen.
Der Vorstwisch hier ist unsre Fahn',
Damit will ich zeigen im Kampfe die Bahn;
Nun, Michel und Peter und Hans und Töffel,
Hier nehmt als Pistolen die Kochelöffel,
Und daß ihr auch alle habt einen Sabel,
Hier liegen noch drei Paar Messer und Gabel,
Der Gänseflügel ist zu Federhüten gut —
Jetzt seid ihr gerüstet vom Fuß bis zum Hut.
Blast auf nun die Backen und schneidet Gesichter!
Ihr Herren Trompeter, hier habt ihr Trichter.
Die Töpfe sind Trommeln, frisch, Tambour, herbei,
Schlag tüchtig drauf los, doch keinen entzwei!
Für die Reiter stehn hier die schönsten Besen,
Die sind zum Reiten wie auserlesen.
So sind wir ein Heer von bester Art;
Es fehlt uns allen nur noch der Bart,
Den wollen wir uns gleich aus der Küche holen,
Auf dem Herde liegen ja prächt'ge Kohlen.
Sieht jetzt uns der Feind, so kriegt er einen Schreck
Und schreiet vor Angst und läuft gleich weg.

I. Welche Waffen haben die spielenden Kinder in beiden Gedichten miteinander gemein?

II. Welche Waffen haben sie nur im ersten Gedicht allein, und

III. welche Waffen im zweiten? R. D.

155. Scherz und Ernst.

Friedrich Güll, Kinderheimat in Liedern. II. Gabe. Stuttgart. S. 109.

Da hast einen Gulden,
Nun zahl deine Schulden:
Dem Schneider
Die Kleider,
Dem Schuster
Die Schuh',
Dem Bäcken
Die Wecken,
Der Mutter
Die Ruh'!

Der Mutter
Die Ruh'?
Der Mutter
Die Sorgen?
Die mußt du dazu
Dein Lebetag borgen;
Die bleibst du ihr schuldig
Zu aller Zeit,
Die bleibst du ihr schuldig
In Ewigkeit.

I. **Vorbereitung und Vertiefung.** Dieses kleine, sinnige Gedicht ist so einfach und leicht verständlich, daß es kaum einer besonderen Erläuterung bedarf.

1. Gedankengang. Str. 1. Die Mutter hat ihren kleinen Liebling auf den Schoß genommen und spielt mit ihm, indem sie ihm ein Geldstück in die Hand drückt und in scherzhafter Weise aufzählt, welche Schulden — welche Bedürfnisse eines Kindes — damit bezahlt werden können. — Str. 2. Der Schlußsatz der 1. Strophe erregt Bedenken, wird wie fragend wiederholt und dahin beantwortet, daß ein Kind die großen Opfer der Mutterliebe (in Ewigkeit schuldig bleiben muß =) niemals vergelten kann.

2. Opfer der Mutterliebe. a) Sorge für das körperliche Wohl des Kindes: Sorgfältige Auswahl einer gedeihlichen Ernährung;

— ängstliche Abwehr nahender Gefahr; — Entsagung erquickenden Schlafes behufs Pflege und Abwartung ihres kranken Kindes.

b) Sorge für das geistige Gedeihen des Kindes: Bewahrung vor einem bösen Umgange und widerwärtigen Eindrücken; — leuchtendes Vorbild zur Nachahmung und Veredlung des kindlichen Herzens; — Ermahnungen und Warnungen.

„Die Mutter der Kinder sie herrschet weise ꝛc.“

Die Waise ein beklagenswertes Kind. — Warum?

II. **Verwertung.** Nutzanwendung für Herz und Leben. Kann auch ein Kind diese aufopfernde Liebe der Mutter nicht vergelten, so kann und soll es sich doch dankbar beweisen. Wie geschieht dies? Die beste Antwort bietet das vierte Gebot; die Bibel. — Erzählungen von guten Kindern: Der zwölfjährige Jesus im Tempel. — Jesus am Kreuze sorgt für seine Mutter. — Der Edelknabe am Hofe Friedrichs II. — Rittmeister Kurzhagen. — Margarete Lang. — Johanna Sebus. — Der Fürst und der frohe Landmann. Robert Wernecke.

156. Die vergoldeten Nüsse.

Christoph v. Schmid, Kurze Erzählungen für die Jugend. Neue Sammlung. 2. Aufl. München 1869. S. 83.

Am heiligen Weihnachtsabende standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume. Die Zweige des immergrünen Tannenbaumes waren mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgeputzt. Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, uud er wollte sie haben. Die Mutter sagte: „Diese Nüsse zieren den Baum gar schön; wir wollen sie deshalb hängen lassen. Sieh, da hast du andere Nüsse!“ Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braunen Nüsse; ich will goldne Nüsse! O, die müssen süße Kerne haben!“ Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser strafen, als wenn man ihren Willen thut. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse und teilte die braunen unter die übrigen Kinder aus. Peter war sehr erfreut und klopfte die vergoldeten Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl, und seine Geschwister lachten ihn aus. Der Vater aber sprach: „Diese Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher bloß Nußschalen zusammen und überzog sie mit ein wenig Flittergold. Übrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl sind. Merkt euch daher die gute Lehre:

Kind, traue nicht dem äußern Schein,
Sonst wirst du leicht betrogen sein!“

I. **Vermittlung.** Dem Peter stachen die vergoldeten Nüsse in die Augen. Sie erweckten in ihm ein heißes Verlangen, sie zu genießen. Sprachgebräuchlicher: Dem Peter staken die vergoldeten Nüsse in den Augen (s. Goethes Werke XI, S, 102). „Das stickt dir gewaltig in dem Kopfe.“ Die durch die Augen vermittelte Vorstellung von den vergoldeten Nüssen, welche sich in des Knaben Geist gebildet hatte, erzeugte in seiner Seele die Begierde nach dem Genuß der Nüsse. Der Lehrer benutze die sehr passende Gelegenheit, den Schülern hierbei den richtigen Sprachgebrauch von stechen und stecken zu lehren, da be-

kanntlich diese beiden Wörter in vielen Gegenden Deutschlands vielfach verwechselt werden. So hört man häufig: „Wir wollen auf dem Acker Kartoffeln, Rüben ꝛc. stechen“ statt stecken. Oder: „Wird bald ein frisches Faß Bier angesteckt?“ statt angestochen. Stechen heißt mit spitzem Instrumente in einen andern Gegenstand gewaltsam eindringen. Die Wespen stechen. Der Fleischer sticht das Schwein. Stecken hingegen heißt einen Gegenstand mit leichter Mühe in einen andern hineinthun. Die Hand in die Tasche, die Kartoffeln in den lockern Boden stecken.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Des Knaben Begehren nach den goldenen Nüssen. b) Die Mutter belehrt ihn mit Worten. c) Der Knabe ist eigensinnig, eigenwillig und trotzig. d) Die Begierde des Knaben wird gestillt. e) Der Knabe kommt zur Einsicht seines thörichten Verlangens. f) Der Vater belehrt ihn.

2. Hauptgedanke. Der äußere Schein trügt.

3. Fragen: Wohin waren die Kerne aus den vergoldeten Nüssen gekommen? Was sind braune Nüsse? Welche Kinder sind eigensinnig? Was ist Flittergold?

III. **Verwertung.** 1. Mahnung (s. die Lehre unter der Erzählung).

2. Sprichwörter: Der Schein trügt. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Man muß die Katze nicht im Sacke kaufen. Prüfet alles, und das Gute behaltet!

3. Verwandtes. Christi Urteil über die Pharisäer: Äußerlich gleichen sie frisch getünchten Gräbern, inwendig aber ist Moder und Gebein. Sie gehen in Schafskleidern einher, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.

4. Rede- und Stilübungen. Welche Dinge gleichen in der Welt diesen Nüssen, die außen wie Gold glänzen, innen aber hohl und leer sind? a) Goldene Schmucksachen. Äußerlich glänzen sie wie Gold, aber im Innern sind sie hohl. Noch öfters hält man sie dem äußern Scheine nach für echtes Gold, in Wirklichkeit aber sind sie Talmi- und Flittergold. b) Häuser. Sie sind äußerlich schön abgeputzt, im Innern auch tapeziert, aber unter dem Putz und den Tapeten findet sich nur Lehmwand und wurmstichiges Holz. c) Scheinheilige Menschen. Äußerlich gebärden sie sich sehr fromm, gehen fleißig zur Kirche, beten und singen, blicken gläubig gen Himmel; im Innern aber sind sie hohl, da sind keine echt christlichen Gesinnungen. (Heuchler und Pharisäer.) Auch viele Güter der Erde sind vergoldete Nüsse. d) Das Cigarrenrauchen. Mancher Knabe meint, dies sei der höchste Genuß, und hat er es erreicht, so ist Kopf und Magen wüst und hohl. (Schwindel, Schweiß und Erbrechen.) e) Das Branntweintrinken. Mancher Lehrling hält das Branntweintrinken für den größten Hochgenuß und beneidet die, welche bereits Branntwein trinken dürfen. Wenn er später dem Branntweingenusse dann auch fröhnt, so findet er, daß dieses Gift träge und schlaff macht, seine Sinne benebelt, seine Vernunft trübt, seinen Willen vernichtet,

ihn in namenloses Unglück stürzt und den Keim zu unheilbarer Krankheit, dem Säuferwahnsinne, sicher legt. f) Tanz und Vergnügen. g) Die Bildung des Menschen. Mancher junge Mann hat durch angewöhnte Redensarten, durch Lesen seichter Romane 2c. sich äußern Schliff, äußere Bildung angeeignet, bei näherer Prüfung aber findet sich, daß es nur Talmi- oder Scheinbildung ist. R. D.

157. Vom Hahn.

Friedrich Güll, Kinderheimat in Liedern und Bildern. I. Gabe. 4. Aufl. Gütersloh. S. 92.

1. Der Hahn in seiner Tennen
Thut herzhaft einen Schrei,
Da kommen alle Hennen
Geschwind, geschwind herbei.

2. Da nennt er sie bei ihren
Vornamen allzumal
Und führet sie spazieren
Hinunter in das Thal.

3. Führt sie zu einem frischen
Schlücklein am Wiesenborn,
Giebt ihnen aufzutischen
Gar manches Gerstenkorn.

4. Und daß auch nicht der Braten
Abgehe bei dem Schmaus,
So ist er gleich beraten
Und geht aufs Jagen aus.

5. Ein Käfer kommt gewackelt,
Schön dunkelgrün und rot,
Da wird nicht lang gefackelt,
Herr Hahn, der schießt ihn tot.

6. Und schlachtet mit dem Schnabel
Den Käfer wie ein Kalb
Und teilt ihn ohne Gabel
Und Messer halb und halb.

7. Dann ruft er alle Hennen
Mit Tucktucktuck zuhauf,
Die wackeln und die rennen
Daher im schnellsten Lauf.

8. Und nach dem Braten recken
Sie den gestreckten Hals
Und schlecken ihn und schmecken
Ihn ohne Salz und Schmalz.

9. Und wenn das Schnabulieren
Hierauf ein Ende hat,
Dann führt er sie mit ihren
Küchlein zur Ruhestatt.

10. Er aber vor dem Stalle
Singt noch ein Kikriki
Und rastet nicht, bis alle
Auch eingeschlafen hie.

11. Dann legt er auf die Seiten
Den zunderroten Kamm,
Daß morgen er beizeiten
Den Bauer wecken kann.

I. **Vermittlung.** Wie heißen die männlichen, wie die weiblichen, wie die jungen Hühner? Warum ist der Hahn auf der „Tenne" oder „Tennen", der festgeschlagenen Scheunenerde, auf der gedroschen wird? Mit welchen Ausdrücken wird die Stimme des Hahnes bezeichnet? Wann und wo „kräht" der Hahn? Was ist ein „herzhafter" Schrei? Alle Hennen haben den Zunamen „Hühner"; welches wird der „Vorname" sein? Wie und wohin geht das Hühnervolk spazieren? Woraus besteht ihre Mahlzeit? Was findet sich am „Wiesenborn", d. h. der Quelle in der Wiese? Wie nehmen die Hühner die „Schlücklein," d. h. kleinen Schlucke? Woher ist der Hahn „gleich beraten", d. h. weiß schnell Rat? Warum „fackelt" oder zögert, schwankt und spaßt der Hahn nicht lange? Was thut ein „Fackellicht"? Womit wird sein Schnabel verglichen, weil er damit „schießt", „schlachtet" und „teilt"? Warum „wackeln" die Hühner beim „Rennen" oder Laufen, d. h. schwanken hin und her? Warum „schlecken", d. h. lecken oder kosten sie erst? Warum

thun wir Salz und Schmalz (Fett) an die meisten Speisen? Woher kommt und was bedeutet das Wort „Schnabulieren"? Warum „rastet" oder ruht der Hahn nicht, bis alle Hennen und Küchlein im Hühnerstalle, ihrer „Ruhestatt", eingeschlafen sind? Wie wird der Fleischkamm des Hahnes auf dem Kopfe genannt, weil er glühendem Zunder (von faulem Holze) gleicht? Wie kann er ihn auf die „Seiten" legen? Welches sind die Geschäfte des Hahnes im Laufe des Tages und der Nacht?

II. **Vertiefung**. 1. Schauplatz. Bauernhof. Scheunenthor offen, mit dem Blick auf die Tenne. Ein Hahn mit aufgerecktem Halse und um ihn die Hühnerschar. Hofthor offen mit dem Blick auf eine Wiese. Ein Quell oder Born entspringt dort. Käfer (Goldschmiede) im Grase. Auf dem Hofe offener Hühnerstall mit Stangen, auf denen die Hühner nachts schlafen.

2. Charakteristik des Hahnes. Er kommandiert herrisch die Hennen, nennt sie mit Vornamen, da er sie alle genau kennt, führt sie uneigennützig zu einem Spaziergang und zu Speise und Trank, erspäht aufmerksam die Beute, bezwingt und gewinnt sie rasch und mutig, teilt sie gerecht, freut sich am Spenden von Wohlthaten, singt den Hennen ein Schlaflied und weckt früh den Bauer zur Arbeit. Hennen und Küchlein sind willig und folgsam, freuen sich an der Bewegung, an Speise, Trank und Schlaf.

3. Gedankengang. Str. 1. Der Hahn und die Hennen in der Tenne, Str. 2 auf dem Spaziergange, Str. 3 am Wiesenborn, Str. 4—6 bei der Gewinnung und Verteilung des Käferbratens, Str. 7 und 8 beim Schmause, Str. 9 auf dem Gange zur Ruhe, Str. 10 beim Gesange des Schlafliedes, Str. 11 im kurzen Schlafe.

III. **Verwertung**. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle das Hühnerleben von der Tenne bis zur Schlafstange! b) Was ist gegessen und getrunken und wie ist dies gewonnen worden? c) Wie unterscheidet sich der Hahn von den Hennen? d) Suche Vergleiche und bildliche Reden im Gedichte! e) Was bedeutet der Hahnenruf bei Petri Verleugnung, der Hahn in der Fibel und auf dem Turme? P.

158. Der Hahn.

Rudolf Löwenstein, Kindergarten. 2. Auflage. Berlin 1864. S. 30.

1. Der Hahn ist gar ein getreuer Mann,
Der Haus und Hof bewachen kann.
Wenn alles noch in Federn liegt,
Er schon aus seiner Stiege fliegt
Und guckt sich um nach rechts und links,
Besieht die ganze Gegend rings,
Ob nicht der Wächter schläft vielleicht,
Ob Sultan nicht vom Posten schleicht,
Und findet er, daß alles recht,
So weckt er Kutscher, Magd und Knecht —
Kikeriki!

2. Der Hahn ist gar ein gelehrter Mann,
Der sagt vorher das Wetter an,
Wenn droben hell die Sonne steht,
Die Wipfel ruhn, kein Lüftchen weht,
Er weiß es und bemerkt es scharf,
Ob man dem Frieden trauen darf,
Ob nicht vielleicht denselben Tag
Noch Regen kommt und Hagelschlag.
Und wenn er so was hat erspäht,
Dann fliegt er schnell auf's Dach und kräht —
Kikeriki!

3. Der Hahn ist gar ein gefäll'ger Mann,
Der thut aus Liebe, was er kann.
Er kratzt und scharrt mit vieler Müh'
Für seine Hennen spät und früh,
Und findet er ein Weizenschrot,
Ein Würmchen oder Krümchen Brot,
Dann ruft er seinen schönsten Gruß,
Macht einen schönen Kratzefuß:
Kommt her und pickt, ihr Hennen, jetzt!
Ihr kommt zuerst, ich komm' zuletzt —
Kikeriki!

I. **Erläuterungsfragen.** Mit wem wird der Hahn verglichen und warum? Warum wird er getreu, gelehrt und gefällig genannt? Wie unterscheiden sich Haus und Hof, und wer ist in jedem? Wer liegt in den „Federn" oder Betten? Warum heißt der Hühnerstall mit seinen Stangen „Stiege", d. h. schmale Treppe oder Leiter? Welche Aufgaben hat der „Wächter"? Welchen „Posten" oder Platz hat der Hund „Sultan"? Warum muß es früh gewesen sein, als der Hahn aus dem Hühnerhause flog und sich den Hof, das Dorf und die ganze Gegend besah? Wann ist „alles recht"? Was hat der „Kutscher", die „Magd" und der „Knecht" zu thun? Was für „Wetter" können wir haben? Wie wird der „Friede" in der Natur geschildert? Wodurch wird der Friede gestört? Was fällt beim „Regen" und was beim „Hagelschlag" aus den Wolken auf die Erde? Welche Wirkung hat jedes? Warum „späht" oder forscht der Hahn mit Augen und Ohren? Warum fliegt der Hahn, wenn er „krähen" will, auf einen hohen Gegenstand, dehnt den Hals aus, ruckt und zuckt mit dem Kopfe und schlägt mit den Flügeln? Gegen wen ist der Hahn „gefällig", d. h. thut ihnen dies und das zu Gefallen? Wie, wo und warum „kratzt" und „scharrt" der Hahn mit den Krallen der Zehen und dem Schnabel? Wie kommt das „Weizenschrot", das „Würmchen" und „Krümchen Brot" in den Mist oder Staub? Wie ruft er die Hennen? Wie zeigt er seine Fürsorge für die Hennen? Was sagt das erste, zweite und dritte „Kikeriki"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Gedicht führt uns auf einen Bauernhof am frühen Morgen, gegen Mittag und nachmittags. Stattliche Gebäude umgeben den Hof. Zu dem offenen Hühnerhause führt eine Bretterstiege; auf den Stangen im Hause sitzen die Hühner. Der Hahn sitzt auf einem erhöhten Punkte, schaut sich auf dem Hofe um und weckt dann das Gesinde durch lautes Krähen. In der Mittagszeit sitzt er auf dem Dache; die Sonne scheint heiß vom wolkenlosen Himmel; kein Luftzug bewegt die Blätter der Bäume, die schlaff und matt niederhängen. Der Hahn als wetterkundiger Gelehrter spürt, daß es noch an demselben Tage Regen, ja Hagelschlag geben kann, und zeigt die Veränderung des Wetters mit lautem Kikeriki an. Dann sehen wir ihn auf der Miststätte fleißig nach Futter scharren und bei jedem Funde die Hennen herbeirufen.

2. Beweise, daß der Hahn wachsam, aufmerksam, getreu (ausdauernd in der Pflicht), gelehrt und wetterkundig, fleißig, gefällig, höflich, uneigennützig ist!

3. Str. 1 zeigt den Hahn als getreuen Wächter und Wecker, Str. 2 als gelehrten Wetterpropheten, Str. 3 als fleißigen und gefälligen Führer und Versorger der Hennen. Jede Pflichterfüllung besiegelt er mit einem „Kikeriki".

4. Eigentümliches. Jede Strophe endet mit Kikeriki, aber jedesmal hat es eine andere Bedeutung. Zuerst weckt es, dann warnt es und zuletzt ruft es zu Tische. Der Hahn wird mit einem getreuen, gelehrten und gefälligen Manne verglichen. Wie zeigt ein Mann diese Eigenschaften?

II. **Verwertung.** 1. Morgenstunde hat Gold im Munde. Früh zu Bett und früh wieder auf —. Der Tag ist nicht vor dem Abend zu loben. Geben ist seliger als nehmen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Suche Gegensätze! (Der getreue Hahn und der ungetreue Sultan, der wachsame Hahn und das schläfrige Gesinde, der Wecker und die Geweckten, der frische Morgen und der heiße Mittag, der klare Sonnenhimmel und die dunkle Hagelwolke, der krähende Hahn auf dem Dache und das lauschende Hennenvolk auf dem Hofe, der kratzende Hahn und die müßigen Hennen, der rufende Hahn und die herbeieilenden Hennen, der verteilende Hahn und die schmausenden Hühner.) b) Setze für die folgenden Ausdrücke andere: „Alles liegt in den Federn. Der Hund schleicht vom Posten. Ich trau' dem Frieden nicht. Er macht seinen Kratzfuß." P.

Vergleiche mit den beiden vorigen Gedichten das folgende:

159. Der Hahn.

Robert Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1873. S. 137.

In der Sonne steht der Hahn,
Redet seine Hennen an:
„Seht mich an! Wo ist der Mann,
Der mit mir sich messen kann?
Seht dies Auge, groß und mächtig,
Meine Federn, golden, prächtig,
Meines Kammes Majestät,
Diese rote Krone seht!
Meine Haltung stolz und schlank,
Meines Rufs Trompetenklang
Und mein königlicher Gang,
An den Füßen diese Sporen,
Alles zeigt euch einen Mann,
Der wahrhaftig sagen kann,
Daß zum Helden er geboren!"
Also spricht der stolze Hahn,
Kräht, so laut er krähen kann! —
Plötzlich kommt ein kleiner Mops,
Springt und bellt mit lust'gem Hops
Nur zum Spaß den Helden an,
Und — o seht! der kühne Mann
Läuft, was er nur laufen kann.
Ach, du jämmerlicher Hahn!

In den beiden ersten Gedichten werden an dem Hahne allerlei gute Eigenschaften gelobt, die er wirklich besitzt; in diesem lobt er sich selbst und legt sich eine Tugend bei, die er gar nicht besitzt. Fremdes Lob klingt, Eigenlob stinkt! Dort versammelt er die Hennen, um sie zu führen und zu versorgen, hier, um mit seinen glänzenden Eigenschaften

zu prahlen. Dort wird er mit einem getreuen, gelehrten und gefälligen Manne verglichen, hier vergleicht er sich selbst mit einem Könige (einer Majestät = Hoheit und Herrlichkeit), seine goldenen Federn mit einem Purpurmantel und den roten Kamm mit der Krone. Dort ist seine Stimme ein Lock- und Weckruf, hier vergleicht er sie mit dem Trompetenklange, der zur Schlacht ruft. Dort wird er als Wächter, Wecker, Führer und Wetterprophet gerühmt, hier macht er sich selbst zu einem mutigen Helden, weil er feurige Augen, stolzen Gang und gespornte Füße hat. Dort kräht er in Erfüllung seiner Pflichten, hier in eitler Prahlerei. Dort ist er mutig, hier feige, denn er flieht schon vor einem bellenden Mopshündchen, das zum Spaß einen Hops (Satz, Sprung) auf ihn zu macht. Dort bewährt er seine guten Eigenschaften durch die That, hier zeigt sich der prahlerische Mut als elende Feigheit und Furcht. Dort ist er groß im Thun und sparsam im Reden, hier groß in Worten und klein in der That. Dort zeigt er sich bescheiden und nützlich, hier eitel, prahlerisch und unnütz. Dort hält er stand bei der Pflichterfüllung, hier nimmt er Reißaus. Dort werden seine guten Eigenschaften anerkannt, hier seine Prahlerei und Feigheit verspottet. Vergleiche mit diesem Hahne den Gockelhahn (Nr. 6), den Hasen (Nr. 8), den Riesen Goliath! P.

160. Die Biene und die Taube.

Joh. Benjamin Michaelis, Poetische Werke. Wien 1791. T. II, S. 124.

Ein Bienchen trank und fiel darüber in den Bach.
Dies sah von oben eine Taube
Und brach ein Blättchen[1]) von der Laube[2]),
Und warf's ihm zu. Das Bienchen schwamm danach
Und half[3]) sich glücklich aus dem Bach.
In kurzer Zeit saß unsre[4]) Taube
In Frieden[5]) wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon die Flinte drauf gespannt[6]);
Mein Bienchen kommt: „Pik!"[7]) stach's ihn in die Hand.
„Puff!"[8]) geht der ganze Schuß[9]) daneben.
Die Taube flog davon. Wem dankt sie nun ihr Leben?

I. **Vorbereitung.** Der Bienengarten eines Imkers war nur durch einen breiten Bach von einem Wäldchen, in welchem es viele Waldtauben gab, getrennt. Ein starker Ast einer mächtigen Eiche streckte seine Zweige über dem Bache aus, und auf einem derselben saß eine Waldtaube. Diese sah nun, wie von den vielen Bienen, die am Rande des Baches täglich hier tranken, eine vom Winde verschlagen mitten in den Bach fiel, mit den Wellen kämpfte und in Lebensgefahr schwebte.

Von Mitleid getrieben, riß nun die Waldtaube mit ihrem Schnabel ein großes Blatt von der Eiche ab und ließ es über dem Bienchen ins Wasser fallen und zwar 1. ein Blatt von der Laube, das muß heißen 2. von dem Laube des Baumes, worauf sie saß. Die Krone großer Waldbäume bildet gewöhnlich eine Laube, ein Laubdach. Das Bienchen schwamm nach dem Blatte und rettete 3. dadurch sein Leben. Andern Tages saß unsere

Taube, 4. das will sagen: Die Taube, von welcher eben erzählt wird, an welcher wir regen Anteil nehmen, 5. zufrieden sich fühlend über ihre helfende Liebesthat und ohne Arges zu ahnen, wieder auf demselben Zweige des Laubdaches. 6. Ein Jäger hatte bereits das Rohr, d. i. die Flinte, auf sie angelegt und zielte schon nach ihr, da kam das Bienchen, stach den Jäger in die Hand, er schrie o weh! und ruckte gewaltig mit der sich entladenden Flinte in die Höhe, so daß 7. die ganze Ladung des Gewehrs weitab daneben ging — und die Taube war gerettet. 8. Pik! Interjektion oder Ausrufelaut zur Veranschaulichung des Stechens mit einer Pike oder irgend einer feinen und scharfen Spitze. Puff! Interjektion oder Naturnachahmungslaut für das Losgehen der Flinte.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Sie fand statt an einem warmen, sonnigen aber sehr windigen Frühlingstage an einem breiten Bache, über welchem eine Eiche ihre Zweige ausbreitete, und zwar in der Nähe eines Bienenhauses, denn die Bienen gehen nur in ihrer nächsten Umgebung zum Wassertrinken, während sie fast eine Stunde weit nach Honig und Blumenstaub fliegen.

2. Eigenschaften a) der Taube. Sie war mitleidig und barmherzig, denn sie sah —; hilfreich, und warf —; zufrieden und arglos, denn sie saß —; gefährdet, denn der Jäger —; errettet, denn der Schuß —; erkenntlich und dankbar, denn sie dankte —; b) der Biene. Sie war unglücklich, denn sie fiel —; thatkräftig, denn sie schwamm —; glücklich, denn sie half sich —; dankbar und erkenntlich, mitleidig, hilfreich &c.

3. Gliederung des Inhalts: a) Lebensgefahr der Biene. b) Hilfeleistung der Taube. c) Errettung der Biene. d—f) Dieselben Stücke von der Taube.

4. Grundgedanke: Wie du mir, so ich dir (im guten Sinne). Eine Liebe ist der andern wert.

5. Lesen zwischen den Zeilen. Z. 4. schwamm danach — es setzte sich darauf, der Wind trieb das kleine Boot ans Ufer, und so rettete es sich aus dem Bache; Z. 8. Ein Jäger — sah sie, nahm das Gewehr von der Schulter, legte es an die rechte Backe, zielte und — Z. 9. Bienchen stach ihn in die Hand — der Jäger erschrak darüber heftig, zuckte gewaltig zusammen, drückte aus Versehen dabei los und — puff! — Z. 10. daneben — jetzt erst bemerkte die Taube, daß sie in Lebensgefahr geschwebt hatte.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei mitleidig und barmherzig und hilf, so viel du immer kannst! b) Sei erkenntlich und dankbar und vergilt Gutes mit Gutem! c) Jede edle That findet ihr Lorbeerblatt (ihren Lohn). d) Sprichwörter: Eine Hand wäscht die andere. Eine Liebe ist der andern wert. e) Nennet hierzu passende Bibelsprüche!

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleichung der Handlungsweise und Lage der Biene mit der der Taube. Ähnlichkeiten: Beide

schwebten in Lebensgefahr, beide waren mitleidig. Eine rettete der andern das Leben. Unterschiede: Die Biene rang mit dem Tode und war sich dessen bewußt; die Taube hingegen schwebte in Lebensgefahr, ohne es zu ahnen. Die Biene wandte Kraft und Mittel an, um sich zu retten, die Taube that nichts zur eignen Rettung. Die Biene dankte durch die That, die Taube nur durch Worte. b) Eine Nachbildung. Die Wildgans und die Maus. Breiter Strom. Maus in der Mitte desselben in Lebensgefahr. Gans: Klettre auf meinen Rücken! Gans schwimmt sorglos. Jäger liegt, von dichtem Gebüsche versteckt, am Ufer. Mäuschen läuft ihm über das Genick weg. Jäher Schreck, Fehlschuß. Wildgans flog davon 2c. c) Vergleichung vorliegender Fabel mit der Äsopschen: „Der Löwe und das Mäuschen.“ „Ein Löwe lag in seiner Höhle 2c.“ (Nr. 226 I.) A. Ähnlichkeiten. B. Unterschiede. d) Beschreibe genau und ausführlich das Laden und das Losgehen einer Flinte! R. D.

161. Der Vögel Gesang.

Heinr. Aug. Hoffmann v. Fallersleben. Erste vollst. Ausg. besorgt durch Lionel v. Donop. 2. Aufl. Berlin. S. 20.

I. **Vorbereitung.** Der Winter ist ein harter Mann. Durch Schnee, Eis und Kälte vertreibt er die Vögel. Die meisten ziehen im Herbste fort in warme Länder und heißen darum Zugvögel. Nur wenige halten stand und bleiben bei uns; sie heißen darum Standvögel. Aber auch sie verstummen im Winter und streifen nur nach Futter umher. Nun wird es wieder warm, und neues Leben erwacht überall. Alle Zugvögel kommen nach und nach wieder und suchen ihre Lieblingsplätze auf. Die Nachtigall singt; der Fink musiziert; der Star pfeift; die Schwalbe zwitschert; die Lerche schmettert ihr Tireli aus der blauen Luft hernieder. Es ist, als ob alle den Einzug des Frühlings mit sanfter und lauter Musik feiern wollten. Ein flinkes Regen und fröhliches Bewegen herrscht unter der ganzen Vogelschar. Sie scheinen den Menschen zu begrüßen und ihm zum neuen Jahre, das für die Vögel im Frühling anfängt, Glück zu wünschen. Die Kinder aber sind glücklich, daß die lieben Vögel wieder da sind. Sie lauschen auf den schönen Gesang, freuen sich über die muntern Bewegungen der Vögel und nehmen sich vor, ihrem Beispiele zu folgen und ebenso fröhlich zu sein.

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Gutes Vorlesen des Gedichts.

1. Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle!
Welch' ein Singen, Musizier'n,
Pfeifen, Zwitschern, Tirelier'n!
Frühling will nun einmarschier'n,
Kommt mit Sang und Schalle.

2. Wie sie alle lustig sind,
Flink und froh sich regen!
Amsel, Drossel, Fink und Star
Und die ganze Vogelschar
Wünschet dir ein frohes Jahr,
Lauter Heil und Segen!

3. Was sie uns verkündet nun,
Nehmen wir zu Herzen;
Wir auch wollen lustig sein,
Lustig wie die Vögelein,
Hier und dort, feldaus, feldein,
Singen, springen, scherzen.

2. Fragen über Inhalt, Wort- und Sacherklärung! Wo sind die Vögel gewesen? Warum kommen sie wieder? Welcherlei Musik machen sie? Woran merkt man die Ankunft des Frühlings, und wie wird sie gefeiert? Welche Zugvögel kommen zuerst und sind am lustigsten? Wie sehen Amsel, Drossel, Fink und Star aus? Was ist die Vogelschar? Wie können sie im Frühlinge ein neues Jahr wünschen? Woran erkennt man, daß ein Jahr Heil und Segen hat? Was haben die Vögel verkündet, d. h. kund und offenbar gemacht? Was ist unter hier und dort, feldaus, feldein gemeint? Welcher Unterschied ist zwischen singen, springen und scherzen?

3. Einzeln- und Chorlesen, dann gutes Einlesen!

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Gedicht führt uns in Garten, Wald und Feld im Frühling. Das Gras wird grün; die ersten Blumen zeigen sich, und die Knospen an den Bäumen schwellen. Auf den Bäumen hüpfen Amseln, Drosseln, Finken und Stare als die ersten und lustigsten Frühlingsboten umher. Aus den angrenzenden Saatfeldern steigen singende Lerchen auf. Der Vater arbeitet im Garten, und die Kinder springen singend und scherzend umher.

2. Personen. Der Frühling wird als Reisender gedacht, der lange in fremden Ländern gewesen ist. Jetzt endlich kehrt er heim und wird von den Vögeln freundlich begrüßt. Auch die Vögel sind von einer langen Reise zurückgekehrt. Die Sehnsucht hat sie getrieben. Voll Freude begrüßen sie die alte Heimat mit Singen, Springen und Scherzen. Die Kinder sind im Winter viel in der Stube geblieben. Jetzt gehen sie in den Garten, hören den Gruß der Vögel, sehen ihre fröhlichen Bewegungen, freuen sich über das Singen und Spielen, verstehen den Glückwunsch und nehmen sich vor, fröhlich wie die Vögel zu sein.

3. Gedankengang. Str. 1. Die heimkehrenden Zugvögel feiern den Einzug des Frühlings mit Gesang. Str. 2. Sie spielen lustig und wünschen dem Menschen Glück. Str. 3. Wir wollen ihrem Vorbilde der Heiterkeit folgen.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Der Dichter ahmt die bunte Vogelmusik durch die Ausdrücke „Singen, Musizieren, Pfeifen, Zwitschern, Tirelieren“ und die raschen Bewegungen der Vögel durch „lustig, flink, froh, singen, springen, scherzen“ nach.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Heiterkeit ist ein Himmel, unter dem alles gedeiht, ausgenommen Gift. — Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder; böse Menschen haben keine Lieder. — Sehet die Vögel unter dem Himmel an —. Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend —.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche das Winter- und Frühlingsleben! b) Nenne Vögel, die singen, musizieren, pfeifen, zwitschern und tirelieren! c) Nenne Stand- und Zugvögel! d) Was können wir von den Vögeln lernen? e) Wo und wie bauen Amsel, Drossel, Fink,

Star und Lerche ihre Nester? f) Ein Kind erzählt der Mutter, was es im Garten gesehen und gehört hat! g) Ein Fink erzählt, was er jetzt anders als im Herbste findet!

3. Auswendiglernen und Vortragen. P.

162. I. Der kluge Star.

Nach Avienus von Preuß und Vetter. Preuß. Kinderfreund. Königsberg. S. 21.

Ein durstiger Star wollte aus einer Wasserflasche trinken. Er konnte aber das Wasser in der Flasche nicht erreichen; denn sein Schnabel war zu kurz. Er hackte ins dicke Glas, aber er konnte es nicht zerbrechen. Er stemmte sich gegen die Flasche und wollte sie umwerfen; aber dazu war er zu schwach. Was sollte er nun machen? Lange dachte er nach. Endlich kam er auf einen glücklichen Einfall. Er las Steinchen zusammen und warf sie in die Flasche. Dadurch stieg das Wasser so hoch, daß er es erreichen konnte. Da war er sehr froh und löschte seinen Durst.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Ein Star kam an einem heißen Sommertage in einen großen schönen Garten und trieb hier sein Wesen. Zu knacken und zu beißen fand er hier die Hülle und die Fülle, aber nirgends gab es zu trinken. Er ward daher sehr durstig und suchte allenthalben nach Wasser umher. Da ward er endlich eine gläserne Wasserflasche gewahr, die im Garten stand und halb mit Wasser gefüllt war. Er flog herzu, setzte sich auf dieselbe und wollte daraus trinken. Er konnte aber das Wasser in der Flasche mit seinem kurzen Halse und Schnabel nicht erreichen. Er hackte ins dicke = harte, feste Glas, aber er vermochte = konnte es nicht zerbrechen, kein Loch hinein klopfen. Nun stemmte er sich gegen die Flasche, um sie umzuwerfen, allein dazu war er = seine Kraft zu schwach. Jetzt kam er durch sein Nachdenken und seine Klugheit auf den glücklichen Einfall = zufällig und plötzlich kommende Gedanken, daß er auf den breiten Sandwegen des Gartens kleine Kieselsteine zusammen las = suchte und sie in die Flasche fallen ließ. Dadurch stieg das Wasser endlich so hoch, daß er es erreichen und seinen Durst löschen = stillen, befriedigen konnte.

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. Ein großer herrlicher Garten. Auf einem Gartentische war eine halbgefüllte Wasserflasche stehen geblieben, welche der Star vom Baume aus, wo er saß, erblickte.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der handelnden Personen. Der Star war durstig und begehrlich, denn er wollte gern trinken; er war schwach und nicht stark, denn er konnte die Flasche nicht umwerfen, er war klug und gescheit, denn er wendete das rechte Mittel zur Erreichung seines Zweckes an, er war fleißig, beharrlich und unermüdlich, denn er las so lange Steinchen zusammen, bis er das Wasser erreichen konnte. — Der Star wollte trinken, konnte nicht erreichen, er hackte, vermochte nicht zu zerbrechen, er stemmte sich, konnte nicht umwerfen, er kam, las zusammen, warf, erreichte und konnte löschen.

3. Gedankengang. Ziel und Zweck des Stares war, aus der halbgefüllten Wasserflasche zu trinken, um seinen Durst zu löschen. 1. Mittel. Er flog hinzu, setzte sich oben auf den Rand der Flasche und steckte seinen Hals und Schnabel hinein. Hindernis (doppelt: sachlich und persönlich). Sein Hals und Schnabel waren zu kurz, das Wasser stand zu tief. 2. Mittel. Er hackte mit seinem Schnabel ins dicke Glas. Folge: Er vermochte das harte Glas nicht zu zerklopfen. Hindernis: Sein Schnabel war zu weich und das Glas zu dick und zu hart. 3. Mittel. Er stemmte sich gegen die Flasche. Folge: Er konnte die Flasche nicht umwerfen. Hindernis: Seine Kraft war zu schwach und die Flasche zu schwer. 4. Mittel. Er las Steinchen zusammen und ließ sie in die Flasche fallen. Folge: Die Steine sanken zu Boden und das Wasser stieg in die Höhe. Erreichung des Ziels: Der Star konnte nun von oben das Wasser gut erreichen und seinen Durst völlig löschen.

4. Hauptgedanke. Wo Natur und Kraft nicht ausreichen, da muß Klugheit und Nachdenken zum Ziele führen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Wende bei Erstrebung deiner guten Ziele und Zwecke stets die besten und passendsten Mittel an und sei dabei klug, fleißig, unermüdlich, beharrlich!

2. Sprichwörter: Mit einem Streiche fällt keine Eiche. Rom ist nicht in einem Tage erbaut. Wer A sagt, muß auch B sagen.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Mündliche Wiedererzählung. 2. Schriftliche Wiedergabe des Gedankenganges. 3. Nachbildungen: a) Der hungrige Knabe und der Apfelbaum. (Er hatte die Erlaubnis, sich im Garten Äpfel zu pflücken.) b) Der Knabe und der angeschwollene Bach. (Arznei holen für die schwerkranke Mutter — aus der Stadt — Zurückkunft — Bach angeschwollen — Steg weggerissen — durchwaten — überspringen, bachauf und bachab laufen, seichte schmale Stelle zu suchen — vergeblich. — Endlich einen großen Haufen frischer Rasenstücke finden.) c) Der langmäulige Fuchs und die Weintrauben. (Danach springen — klettern — sie herunterzerren — vergeblich. Endlich an der Mauer entlang laufen, welche am Ende schräg zur Erde sich herabsenkte.)

4. Vergleichung mit Verwandtem:

II. Die Krähen und der Wasserkrug.

Aug. Gottlieb Meißner. (Nach Avienus.) Fabeln. Wien 1813. S. 218.

Zwei durstige Krähen flogen umher und fanden ein Gefäß, auf dessen Boden zwar ein gutes Teil Wasser sich befand; doch das Gefäß selbst war allzu hoch und allzu enge. Sie versuchten, dasselbe umzustoßen oder zu zerbrechen, alle Mühe war vergeblich; eine der Krähen flog mißmutig weiter.

Aber die andere blieb, sann weiter nach und versuchte es zuletzt auf eine neue Art. Unweit von diesem Wasserkruge lagen häufig kleine Kieselsteine hier und da zerstreut. Sie holte viele derselben herbei und warf sie nach und nach ins Wasser. Immer höher und höher stieg nun dasselbe im Kruge. Ehe noch eine halbe Stunde verging, konnte die Krähe ihren Durst bequem und reichlich stillen.

a) Ähnlichkeiten. b) Unterschiede. c) Welche Punkte werden nur in der ersten und d) welche nur in der zweiten Fabel erwähnt?

R. D.

163. Liebe Gäste im Garten.

Julius Sturm, Märchen und Lieder. Leipzig 1877. S. 118.

1. Ein Garten liegt an meinem Haus,
Dort schwärmen Gäste ein und aus;
Sie singen und schmausen und bauen ihr Nest
Und machen sich jeden Tag zum Fest.

2. Hoch auf dem Giebel schwatzt der Star,
Am Simse nistet ein Schwalbenpaar,
Rotschwänzchen findet überall Raum,
Und Finken schlagen im Apfelbaum.

3. Doch wenn das Laub von den Bäumen fällt,
Dann flüchtet die Schar in die weite Welt;
Ein Weilchen steht mein Garten leer;
Da kommt von Gästen ein neues Heer.

4. Es gaukelt und schaukelt in lustiger Hast
Die kleine Meise am schwankenden Ast,
Und Spechte laden sich ein zum Schmaus
Und klopfen den Bäumen die Rinde aus.

5. Und fängt es endlich an zu schnei'n,
Dann kommt ein winziges Königlein;
Das kümmert sich nicht um Eis und Schnee,
Dem thuen Sturm und Frost nicht weh,

6. Und ist ein frisches Sängerblut,
Das wahrt sich immer den frohen Mut
Und schlüpft durch die Hecken und singt so klar,
Als wär' es Frühling das ganze Jahr.

I. **Vermittlung.** Str. 1. Gäste, d. h. Fremde, die Aufenthalt und Bewirtung suchen, kommen in den Garten am Hause und schwärmen (bewegen sich bunt und schwirrend durcheinander) ein und aus. Wer diese Gäste sind, erkennen wir leicht an den Worten: „Sie singen und schmausen und bauen ihr Nest." Es sind die muntern Singvögelein. Wenn der Dichter die Vögel „liebe Gäste" nennt, so hat er gewiß auch seine Gründe dazu. Sie sind ihm lieb wegen ihres Gesanges, wegen ihrer Munterkeit, wegen ihrer lieblichen Erscheinung und endlich wegen ihres Nutzens, den sie durch Vertilgung schädlicher Kerbtiere dem Garten bringen. Und gerade diese Kerbtiere sind ihnen die Lieblingsspeise; denn die Vögel stillen damit nicht nur ihren Hunger, sondern sie „schmausen" (= festlich, lecker essen) sie. Wo aber täglich geschmaust und dazu gesungen wird, da ist ein „Fest".

Str. 2. Welche lieben Vöglein haben sich denn in dem Garten als Gäste eingefunden? Zuerst erscheint der geschwätzige Star (schwatzen = plaudern), der setzt sich auf den Giebel (die Dachspitze) des Hauses. Da kann man ihn oft beobachten, wie er zu seinem lieblichen Geschwätze mit den Flügeln den Takt schlägt. Bald nach dem Stare kommen die

Schwalben, die ihr Nest am Simse (die hervorragende Einfassung unter dem Dache) des Hauses bauen. Auch sie sind uns „liebe Gäste", die sich zutraulich in der Nähe der Menschen aufhalten. Darauf erscheinen die Rotschwänzchen, die „überall Raum finden", d. h. die fast jeden Ort am Hause und im Garten für passend erachten, um ihr Nest zu bauen. Endlich kommen die Finken, die gern in den Gabelästen der Apfelbäume nisten und von da aus ihr Lied erschallen lassen. Star, Schwalbe, Rotschwänzchen und Fink sind die lieben Gäste, welche im Frühjahr und im Sommer unsere Gärten beleben.

Str. 3. Wenn aber das Laub von den Bäumen fällt, d. h. wenn der Herbst kommt, dann flüchtet („flüchten" heißt fliehen, um in Sicherheit zu kommen) diese Schar in die weite Welt, besonders nach den warmen Ländern im Süden, wo fortwährend Sommer ist. Sind sie fort, so steht der Garten leer. Aber nur ein Weilchen (= kleine Weile, kurze Zeit) fehlen die Gäste, denn bald erscheinen neue in großer Anzahl (= ein Heer).

Str. 4. Das Volk der kleinen Meisen kommt zuerst. Die gaukeln (= bewegen sich leicht, flatternd und spielend hin und her) und schaukeln (= bewegen sich auf und nieder) in lustiger Hast (= Eile) und hängen sich an die schwankenden (= dünnen, sich leicht hin und her neigenden) Äste. Den Meisen folgt der Specht, der im Sommer im nahen Walde wohnte. Er ladet sich selbst ein, um im Winter einmal die Bäume des Gartens zu untersuchen und an die Rinde mit seinem festen Schnabel zu klopfen, ob sich nicht unter derselben ein Würmchen zum Schmause (= festlichen Mahle) finde.

Str. 5. Der letzte Gast ist ein „winziges" (= ungemein kleines) Königlein, nämlich der Zaunkönig, unser kleinster Vogel. Er kommt mit Beginn des Winters (= wenn es anfängt zu schneien) in die Gärten und bleibt die ganze Winterszeit da. Um Eis, Schnee, Frost und Sturm kümmert (= betrübt, sorgt) er sich nicht.

Str. 6. Als ein „frisches Sängerblut" (= belebtes, lebendiges Sängergemüt) wahret (= erhält) er sich immer frohen Mut, und, indem er durch die Hecken schlüpft (schlüpfen heißt schnell und behende durch kleine Öffnungen gleiten), „singt er so klar, als wär' es Frühling das ganze Jahr."

II. **Vertiefung.** A. Gedankengang. Str. 1. Liebe Gäste kommen in den Garten, um ein Fest zu feiern. Str. 2. Die Sommergäste: Star, Schwalbe, Rotschwänzchen, Fink. Str. 3. Der Garten hat ein Weilchen keine Gäste. Str. 4. Die Herbstgäste: Meise und Specht. Str. 5 und 6. Die Wintergäste: Die Zaunkönige.

B. Ort und Zeit der Handlung. Der Garten am Hause ist der Schauplatz des Festes. Jeder Gast hat darin seinen besonderen Aufenthaltsort: der Star am Giebel und die Schwalbe am Sims des Hauses, das Rotschwänzchen am Hause, am Stalle, in einem hohlen Baume oder, wo es sonst eine Öffnung findet, der Fink im

Apfelbaume, die Meise auf schwankendem Aste, der Specht am Stamme der Bäume und der Zaunkönig in der Hecke. Die Zeit des Festes währt das ganze Jahr hindurch. Nur sind nicht alle Gäste zu gleicher Zeit gegenwärtig. Im Frühling und Sommer: Star, Schwalbe, Rotschwänzchen und Finke. Im Herbst: Meise und Specht. Im Winter: der Zaunkönig.

C. Eigenschaften und Thätigkeiten der Gäste. Alle Gäste singen, schmausen, schwärmen, feiern Feste im Garten. Die Sommergäste nisten, kommen im Frühling und gehen im Herbste fort. Die Herbstgäste kommen nur zum Schmaus, und der Wintergast schlägt seine Wohnung nur während der kalten Jahreszeit im Garten auf. Ihn hat der Dichter am vollständigsten geschildert. Während jeder der andern Vögel nur mit einer, allerdings charakteristischen Eigenschaft bezeichnet wird (der Star als geschwätzig, das Schwalbenpaar als zutraulich, das Rotschwänzchen als leicht befriedigt, der Fink als guter Sänger, die kleine Meise als lustiger Geselle, der Specht als Zimmermann), wird der Zaunkönig nach verschiedenen Merkmalen uns vorgeführt. Er ist winzig, unbekümmert, sorglos, abgehärtet, frisch, fleißig und mit heiterem Mute ausgestattet.

D. Rede- und Stilübungen. Erzähle in einem Briefe a) das Fest der Sommergäste (Str. 1 und 2), b) das Fest der Herbstgäste (Str 4)! c) Schildere den Zaunkönig nach Str. 5 und 6! W. D.

164. Marx und sein Sohn.

Verändert von Adolf Diesterweg. Schullesebuch. 8. Aufl. Bielefeld 1874. I. T, S. 211. Ursprünglich von Ägidius Jais. Lehrreiche Erzählungen. München 1856. S. 67.

(Für die Mittel- und Oberstufe der einklassigen Volksschule.)

Einst saß Marx bei dem Abendbrote auf einem Hügel unter dem Schatten eines Baumes und sein jüngster Sohn bei ihm; unten an dem Hügel weidete eine Herde Schafe. Da ging ein fremder Mann vorbei, der einen Hund bei sich hatte. Als nun die Schafe den Hund sahen, liefen sie davon und rannten in ein Dorngesträuch. Die Dornen rauften den Schafen einige Wolle aus. Als dieses das Kind bemerkte, ward es unwillig und sagte: „Sieh, Vater, wie die Dornen den armen Schafen die Wolle ausreißen! Dieses Gesträuch sollte man ja gleich weghauen, damit es künftig den unschuldigen Tieren nicht mehr schaden könnte.“ Der Vater schwieg eine kurze Zeit, dann sagte er: „So? meinst du, daß man dieses Gesträuch weghauen soll?“ — „Ja, ja,“ antwortete das Kind, „wenn ich nur eine Axt hätte!“ Der Vater schwieg wieder und sie gingen darauf nach Hause.

Des andern Tages nahmen sie eine Axt zu sich und gingen wieder an denselben Ort. Das Kind war schon voll Freude, aber auch voll Ungeduld, daß der Vater nicht sogleich die Axt anlegte, um die Dornhecken auszuhauen. Er setzte sich wieder auf den Hügel hin und sagte zu dem Kinde: „Hörst du auch, wie schön die muntern Vögel singen? Gefällt dir nicht der liebliche Gesang, und sind die Vögel nicht auch liebe Tierchen?“ „O ja,“ antwortete das Kind, „die Vögel sind mir ja die liebsten unter allen Tieren.“ Da flog eben ein Vogel in die Dornhecke; er sammelte Wolle und trug sie in seinem Schnabel einem hohlen Baume zu. „Sieh,“ sagte der Vater, „mit dieser Wolle bereitet der Vogel seinen Jungen im Neste ein weiches Bett. Wie gut wird diese Wolle den armen, nackten Vögeln bekommen! Die Schafe können das bißchen Wolle wohl entbehren. Wie? Soll ich jetzt noch die Dornhecke weghauen?“ „Nein, nein!“

antwortete das Kind, das nun anders dachte. „Tadle also nicht,“ sprach darauf der Vater, „wenn du etwas nicht verstehst, sondern denke nur: Gott hat alles wohlgemacht und weislich angeordnet, wenn wir gleich vieles nicht begreifen können!“

I. **Vorbereitung.** Die heilige Schrift lenkt wiederholt unsern Blick auf Gottes Allweisheit und Vatergüte hin. So sagt sie u. a.: „Und Gott sahe an alles, was er gethan hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Und wiederum: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!“ Und in der That, Gottes Werke sind allesamt gut und vortrefflich. Dennoch aber giebt es viele Menschen, welche die Einrichtungen Gottes in der Natur zu tadeln wagen, ja wohl gar unwillig werden und murren, wenn dies oder jenes nicht nach ihrem Sinne ist oder nach ihrem Willen geschieht. Luther nannte solche Leute „Meister Klüglinge“, und zu ihnen zählt auch der Knabe, von welchem ich euch jetzt erzählen will. Folgt: Vorlesen der Geschichte. Abfragen des Inhalts und kurze Worterklärung.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Wo befanden sich Herr Marx und sein Sohn? — Wann (zu welcher Tageszeit) war es? — Warum wohl um die Mitte des Jahres? (Die Schafschur pflegt bei uns Ende Mai stattzufinden.)

2. Charakteristik der Personen. a) Der Vater, wohl schon ziemlich hoch bei Jahren, ist ein Freund der Natur. Beweis: Abendspaziergang 2c., oder er war wohl ein Schäfer, oder ein Landwirt, der seine Schafe hütete, und dem Wiese und Dorngesträuch gehörten. (Warum wohl?) — Er verhält sich bei der thörichten Rede des Sohnes schweigend. Das bekundet Weisheit, denn:

„Bist du weis', so schweig mit Fleiß!“

sagt das Sprichwort. Das Schweigen des Vaters ist ein wohlüberlegtes. Er fällt dem Knaben nicht sogleich ins Wort, weil er statt der bloßen Belehrung durch Worte ein anderes Mittel anzuwenden gedenkt, ihn von seiner Thorheit zu überzeugen. Und damit ihm dies um so sicherer gelinge, darum schweigt er vorerst. („Schweig, was du thun willst, so kommt dir niemand dazwischen!“ Sprichwort.) Erst nach einer Weile veranlaßt er durch eine Frage den Sohn, den bereits ausgesprochenen Wunsch noch einmal zu wiederholen. Warum wohl? —

So läßt auch das fernere Verhalten des Vaters an jenem Abende sowohl wie auch am folgenden Tage den umsichtigen und wohlmeinenden Mann erkennen, der dann schließlich auch seine Absicht vollkommen erreicht.

b) Der Sohn — wie alt wollen wir ihn schätzen, da er weiter unten „ein Kind“ genannt wird? — zeigt doch schon Gefühl auch der vernunftlosen Schöpfung, den Tieren, gegenüber. (Vgl. Sprichw. 12, 10.) Unwille erfüllt ihn bei dem, was er wahrnimmt, und die „armen“

Tiere bedauernd, will er darauf Bedacht nehmen, sie, die „unschuldigen“, wenigstens in Zukunft vor Schaden zu schützen. Er verrät aber auch eine gewisse Thatkraft (Eifer). Welchen Wunsch spricht er aus? — Das Gefühl von gestern (nennen wir es Mitgefühl oder, mit der Schrift, „Erbarmen“) ist auch anderen Tags noch lebendig. Die Freude und die Ungeduld, womit er der Entfernung der Dornhecke entgegensieht, bekunden dies. Für welche Tiere hegt er nun eine besondere Vorliebe? — Endlich gefällt uns an ihm, daß er sofort volles Verständnis zeigt für die göttliche Ordnung und Einrichtung, die sich vor seinen Augen offenbart. „Er denkt nun anders“ — hat Lehre angenommen und nimmt auch die Mahnung des Vaters willig auf. Welche ist es?

3. Gedankengang. Gliederung. Tendenz. Auf dem Landschaftsgemälde, welches sich vor unsern Blicken entrollt, unterscheiden wir zwei Gruppenbilder. Das erste auf dem Hügel. Skizziert es! — Das zweite unten am Hügel. Skizziert auch dies! — So am ersten Tage. Wie gestalten sich diese Bilder am andern Tage? — Worauf lenkt der Vater die Aufmerksamkeit des Knaben, der nur die Dornhecken im Auge hat? Was setzt der Knabe beim Vater voraus, wenn er sagt: „Die Vögel sind mir ja die liebsten unter allen Tieren?“

So hat der Vater schließlich durch den Hinweis auf eine Thatsache das Wort der Belehrung unterstützt. Der Knabe kommt zu der Erkenntnis, daß es sehr unrecht und sehr thöricht ist, Gottes Einrichtungen in der Welt zu tadeln, oder wohl gar mit (vermeintlich) bessernder Hand in dieselben eingreifen zu wollen.

III. **Verwertung.** A. Für Herz und Leben. 1. Im Katechismusunterrichte beim 5. Gebote und 1. Artikel.

2. Lehre: Tadle also nicht ꝛc (Siehe den Schluß der Erzählung!)

B. Verwandtes: Das Gedicht „Die Eichel und der Kürbis“ von Gleim schließt mit folgenden Worten:

„Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher:
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Atems leichter Raub,
Trat auf Gottes Allmachtswort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise, dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! — und meistert Gott in ihr.“
Solch ein Thor war jener Mann ꝛc. —

Schluß: „Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht;
Gott hat alles wohlgemacht.“

3. Begriffliches. Dornhecke und Dorngesträuch. Erstere wird aus letzterem hergestellt, dient als (lebendige) Einfriedigung eines Landstücks. Indes wird im vorliegenden Falle nur ein ausgebreiteter, in Menge zusammenstehender, niederer Holzwuchs von Schwarzdorn gemeint sein.

C. Stilübungen. 1. Beschreibung einer Landschaft am Abend eines Tages im Mai. (Kurz!) 2. Einiges über den Nesterbau der Singvögel. Franz Knauth.

165. Kätzchen.

Wilhelm Hey, Fabeln für Kinder. Gotha. S. 7.

„Kätzchen, nun müßt ihr auch Namen haben,
Jedes nach seiner Kunst und Gaben:
Sammetfell heiß' ich dich, jenes dort Leiseschlich,
Dieses da Fangemaus, aber dich Töpfchenaus."
Und sie wurden gar schön und groß;
Sammetfell saß gern auf dem Schoß,
Unter das Dach stieg Fangemaus,
Leiseschlich lief in die Scheuer hinaus,
Töpfchenaus sucht' in der Küche sein Brot,
Machte der Köchin viele Not.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Vier junge Kätzchen, die erst vor kurzem von der Mutter entwöhnt und zum erstenmale allein ausgegangen waren, kehrten wieder zu ihrem Nestchen zurück. Ihre Mutter war abwesend, vielleicht um Nahrung für ihre Kleinen herbei zu holen. Die Abwesenheit der alten Katze benutzend, trat ein Kind herzu*), um jedem Kätzchen einen Namen zu geben, und sprach zu ihnen also: „Kätzchen, nun müßt ihr auch Namen haben, jedes nach seiner Kunst und Gaben (Geschicklichkeit und natürlichen Anlagen und Fähigkeiten). Die erste, deren Fell sehr weich und glänzend war, wurde Sammetfell genannt; die zweite erhielt den Namen Leiseschlich, weil sie so leise, daß man's kaum bemerkte, auf dem Boden umherschlich; die dritte, welche schon die Krallen spannte, als ob sie Mäuse fangen wollte, bekam den Namen Fangemaus, während die letzte, deren Kunst jedenfalls später nur im Naschen bestehen würde, Töpfchenaus geheißen wurde. Nachdem die Kätzchen noch einige Zeit kräftige und reichliche Nahrung von ihrer Mutter genossen hatten, wurden sie groß und schön, und als sie sich dann ihre Nahrung selbst verschaffen mußten, zeigte es sich, daß jede von ihnen ihren Namen mit Recht erhalten hatte. Sammetfell saß gern auf dem Schoße; sie hatte sich vollständig verhätscheln und verwöhnen lassen. Sie liebte Ruhe und Bequemlichkeit, lag am liebsten weich und warm und fraß lieber Leckerbissen als Mäuschen. Fangemaus dagegen stieg unter das Dach und lauerte mit Geduld auf ein Mäuschen, welches, wenn es sich blicken ließ, mit List und Geschicklichkeit erhascht wurde und ihr vielleicht ebenso gut mundete als dem „Sammetfell" ein Leckerbissen. Leiseschlich lief in die Scheuer hinaus, schlich ohne jedwedes Geräusch auf die Getreidehaufen und suchte sich da seine Beute. Töpfchenaus dagegen suchte sich in der Küche sein Brot = seine Nahrung,

*) Das Gedicht kann auch so verstanden werden, daß die alte Katze, die Mutter, ihren Jungen die Namen gegeben hat. Selbstverständlich sind hiernach auch Vorbereitung und Vermittlung zu ändern. (Die Herausgeber.)

und machte da oft der Köchin viele Not, vielen Schaden und bereitete ihr manchen Ärger; denn wenn Töpfchenaus einmal unbeobachtet in der Küche war, benaschte es jede Speise, wobei es manchmal vorkam, daß es ein Töpfchen umwarf oder wohl gar zerbrach.

II. **Vertiefung.** Gliederung: 1. Der erste Teil erzählt, wie jedes Kätzchen einen Namen erhält. 2. Der zweite Teil zeigt, wie der Name jedes Kätzchens mit dem Wesen übereinstimmt.

III. **Rede- und Stilübungen.** Welchen Namen erhält jedes der vier Kätzchen? Zeige, wie jedes Kätzchen den rechten (passendsten) Namen erhalten hat! Erzähle den Inhalt des Gedichts! Lerne dasselbe auswendig!

G. Gräfe.

166. Kaninchen.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. o. J. Nr. 32.

„Was sitzt ihr, Kaninchen, so lustig dort
Und putzt euch das Schnäuzchen fort und fort
Und schaut um euch her mit frohem Mut?“
K. „Das macht unser Herr, der ist so gut,
Der besucht uns des Tags drei-, viermal wohl
Und streichelt uns und bringt uns Kohl.“

Da hörten sie was, da kam's gegangen;
Sie spitzten die Ohren mit Verlangen;
Ein Kopf sah herüber; es kam eine Hand,
Die war den Kaninchen gar wohl bekannt,
Und reicht' ihnen frische Blätter hin;
Da zupften sie dran mit frohem Sinn.

I. **Aufbau und Vorbereitung des Gedichts.** Ein Knabe erhielt zu seinem Geburtstage von seinem Vater ein paar allerliebste Kaninchen mit der Weisung, für Obhut und Pflege zu sorgen. Ein Freund des Knaben besucht und belauscht sie in ihrem Stalle, hat seine Freude an den possierlichen Sprüngen, an ihrem geputzten Wesen und fragt: „Warum sitzt ihr so lustig (auf den Hinterfüßen, den Vorderkörper aufwärtstragend, — „macht Männchen“) und putzt euch das Schnäuzchen fort und fort (mit den Vorderläufen = haltet euch stets so reinlich und sauber) und schaut um euch mit frohem Sinn (fröhlich und wohlgemut, als wenn ihr recht vornehmen Besuch erwartetet?) — K. Das macht (die Ursache dazu giebt) unser Herr (der Knabe), der ist so gut (pflegt uns), besucht uns drei-, viermal wohl des Tags (zur Fütterungszeit, früh, mittags, nachmittags und abends regelmäßig), streichelt uns freundlich (weil er uns lieb hat — liebkost uns) und bringt uns Kohl (oder Gras, grünes Laub, Rüben 2c., auch frisches Wasser). Da (als sie dies erzählten) hörten sie etwas (ein Geräusch an der Stallthür), da kam's gegangen (nahten Schritte), sie spitzten die Ohren (streckten sie empor und horchten aufmerksam) mit Verlangen (mit dem Wunsche, ihr freundlicher Herr möge kommen), ein Kopf sah herüber (neigte sich über die niedrige Bretterwand), es kam eine Hand (zum Vorscheine), die war den Kaninchen gar

wohl bekannt (woher?) und reichte ihnen frische Blätter hin. Sogleich richteten sie sich auf und nahmen dem Knaben das Futter aus seiner Hand und zupften daran mit frohem Sinn. Das machte dem Knaben große Freude, und die lieben Tierchen wurden immer zutraulicher und spielten mit ihm.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Im warmen Pferdestall, abseits von den Pferden in einer Ecke, ist eine hölzerne Einfriedigung. Vor dieser befindet sich als Tummelplatz für die Kaninchen ein freier Raum, der von einer niedrigen Bretterwand eingeschlossen ist. Warum?

2. Thätigkeiten und Eigenschaften der Kaninchen. Sie spielen („machen Männchen"), putzen sich, freuen sich auf den Besuch ihres Herrn, fressen aus seiner Hand, sie sind wohlgenährt, zufrieden, lustig, sauber und reinlich, zahm und zutraulich, dankbar für die Wartung und Pflege.

3. Thätigkeiten und Eigenschaften des Knaben. Der Knabe wartet und pflegt seine ihm anvertrauten Lieblinge, füttert und tränkt sie zu rechter Zeit, streichelt und liebkost sie. Er ist treu und gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflicht, freundlich und liebreich gegen seine Pfleglinge.

4. Gedankengang: Str. 1. Vers 1—3: Das Wohlbefinden der Kaninchen; Vers 4—6: Ursache desselben. Str. 2. Die Bestätigung: a) die frohe Erwartung, b) das Erblicken ihres Wohlthäters, c) die Fütterung.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. 1. Auch die Tiere hat Gott zu unserer Freude geschaffen, darum sei liebreich gegen sie und quäle nie ein Tier! Keinem Würmlein thu ein Leid! 2. Benutze das Tier, aber behandle es freundlich! Hast du Vieh, so warte sein! — Nicht zu viele und zu schwere Arbeit; — nicht zu wenig und kein schlechtes Futter; — nicht mißhandeln mit Schlägen, tollem Jagen; — reinliche Gefäße für das Futter, sauberer Stall; — weiches, trockenes Lager, geschützt vor Kälte.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Was lernst du von dem Knaben?

2. Denke, du seist jener Knabe gewesen, und beginne die Erzählung mit folgenden Worten: „Mein Vater hatte mir zu meinem Geburtstage ꝛc."

3. Nachbildung im Anschluß an die Disposition der Fabel. Überschrift: Das Kanarienvöglein.

a) Das Wohlbefinden: Das Vöglein hüpft munter im Vogelbauer umher, putzt sein Federkleid, dreht das Köpfchen und schaut sich um, singt schmetternd ein frohes Lied.

b) Die Ursache: Der Herr besucht mich regelmäßig, unterhält sich mit mir und freut sich über meinen schönen Gesang, bringt mir oft frisches Wasser, wohlschmeckende Körner und süßen Zucker.

c) Die Bestätigung: Der Wohlthäter kommt, Vöglein reckt das

Köpfchen, der Knabe öffnet die Thür des Vogelbauers, der Vogel hüpft fröhlich ihm auf die Schulter und nimmt einen Leckerbissen zutraulich aus seiner Hand. Robert Wernecke.

167. Fuchs und Ente.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 42.

F. Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm doch einmal her an das Ufer gleich!
Ich habe dich schon lange was wollen fragen.
E. Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen;
Du bist mir so schon viel zu klug.
Drum bleib' ich dir lieber weit genug.

Herr Fuchs, der ging am Ufer hin
Und war verdrießlich in seinem Sinn;
Es lüstete ihn nach einem Braten,
Das hatte die Ente gar wohl erraten —
Heut' hätt' er so gerne schwimmen können;
Nun mußt' er ihr doch das Leben gönnen.

I. **Vorbereitung und Aufbau.** Draußen vor der Stadt (oder vor dem Dorfe) liegt ein großer Teich, umgeben von Weiden und Erlen, geschmückt mit hohem Schilf und schlanken Binsen. Nur hier und da sind einige lichte Stellen frei von Wassergewächsen, sonst ist die Wasserfläche grasgrün von einer dichten Decke der Teichlinsen bedeckt. An dem Ufer eines solchen Weihers war es, wo ein Fuchs in der stillen Abendstunde umherschlich, um eine große, schöne Ente zu erhaschen, die auf dem Wasser arglos umherschwamm und sich's wohlschmecken ließ. Da der hinterlistige Fuchs lange Zeit, hinter Schilf und Binsen versteckt, vergeblich auf das Herannahen der Ente gewartet, tritt er mit harmloser Miene hervor und versucht, die Ente mit freundlichen Worten und schönen Komplimenten ans Ufer zu locken. Um ehrerbietig zu erscheinen und sie nicht merken zu lassen, was er mit ihr vornehmen will, ruft er ihr vertraulich zu:
„Frau Ente, was schwimmst — — wollen fragen.“ (Vor- und Nachsprechen.)

Der schlaue Fuchs hat sich aber diesmal gewaltig verrechnet. Er hat es mit einer alten, erfahrenen Ente zu thun, die den Burschen kennt und von seinen Streichen gehört hat. Darum spricht sie zu ihm: Herr Fuchs, mir gefällt's am besten mitten im Teich, und hast du Lust, so komm zu mir! Doch habe ich dir auch gar nichts zu sagen, du bist mir ein viel zu kluger Herr.

„Herr Fuchs, ich wüßte — — weit genug.“ (Vor- und Nachsprechen.)

Der Fuchs läuft verdrießlich und ärgerlich am Ufer entlang und sucht sich vergeblich der Ente zu nähern.

„Herr Fuchs, der ging — — Sinn.“ (Vor- und Nachsprechen.)

Die Ente hatte seine böse Lust und Absicht, sie zu verspeisen, gleich erkannt.

„Es lüstete — — erraten.“ (Vor- und Nachsprechen.)

Zu ihrem Glück kann aber der Fuchs nicht schwimmen und muß beschämt abziehen.

„Heut' hätt' er — — gönnen." (Vor- und Nachsprechen.)

II. **Vertiefung.** 1. Der Fuchs kommt in der bösen Absicht, die Ente zu haschen und zu verspeisen = lüstern, beutesüchtig, ein Räuber; er spricht absichtlich die Unwahrheit = ein Lügner; stellt sich freundlich, rühmt ihre Klugheit = ein Betrüger, ein Heuchler und Schmeichler. Unter Lug und Trug und Schmeichelei verbirgt er seine boshafte Absicht = falsch, listig, arglistig. 2. Die Ente schwimmt in der Mitte des Teiches = vorsichtig; achtet nicht auf die Schmeichelreden des Fuchses = ist bescheiden, ohne Eitelkeit; spricht: „Herr Fuchs" ꝛc., ist schalkhaft, gewitzt; darum bleibe ich lieber weit genug = durchschaut die listigen Anschläge des Fuchses und überbietet ihn an Klugheit.

Sprachliche Schönheiten. Die vertrauliche Anrede des Fuchses („Frau Ente, ich habe" ꝛc.) und die drollige, ironische Abfertigung desselben seitens der Ente („Herr Fuchs," ꝛc.), in deren Antwort sich Mutterwitz und Schalkheit trefflich aussprechen — dazu ferner Ansprache und Erwiderung in zwei aufeinander folgenden Versen mit gepaarten Reimen — dies alles wirkt außerordentlich ergötzlich auf die Stimmung des Lesers.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Traue keinem Schmeichler! Wer auf Schmeichler hört, wird leicht bethört. Der Weise mißtraut dem, der ihm schmeichelt. Nur der Eitle läßt sich vom Schmeichler bethören. Der Habichte giebt es viele, die wie Tauben aussehen. Süßer Klang hat schon manches Vöglein ins Netz gelockt.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Der Schauplatz — der Weiher vor dem Dorfe ist zu beschreiben. (Vor unserm Dorfe liegt ein stiller Weiher. Weiden und Erlen bekränzen seine Ufer. Schilfblumen blühen in seinem Wasser. Schlanke Binsen erheben sich über die Wasserfläche. Auf der Wasserfläche liegt eine dichte Decke grüner Teichlinsen. Der Weiher ist der liebste Aufenthaltsort der Enten und Gänse.)

2. Erzähle kurz den Inhalt der Fabel! 3. Wie wird die Ente ihr Erlebnis erzählen? 4. Nenne die Eigenschaften des Fuchses! 5. Was sollst du von der Ente lernen? 6. Vergleiche die Fabel mit der von R. Reinick: „Kätzchen schlich auf einem Dach einer kleinen Schwalbe nach" (Nr. 218 I) und mit der Hagedornschen oder S. Franckschen: „Fuchs und Hahn" (Nr. 213)! Robert Wernecke.

168. Die Quelle.

Christoph von Schmid, Kurze Erzählungen. München 1872. S. 14.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervorbrach. Wilhelm hatte wohl gehört, man solle nicht trinken, wenn man erhitzt ist.

Allein selbstklug, verachtete er diese Warnung, folgte nur seiner Begierde, trank von dem eiskalten Wasser und — sank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hause und verfiel in ein gefährliches Fieber. „Ach!" seufzte er auf seinem Krankenbette, „wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthält!" Allein Wilhelms Vater sprach: „Nicht die reine Quelle ist an deiner Krankheit schuld, sondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltsamkeit."

Der liebe Gott hat alles gut
Zu unserem Wohl erschaffen,
Doch Lüsternheit und Übermut
Verwandelt es in Strafen.

I. Was heißt „über Feld" gehen? Füge noch ein zweites Merkmal der großen Erhitzung des Knaben hinzu! Große Schweißtropfen 2c. Was heißt lechzen? Vor Hitze schmachtend verlangen. Warum wird der dunkle Schatten hier grüner Schatten genannt? Was wußte Wilhelm wohl? Aber wie war er? Altklug, überklug, superklug. Eva sah die Äpfel, daß gut davon zu essen sei. Wie sah Wilhelm die Quelle an? Welche Begierde erzeugte das Gefühl des Wohlgefallens in Wilhelms Brust? Die Begierde zu trinken. Was war die Folge des kalten Trunks? Ohnmacht und Krankheit. Die Menschen suchen die Schuld ihres Leidens, ihres Unglücks nimmer in sich selbst, sondern in andern Ursachen. Wem maß Wilhelm die Schuld seiner Krankheit zu? „Schädliches Gift" ist Pleonasmus, besser: starkwirkendes Gift. Wie nennt der Vater die Überklugheit seines Sohnes? Wie das Befriedigen seiner Begierde? Wie nennt die Lehre den Eigendünkel? Übermut. Wie die Unenthaltsamkeit?

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Die Erhitzung des Knaben, sein Durst, seine Altklugheit, Unenthaltsamkeit und Unmäßigkeit. Die Folgen der Befriedigung seiner Begierden. Die Anklage des Knaben gegen die Quelle. Des Vaters Belehrung darüber.

2. Eigenschaften des Knaben. Er war erhitzt und durstig; erfreut und verlangend; er war erfahren, aber superklug; ungehorsam und unmäßig; krank und ohnmächtig; klagend und irrend; belehrt und hoffentlich gebessert.

3. Grundgedanke. a) Alle Dinge, die Gott geschaffen, sind an sich gut, aber durch Eigendünkel, Übermut, Unenthaltsamkeit und Unmäßigkeit werden sie zu Gift. b) Viele suchen den Grund ihres Elends in äußern Dingen, anstatt in sich selbst.

4. Fragen: a) Wie ist das Wasser in die Quelle gekommen? b) Wie ist der trinkende Knabe zu dem Wasser in der Quelle gekommen? c) Warum muß man durch den Genuß eiskalten Wassers bei großer Erhitzung erkranken? d) Wo ist das Wasser geblieben, das immerwährend aus der Quelle floß?

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Sei nicht altklug und übermütig! b) Sei enthaltsam und mäßig! c) Lerne dich frühzeitig schon beherrschen!

2. Verwandtes. Adam suchte den Grund seines Falles in Eva (Das Weib, das du mir zugesellet hast, verführte mich), Eva in der

Schlange 2c. Der Knabe und das Rind (Nr. 90). Die vergoldeten Nüsse (Nr. 156).

3. Rede- und Stilübungen. a) Nenne noch andere Dinge, die durch Eigendünkel, Übermut und Unmäßigkeit für uns zu Gift werden können! 1. Das Wasserbad. 2. Der Branntwein. 3. Das Eis (doppelt). 4. Das Schießpulver. 5. Der Kuchen. 6. Das Feuer. 7. Die Steinkohlen (Stickgas). 8. Die Arznei. Weise in jedem einzelnen Falle nach, wie es zu Gift für uns werden kann!

b) Vergleichung. Ähnlichkeiten mit der Erzählung: Die vergoldeten Nüsse (Nr. 156). 1. Knaben treten als handelnde Personen auf. 2. Ihr Verlangen wird durch den Anblick des Gegenstandes, also durch ihre Sinnlichkeit erregt. 3. Beide Knaben folgen ihrer Begierde. 4. Beide Knaben bestrafen sich selbst und werden schließlich 5. durch ihre Väter belehrt. R. D.

169. Der Hirsch am Bache.

Nach Äsop. A. G. Meißners Fabeln. Wien 1813. S. 387.

I. **Vorbereitung.** Wenn ein kleines Kind zum erstenmale sein volles Bild in einem großen Spiegel erblickt, so erfüllt lebendige und helle Freude sein Gemüt und lacht aus seinen Augen heraus. Auch in der Tierseele erweckt der Anblick des eigenen Spiegelbildes bestimmte Regungen. So glaubte der Hund, der ein Stück gestohlenes Fleisch im Maule trug und vom Stege aus im Wasserspiegel sein Bild sah, einen andern Hund zu erblicken und ward von Neid und Habsucht erfüllt, und der Ziegenbock, der in das Staatszimmer mit den großen Spiegeln, die bis auf den Fußboden herabgingen, geraten war, stieß in der Meinung, daß ein zweiter Bock auf ihn zukäme, auf sein eigenes Spiegelbild los und zertrümmerte den Spiegel. Ähnliche Vorgänge fanden in der Seele eines Hirsches statt, der heute wie schon oft in dem spiegelklaren Wasser eines Gebirgsbaches sein Ebenbild erblickte. Aus langjähriger Erfahrung wußte er schon, daß das Abbild im Wasser sein eignes Bild war. Was nun bei der Betrachtung desselben in seiner Seele vorging, das erzählt uns der Dichter in folgender Fabel:

Ein Hirsch trank aus einem klaren Gewässer und erblickte in demselbem sein Bild. — „Fürwahr!“ rief er aus, „die Natur meinte es nicht böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht. Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser sein, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt allen Tieren Trotz bieten.“

Indem er noch dieses sprach, hörte er Jagdhörner in der Ferne tönen und sah die Hunde schon, die mit Bellen auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich zurück. Jetzt kam er in den Wald. Doch indem er sich ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweihe an den Ästen eines Baumes hängen; die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder.

„Ach!“ seufzte er kurz vor seinem Verscheiden, „ich Unglücklicher habe thörichterweise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten. Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet, aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt.“

Nur selten wissen wir von uns selbst, was uns zum Heile und was uns zum Unglücke gereichen kann.

II. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** (Falls in der Naturgeschichte den Schülern noch kein Lebensbild des Hirsches gegeben worden ist, muß dies hier in knapper, anschaulicher Weise geschehen, wobei namentlich die Metamorphose des Geweihes zu berücksichtigen ist.) Was kann wohl das klare Gewässer gewesen sein? Welches Bild ist hier gemeint? Setze statt „Natur" das Wesen, welches alle Dinge geschaffen hat! Setze statt der Wörter: „Geweih, schmückt, Schenkel, besser und Trotz bieten" sinnverwandte Ausdrücke! (Bei Erläuterung des Wortes Jagdhörner ist ein ganz kurzer Abriß der früheren Art zu jagen, „Hetzjagd", zu geben.) Was heißt: er flog? Wer waren seine Verfolger? Was ist ein Dickicht? Schonung, Tannicht, Weidicht rc. Was ergriff der Jäger, um ihm den Todesstoß zu versetzen? Hirschfänger, Nickfänger. Nenne ein anderes Wort für Verscheiden! Desgleichen für pries! Wie werden seine Beine in der Fabel genannt? Wie seine Hörner?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. a) Der Hirsch trank aus einem klaren Gebirgsbache, der zwischen Feldern und Wiesen dahin floß und ein gut Stück vom Walde entfernt war. b) In welcher Zeit kann die Geschichte nicht passiert sein?

2. Nenne sämtliche Thätigkeiten des Hirsches!

3. Seine Eigenschaften. Er war durstig, erfreut, zufrieden und stolz; er war scheu, flüchtig, schnellfüßig; gefangen und gestürzt; thöricht und kurzsichtig; unglücklich und endlich tot. Weise jede Eigenschaft aus der Fabel nach!

4. Gliederung. a) Der zufriedene, glückliche und stolze; b) der lobende, tadelnde und irrende; c) der verfolgte, gefangene und gejagte; d) der zur Einsicht gekommene und reuige; e) der klagende, unglückliche und sterbende Hirsch.

5. Grundgedanke. a) Nach Meißner (s. Schluß der Fabel!). b) Nach Äsop: Gar oft geschieht es, daß man lobt, was zu schelten ist, und schilt, was zu loben wäre.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Meistere niemals die Natur und deinen Schöpfer! b) Prüfe gewissenhaft, was dir gut und was dir schädlich, wer dir in Wahrheit ein Freund und wer dein Feind ist. c) Tadeln ist keine Kunst, wohl aber besser machen. d) Murre niemals über das, was dein Gott dir schickt, denn du weißt nicht, was zu deinem wahren Besten dient!

2. Verwandtes. a) Zeus und das Pferd von Lessing. (S. Dietlein-Schumann, Lesebuch, Ausg. B, VI. Teil Nr. 177.) b) Der das Wetter tadelnde Schulze Hoppe. (S. Dietleins Lesebuch, Ausg. A, I. Unterstufe, S. 133).

3. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe eine Hirschjagd in früherer Zeit! b) Wiedererzählung der Fabel mit Vertauschung sinnverwandter Wörter, soviel dies nur möglich ist. c) Vergleiche mit der

obigen Fabel die denselben Gegenstand behandelnde Fabel von Gleim: „Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih ꝛc.“ (S. Dietleins Volksschullesebuch, Ausg. C. I. Nr. 348!) R. D.

170. Der Jäger und der Fuchs.

Fr. Güll, Kinderheimat. Erste Gabe. Gütersloh. S. 72.

Der Jäger birscht mit seiner Büchs',
Da schleichen übers Feld die Füchs'.
Er fackelt nicht und spannt den Hahn
Und legt die Büchse sicher an.
„Piff paff!“ da prasseln hin die Schrot',
Und plumps! der alte Fuchs ist tot!
Der Jäger spricht: „He, Feldmann, flugs!
Nun apportiere mir den Fuchs!“
Der Feldmann sucht mit seiner Schnauz'
Und hat ihn schon, den alten Kauz;
„Du hast gerupft so manche Gans,
Jetzt zaust man dich bei deinem Schwanz;
Du hast geschüttelt manchen Hahn,
Jetzt packt man dich beim Kragen an;
Du hast gefressen manche Taube,
Jetzt sitzen wir dir auf der Haube.“
So schleppt ihn Feldmann hin zum Herrn,
Der streichelt ihn und hat ihn gern
Und sagt: „So, Feldmann, das war gut!“
Geht weiter dann mit frohem Mut
Und steckt den Fuchsen in den Sack
Und schmaucht sein Pfeiflein Rauchtabak.

I. **Vorbereitung.** Es war in den Weihnachtsferien, als ein Knabe aus der Stadt bei seinem Oheim, einem alten Jäger, zu Besuch war. Der nahm nun andern Tags den Knaben mit, als er auf die Fuchsjagd ging. Das machte dem Jungen großen Spaß. Als er wieder nach Hause kam, erzählte er nun jedem, der es hören wollte, folgende Geschichte von der Fuchsjagd: (Folgt Vorlesung des Gedichts!)

II. **Vermittlung.** Im Herbste und im Winter birscht der Jäger mit seiner Büchs' = geht mit seiner doppelläufigen Flinte auf die Jagd und erlegt manches Häschen, Kaninchen und Rebhuhn; besonders aber sind die Füchse in dieser Zeit nicht sicher vor ihm. Haben dieselben einmal den Knall seiner Büchse vernommen, so schleichen = laufen sie, sich so viel wie möglich verbergend, nach ihrem Bau und suchen hier Schutz. Aber nicht immer gelingt dies den schlauen Füchsen, denn der Jäger kommt ihnen manchmal unverhofft über den Hals, und da fackelt er nicht = er scherzt, spaßt nicht, um das Füchslein etwa nur zu täuschen, nein! er spannt den Hahn seiner Flinte = zieht ihn auf und legt die Büchse sicher an seine Backe, um zu zielen, und piff, paff! (Nachahmung der Schüsse), da prasseln (schlagen härter auf als Hagelkörner) hin die Schrot', und plumps! der alte Fuchs ist tot. Da sprach der Jäger: „He, Feldmann (denn so hieß sein Jagdhund), flugs = schnell! nun apportiere (bringe) mir den Fuchs!“ Feldmann, der treue Hund, sprang eilend hin, suchte mit seiner Schnauze (beschnupperte die Erde, um, der Blutspur nachgehend, das Sterbeplätzchen des alten Fuchses zu finden), und so fand er denn auch den alten Kauz (Fuchs). Sein trauriges Los hat der Fuchs auch im vollen Maße verdient, denn: „Du hast gerupft so manche Gans“, oft hat sich wohl das Leckermaul ein Gänschen geholt und sich einen guten Bissen bereitet, aber das kann nicht lange bestehen: „jetzt zaust

(zerrt hin und her) man ihn bei seinem Schwanz." „Du hast geschüttelt manchen Hahn (unbarmherzig zu Tode gepeinigt), jetzt packt man dich beim Kragen (beim Pelz, im Genick) an." „Du hast gefressen manche Taube, jetzt sitzen wir dir auf der Haube" (bildl. Ausdruck, der sagen will: nun haben wir deinen Kopf). Darauf schleppte Feldmann den Fuchs zum Herrn, welcher den Hund streichelt und auch mit Worten seine Zufriedenheit ausdrückt. Frohen Mutes ging der Jäger weiter, steckte den Fuchs in den Sack (in die Jagdtasche) und schmauchte (rauchte) sein Pfeifchen Tabak.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Es war an einem heitern, kalten Wintertage, als der Jäger am Saume des Waldes auf dem Felde birschte (jagte).

2. Gliederung. a) Der Jäger erlegt den Fuchs; b) Befehl des Jägers an Feldmann; c) Ausführung des Befehls; d) Gründe für die Erlegung des Fuchses; e) Zufriedenheit und Freude des Jägers.

3. Hauptgedanke. Jede schlechte That findet doch endlich ihren Rächer, ihre Strafe.

4. Personen. a) Der Jäger birscht, fackelt nicht, spannt den Hahn, legt an, streichelt und lobt den Hund, geht weiter, steckt den Fuchs ein und schmaucht sein Pfeifchen.

b) Der Fuchs schleicht, hat gerupft, geschüttelt und gefressen, wird gezaust, gepackt, geschleppt und tot eingesteckt.

c) Der Hund apportiert, sucht, findet, zaust, packt, schleppt und wird gestreichelt und belobt.

5. Kernfragen: a) Warum verfolgt der Jäger den Fuchs überhaupt?

b) Warum schießt und fängt er ihn besonders im Winter?

c) Warum nennt man den kleinen Schlaghammer an der Flinte einen Hahn? (Der Lehrer erinnere an das alte Feuerschloß, das einem Hahnenkopfe mit einem Schnabel glich, in welchen der Flint- oder Feuerstein eingeschraubt war.)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Wie bei „Warnung" (S. Nr. 120).

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle mit Benutzung der Erläuterung den Inhalt des Gedichts! b) Zeige, daß der Fuchs die Todesstrafe verdient hatte! c) Gieb die Eigenschaften der Personen an! d) Vergleiche dieses Stück mit dem Gedichte „Warnung"! Nr. 120. (1. Beide Gedichte zeigen uns den Fuchs als unehrlichen Gesellen, der sich gern auf listige Weise Leckerbissen zu verschaffen sucht. 2. In unserm Stücke tritt der Jäger auf, während er dort nur angedeutet wird. 3. Nach unserm Gedichte trifft den Fuchs die Todesstrafe ohne vorherige Androhung, während sie ihm in jenem Stücke nur angedroht und er davor gewarnt wird.) e) Nachbildung: Fleischer und Pudel. (Pudel hat dem Fleischer oft eine Wurst geholt; eines Tages ertappt ihn der Fleischer und schlägt ihn tot.) G. Gräfe.

171. Jäger und Hase.*)

Volkslied. Vergl. Lieder für Schule und Haus von A. und G. Greßler. 2. Aufl. Langensalza. S. 49.

Jäger: „Gestern Abend ging ich aus, ging wohl in den Wald hinaus; kam ein Häslein her zu mir in dem grünen Waldrevier; kam das Häslein dicht heran, daß mir's was erzählen kann."

Hase: „Bist du nicht der Jägersmann, hetzt auf mich die Hunde an? Wenn dein Jagdhund mich ertappt, hast du, Jäger, mich erschnappt. Wenn ich an mein Schicksal denk', ich mich recht von Herzen kränk'."

Jäger: „Armes Häslein, bist so blaß! Geh dem Bau'r nicht mehr ins Gras, geh dem Bau'r nicht mehr ins Kraut, sonst bezahlst du's mit der Haut, sparst dir dann die Not und Pein, kannst mit Lust ein Häslein sein."

I. **Vorbereitung.** Herbst und Winter sind für die Hasen gar schlimme Zeiten. Schon am frühen Morgen ziehen die Jäger hinaus in Feld und Wald, die Hasen zu erlegen. Hunde und Treiber, welche die Jäger begleiten, schrecken die Hasen aus ihren Schlupfwinkeln auf und treiben sie vor sich her. Von anderen Seiten kommen den Fliehenden die Jäger mit Hunden und Treibern entgegen und schließen sie ein. Nirgends ein Ausweg! Von allen Seiten senden ihnen die Jäger das todbringende Blei entgegen. Oft müssen Hunderte von Häslein bei einer einzigen Treibjagd ihr Leben lassen. — Selbst der Abend bringt dem Hasen weder Ruhe noch Sicherheit. Wenn der Mond scheint, dann wandert der Jäger wohl noch hinaus in den Wald auf den Anstand, d. h. er stellt sich am Waldsaume hinter einem Baume, einem Busche auf und wartet, ob nicht ein Hase oder ein anderes Wild ihm schußweit nahe kommt. Einst befand sich auch ein Jäger auf dem Anstande; schon lange hatte er auf ein Wild vergeblich gewartet. Das sanfte Mondlicht, das die ganze Erde erhellte, hatte ihn müde gemacht und mild gestimmt; er dachte nicht an Hirsche und Rehe, er dachte an andere Dinge. Da knackt es in dem Gebüsch! Es kommt näher und näher. Ein Häslein guckt aus dem Busche. Was that nun der Jäger? Das sollt ihr von ihm selbst hören.

II. **Vermittlung.** a) Vorlesen des Gedichts. b) Erklärendes Abfragen. Warum heißt denn wohl die Überschrift Jäger und Hase? Wo treffen beide zusammen? Wer von beiden spricht zuerst? Wohin ist der Jäger gestern Abend gegangen? Was wollte er wohl im Walde? Warum ging er am Abend? Wo wird er sich im Walde aufgestellt haben? Warum denn wohl hinter einem Busche? Was bemerkte er da? Woher kam das Häslein? Was ist denn unter dem Waldrevier zu verstehen? Wen hatte das Häslein nicht erkannt? Warum wohl nicht?

Das Häslein ist nicht ganz sicher, ob der Mann hinter dem Busche der Jäger ist; bald merkt es, er ist nicht der Jäger, denn der hetzt ja gleich die Hunde auf ihn. Haben die Hunde das Häslein ertappt (er=

*) Von diesem in vielen Varianten bekannten Volksliede existiert auch eine ausführlichere Dichtung von Adolf Schievenbusch. Falls dieselbe im Lesebuche steht, sind die hinzugedichteten Strophen besonders zu erläutern. R. D.

spürt), dann ist es verloren; dann ist auch der Jäger nicht weit, der es erschießt (erschnappt). Wenn das arme Häslein daran (an sein Schicksal) denkt, dann ist es betrübt und traurig (kränkt sich von Herzen, d. h. sehr über sein Schicksal).

Die Klage des Hasen rührt den mildgestimmten Jäger. Er schießt ihn nicht, warnt ihn aber, den Wald zu verlassen und dem Bauer Gras und Kraut abzufressen (dem Bauer ins Gras und Kraut zu gehen); folge er nicht, dann werde er ohne Gnade niedergeschossen (bezahle es mit seiner Haut); beachte er seine Warnung, dann brauche er sich nicht zu fürchten (spare sich Not und Pein) und könne immer fröhlich leben (mit Lust ein Häslein sein).

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung: Der Wald im Mondenschein. Am Himmel steht der helle Mond; mit seinem Silberlichte übergießt er die ganze Erde. — Seine Strahlen erfüllen auch den Wald und hüllen ihn in ein sanftes, mildes Zauberlicht. — Es ist still im Walde. Die Tiere haben sich zur Ruhe in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen; die gefiederten Sänger des Tages schweigen und schlafen unter den Zweigen. Auch die Menschen haben den nächtlichen Wald verlassen; nur der Jägersmann steht draußen im Walde; aufmerksam spähet er nach Wild umher. — Mit leisem Flügelschlage ziehen Raubvögel über die unbewegten Gipfel der Bäume hin. Dann und wann knackt es im Unterholze; ein Fuchs schleicht vorsichtig durchs Gebüsch, Beute für sich und seine Jungen zu erlangen; ein Reh tritt auf die Waldlichtung, ein Häslein spielt neben ihm im Mondenschein. — Da ertönt ein Schuß; weithin hallt es durch die Stille des Waldes und schreckt die Tiere aus dem Schlafe auf.

2. Gedankengang. a) Zusammentreffen des Jägers mit dem Hasen; b) furchtsame Frage des Hasen; c) beruhigende Antwort des Jägers.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben: Trau, schau, wem? 2. Rede- und Stilübungen. a) Auch ein Erlebnis. (Vom Jäger selbst erzählt.) Gestern Abend ging ich hinaus in den Wald auf den Anstand. Es war heller Mondschein. Ich stellte mich wieder an dem Platze auf, von welchem aus ich schon so manches Wild erlegt hatte. Lange Zeit schon mochte ich dagestanden haben. Da knackt es auf einmal im Gebüsch! Ein Häslein zeigt sich; es kommt mir näher und immer näher. Mit seinen Äuglein blickt es mich an, als wollte es sagen: Du bist nicht der Jägersmann, der ist grausam und hetzt gleich auf mich die Hunde. Das zutrauliche Tierchen that mir leid; ich senkte die zum Schuß bereite Büchse und schenkte ihm das Leben. b) Wie es bei Nacht im Walde aussieht. (Vom Jäger beschrieben.) Viele Menschen fürchten sich, nachts in den Wald zu gehen. Und doch ist es auch zu dieser Zeit dort schön. — Der Mond erfüllt den Wald mit seinen Strahlen und hüllt ihn in ein mildes, süßes Zauberlicht &c. (S. III., 1.)

A. Hentschel.

172. Ochs und Esel.

Gottlieb Konrad Pfeffel, Poetische Versuche. 5. rechtmäß. Aufl. Tübingen 1816. I. S. 184.

Ochs und Esel zankten[1]) sich
Beim Spaziergang[2]) um die Wette[3]),
Wer die meiste Weisheit[4]) hätte.
Keiner siegte[5]), — keiner wich.[6])
Endlich kam man überein[7]),
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden[8]) sollte.
Und was konnte klüger[9]) sein?
Beide reden tiefgebückt[10])
Vor des Tierbeherrschers Throne[11]),
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar herunterblickt.[12])
Endlich sprach die Majestät[13])
Zu dem Esel und dem Farren[14]):
„Ihr seid alle beide — Narren!"[15])
Jeder gafft[16]) ihn an und — geht.[17])

I. **Vermittlung des Wort- und Sachverständnisses.** Ein Ochs und ein Esel stritten 1. sich auf der Weide, 2. wo sie nebeneinander gingen, um die Wette, d. i. 3. einer immer mehr als der andere oder abwechselnd, um sich zu übertreffen, darüber, 4. wer von ihnen beiden der klügere sei. 5. Keiner konnte den andern überführen; 6. aber keiner gab auch dem andern nach. 7. Endlich einigte man sich, daß der König der Tiere 8. Schiedsrichter sein sollte. (Bemerkung des Dichters: 9. Was konnten sie auch Klügeres thun!) Beide treten nun 10. sich tiefverbeugend 11. vor den hohen Schiedsrichter hin, tragen ihm ihren Streit vor und bitten um seinen Urteilsspruch. 12. Lächelnd und mit edlem, d. i. berechtigtem Hohne in seinen Blicken hört der Löwe sie an und — schweigt. Endlich spricht 13. der König der Tiere zu dem Esel und dem Farren (14. Farre = unverschnittener Ochse, Färse = junge ledige Kuh, auch Stärke oder [in Thüringen] Stierze genannt): „Ihr seid alle beide — einfältige, dumme Geschöpfe!" Vor Verwunderung stumm, 15. sieht jeder mit offenem Munde den Löwen an und 16. schleicht still von dannen.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Der Streit fand auf einer Wiese statt, der Spruch des Schiedsrichters erfolgte hingegen vor der Höhle des Löwen.

2. Gliederung des Inhalts. a) Die streitenden Tiere. b) Übereinkunft derselben, durch einen Richter den Streit entscheiden zu lassen. c) Ihr Erscheinen vor dem Richterstuhle und ihr Vortrag des Streites. d) Das Verhalten des Richters und dessen Urteil. e) Verwunderung der streitenden Tiere.

3. Eigenschaften des Ochsen und des Esels. Sie waren zänkisch, streitsüchtig und rechthaberisch; eingebildet (wer die meiste Weisheit hätte!), einig (worüber?), demütig und unterwürfig; einfältig und dumm und endlich verwundert und enttäuscht.

4. Grundgedanke: Man muß sich nichts einbilden auf Vorzüge, die man gar nicht besitzt.

III. **Verwertung.** 1. Sei nicht stolz auf eingebildete Vorzüge! 2. Umarbeitung des Gedichts mit Vermeidung der Reime und sorgfältiger Vertauschung sinnverwandter Ausdrücke! R. D.

173. Der Esel in der Löwenhaut.

Wilhelm Curtman. Geschichtchen für Kinder. Gießen 1867. S. 68.

Ein Esel, dem die Arbeit nicht gefiel, war dem Müller entlaufen und hatte in dem Walde einen herrlichen Fund gemacht. Es war eine noch ganz frische Löwenhaut. „Ei!“ sagte der Esel, „die kommt mir recht“ und wickelte sie so um sich, daß er von weitem wirklich einem Löwen ähnlich sah. Da die Tiere diesen ungeheuren Löwen erblickten, flohen sie und verkrochen sich in ihre Höhlen. Da wurde der Esel übermütig und dachte: „Nun will ich sie erst recht in Angst treiben. Wenn ich brülle wie ein Löwe, wird gar niemand in den Wald zu kommen wagen, und ich kann nach Belieben mein Futter suchen.“ Und damit fing er an, ganz schrecklich ia, ia zu schreien. Da lachten die Tiere und kamen wieder aus den Höhlen hervor und verspotteten den dummen Betrüger. Etliche aber liefen zu dem Müller und verkündeten demselben, wo sein fortgelaufener Sackträger sich aufhalte. Der eilte in den Wald, nahm einen tüchtigen Prügel, und, ohne sich an die Löwenhaut, aus welcher die langen Eselsohren hervorguckten, zu kehren, trieb er sein Langohr mit Schlägen in den Stall zurück.

I. **Vorbereitung.** Es ist Jahrmarkt. Der Vater nimmt seinen Knaben bei der Hand und geht mit ihm vor das Thor der Stadt, um ihm die wilden Tiere zu zeigen, die dort in ihren Käfigen ausgestellt sind. Dem Knaben gefällt am meisten unter allen Tieren der mächtige Löwe, der König der Tiere, der wild seine Mähne schüttelt und durch sein fürchterliches Gebrüll die Umstehenden erschreckt. Von den wilden Tieren wendet sich der Vater mit dem Knaben wieder der Stadt zu. Da begegnen ihm einige Reisende, welche einen Ausflug in die nahen Berge unternehmen wollen. Sie reiten auf Eseln. Den Knaben belustigen die lächerliche Gestalt und die drolligen Bewegungen dieser trägen Tiere. Zur Erhöhung seiner Freude erzählt ihm der Vater, wie einst ein solcher Esel versucht habe, als Löwe die Tiere zu ängstigen. (Vorlesen der Fabel.)

II. **Vertiefung.** Kurze Beschreibung des Löwen und des Esels, wobei Rücksicht zu nehmen ist auf das Naturell, das Wesen und die Eigenschaften dieser Tiere. Der Löwe ist uns das Bild der Stärke und der Großmut, der Esel dagegen das der Dummheit und Faulheit. Zur Ehrenrettung des letzteren mag erwähnt werden, daß er in seinem Vaterlande Asien nicht dumm und träge, sondern mutig und flink ist, und daß er dort als äußerst genügsames und sicheres Reittier, besonders für steinige Gebirgspfade, sehr geschätzt wird. Bei uns wird der Esel mehr als Lasttier benutzt; in manchen Gegenden bedienen sich seiner die Müller, um das Mahlgut herbei- und fortzuschaffen. Frische Löwenhaut = das eben erst einem getöteten Löwen abgezogene Fell. Vermittelst der Löwenhaut sucht unser Esel zu täuschen, zunächst zu seiner eigenen

Sicherheit. Wie konnte er das? Die äußere Hülle machte ihn dem Löwen ähnlich, der Furcht und Schrecken unter den Tieren verbreitet. Warum? — Weshalb sah der Esel nur von weitem einem Löwen wirklich ähnlich? — Ungeheurer Löwe = der an Höhe einen wirklichen Löwen überragte. — Die Tiere verstecken sich in ihre Höhlen = dieser erste Erfolg der Täuschung macht nicht nur sicher, sondern verleitet auch zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn. Der gesteigerte Ehrgeiz führt zum Verderben. An seiner Stimme wird der Betrüger erkannt. Die Strafe für den Betrug bleibt nicht aus: Verspottung, Schläge, Verlust der eben erst erlangten Freiheit.

III. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben. a) Entziehe dich nicht deiner Pflicht! — Suche niemand über deinen wahren Wert zu täuschen, weder zu deinem Vorteil noch zu anderer Nachteil! Dein wahres Wesen wird gar bald erkannt werden und die Strafe für den geübten Betrug nicht ausbleiben. b) Sprichwörter: Hochmut kommt vor dem Fall. — Den Vogel erkennt man am Gesang, den Topf am Klang, den Esel an den Ohren und an den Worten den Thoren. — Mächtige Hand, schönes Gewand und leicht gewonnen Gut, die drei Dinge machen großen Übermut. c) Spruch: Gott widersteht dem Hoffärtigen, aber dem Demütigen giebt er Gnade.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleichung von Esel und Löwe. Verschiedenheiten der Art, der Ernährung, des Körperbaues, der Farbe, der Eigenschaften. b) Übertragung der Erzählung in die Gegenwart. c) Vergleichung mit der Fabel von der Krähe, die sich mit Pfauenfedern schmückt. (S. Dietleins Volksschullesebuch, Ausg. C. I. Nr. 244.)

Robert Schüler.

174. Der große Fisch.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen für die Jugend. Neueste Sammlung von Albert Werfer. Augsburg 1858. S. 13.

I. **Vorbereitung.** Ein Fischerknabe saß an einem warmen Sommertage vor der Thür der Hütte und fertigte sich eine Angel an. An eine meterlange, schwanke Haselrute knüpfte er eine dünne, aber feste Schnur von Hanf, die noch länger als die Angelrute war. Hierauf nahm er einen Kork, durch welchen er einen Federkiel gesteckt hatte, und zog die Angelschnur bis zur Mitte hindurch. Endlich wählte er aus seinem Vorrate von Angelhaken sich einen Hechthaken mit doppeltem Widerhaken aus und befestigte denselben mit einer Schnur von Pferdehaaren an das Ende der Angelschnur. Nachdem er fertig war, nahm er die Angel, dazu einen Vorrat von großen, dicken Regenwürmern und ging hinunter an den Fluß. Er setzte sich in den Schatten eines Weidenstrauchs ans Ufer nieder, streifte einen Regenwurm über den Angelhaken und warf seine Angel in den Fluß.

Was nun weiter geschah, das meldet uns unsre Erzählung, die ich euch jetzt vorlesen werde:

Ein Fischerknabe setzte sich in den Schatten eines Weidenbaumes und warf seine Angel in den Fluß aus. „Wenn doch nur ein recht großer Fisch anbisse!“ sagte er. Sogleich fing er einen mächtigen Hecht und zog aus allen Kräften. Allein der große Fisch that einen gewaltigen Schlag und riß den Knaben in den Fluß. Sein Vater, der in der Nähe das Netz zum Trocknen ausspannte, sprang herbei, zog ihn mit genauer Not aus dem Wasser und sagte zu ihm: „Es ist nicht immer gut, wenn unsere Wünsche in Erfüllung gehen.“

Ein gar zu großes Glück auf Erden
Kann leicht uns zum Verderben werden.

II. **Vermittlung.** Welche Ortsbestimmung fehlt im ersten Satze? An das Ufer eines Flusses. Wie nennt man einen Weidenbaum, der mit vielen Stämmen aus der Erde gewachsen ist? Weidenstrauch. Warum zog der Knabe aus allen Kräften? Warum that plötzlich der große Fisch einen gewaltigen (Schlag) Ruck? Der Angelhaken drang in seinen Gaumen ein und verursachte ihm großen Schmerz. Er merkte, daß er gefangen war, und wollte fliehen. Wer hatte des Knaben Wunsch gehört? Der liebe Gott und sein Vater. Weise dies nach! Was muß ein Fischer stets mit seinem gebrauchten Netze machen? Wie rettete der Vater seinen Sohn? Mit genauer (knapper) Not. Welche Lehre giebt der Vater seinem Sohne? Welche der Dichter seinen Lesern?

III. **Verwertung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Der angelnde Knabe. b) Der sehnliche Wunsch des Knaben. c) Die sofortige Erfüllung des Wunsches. d) Die unglückliche Folge des erfüllten Wunsches. e) Die Errettung aus Lebensgefahr. f) Lehren. 2. Generalfragen: a) Wie ist der Knabe ins Wasser, der Fisch an den Angelhaken, der Angelhaken in den Gaumen des Fisches und der Vater zu Hilfe gekommen? b) Was hat der Knabe gethan, und wie ist er gewesen? Desgleichen der Vater und der große Fisch?

IV. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben. a) Lehre des Vaters. b) Lehre des Dichters. 2. Übertragung auf das menschliche Leben. a) Ein Vater bittet um Reichtum, um ein Viertel vom großen Los; wird dadurch in den Strudel von Vergnügungen hineingerissen und zuletzt ärmer denn zuvor. b) Eine Mutter bittet um das Leben ihres todkranken, aber oft ungehorsamen Sohnes. Genesung. Er gerät aber in den Strom des Verderbens und macht seiner Mutter später nur Kummer und Schande.

3. Rede- und Stilübungen. Die Anfertigung der Angel und das Angeln der Fische. (Eine Beschreibung.) R. D.

175. A. Das Schlachtfest.

Ernst Lausch, Originalbeitrag.

(Hans und Paul).

H. Paul, morgen mußt du bei uns sein,
Ich lade dich zum Feste ein.
P. Ein Fest bei euch? Was ist denn los?
H. Wir schlachten ein Schwein gar fett und groß.
P. Ei, Hans, da komm' ich, kannst mir's glauben,
Wenn meine Eltern es erlauben.

Am Morgen ist der Fleischer gekommen und hat das Schwein bald vorgenommen: es ward gestochen, da quiekt es sehr und hatte bald kein Leben mehr. Nun ward es zerhauen und rein gemacht, das Fleisch in Molden und Tonnen gebracht. Viel Schinken gab es, viel Speck und Würste und von den Borsten Besen und Bürste. — Die Kinder schmausten aufs allerbest' und dachten noch lange ans Schlachtefest.

I. **Vermittlung.** Jedes Kind kennt verschiedene Feste und freut sich auf deren Wiederkehr. Zuerst sind zu nennen die hohen christlichen Feste, die von allen Leuten in der Stadt, in den Dörfern, im ganzen Lande gefeiert werden: das Weihnachtsfest, wo der herrliche Christbaum uns entgegenstrahlt und schöne Gaben uns erfreuen, das Osterfest, an dem es bunte Eier giebt, die das „Osterhäschen" legte, und das Pfingstfest, da die Maie vor der Thür oder im Hause prangt, der Blumenstrauß im Fenster duftet und Festkuchen auf dem Tische zum Genusse einladet. Aber es giebt auch noch andere Feste, die gewöhnlich nur von den Gliedern einer Familie gefeiert werden, z. B. Hochzeit, Kindtaufe, in der Stadt wohl auch die Geburtstage, namentlich der eigene Geburtstag, der des Vaters, der Mutter, der Geschwister u. s. w. Darauf freuen sich die Kinder gar sehr. Auf dem Lande werden die Geburtstage selten gefeiert, ja der eigene Geburtstag wird oft genug vergessen. Ein Tag aber wird auf dem Lande sicher nicht vergessen, nämlich derjenige, an dem im Hause ein Schwein geschlachtet wird.

Das ist ein Festtag ganz eigner Art, zu dem nicht nur die großen, sondern auch die kleinen Leute (die Kinder) der Nachbarschaft eingeladen werden. Der Tag wird geradezu als ein Festtag bezeichnet und das Schweinschlachten selbst das „Schlachtefest" genannt.

II. **Vertiefung.** Lesen des Stückes. Dasselbe ist ein Gedicht, welches aus zwei Teilen besteht. Der erste Teil enthält ein Zwiegespräch. Die redenden Personen darin sind zwei Knaben: Hans und Paul. Der zweite Teil enthält eine Mitteilung über das Schlachtefest. — Erste Hälfte: Hans ladet seinen Freund ein zum „Feste". (Überschrift!) Dieser bittet um nähere Aufklärung: „Ein Fest? Was ist denn los?" Hans sagt, um was es sich handelt. Paul verspricht zu kommen, wenn die Eltern, die er um Erlaubnis bitten wird, ihre Einwilligung geben. Zweite Hälfte: Zeit (am Morgen); handelnde Person (Fleischer); dessen Thun: das eigentliche Schlachten, die weitere Arbeit, an der sich in der Regel auch noch andere beteiligen. (Diese Arbeiten sind aufzuzählen.) Nutzen des Schweins. Was ist Speck? Schinken? Woraus besteht die Wurst? Wie wird sie gemacht? Verschiedenheit derselben? Fett oder Schmalz; wozu? Borsten; wozu? Paul hat die nachgesuchte Erlaubnis erhalten, ist dagewesen, hat mitgeschmaust. Angenehme Erinnerung.

III. **Rede- und Stilübungen.** A. Vergleichung mit dem Gedichte von Chamisso „Das Familienfest", natürlich unter Anleitung des Lehrers. Der Lehrer liest das Gedicht vor. Er schreibt es an die Wandtafel. Die Kinder fertigen davon eine Abschrift. Das Gedicht lautet:

B. Familienfest.

Chamissos Gedichte. Berlin 1874. S. 113.

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.
Er legte wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.
Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang'.
Die Töchter hatten schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.
Die Mutter briet und schmort' ihn gleich,
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.
Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen die fröhlichen Gäste zu Hauf.
Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und thaten sich gütlich beim weidlichen Fest.
Sie schmausten den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

1. Ähnlichkeiten. 2. Verschiedenheiten.

NB. Man begnüge sich mit einigen wenigen treffenden Beziehungen. Das Familienfest vorlesen und in seiner Totalität durch den ihm eigenen köstlichen Humor auf die Kinder wirken lassen, ist am meisten zu empfehlen.

B. 1. Kurze Beschreibung des Schweins (dabei Anleitung durch den Lehrer). 2. Kurze Beschreibung des Schweinschlachtens (nach Anleitung des Gedichtes). Leichtere Aufgabe: Aufzählung sämtlicher Werkzeuge und Gerätschaften, die beim Schweinschlachten gebraucht werden, unter Angabe wozu. Ernst Lausch.

176. Pferd und Füllen.

Wilhelm Hey, 50 Fabeln für Kinder. Gotha o. J. Nr. 45.

„Springe nur, Füllen, mein fröhlich Kind,
Her und hin, hurtig wie der Wind,
Bist noch ein Weilchen frank und frei,
Wirst du erst groß, dann ist's vorbei,
Hast dann Müh' und Arbeit genug,
Trägst den Reiter, ziehest den Pflug."

Das Füllen sprang mit frohem Sinn
So hurtig neben der Mutter hin
Und durfte springen und scherzen bloß;
So wurd' es gar schön und stark und groß.
Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren,
Da konnt' es den schwersten Wagen fahren.

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** Vor einen schwer beladenen Wagen gespannt, — verrichtet das alte Pferd seine lang gewohnte, schwere Arbeit, während sein Füllen neben ihm frei umher läuft. — Hierbei denkt das Pferd sehnsüchtig zurück an die fröhliche Zeit seiner Kindheit, die so schnell, so flüchtig dahingeeilt ist, und vergleicht die Jetztzeit mit den frohen Tagen der Vergangenheit, denkt an die kommenden Tage, an denen auch sein Liebling, gleich ihm, vielleicht gar an seiner

Seite, viel Mühe und Arbeit, viel Last und Plage wird zu ertragen haben. — Überrascht wird es von dem Wunsche seines Kindes, das, langsam und verdrießlich neben ihm herschreitend, zu ihm spricht: „Ach, wäre ich doch auch schon so alt, so groß und so stark, wie du, liebe Mutter!" Was wird die Mutter diesem kleinen „Gernegroß" antworten? Sei doch froh und zufrieden, daß du noch jung bist! — Was brauchst du deshalb jetzt noch nicht zu thun? Nicht so mühselig zu arbeiten, wie ich. Wozu hast du jetzt noch viel Zeit? Zum Spielen, zum Hüpfen und Springen. — Gehe also nicht so unzufrieden, so traurig und langsam neben mir her! Wozu wird das Mutterpferd sein Kind auffordern? Was soll das Füllen thun? Wie soll es umher springen? Schnell — hurtig, wie der Wind — mit Windes Eile, blitzschnell.

Sprecht: „Springe nur, Füllen — Wind."

Warum konnte das alte Pferd nicht mit dem jungen Pferde umher springen? Es war ja vor den schweren Lastwagen gespannt. Wem mußte es gehorchen? Womit lenkt der Fuhrmann das Pferd? Mit Zaum und Zügel. Womit treibt er das Pferd zur Arbeit an? Mit Worten, mit der Peitsche. Vergleicht nun das Füllen mit dem alten Pferde! Das Füllen war nicht angespannt, hatte weder Zaum noch Zügel, — es war noch „frank und frei". Wann hört aber diese Freiheit auf? Wenn das Pferdchen älter wird, dann hört das Spielen auf, — „dann ist's vorbei."

Sprecht: „Bist noch ein Weilchen frank und frei, wirst du erst groß, dann ist's vorbei."

Warum kann jetzt das junge Pferd noch nicht arbeiten? Es ist zu schwach. Wie wird aber das Füllen auch nach Jahr und Tag? Groß und stark. Welche Arbeiten muß es dann auch verrichten? Wozu hat dann das erwachsene Pferd keine Zeit mehr? Zum Spielen.

Lernt: „Hast dann Müh' und Arbeit genug, trägst den Reiter, ziehest den Pflug."

Aufmerksam hört das Füllen diese Worte seiner verständigen Mutter und denkt: „Ja, die Mutter hat recht, sie meint es gut mit mir." Was hat das Füllen nun gewiß auch auf Geheiß der Mutter gern gethan? Es ist fröhlich neben der Mutter einhergesprungen.

„Das Füllen sprang mit frohem Sinn so hurtig neben der Mutter hin und durfte spielen und scherzen bloß."

Wie wurde es mit der Zeit?

„So wurd' es gar schön und stark und groß."

Nun denke dir, liebes Kind, diese Geschichte trug sich vor drei Jahren zu. — Welche Veränderung würdest du an dem Füllen bemerken, wenn du nun heute das Kind der guten Pferdemutter wiedersehen würdest? — Was muß es nun auch thun, weil es schon so groß und stark geworden ist?

„Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren, da konnt' es den schwersten Wagen fahren."

II. **Vertiefung.** 1. Vergleichung des alten Pferdes mit dem Füllen: Das alte Pferd muß arbeiten; das Füllen kann spielen, springen und hüpfen. — Das alte Pferd ist vor den Wagen gespannt; trägt Zaum und Zügel; folgt dem Rufe des Landmanns; das Füllen ist frank und frei; ohne Zaum und Zügel, springt es nach eignem Willen bald links, bald rechts, eilt vorwärts und zurück 2c.

2. „Das Füllen sprang" — Bewegungen des Pferdes: Gehen, Laufen, Traben, Springen, Galoppieren. Es sucht sich durch Beißen und Ausschlagen mit den Hinterfüßen zu wehren und zu verteidigen.

3. „Es wurde gar schön und stark und groß" = Beschreibung des Pferdes besonders in Beziehung auf „schön, stark und groß". Edle Gestalt, Bedeckung, Farbe.

4. „Es hatte viel Mühe und Arbeit 2c." Nutzen des Pferdes. Reitpferde (das Streitroß trägt den Krieger furchtlos in den Kampf); Zugpferde — (Kutsch- und Lastpferde).

5. Sprachliche Schönheiten. Die Wortpaare, die wie Geschwister Hand in Hand erscheinen, „her und hin", „frank und frei" „Müh' und Arbeit", verleihen dem Gedichte Nachdruck, Fülle und Anschaulichkeit.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Mahnung: Freuet euch der Jugend! Freuet euch des Lebens! b) Verwandtes: Jugendzeit, schönste Zeit, die uns Gott der Herr verleiht. — Zehn Jahr — ein Kind, zwanzig Jahr — ein Jüngling 2c.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Wiedergabe des Lesestücks in schlichten Sätzen mit Benutzung der vorangegangenen Erläuterung. 2. Das Füllen erinnert sich nach drei Jahren dieses Vorganges und erzählt ihn seinen Kameraden. Robert Wernecke.

177. Pelzmärtel und Sankt Niklas.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Sankt Niklas oder der heilige Nikolaus war ein Bischof im Morgenlande, der die Kinder sehr liebte. Frommen Kindern soll er oft abends durch das Fenster allerlei Gaben zugeworfen haben. Er wird besonders in Rußland und in dessen alter Hauptstadt Moskau als Heiliger hoch verehrt. Als Nikolaustag wird der 6. Dezember, sein Todestag, gefeiert. In Deutschland gilt er als Bote des Christkindes, der vor Weihnachten in einem großen Winterpelze kommt, um zu sehen, ob die Kinder fleißig und fromm und der Weihnachtsgeschenke wert sind. — In manchen Gegenden wird nicht Sankt Niklas, sondern Knecht Ruprecht im zottigen Kleide, mit Rute und Sack, als Bote des Christkindes angesehen. Den artigen Kindern bringt er abends Äpfel, Nüsse, Leb- oder Pfefferkuchen, den unartigen die Rute, oder er steckt sie gar in seinen Sack und nimmt sie mit. — In Süddeutschland verrichtet „Pelzmärtel" abends die Botengänge des Christkindes. Pelzmärtel bedeutet „Martin im dicken Pelze". Der Name

erinnert an den frommen Bischof Martin, der die Kinder liebte, sehr wohlthätig und dem Heilande gehorsam war. Sein Gedächtnistag ist der 11. November, der oft mit Dr. Martin Luthers Geburtstag am 10. November zusammen gefeiert wird.

I. Pelzmärtel.

Friedrich Güll, Scherz und Ernst. Stuttgart o. J. S. 93 (Gekürzt.)

Am Fenster rauscht die schwarze Nacht.
Was poltert draußen am Gartenthor?
Ihr Buben und Mädchen, lauschet sacht:
Der Pelzemärtel steht davor.
Er schlappert mit den Füßen,
Er klappert mit den Nüssen,
Wer wird wohl mit ihm müssen?
Klingkling! Jetzt reißt er an der Glock'.
Bumbum! Jetzt klopft er mit dem Stock.
Herein! Da steht er wie ein Russ'
Im Pelz vom Kopfe bis zum Fuß.
„Wo sind die Kinder? Sind sie brav?
Und brauchen sie nicht Schelt' und Straf'?
Ist einer bös', nur mit ihm her,
Mein Sack ist groß, mein Sack ist leer.
Da hilft kein Zappeln*) und kein Schrein,
Der böse Bub', er muß hinein.
Doch wo die Kinder folgen gern,
Da bring' ich Nüss' und Mandelkern."
Nun rüttelt und schüttelt er seinen Sack,
Da rumpelt und pumpelt herunter ein Pack.
Es purzeln und kugeln die Äpfel und Nüsse
Den staunenden Kindern durch Finger und Füße,
Und eh' noch die Kinder kommen zu Wort,
Der zottige Märtel ist lange schon fort.
Von Haus zu Haus noch muß er gehn
Und nach gar vielen Kindern sehn. —
Nun seid recht brav und legt euch nieder,
Dann kommt er alle Winter wieder.

II. **Erläuterungsfragen.** Womit ist die Nacht verglichen, da sie wie mit schwarzen Flügeln am Fenster rauscht? Was rauscht denn? Wie entsteht „poltern"? Wie sind die Knaben genannt? Wie machen's die Kinder, wenn sie lauschen? Wer ist Pelzmärtel? Wie entsteht das Schlappern und das Klappern? Warum pocht den Kindern das Herz vor Angst? Wie geht es zu, daß die Glocke oder Klingel „klingling" schreit? Wohin klopft er mit dem Stocke? Was soll das Klingeln und das Klopfen bedeuten? Wie ruft die Mutter? Warum sieht Pelzmärtel wie ein Russe aus? Wie fragt er mit tiefer Stimme? Wann müssen die Kinder gescholten und gestraft werden? Warum sollen böse Buben trotz Schreien und Zappeln in den Sack gesteckt werden? Wie schreit und wie zappelt man? Was verspricht Märtel den gehorsamen Kindern? Was wird die Mutter auf Pelzmärtels Fragen antworten? Was thut er hierauf? Was ist ein „ganzer Pack"? Was ist rütteln, schütteln, rumpeln und pumpeln? Was thun die Kinder, als Äpfel und Nüsse aus dem Sacke purzeln (sich überschlagen) und wie Kugeln ihnen auf die Finger und Füße rollen? Worüber sind die Kinder erstaunt oder verwundert? Warum heißt der Märtel zottig? Warum geht er schnell weiter? Wozu werden die Kinder von der Mutter ermahnt? Was sollen sie thun, nachdem sie gespielt und gegessen haben?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Eine Stube an einem Winterabend, am 6. Dezember. Auf dem Tische eine

*) Im Original: Schlegeln.

Lampe, im Ofen ein gutes Feuer, die Mutter strickend am Tische, die Kinder spielend in der Stube. Draußen dunkle Nacht und das Rauschen des Windes am Fenster. Vor der Thür Pelzmärtel im Pelz, mit einem leeren und einem vollen Sack. Die eine Hand hält den Stock, die andere zieht an der Klingel.

2. Personen. Pelzmärtel ist zottig vom Pelze und rauh an Stimme, aber gut von Herzen; die Mutter voll Liebe zu den Kindern; die Kinder voll Angst, dann voll Staunen und Freude. Pelzmärtel poltert, schlappert, klappert, klingelt, klopft, tritt ein, fragt, droht, beschenkt. Die Mutter sitzt, ruft, lobt, freut sich, ermahnt. Die Kinder lauschen sacht, kriechen weg, laufen nach Nüssen und Äpfeln, sammeln, essen, legen sich zu Bett, fassen gute Vorsätze.

3. Gedankengang. Draußen die Nacht; am Thor Pelzmärtel; in der Stube Mutter und Kinder. Pelzmärtel meldet sich an, tritt ein, fragt nach den braven Kindern, bedroht die bösen und beschenkt die frommen. Pelzmärtel (St. Niklas oder Knecht Ruprecht) ist der Vorläufer des Christkindes und seiner Gaben.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wenn das Christkind in das Herz kommen soll, muß ihm der Weg bereitet werden. Gehorsam, Fleiß und Frömmigkeit öffnen und bereiten ihm das Herz als Wohnung; dann kommt es mit seinen Gaben am Weihnachtsfeste. Wie Pelzmärtel das Weihnachtsfest, so bereitet Johannes der Täufer als Vorläufer Jesu dessen Ankunft in der Welt vor.

2. Übungen. a) Ein Knabe erzählt das Erlebnis des Nikolausabends einem andern! b) An welchen Orten sehen wir Pelzmärtel, und was macht er an jedem? c) Womit hat er die oben genannten Thätigkeiten verrichtet? d) Vergleiche Niklas- und Weihnachtsabend!

II. Sankt Niklas.

(Unbekannt.) Nach „Des Knaben Wunderhorn“.

Die Winde sausen um das Haus,
Da erzählt der Vater vom Nikolaus.
„Ihr Kinder, hört! Ich hab' vernommen,
Daß bald Sankt Niklas werde kommen.
Er ist bereits auf seiner Fahrt,
Zu besuchen die Kindlein zart,
Zu sehen, was die Mägdlein und Knaben
In diesem Jahre gelernet haben
Im Beten, Singen, Schreiben und Lesen,
Auch ob sie sind hübsch artig gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
Gar schöne Sachen, geschnitzt und gegossen;
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
Will er solch' schöne Sachen verehren.“

Die Kinder rufen: „Wir bitten sehr,
Daß Niklas auch bei uns einkehr',
So wollen wir mit Lust und Freud'
Stets thun, was der Eltern Mund gebeut.“ —
Und horch! Wer kommt die Stieg' herauf
Mit schwerem Tritt? Die Thür geht auf,
Er ist's, — doch die Kleinen nicht erschrecken
Trotz seiner Rute und seinem Stecken.
„Gott grüß euch,“ spricht er, „Kinderlein!
Sollt Vater und Mutter gehorchen fein,
So soll euch viel Schönes bescheret sein:
Lebkuchen, Nüsse und Zuckerstern',
Auch Äpfel, Rosinen und Mandelkern';
Doch so ihr der Eltern Willen nicht thut,
Erhaltet den Stecken ihr und die Rut'!“

Der Vater spricht: „Sind alle brav,
Bedürfen zum Lernen nicht Schelte noch Straf'."
Da schüttet Sankt Niklas aus der Hülle
Der köstlichen Gaben reiche Fülle
Und spricht: „Ade, nun bleibet fromm,
Daß nächstes Jahr ich wieder komm'!"

Vergleichung mit dem vorigen Gedichte. Sankt Niklas kommt wie Pelzmärtel vor Weihnachten abends zu den Kindern, hat einen Sack, in dem allerlei Gaben stecken, erkundigt sich nach dem Betragen der Kinder, belohnt die fleißigen und gehorsamen, bestraft aber die bösen Buben. In dem letzten Gedichte erzählt erst der Vater von Nikolaus, im ersten kommt Pelzmärtel gleich an. In dem letzten wünschen die Kinder, daß Nikolaus komme, in dem ersten lauschen sie nur auf sein Kommen. In dem letzten kommt er die Stiege oder Treppe herauf mit schwerem Tritt, in dem ersten schlappert er mit den Holzpantoffeln, klappert mit den Nüssen, klingelt und klopft vor der Thür. In dem letzten geht die Thür auf, in dem ersten ruft jemand herein! In dem letzten wird von Rute und Stecken, in dem ersten auch von seinem zottigen Pelze gesprochen. Niklas grüßt die Kinder, Pelzmärtel fragt nach ihnen, weil sie sich wohl versteckt haben. Niklas hat allerlei Gaben, Pelzmärtel nur Nüsse und Äpfel. In dem letzten Gedichte lobt der Vater seine Kinder, im ersten ist das ausgelassen. Niklas schüttet seine Gaben aus der Hülle, Pelzmärtel aus dem Sack. Niklas wünscht Lebewohl, Pelzmärtel ist unversehens fort. Niklas verspricht, nächstes Jahr wieder zu kommen, wenn die Kinder fromm sind, in dem ersten Gedichte mahnt die Mutt erihre Kinder, brav zu sein und sich niederzulegen. Pelzmärtel geht noch zu vielen andern Kindern; das wird vom Niklas nicht gesagt, aber er thut es auch.

Vergleiche auch das folgende Gedicht von der Ankündigung des St. Nikolaus!

III. Sankt Nikolaus.

Des Knaben Wunderhorn, Berlin. 2. Ausg. T. II, S. 468.

Vater:

Es wird aus den Zeitungen vernommen,
Daß der heilige Sankt Niklas werde
kommen
Aus Moskau, wo er gehalten wert
Und als ein Heiliger wird geehrt.
Er ist bereits schon auf der Fahrt,
Zu besuchen die Schuljugend zart,
Zu sehn, was die kleinen Mägdlein
und Knaben
In diesem Jahre gelernet haben:
Im Beten, Schreiben, Singen und Lesen,
Auch ob sie sind hübsch fromm gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
Schöne Puppen, aus Zucker gegossen.
Den Kindern, welche hübsch fromm
wären,
Will er solche schöne Sachen verehren.

Kind:

Ich bitte dich, St. Niklaus, sehr,
In meinem Hause auch einkehr,
Bring Bücher, Kleider und auch Schuh
Und noch viel schöne gute Sachen dazu!
So will ich lernen wohl
Und fromm sein, wie ich soll. Amen.

Sankt Niklas:

Gott grüß' euch, lieben Kinderlein!
Ihr sollt' Vater und Mutter gehorsam
sein;
So soll euch was Schönes bescheret sein.
Wenn ihr aber dasselbige nicht thut,
So bring' ich euch den Stecken und die
Rut'. Amen.

Eigentümlich ist diesem Gedichte: Das Kommen des heiligen Nikolaus ist durch die Zeitungen angekündigt. Er wird der heilige Sankt Nikolaus, d. h. der heilige Heilige, genannt, kommt aus Moskau, wo er als Heiliger verehrt wird, befindet sich schon auf der Fahrt (Reise), will die Fortschritte der Schuljugend im letzten Jahre prüfen, bringt schöne Puppen, die aus Zucker gegossen sind, verehrt (schenkt) den frommen Kindern schöne Sachen; die Kinder sprechen ihr Gebet, bitten um die Gaben und geloben Fleiß und Frömmigkeit. Er grüßt freundlich, verspricht den gehorsamen Kindern schöne Gaben und bedroht die ungehorsamen mit Strafen. P.

178. Zur Nacht.

Hermann Kletke. Kinderlieder. Berlin 1846. S. 9.

1. Verrauscht ist das Getümmel,
Die stille Nacht bricht an,
Der Mond am hohen Himmel
Geht schweigend seine Bahn.

2. Ich falte froh die Hände,
Ich weiß, du wachst bei mir;
Mein Gott und Vater, wende
Dein Antlitz nie von mir!

3. Du blickst durchs Sterngefunkel
Hier in mein Kämmerlein;
Zu tief ist dir kein Dunkel,
Du leuchtest doch hinein.

4. Dein Blick voll Liebe scheinet
Auf uns mit Trost und Ruh',
Und wo ein Auge weinet,
Drückst du es leise zu.

I. **Vermittlung.** Str. 1. Ein Kind liegt in seinem Bett im Kämmerlein, und die Nacht bricht an (es fängt an dunkel zu werden). Das erkennt das Kind daran, daß das Getümmel (der Lärm, das Getöse, welches durch die Menschen und Tiere auf der Straße hervorgebracht wird) verrauscht (rauschend oder schallend verschwunden) ist, alles still wird und der Mond am hohen Himmel schweigend (ohne Geräusch) seine Bahn (Weg) geht.

Str. 2. Das ist eine Aufforderung an das Kind, seine Hände zu falten, d. h. zu beten. Das Kind thut es froh (gern) und spricht: Ich weiß (ich bin gewiß), du wachst bei mir, lieber Gott und Vater, wenn ich schlafe. Ich bitte dich daher, dein Antlitz (dein Auge, deinen Blick) nie von mir zu wenden. Denn wenn uns der allmächtige Gott ansieht, dann kann uns nichts Böses widerfahren.

Str. 3. Der liebe Gott, meint das Kind, ist im Himmel, aber sein Auge ist scharf, er blickt durch das Sternengefunkel (den zitternden, vielfachen Glanz der Sterne) in des Kindes Kämmerlein. Es giebt kein Dunkel (keine Finsternis, keine Nacht), das zu tief wäre, d. h. das einen so hohen Grad erreichte, daß Gott der Herr nicht hineinleuchten (es nicht erhellen) könnte.

Str. 4. Der Blick des Herrn ist aber ein ganz besonderer, er ist voll Liebe wie der einer Mutter, voll Trost und Ruhe, daß wir uns nicht zu fürchten brauchen, auch wenn es um uns dunkel ist. „Und wo ein Auge weinet", d. h. wo ein Mensch Kummer, Sorge, Angst, Schmerz, Gram, Trübsal hat, da drückt es der liebe Gott „leise zu", d. h. er läßt die Menschen leise (ohne daß sie es bemerken) in einen wohlthätigen Schlaf verfallen, in welchem sie Kummer und Sorgen vergessen.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Schlafkämmerlein eines Kindes ist es, wohin uns unser Gedicht führt. Drinnen ist es dunkel, aber draußen scheinen der Mond und die funkelnden Sterne, die das Kind von seinem Bettchen aus sehen kann. Es ist also die Abendzeit, in welcher ja alle Kinder schlafen gehen.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten a) des Kindes. Das Kind betet zum himmlischen Vater, es ist also fromm. Es kennt den lieben Gott und vertraut auf ihn; denn es weiß, daß er wacht, daß er ins Dunkel sehen kann, daß er die Menschen lieb hat und die Unglücklichen tröstet.

b) Des lieben Gottes. Gott ist allwissend, allsehend, barmherzig, er liebt die Menschen, er wacht (achtet sorgsam) bei uns, er wendet uns sein Antlitz zu (blickt uns gnädig an), er leuchtet ins Dunkel (macht es hell), er giebt uns Trost und Ruhe im Schmerz und Unglück, er drückt uns leise die weinenden Augen zu, damit wir im Schlafe den Schmerz vergessen 2c.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Nacht beginnt. Str. 2—4. Das Gebet des Kindes: a) es faltet die Hände, b) es bittet Gott um Schutz, c) es weiß, Gott sieht überall hin, er liebt die Menschen und bringt den Unglücklichen Trost und Ruhe im Schlafe.

4. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sprüche: Wenn du betest, so geh in dein Kämmerlein 2c. (Matth. 6, 6—8.) Befiehl dem Herrn deine Wege 2c. (Ps. 37, 5.)

Liedervers: Wer nur den lieben Gott läßt walten 2c.

5. Rede- und Stilübungen. a) Eigenschaften und Thätigkeiten des frommen Kindes (fromm sein, Vertrauen zu Gott haben, Gott kennen, beten).

b) Warum sollen wir zu Gott beten? (Weil er allwissend, allsehend, barmherzig ist und die Menschen liebt.) W. D.

179. Sieben Rätsel.

Karl Simrock.

1. Ich weiß ein kleines, weißes Haus, hat keine Fenster, keine Thor'n, und will der kleine Wirt heraus, so muß er erst die Wand durchbohr'n.

2. Ich weiß ein Ding, wie'n Pfifferling, kann gehn, kann stehn, kann auf dem Kopf nach Hause gehn.

3. Im Lenz erfreu' ich dich, im Sommer kühl' ich dich, im Herbst ernähr' ich dich, und im Winter wärm' ich dich.

4. Erst weiß wie Schnee, dann grün wie Gras, dann rot wie Blut, und ißt man's nun, so schmeckt es gut.

5. Es steht auf dem Acker, hält sich grün und wacker, hat viele Häute, beißt alle Leute.

6. Die Sonne kocht's, die Hand bricht's, der Fuß tritt's und der Mund genießt's.

7. Ich rede ohne Zunge, ich schreie ohne Lunge. Ich habe auch kein Herz und nehm' doch teil an Freud' und Schmerz.

I. **Vermittlung** und **Auffindung** der Lösungen s. Nr. 151—153!

II. **Lösung.** 1. Das Ei. 2. Die Schuhzwecke. 3. Der Obstbaum. 4. Die Kirsche. 5. Die Zwiebel. 6. Die Weintraube. 7. Die Glocke.

R. D.

180. I. Am Sonntag.

Wilhelm Hey. Fünfzig Fabeln. Gotha. Anhang. S. 13.

I. **Vorbereitung.** Ein kleines Mädchen von 7—8 Jahren auf dem Lande mußte öfters des Sonntags und namentlich an den hohen Festtagen, wenn die Eltern und ihre älteren Brüder zusammen zur Kirche gingen, daheim bleiben. So auch heute wieder. Als nun die Glocken alle drei so feierlich zur Kirche riefen, sah sie, hinterm Fenster stehend, wie die frommen Kirchengänger so zahlreich nach der Kirche wallten. Dabei sprach sie für sich hin:

Ich bin noch klein, ich kann noch nicht
Mit in die Kirche gehen[1])
Und muß mit traurigem Gesicht[2])
Hier hinterm Fenster stehen.
Die andern gehn mit frohem Sinn[3])
So allzusammen immer hin.
Doch stille nur[4])! die Zeit ist nah[5]),

Bald werd' ich groß wie meine Brüder;
Dann bin ich auch mit ihnen da
Und singe mit die schönen Lieder
Und höre recht und merk' und lern'
Von Jesus Christ und Gott dem Herrn.

II. **Vermittlung.** Das Gedicht ist, weil in kindlichen Ausdrücken gefaßt, sehr leicht verständlich. Nur wenige Erläuterungen sind daher nötig. 1. Ich kann noch nicht in den öffentlichen Gottesdienst mit gehen zum Singen, Beten und Anhören der Predigt. 2. Mit betrübtem Sinne muß ich daheim bleiben und sehen, 3. wie die andern so sonntagsheiter und sonntagsfroh zur Kirche gehen. 4. Doch nur getrost! 5. nur noch zwei Jahre, dann darf auch ich mit zur Kirche gehen und am Gottesdienste theilnehmen.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung siehe I. Vorbereitung.

2. Inhaltsangabe. Die 1. Str. enthält die Klage des Kindes, die 2. Str. den Trost, welchen das Kind sich selbst zuruft, und die vier letzten Verse (Zeilen) den Vorsatz, das Versprechen oder das Gelübde des Kindes: fleißig und in rechter Weise zur Kirche zu gehen und von Jesus Christus und Gott dem Herrn zu lernen, was ein Christenkind zu thun schuldig ist.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Das 3. Gebot. b) Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet. Ps. 26. 8. — c) Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Ps. 42, 2.

2. Rede- und Stilübungen. a) Worüber war das Kind betrübt? (Drei Punkte!) b) Das Verhalten eines guten Christenkindes vor, während und nach dem Gottesdienste. Beschreibe die Einrichtung des christlichen Gottesdienstes! c) Vergleiche dieses Gedicht mit einem ähnlichen von demselben Dichter! Ebenda S. 12.

II. Sonntag.

Heut' ist's Sonntag, heute sind
Gar so fröhlich Mutter und Kind.
Wenn die hellen Glocken klingen,
Geht die liebe Mutter fort
In die schöne Kirche dort,
Wo sie beten, wo sie singen;
Wo von Gott, dem Herrn, sie hören
Und vom lieben Jesus Christ,
Wie so treu und gut er ist,
Wie ihn alle Welt soll ehren.
Kommt nun meine Mutter wieder,
Lang' schon sah ich aus nach ihr,
Tritt sie schnell herein zu mir,
Setzt sich freundlich bei mir nieder;
Saget mir, was sie gesehen
Und gehört hat alles dort,
Und von Gott manch gutes Wort,
Wie ein Kind es kann verstehen.
O, wie hör' ich das so gerne,
Und wie gerne sagt sie's mir;
Welche Freude macht es ihr,
Daß ich recht drauf acht' und lerne!
Heut ist Sonntag, heute sind
Gar so fröhlich Mutter und Kind.

I. **Ähnlichkeiten.** a) Beide Begebenheiten finden an einem Sonntagmorgen statt, b) in beiden ist von einem kleinen Kinde (von 7—8 Jahren) die Rede, das zu Hause bleiben muß, während die Mutter zur Kirche geht. c) Beide Kinder haben ihre Freude am Gottesdienst und hören gern von Gott und ihrem Heiland Jesus Christ. d) Beide Dichtungen sind Selbstgespräche eines Kindes.

II. **Verschiedenheiten.** a) In Erzählung I fühlt sich das Kind vereinsamt, ist traurig und klagt sich selbst sein Leid, daß es noch nicht mit zur Kirche gehen darf, während in Erzählung II das Kind fröhlich ist und sich darüber freut, daß die Mutter zur Kirche geht. b) In I sehnt sich das Kind nach der Kirche, in II nach der Mutter. c) In II berichtet das Kind nur, wie es in der Kirche ist und was dort geschieht, während in I das Kind gelobt, in der Kirche mitzusingen, zu beten und andächtig zu sein. d) In I freut sich das Kind auf die Teilnahme am Gottesdienste, in II nur auf den Bericht der Mutter über den Gottesdienst. e) In I ruft sich das Kind Trost zu, faßt einen Entschluß und thut ein Gelübde, in II ist davon nicht die Rede. f) In I spricht das Kind sein Verlangen und seine Liebe zum Gottesdienste und zu Gott selbst aus, während in II die Liebe des Kindes zu seiner Mutter in den Vordergrund tritt. g) In der zweiten Dichtung wird am Schlusse nochmals die Anfangsstrophe wiederholt, was in der ersten nicht geschieht.

R. D.

181. Schlittenfahrt.

Rudolf Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin 1864. S. 27.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Es ist Winter, und der schönste Schnee bedeckt die Erde. Aus der Remise wird der Schlitten, aus dem Stalle werden die Pferde gezogen. Auf den Schlitten werden Decken, auf den Rücken der Pferde Schellengeläute (auf Leder oder Tuch befestigte Metallglöckchen) gelegt. Die Kinder setzen sich in den Schlitten und hüllen sich gut ein. Die Pferde scharren den Schnee und schütteln sich, daß die Schellen hell und rein erklingen: Klingling! Der Kutscher auf dem Bocke oder Sitze knallt mit der Peitsche, daß es nun fortgehen soll, und lauter klingt das Klingling der Schellen. Die Pferde ziehen endlich an, und dahin fliegt der Schlitten unter lautem Klingling. Der

Wind weht scharf und kalt um die roten Näschen. Der Atem der Pferde wird zu Nebel in der Luft und zu Reif an den Haaren. Die Kinder aber rufen voll Lust: Hallo! Je geschwinder der Schlitten fliegt, desto lauter wird ihr Freudenruf: Hallo! Die kahlen Bäume und das weiße Feld scheinen vorüber zu fliegen, so daß man sie kaum sieht. Ein Hallo der Kinder begrüßt sie. Der Schellenklang und das Kinderhallo jagt einen Hasen aus seinem Schneebette, in das er sich hatte einschneien lassen. Rasch fährt er auf und läuft quer über das Feld. „O je!" rufen die Kinder voll Verwunderung. Der Hase aber läuft schneller, weil er den Jäger hinter sich fürchtet. Jetzt geht es am Waldrande hin. Kein frohes Lied der Vögel erschallt mehr; nur einige Krähen oder Raben fliegen auf und schreien: „Kro, Kro!" Wie wohlgemut, froh und glücklich macht der Winter die Kinder; ob er die Vögel auch so froh macht? Ach nein! Die kahlen Bäume sind eine schlechte Wohnung und die verschneiten Felder ein schlechter Tisch für die Vögel. Ja, ja! Sie zittern in der Kälte und denken: Wenn nur erst der Frühling oder Lenz da wäre! Die Kinder wünschen das wegen der armen Vöglein auch, nur möchten sie auch im Lenz die lustigen Schlittenfahrten haben.

1. Die Schellen klingen hell und rein,
Klingling, —
Die Peitsche knallet lustig drein —
Klingling!
Die Pferdchen ziehn im raschen Lauf,
Drum setzt euch in den Schlitten auf!
Klingling!

2. Wie weht so scharf der kalte Wind!
Hallo!
Wie saust der Schlitten hin geschwind!
Hallo!
Vorüber fliegen Feld und Baum,
So schnell, daß wir sie sehen kaum.
Hallo!

3. Was springt dort auf, vom Schall erschreckt?
O je!
Ein Häschen ist's, lag tief versteckt
Im Schnee.
Nun läuft es fort, so schnell es kann:
Es fürchtet wohl den Jägersmann.
O je!

4. Es singt im Wald kein Vogel mehr
So froh;
Nur Krähen krächzen um uns her:
Kro, kro!
Der Winter macht uns wohlgemut, —
Ob er's wohl auch den Vögeln thut
So froh?

5. Der Baum ist kahl, dem Tier ist kalt,
Ja, ja!
Sie denken: Wär' der Frühling bald
Doch da!
Gäb's nur im Lenz noch Schlittenbahn,
Wir wünschten auch den Lenz heran!
Ja, ja!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Ein weites Schneefeld an einem klaren Wintertage. Auf einzelnstehenden, kahlen Bäumen sitzen Raben. Nicht fern ist ein dunkler Waldrand, nach der andern Seite ein Dorf mit schwarzen Häusern, weißen Dächern und dampfenden Schloten. Ein Schlitten, mit zwei Pferden bespannt, fliegt daher. Drin sitzen Kinder. Auf dem Bock schwingt der Kutscher die Peitsche. Die Pferde schnauben und schütteln die klingenden Schellen auf dem Rücken. Ein Hase fährt aus seiner Schneehöhle am Wege und eilt

nach dem Walde. Die Raben fliegen krächzend fort. Goldammern und Haubenlerchen ziehen traurig und ohne Laut nach dem Dorfe.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der Schellen, der Peitsche, der Pferde, des Schlittens, des Windes, des Feldes, der Bäume, des Hasen, der Krähen, der übrigen Vögel, des Kutschers und der Kinder! (Die Schellen sind rein gestimmt, werden geschüttelt und läuten. Die Peitsche ist lang und schwank und klatscht und knallt. Die Pferde sind mutig und unruhig, schnauben und fliegen im raschen Lauf dahin ꝛc.)

3. Gedankengang. Str. 1. Anfang der Schlittenfahrt im Dorfe. Str. 2. Die Fahrt durch das Feld. Str. 3. Der verscheuchte Hase. Str. 4. Das Schicksal der Vögel im Winter. Str. 5. Sehnsucht der Tiere nach dem Frühling.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Es werden die Natur- und Empfindungslaute: „Klingling, Hallo, O je, Kro, kro, Ja, ja!" nachgeahmt. Sie bilden nach einer oder zwei langen Verszeilen einen kurzen Versfuß wie einen Sprung, um den Gegensatz zwischen dem Behagen der Kinder und der Not der übrigen Geschöpfe anzudeuten.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Die Schlittenfahrten sind der Sonnenschein des Winters, so daß sie sogar den Lenz mit seinen Freuden in den Schatten stellen. Jede Jahreszeit hat ihre Freuden. Vergiß im Glück nicht die Not anderer! Habe Erbarmen mit den Tieren im Winter, besonders mit den Vögeln! Suche Gedichte und Geschichten, die vom Winter handeln!

2. Aufgaben. a) Ein Knabe erzählt, was er auf der Schlittenfahrt gesehen hat. b) Wie leben Hasen und Raben im Winter? c) Wie unterscheidet sich eine Wagenfahrt von einer Schlittenfahrt? P.

182. I. Die Nuß.

Christoph v. Schmid, Kurze Erzählungen. München 1872. S. 23.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir," rief Ignaz; „denn ich habe sie zuerst gesehen." „Nein, sie gehört mir," schrie Bernhard; „denn ich habe sie zuerst aufgehoben." Beide gerieten in einen heftigen Streit. „Ich will dem Streit ein Ende machen," sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufhob; den Kern aber behalte ich — für den Urteilsspruch."

II. Das Rebhühnernest.

Derselbe. Ebend. S. 48.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du," sagte der Größere, „nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel wert wie die Henne." „Wenn das ist," sagte der Kleinere, „so gieb mir die Henne und behalte du die Eier!"

Sie fingen nun an miteinander zu zanken und gerieten sich in die Haare.

Während des Raufens entkam dem Größeren die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie beide gar nichts und sagten zu einander: „Der Vater hat recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen."

I. **Vergleichung der beiden Erzählungen.** A. Ähnlichkeiten: 1. In beiden Erzählungen machten zwei Knaben draußen im Freien einen glücklichen Fund.

2. Es entstand zwischen den Findern Zank und Streit über den Fund.

3. Zank und Streit der Parteien endete jedesmal so, daß keiner der Streitenden etwas vom Funde erhielt.

B. Unterschiede: 1. Zwei Knaben finden in 1. eine welsche Nuß, in 2. aber ein Rebhühnernest.

2. Im ersten Falle ist der Fund unteilbar, im andern aber teilbar.

3. In der ersten Erzählung handelt es sich darum, wer die Nuß ganz und allein, in der andern, wer die Henne und wer die Eier haben soll.

4. Die beiden ersten Knaben kämpften ihren Streit nicht aus, weil ein größerer und stärkerer Knabe hinzutritt und sich zum Schiedsrichter aufwirft; die beiden andern Knaben aber kämpften den Streit selbst zu Ende.

5. Die ersten Gegner kämpften nur mit Worten, die anderen gingen zu Thätlichkeiten über, denn sie gerieten sich in die Haare.

6. In der ersten Erzählung geht der Fund den Knaben verloren, indem der Schiedsrichter ihn für sich beansprucht; in der zweiten hingegen geht der Fund durch den Kampf der Streitenden gänzlich verloren.

7. Es ist nicht gesagt, daß die ersten beiden Knaben sich eine Lehre aus dem Geschehenen gezogen hätten, wohl aber, daß dies von den letztern beiden Knaben geschehen war.

II. **Vertiefung.** a) Hauptgedanke: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. Weise dies in beiden Erzählungen nach! b) Sprichwort: Während ihrer Zwei zanken um ein Ei, steckt's der Dritte bei. c) Lehre nach Chr. v. Schmid: Wer Freude hat am Prozessieren, wird statt zu gewinnen, stets verlieren.

III. **Verwertung.** 1. Nachbildung zum Rebhühnernest. Zwei Brüder, erben ein Haus und eine Wiese, beide von gleichem Werte. Streit. Langer Prozeß, große Kosten. Während des Prozesses brennt das unversicherte Haus ab und das Hochwasser des Stromes spült und reißt die Wiese mit fort.

2. a) Welche Ähnlichkeiten mit diesen beiden Erzählungen finden sich in einer andern Erzählung von Christoph v. Schmid mit der Überschrift „Der Strick" und den Anfangsworten „Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick ꝛc."? (S. Dietlein, Fibel B II Nr. 112.) b) Welche Unterschiede finden statt? R. D.

183. Der Dornstrauch.

Gotthold Ephraim Lessing, Werke. Berlin (Hempel). I, S. 215.

I. **Vorbereitung.** Ein alter Weidenbaum, der inwendig ganz ausgehöhlt war, hatte lange, lange Jahre schon herabgeschaut auf das Dornengestrüpp, das, so oft es auch abgehauen wurde, immer wieder üppig ausschlug und fortwucherte. Mit Mißfallen bemerkte nun die Weide, wie ein besonders kräftiger Dornstrauch, der hart an einem Fußwege stand, wiederholt den vorübergehenden Wanderern die Kleider zerrissen hatte. Als dies nun abermals geschah, befragte die Weide den Dornstrauch darüber, und der Dichter der Fabel vernahm im Geiste folgendes Zwiegespräch:

„Aber sage mir doch," fragte die Weide den Dornstrauch, „warum du nach den Kleidern des vorübergehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?"

„Nichts," sagte der Dornstrauch, „ich will sie ihm auch nicht nehmen, ich will sie ihm nur zerreißen."

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung. a) Die Frage der Weide nach dem Grunde der Thätigkeit des Dornstrauchs. b) Die offene und aufrichtige Antwort desselben.

2. Die drei Fragen des Dornstrauchs. Gieb sie etwas ausführlicher an! Was glaubte demnach die Weide von dem Dornstrauche? Er wolle den Wanderer seiner Kleider berauben und sie für sich haben.

3. Welches war die Triebfeder für die Handlungsweise des Dornstrauchs? Nicht Raublust, nicht Habsucht, sondern Lust am Zerreißen, Neid, Schadenfreude, Bosheit, Zerstörungssucht, Vernichtungswut, Niedertracht.

4. Grundgedanke. Der Boshafte und Niederträchtige will fremden Schmuck und die Güter anderer nicht besitzen, sondern er will den Nächsten nur schädigen, kränken, verletzen — ihm wehe thun.

III. **Verwertung.** 1. Nachweis, welcher Strauch in der Fabel das edlere, welcher das gemeine Geschöpf ist.

2. Warum beginnt die Fabel mit einem Aber? (Mißbilligung.)

3. Verwandtes: a) Die rohen Knaben, welche die Vogelnester ausnehmen. b) Die niederträchtigen Menschen, welche die Obstbäume beschädigen. c) Der Dornstrauch und die Rose. d) Der Dornstrauch. Richt. 9, 15.

4. Nachbildung: In Kriegen von 1806—1813 gab es unter den Feinden sehr rohe, boshafte und niederträchtige Menschen. Sie begnügten sich nicht damit, daß sie nahmen, was sie zum Lebensunterhalte brauchten, sondern sie zerstörten und verdarben auch alles, dessen sie irgendwie habhaft werden konnten: Sie erstachen das Vieh in den Ställen, sie zerwarfen alles, was zerbrechlich war, sie zerschnitten die Betten und ließen die Federn in alle Winde fliegen ꝛc. Frage eines Greises: Aber, warum thut ihr also? Antwort ꝛc.

5. Mahnung. Hüte dich vor dem Neide, der Schadenfreude, der Bosheit und der Niedertracht! denn es sind die Gesinnungen, die den Menschen völlig entwürdigen. R. D.

184. Die Eiche und die Weide.

Christoph v. Schmid, Kurze Erzählungen. München 1872. S. 40.

Eines Morgens, nach einer furchtbar stürmischen Nacht, ging Vater Richard mit seinem Sohne Anselm auf das Feld hinaus, um zu sehen, ob der Sturm Schaden angerichtet habe. Der kleine Anselm rief: „Ei sieh doch, Vater! die große, starke Eiche liegt dort auf dem Boden, und die schwache Weide hier am Bache steht noch schlank und aufrecht da. Ich meinte doch, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden als mit der stolzen Eiche, die bisher jedem Winde getrotzt hat."

„Kind," sprach der Vater, „die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich nicht biegen konnte; die geschmeidige Weide aber gab dem Sturme nach, und so konnte er ihr nichts anhaben."

Mit Stolz und Trotz bringt man's nicht weit;
Viel besser ist Nachgiebigkeit.

I. **Vermittlung.** Was ist Sturm? Woran erkennt man den Sturm? Welche Veränderungen hat er in seinem Gefolge? Was bemerkte der Sohn draußen im Freien? Wie ist die Eiche im Vergleiche zur Weide? Hoch, stark, sie hat einen hohen Stamm und eine umfangreiche Baumkrone. Wie ist ihr Holz im Vergleiche zum Weidenholze? Hart, fest, unbiegsam — aber auch spröde. Wie hingegen ist die Weide? Niedrig, schwach, weich und — biegsam.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Das Ereignis fand statt am Morgen nach einer furchtbar stürmischen Novembernacht, draußen auf dem Felde, am Waldessaume, wo am Bache eine schlanke Weide und auf dem Acker eine große, starke Eiche stand.

2. Grundgedanke. Die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich der Macht und Gewalt des Orkans nicht beugen konnte; die geschmeidige Weide hingegen bog sich auf und nieder und gab dem Sturme nach.

III. **Verwertung.** 1. Lehre siehe am Schlusse der Erzählung!

2. Rede- und Stilübungen. Übertragung auf menschliche Verhältnisse! A. Was ist Sturm und Orkan im menschlichen Leben? a) Zank und Streit der Menschen. b) Krieg. c) Herbe Schicksalsschläge. d) Kampf mit uns selbst. B. Wem muß der Mensch sich beugen und gegen wen nachgiebig sein? Bei a) und b) gegen die Menschen, bei c) muß er sich unter die Hand seines Gottes beugen. C. Bei welchem Sturme und Kampfe soll der Mensch sich nimmer beugen? Bei dem stürmischen Kampfe in seinem Innern, bei dem Kampfe der Vernunft mit der Sinnlichkeit, mit den Begierden und dem Bösen. D. In welchen Fällen soll der Mensch der Weide, in welchen der Eiche gleichen? E. Beschreibe einen Morgen nach vorangegangenem Orkan! R. D.

185. Der kleine Kettenschmied.

Ernst Lausch. Kinderstube I. 3. Aufl. Leipzig.

Mama, ein kleiner Schmied bin ich,
Komm, in den Garten führ' ich dich,
Dort, wo die schönen Blumen stehn,
Da sollst du meine Werkstatt sehn.

Ich brauche Stahl und Eisen nicht,
Auch keinen Hammer von Gewicht;
Mein Feuer brennt von ganz allein,
Es ist der liebe Sonnenschein.

Mein' Zang' und Hammer ist die Hand,
Damit schmied' ich gar kunstgewandt
Viel Ketten schön und Ketten lang,
Die sind wie lauter Gold so blank.

Ich sitz' dabei im weichen Moos
Und hab' die Blümlein in dem Schoß,
Denn aus den Blumenstengelein
Mach' ich die langen Kettchen fein.

Und mein Geselle — ja Mama,
Auch ein Geselle ist mit da —
Der pflückt die gelben Blümelein
Zu meinem güldnen Kettlein fein.

Der pflückt die gelben Köpfchen ab,
Daß immer ich zu schmieden hab'.
Kennst du wohl den Gesellen klein?
Es ist mein liebes Schwesterlein.

Ich und mein liebes Schwesterlein,
Wir schmieden manches Kettchen fein.
Das schönste ist für dich, Mama!
Bekommen wir ein Küßchen, ja? —

I. **Vorbereitung.** Der Frühling ist die schönste Jahreszeit („Frühlingszeit, schönste Zeit, die uns Gott der Herr verleiht u. s. w.") Wie herrlich ist es da im Freien! Das Spiel ergötzt, die Vögel singen, die Blumen blühen. Die Blumen laden ein zum Spiele. Sträußchen, Kränze, Guirlanden, selbst Ketten werden aus Blumen gemacht. Ketten aus Blumenstengeln. O, wer kennt das nicht! Wie schön lassen sich aus den hohlen Stengeln der gelben Löwenzahnblume (in manchen Gegenden auch Speck-, Butter-, Kuh-, Mai-, Ringel-, Kettenblume genannt) zierliche Ringe fertigen, und wie leicht sind die hübschen, langen Ketten zusammengesteckt! Die Stengel (Schäfte) müssen ein wenig über den Wurzelblättern abgepflückt werden, die Blüte dicht unterm Kelche. Alle Kinder verstehen das und waren wohl selbst schon kleine Kettenschmiede.

II. **Vermittlung.** Durch Abfragen vergewissert man sich, ob die Kinder mit dem Inhalte des Stückes vertraut sind. Dabei Wort- und Sacherklärung nur so viel als nötig.

III. **Vertiefung.** Personen: ein kleiner Knabe, dessen Mutter, dessen kleines Schwesterlein. Der Knabe spricht, die Mutter wird angesprochen, die Schwester nur erwähnt. „Kleiner Schmied" nennt sich der Knabe selbst. Er hat eine Werkstatt. Wo? — Er weiß, was der Schmied braucht: Material, Werkzeuge. Er sagt, was er statt dessen benutzt: also sein Material, seine Werkzeuge. Der Schmied steht, der Knabe sitzt bei der Arbeit. Ähnlichkeit („auch ein Geselle ist mit da") und Verschiedenheit zwischen einem richtigen Schmiede und dem kleinen Kettenschmiede wird besonders nachgewiesen. Der Knabe arbeitet für die Schwester, für sich, das schönste Kettchen aber für die Mama. Hierbei ist an den Goldschmied zu erinnern. Lohn der Arbeit. Wird der Knabe den gewünschten Lohn erhalten? Gewiß. Auch der kleine Geselle?

IV. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen. Für größere Kinder: Umwandlung des Gedichtes in Prosa. 2. Auswendiglernen und Vortragen des Gedichtes. Ernst Lausch.

186. Heidenröslein.

J. W. v. Goethe, Werke. Stuttgart 1869. I, 5.

1. Sah' ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

2. Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

3. Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

I. **Vermittlung.** Ein Knabe läuft auf der Heide (unfruchtbares Land, auf dem gewöhnlich nur Heidekraut, Brombeer-, Heidelbeer-, Preißelbeer- und Dornensträucher wachsen) umher, vielleicht suchte er Heidekraut oder Beeren. Da sah er ein „Röslein" (eine kleine, schöne, liebliche Rose) stehen, das, weil es auf der Heide (Heiden, alter Ausdruck wie Erden) wächst, „Heidenröslein" genannt wird. Dieses Röslein war so jung (frisch, eben aufgeblüht) und „morgenschön" (so schön wie der von zartem Rot gefärbte Himmel am Morgen). Diese Schönheit lockte den Knaben an, schnell hin zu laufen, um sich das Röslein ganz in der Nähe zu besehen. Als er vor ihm stand, da merkte er erst recht die Schönheit des Röschens, er sah das zarte Rot auf den schöngebogenen, noch nicht vollständig aufgebrochenen Blumenblättchen, er roch den süßen Duft, den das Blümchen verbreitete — „er sah's mit vielen Freuden", d. h. er sah es mit großem Wohlgefallen, mit Entzücken, mit Wonne.

Dieses Entzücken spricht sich auch aus in der vierfachen Wiederholung des Namens, die wie eine Liebkosung klingt.

Aber dem Knaben war das Ansehen nicht genug. Seine Freude an der schönen Blume war so groß, daß er das Röschen ganz und für immer zu besitzen wünschte. Er sprach deshalb: „Ich breche dich, Röslein auf der Heiden!" Das Röslein war jedoch nicht derselben Meinung wie der ungestüme Knabe. Es drohete ihm daher: „Ich steche dich, daß du ewig (lange Zeit, immer) denkst an mich." Die Dornen des Rosenstocks sind scharf und spitz, und wer, wie es wahrscheinlich der Knabe gethan hat, schnell hineingreift, der verwundet sich und empfindet heftige Schmerzen. „Und ich mag's nicht leiden", fügte das Röslein der Drohung noch hinzu („leiden" = dulden, mir gefallen lassen). Der Knabe hat jedoch das Röslein gar zu lieb; denn die Wiederholung des viermaligen Ausrufs: „Röslein, Röslein rc." beweist sein immer stärker werdendes Verlangen, das Röslein zu besitzen; ja der Widerstand des Blümchens hat dieses Verlangen noch mehr gesteigert (Beispiele!). —

Daher streckte er zuletzt mit kühnem Griffe seine Hand aus und brach das Röslein ab. Zwar wehrte sich das Röslein tüchtig, stach den Knaben mit scharfem Dorn und schrie „Weh und Ach“ (es klagte laut), aber der „wilde“ (unfügsame, stürmische) Knabe achtete der Schmerzen nicht. Das Röslein mußt' es eben „leiden“; es ging nicht anders, der Knabe war ihm an Kraft überlegen. Wer aber etwas leiden „muß“, der thut gut, wenn er sich in das Unvermeidliche fügt. Das Röslein hat's gewiß auch gethan, als es sah, wie lieb es der Knabe hatte, wie er es hegte und pflegte, wie er's liebkoste mit Wort und That.

II. **Vertiefung.** 1. Die Deutung des Bildes wird bei Kindern kaum versucht werden dürfen, auch auf der Oberstufe nicht, obgleich sie leicht ist.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten a) des Rösleins: es war jung, morgenschön, es stand, stach, wehrte sich, rief klagend, mußte sich fügen; b) des Knaben: er war wild, lief schnell, sah freudig, brach, liebkosete 2c.

3. Gedankengang. Str. 1. Das Röslein gefällt dem Knaben. Str. 2. Er spricht die Absicht aus, es zu brechen. Str. 3. Er führt seine Absicht aus und bricht das Röslein.

III. **Rede- und Stilübungen.** Beschreibe das Röslein! (Wo stand es, wie sah es aus, was that es?) Erzähle die Geschichte so, als ob du der Knabe gewesen wärest.

(NB. Geförderte Schüler wird der Lehrer auch auf die eigentümlich knappe Sprache in dem Liede aufmerksam machen, wie z. B. in Str. 1 weggelassen ist das „Es“ vor sah und war, „da“ vor lief, „ein“ vor Röslein 2c. Auch die Bedeutung des Kehrreims: „Röslein, Röslein 2c.“ ist anzuführen 2c.) W. D.

187. Schwan und Kind.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 10.

Kind dort, was scheust du dich?
Gar nicht so bös' bin ich,
Schwimme daher ganz sacht,
Daß es kein Wellchen macht,
Möchte dich nur fragen eben:
„Willst du ein Stückchen Brot mir geben?“

Das Kind trat zu dem Teich heran
Und freute sich an dem schönen Schwan;
Wie rein und weiß war sein Gefieder,
Wie sanft schwamm er so hin und wieder!
Es wurde bald mit ihm bekannt,
Ließ das Brot ihn nehmen aus seiner Hand.

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** Auf einem Teiche — in einem großen, schönen, blumenreichen Garten — von hohen, schattigen Eichen und Buchen umgeben; — silberhell und klar, das Bild des blauen Himmels freundlich abspiegelnd; — schwimmt ein großer,

stattlicher Vogel, mit langem, schön gebogenem Halse, angethan mit einem prächtigen, weißen Federkleide, glänzend wie frisch gefallener Schnee — umher. Welcher Vogel schwimmt auf diesem Gartenteiche? Wie nennen wir einen Teich, der von einem Schwane bewohnt wird? Schwanenteich. Des Gärtners kleiner Knabe kommt, sein Frühstücksbrot verzehrend, an das Ufer des Schwanenteichs. Der Schwan bemerkt ihn, das Brot reizt seinen Appetit. Was wird er thun, da er sich noch in der Mitte des Teiches befindet? Schwimmt an das Ufer. Der Knabe sieht ihn heranschwimmen, fürchtet sich vor dem großen Vogel und will — fortlaufen. Was denkt er wohl? Der Schwan will ihn beißen. Wie zeigt sich der Knabe? Ängstlich, schüchtern, furchtsam; er scheut sich vor dem Schwane. Wollte der Schwan dem Knaben Böses zufügen? Wie war der Schwan nicht? Nicht böse. Wie wird er deshalb zu dem Knaben sprechen, damit er nicht fortläuft — nicht flieht?

„Kind dort, was scheust du dich? Gar nicht so bös' bin ich."

Wie wäre der Schwan wohl herangeschwommen, wenn er den Knaben hätte beißen wollen? Schnell. Wie kam er geschwommen, daß dies das Kind nicht glauben soll? Langsam, leise — sacht'. Was konnte durch das langsame Schwimmen im Wasser nicht entstehen? Keine Wellen. — „Fürchte dich nicht!" spricht deshalb der Schwan weiter zu dem Knaben, siehe doch:

„Ich schwimme daher ganz sacht', daß es kein Wellchen macht."

Warum nur kam der Schwan an das Ufer? Wie sprichst du zur Mutter, wenn sie dir ein Brötchen geben soll? Was thust du mit diesen Worten? Ich bitte die Mutter. Was thut auch der Schwan, damit ihm der Knabe ein Stückchen Brot gebe? — Wie spricht er?

„Möchte dich nur fragen eben: Willst du ein Stückchen Brot mir geben?"

Was wird nun wohl auch der Knabe erkannt haben? Was wird er also nicht mehr thun? Zu wem wird er nahe ans Ufer treten? — Noch nie hatte der Knabe einen Schwan so ganz in seiner Nähe gesehen. Ganz genau konnte er ihn nun betrachten. (Das Bild eines Schwanes ist vorzuzeigen.) Wie ist der Hals des Schwanes? Lang, schön gebogen. Was für ein Kleid hat der Schwan? Federkleid — Gefieder. Wie glänzt sein herrliches Kleid? Schneeweiß — kein Schmutzfleckchen daran. Wie trägt er seine Flügel? Der Schwan hebt die Flügel, der Wind treibt ihn sanft auf der Wasserfläche dahin, ohne daß er einen Fuß im Wasser zu bewegen braucht. — (Schiffchen — Segel.) Mit seinen großen Schwimmfüßen unter dem Wasser versteht er so geschickt zu rudern, wie kein andrer Schwimmvogel. Nicht das geringste Geräusch verursacht sein Schwimmen. — Sanftmut. — Milde.

„Das Kind trat zu dem Teich heran — — hin und wieder!"

Was empfand der Knabe über die Schönheit, Milde und Sanftmut des Schwanes? Früher war ihm der Schwan fremd — jetzt? Bekannt. Er gewann ihn sogar von ganzem Herzen lieb, wurde sein Freund. Wie wird er sich gegen die Bitte des Schwanes verhalten? Er reicht

ihm sogar die Hand mit einem Brotstückchen entgegen. Warum? — Seht, liebe Kinder:

„Er wurde bald mit ihm bekannt, ließ das Brot ihn nehmen aus seiner Hand.“

II. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Was soll das Kind von dem Schwane lernen? Auf diese Frage giebt folgendes Gedicht von Joh. Staub, welches mit dem obigen in naher Beziehung steht, vortreffliche Antwort:

„Schauet, wie der weiße Schwan schwimmt auf reiner Flut!
Wie der Schnee erglänzt sein Kleid! Kindlein, merkt's euch gut:
Haltet euer Herz so rein wie der Schwan die Federn sein!“

1. „Der Schwan schwimmt auf reiner Flut“ = meidet trübes, sumpfiges, — liebt silberhelles, klares Wasser: Kind, halte dich fern von böser, gottloser Gesellschaft, suche dir edle, brave Freunde!

2. „Wie der Schnee erglänzt sein Kleid!“ = Kein Schmutzfleckchen an seinem Kleid wird von ihm geduldet: Kind, halte auch dein Herz so rein! Verunreinige dein Herz nicht durch die Sünde, durch böse Gedanken, Worte und Thaten! Bleibe fromm und halte dich recht!

3. „Merkt's euch gut!“ = Vergeßt es nie! Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen 2c. Bete darum oft zu Gott!

B. Rede- und Stilübungen. 1. Beschreibe den Schauplatz! 2. Vergleiche den Schwanenteich mit dem Ententeich! 3. Wie ist und was thut der Knabe? der Schwan? a) Der Knabe geht spazieren — erblickt einen Schwan — fürchtet sich — flieht — kehrt zurück an den Teich — freut sich — füttert den Schwan; er wird zutraulich, fröhlich und mildthätig. b) Der Schwan ist sauber, sanft, gelassen, ohne Falsch, freundlich, zahm und zutraulich; ermutigt und bittet den Knaben. 4. Erzähle den Inhalt der Fabel! 5. Das Kind erzählt der Mutter sein Erlebnis.

Robert Wernecke.

188. Knabe und Eichhorn.

Wilhelm Hey, Fabeln für Kinder. Gotha. S. 6.

Kn. Eichhörnchen auf dem Baum',
Bist so hoch, seh' dich kaum,
Komm doch und spiel mit mir!

E. Gar zu schön ist es hier;
Will doch lieber noch steigen
Auf und ab in den Zweigen.

Knabe, der lief wohl fort,
Eichhörnchen hüpfte dort;
Knabe, der kam wohl wieder:
„Höre, nun steig hernieder!“
Eichhörnchen sprach: „Es thut mir leid,
Habe noch immer keine Zeit!“

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Ein kleiner Knabe, welcher wahrscheinlich im Walde Holz lesen oder Beeren suchen wollte, sah die Eichhörnchen lustig von Baum zu Baum springen. Dabei befanden sich die flinken Tierchen in so bedeutender Höhe, daß sie der Knabe vor den Ästen und Blättern kaum sehen konnte. Gern hätte er so ein lustiges Tier in der Nähe gesehen, deshalb bat er eins derselben, doch herunter

zu kommen und mit ihm zu spielen. Doch „Gar schön ist es hier," erwiderte ihm das Eichhörnchen; „mir gefällt es hier besser als dort unten; darum will ich doch lieber noch steigen (klettern) auf und ab in den Zweigen." Verdrießlich über diese abschlägige Antwort, lief der Knabe fort, während das Eichhörnchen fröhlich weiter auf dem Baume herumhüpfte. Doch noch einen Versuch machte der Knabe; er kehrte wieder um und wiederholte seine Bitte, welche er in etwas drohendem Tone also ausspricht: „Höre, nun steig hernieder!" Doch umsonst; denn: „Es thut mir leid," spricht das Eichhörnchen, wodurch es sein Bedauern ausdrückt, daß es auch jetzt noch nicht seine Bitte erfüllen könne, da es noch keine Zeit habe.

II. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung: Unter einer großen Eiche im Walde.

2. Gliederung des Inhalts. a) Bitte des Knaben; b) Versagung der Bitte: c) Thätigkeiten beider Personen; d) abermalige Bitte und Versagung derselben.

3. Hauptgedanke: Eine Bitte zu ungelegener Zeit mit unschicklichem Inhalte kann nicht gewährt werden.

III. **Rede- und Stilübungen.** Gieb den Inhalt des Gedichtes an! Lerne dasselbe auswendig!

G. Gräfe.

189. Vom Hund.

Friedrich Güll, Kinderheimat. 1. Gabe. 4. Aufl. Gütersloh 1836. S. 64.

1. Der Hund an seiner Kette
Liegt da die ganze Nacht;
Ihm ist kein warmes Bette,
Wie euch, zurecht gemacht.

2. Er hat nicht Schlaf und Schlummer,
Er drückt kein Auge zu.
Wenn ohne Leid und Kummer
Der Müller schläft in Ruh',

3. So ist er auf der Lauer,
Ein Wächter, brav und treu;
Ihn schreckt kein Regenschauer,
Ihn macht kein Wetter scheu.

4. Und während ohne Sorgen
Sein Herr, der strenge, ruht,
Da wacht er bis zum Morgen
Und hält sein Gut in Hut;

5. Und bellt und rührt sich wacker,
Hört er nur einen Laut,
Und bleckt die scharfen Hacker,
Wenn jemand her sich traut.

6. Und kommt gar auf die Mauer
Verstohlen so ein Dieb,
So spricht er ohne Schauer:
„Ist dir dein Leben lieb,

7. So mach nicht auf den Riegel
Und thu nicht auf das Thor!
Sonst pack' ich dich beim Flügel
Und schüttle dich beim Ohr."

8. Und ruht nicht eher wieder,
Bis sauber ist der Ort,
Dann reckt er seine Glieder
Und murrt in einem fort.

9. Doch morgens in der Frühe
Stellt sich der Hunger ein.
Da soll für seine Mühe
Ihm auch ein Frühstück sein.

10. Drum geht die Magd zum Keller
Und holt ihm Brot und Milch
Und brockt es in den Teller
Und stellt's ihm hin gutwill'g.

11. Und wie sie ihn so streichelt,
Das freut den wackern Hans;
Er schmunzelt und er schmeichelt
Und wedelt mit dem Schwanz;

12. Und stellt sich auf die Socken
Und macht sein Kompliment;
Dann schlingt er erst die Brocken; —
Das ist des Liedes End'.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum wird der Hofhund am Tage an die Kette gelegt, in der Nacht aber losgebunden? Wie ist „euch", ihr Kinder, das Bett zurecht gemacht? Wer liegt im festen Schlafe und wer in leichtem Schlummer? Woran sieht man, daß jemand schläft? Was vergißt man im Schlafe? Warum liegt der Hund „auf der Lauer", d. h. horcht und sieht aufmerksam und heimlich umher? Warum heißt er „Wächter"? Wie kann ein „Regenschauer", der plötzlich kommt und rasch vorübergeht, den Hund erschrecken? Welches Wetter könnte den Hund „scheu" machen, daß er furchtsam zurückwiche? Wie zeigt der Herr seine „Strenge"? Wie hält der Hund das Gut oder Besitztum „in Hut", d. h. behütet und bewacht es? Warum heißen die Zähne „scharfe Hacker"? Wann „bleckt" oder entblößt er sie von den Lippen? Was ist mit „her" gemeint? Wer kann der „jemand" sein, der sich „her traut" oder wagt? Womit ist die Mühle umgeben? Wer ist ein Dieb? Warum heißt er „arg", d. h. voll schlimmer Absichten, und „böse"? Warum fühlt der Hund bei der Annäherung des Diebes keinen Schauer oder Schauder, keine Furcht? Womit droht er dem Diebe? Wie kann ein Dieb den „Riegel", der von innen vor die Thür oder das Thor geschoben wird, aufmachen? Was ist für ein Unterschied, wenn der Hund den Dieb „beim Flügel", d. h. beim Rockschoß, packt oder „beim Ohre" faßt? Warum kann Gesindel einen Ort „unsauber", d. h. unrein machen? Was thut der Hund, wenn er die Glieder „reckt" oder streckt und dehnt? Warum „murrt", d. h. brummt, knurrt, murmelt er „in einem fort" (immerzu)? Woher hat er Hunger? Wie nennen wir ein „Stück zur Nahrung in der Frühe"? Wie macht die Magd das Frühstück zurecht? Warum giebt sie es „gutwillig", d. h. aus gutem Willen und eigenem Antriebe? Warum streichelt sie den Hund, und warum freut er sich darüber? Wie heißt der Hund? Warum „schmunzelt" er, d. h. verzieht er die Schnauze, knurrt leise und wedelt mit dem Schwanze? Wie „schmeichelt" er wohl der Magd? Warum stellt er sich auf die „Socken", d. h. die Sohlen der Hinterbeine? Wann „macht man sich auf die Socken"? Was bedeutet das „Kompliment" (Verneigung, Verbeugung, Diener)?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wir werden auf den Hof einer Mühle geführt. Derselbe ist von einer Mauer eingeschlossen, durch die ein Thor führt. Nahe bei der Hausthür ist eine Hundehütte von Brettern. An einer Kette liegt ein starker Hund, der bald still in der Hütte ruht, bald wild heraus springt, mit der Kette rasselt, die Zähne zeigt und bellt, besonders wenn jemand auf die Mauer steigt oder am Thore rüttelt. Es ist in der Morgenfrühe. Die Magd tritt aus der Thür mit einer Schüssel, in der Brot in Milch gebrockt ist. Der Hund erhebt sich auf die Hinterbeine, verzieht freundlich die Schnauze, wedelt mit dem Schwanze, leckt der Magd die Hände, und sie streichelt und klopft ihm das Fell.

2. Charakteristik des Hundes. Er ist stark, denn er nimmt's mit einem Diebe auf; wacker und wachsam, denn er wacht und

lauert die ganze Nacht, während alles in der Mühle schläft; aufmerksam, denn er hört jeden Laut; treu, denn er läßt sich durch nichts von seiner Pflicht abbringen; mutig und furchtlos, denn kein Wetter verscheucht, kein Dieb erschreckt ihn; unermüdlich, denn bis zum hellen Tage übt er die Pflicht; hungrig von der Nachtwache; geliebt von seiner Herrschaft; dankbar für die Liebkosungen; höflich, denn er begrüßt erst die Magd, ehe er dem Hunger folgt und die Brocken verschlingt.

3. Gedankengang. Str. 1. Wohnung des Hundes. Str. 2. Seine Nachtwache. Str. 3. Erschwerung derselben. Str. 4. Ruhe seines Herrn. Str. 5. Seine Warnzeichen. Str. 6 und 7. Angriff und Abweisung eines Diebes. Str. 8. Ruhe nach überstandener Gefahr. Str. 9 und 10. Sein Frühstück von der Magd. Str. 11. Gegenseitige Liebesbeweise. Str. 12. Dank und Genuß.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Treue Pflichterfüllung macht glücklich und findet Anerkennung und Lohn. Von dem Hunde kann das Kind Wachsamkeit, Ausdauer, Treue, Mut, Höflichkeit und Dankbarkeit lernen. — Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen! Eine Hand wäscht die andere. Liebe erzeugt Gegenliebe. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.

2. Rede- und Stilübungen. a) Der Hund erzählt die Erlebnisse der Nacht. b) Wie würde sich ein untauglicher Hofhund verhalten haben? c) Vergleiche das Amt des Hofhundes mit dem des Nachtwächters! P.

190. I. Aufforderung zum Spiel.

Hermann von Kamp.

Der Vogel spielt in Zweigen,
Es spielt der Fisch im Bach;
Das Lämmchen auf der Weide
Geht spielen Tag um Tag.
Zum frohen Jugendleben
Gehört wohl auch das Spiel;
Hinaus, hinaus, ins Freie!
Da giebt's der Freuden viel.

II. Ein Zweites.

Aus „Der Kinder Lustfeld“.

Spielt nur immer in guter Ruh',
Spielt nur immer in Frieden!
Die lieben Englein sehn euch zu
Und wollen euch behüten.
Gar treulich warten sie eurer Hut;
Ihr lieben Kindlein, seid fromm und gut!
Dann seid ihr zu Spielkameraden
Ins Himmelreich eingeladen.

I. **Vergleichende Erläuterung.** In beiden Dichtungen fordern die Dichter die Kinder zum Spielen auf. In dem ersten Gedichte wird als

erster Grund angegeben: Die Tiere spielen ja auch, der Vogel in dem Laubwerke, der Fisch im Wasser und das Lämmchen auf der Wiese. Als zweiter Grund wird angegeben, daß das Spiel zum frohen Jugendleben, d. i. zur Kindesnatur unbedingt gehört. Ein Kind, das gar nicht mehr spielt, ist auch kein Kind mehr. Endlich fordert der Dichter die Kinder auf, ihm hinaus ins Freie zu folgen, denn draußen im Freien giebt es die meisten und die schönsten Spiele.

Die erste Dichtung betrachtet das Spiel vom rein menschlichen Standpunkte, die andere Dichtung von einem höheren, dem religiösen, aus. Auch dieses Gedicht fordert die Kinder zum Spielen auf, fügt aber sofort hinzu, wie sie spielen sollen: zuerst in guter Ruh' = ohne Lärmen und ohne Toben, sodann in Frieden = ohne Zanken und Streiten, und giebt den Grund dazu an: Weil die lieben Engel euch zusehen, weil sie euch behüten und beschützen, weil ein jedes von euch seinen Schutzengel im Himmel hat. (Ebr. 1, 14. Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit? — Jesus der Kinderfreund: Markus 10, 15. Wahrlich ich sage euch: wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.) Sodann spricht es die Bedingung aus, unter welcher allein Kinder von den Engeln beschützt werden: „Seid fromm und gut!" Hier muß ein vermittelnder Gedanke zwischen den Zeilen eingeschaltet werden: Solltet, ihr Kinder, dann, wie so manche von euch, hier von der Erde abberufen werden, so trauert nicht, sondern freut euch! denn dann seid ihr zu Spielkameraden der Engel im Himmelreich eingeladen.

II. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Erst die Arbeit, dann das Spiel! b) Spielt ohne Toben und Lärmen! c) Spielt ohne Zanken und Streiten!

2. Rede- und Stilübung: Welches sind die Spiele der Knaben (der Mädchen) im Frühling, im Sommer, im Herbst und im Winter? (Eine geordnete Darstellung.) R. D.

191. I. Wiegenlied.

Franz Karl Hiemer. 1841.

1. Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du!
Thue die blauen Guckäugelein zu!
Alles ist ruhig und still wie im Grab.
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen dir ab.

2. Engel vom Himmel, so lieblich wie du,
Schweben ums Bettchen und lächeln dir zu.
Später zwar steigen sie auch noch herab,
Aber sie trocknen nur Thränen dir ab.

II. Des Lilienmädchens Wiegenlied.

E. M. Arndt, Gedichte. Vollständige Sammlung. 2. Aufl. Berlin. S. 350.

1. Schlafe, Kindlein, hold und weiß,
Das noch nichts von Sorgen weiß;
Schlaf in stiller, süßer Ruh',
Thu die kleinen Äuglein zu!

2. Draußen stehn die Lilien weiß,
Haben allerschönsten Preis,
Droben in der lichten Höh'
Stehn die Englein, weiß wie Schnee.

3. Kommt, ihr Englein, weiß und fein,
Wiegt mir schön mein Kindelein!
Wiegt sein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie thut.

4. Schlafe, Kindlein, schlafe nun,
Sollst in Gottes Frieden ruhn!
Denn die frommen Engelein
Wollen deine Wächter sein.

Vergleichung. 1. Ähnlichkeiten: Str. 1 in beiden Gedichten enthält Liebesworte oder Koseworte der Mutter an ihr Kind und die Mahnung an die Kindlein, einzuschlafen und die Äuglein zu schließen. In Str. 2 in I und in Str. 2 in II wenden sich die Dichter zu den Engeln des Himmels. Hiemer besingt nur das Thun der Engel, Arndt aber betet zu ihnen.

2. Verschiedenheiten. a) In I wird ein Söhnchen, in II ein Mädchen zur Ruhe gesungen. Dort werden die blauen, hier die kleinen Äuglein besungen. b) In I wird als Beruhigungsmittel angegeben: die große Stille und Ruhe wie im Grabe und das Verscheuchen der lästigen Fliegen, in II hingegen das Blühen der weißen Lilien im Garten und das Prangen der Engel in der lichten Höh'. c) In I besingt der Dichter Hiemer nur das Thun der Engel, ihre Lieblichkeit, ihr Schweben und Lächeln mit dem Kinde, in II hingegen betet der Dichter Arndt zu den Engeln und erfleht von ihnen, daß sie kommen und den Liebling in den Schlaf wiegen sollen, wie es der Wind mit der weißen Lilie thut. d) Der Schluß des ersten Gedichts bringt nur eine Betrachtung des späteren Thuns des Schutzengels, nämlich, daß er nur Thränen trocknet, während Str. 4. des zweiten Gedichtes eine nochmalige Mahnung zum Einschlafen enthält und die Versicherung hinzufügt, daß das Kindlein in Gottes Frieden ruhen soll, und daß die Englein seine Wächter sein werden. R. D.

192. Der Hausvater und die Birke.*)

Gustav Pfarrius, Waldlieder. 3. Aufl. Köln 1869. S. 47. (Gekürzt und leise geändert.)

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Ein Hausvater hat auf seinen Hof eine Birke gepflanzt, die zu einem schönen Baume erwachsen ist. Sie ist eine Zierde (ein Schmuck) des Hofes. Damit ist aber der Hausvater nicht zufrieden; er will Nutzen von ihr haben. Darum fragt er: „Was schenkst du mir?" Die Birke zählt nun, als ob sie ein Mensch wäre und sprechen könnte, eins nach dem andern auf, was sie ihm schenkt oder giebt. Der Hausvater freut sich über jede Gabe, aber immer fragt er

*) Das Gedicht ist hier nach der Lesart erläutert, in welcher es in den meisten Lesebüchern sich vorfindet. Soll es ganz genau gegeben werden, so ist die Anfangs- und die Schlußstrophe zu ändern:

Der Bräutigam und die Birke.

Anfang:
Birke, Birke, des Waldes Zier,
Will Hochzeit machen,
Brauch' viele Sachen!
Was schenkst du mir?

Schluß:
Birke, so lebst du dir selbst zur Pein!
Will Hochzeit machen,
Brauch' viele Sachen;
Komm mit und heize mein Kämmerlein!

wieder: „Was schenkst du mir noch mehr?“ Das treibt er so lange, bis die Birke nichts mehr zu sagen und zu geben hat.

„Dich pflanzt' ich ein zu des Hofes
Zier;
Nun sprich, o Birke, was schenkst du
mir?“ —
„Ich schenke dir einen grünen Strauß,
Den trägt zur Maienlust*) dein
Haus.“ —
„Der grüne Strauß gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch
mehr?“ —
„Ich schenke dir eine schwanke Rute,
Die kommt deinen Kindern zu gute.“ —
„Die schwanke Rute gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch
mehr?“ —
„Ich schenke dir einen Besen rauh,
Den führt mit Fleiß die junge
Frau.“ —
„Der rauhe Besen gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch
mehr?“ —
„Ich schenke dir einen Peitschenstiel,
Den schwingst du über den Rossen
viel.“ —
„Der Peitschenstiel gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch
mehr?“ —
„Ich schenke dir einen zähen Ast,
Damit du den Reif zum Weinfaß
hast.“ —
„Der zähe Ast gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch
mehr?“ —
„Ich schenke dir auch den Wein dazu;
Laß träufeln mein Blut, so hast du
Ruh'!“ —
„Der Birkensaft gefällt mir sehr;
Birke, was schenkst du mir noch
mehr?“ —
„Ich habe nun alles gegeben dir,
Es bleibt nur das nackte Leben
mir.“
„Birke, so lebst du dir selbst zur Pein.
Komm mit und heize mein Kämmerlein!“

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wir sehen einen geräumigen Bauernhof im Frühling. Schöne Gebäude fassen ihn ein, und ein Hofthor schließt ihn. Auf einer freien Stelle steht eine hohe Birke. Ihre Rinde ist weiß; die dünnen Äste hängen wie lange Peitschenseile nieder. Die zierlichen Blätter sind dreieckig, haben am Rande Sägezähnchen und duften lieblich. An den Zweigen hängen die Blüten als braune Kätzchen; aus den Samenblüten werden im Sommer Nüßchen. Nicht weit von der Birke steht der Herr des Hauses, hat eine Hand in die Seite gestemmt, die andere aber nach der Birke erhoben. Er schaut hinauf und redet mit der Birke wie mit einem Menschen. Der Wind säuselt durch die Birke, und das klingt wie Antwort.

2. Personen. a) Die Birke ist als lebendige Person gedacht. Sie ziert durch ihre Schönheit den Hof. Sie ist dankbar für die empfangene Pflege und giebt eins nach dem andern willig her. Sie ist unermüdlich im Antworten wie im Geben. Nur als ihr auch das Blut abgefordert wird, da klingt ein leiser Unwille durch ihre Antwort. Es spricht Selbstachtung und ein edler Stolz daraus, wenn sie lieber verbrannt sein als ein kränkliches, sieches Leben weiterführen will.

b) Der Hausvater liebt das Schöne, drum pflanzte er den Baum auf den Hof und stellt den Strauß in die Stube. Er liebt die Arbeit, drum pflanzt er Bäume und lenkt seine Rosse. Er liebt Ordnung und Zucht, drum hält er sein Haus sauber und erzieht seine Kinder. Er liebt

*) Im Original: Den trägst du bei deinem Hochzeitsschmaus.

auch fröhlichen Genuß, den der Wein gewährt. Er ist aber selbstsüchtig, nur auf seinen Nutzen bedacht, ebenso unermüdlich im Fordern wie unersättlich im Nehmen.

3. Gedankengang. Der Hausvater fragt siebenmal: „Birke, was schenkst du mir?“ Siebenmal antwortet die Birke und giebt jedesmal ein anderes Geschenk. 1. Pfingsten, im Mai, einen duftigen Strauß aus ihren Blättern, sie heißt darum auch Maie. 2. Schwanke, biegsame Ruten, mit denen ungehorsame Kinder gestraft werden, aus ihren feinen Zweigen. 3. Dauerhafte Besen, mit denen das Haus gekehrt wird, aus dünnen und stärkeren Reisern. 4. Peitschenstiele, an denen Peitschenschnüre befestigt werden und mit denen der Bauer seine Pferde regiert, aus glatten, geraden Schößlingen. 5. Reifen an die Fässer aus längeren Ästen. 6. Erquickenden Birkenwein aus ihrem eigenen Safte oder Blute. Er träufelt (tröpfelt, fließt) aus dem Stamme, wenn im Frühling ein Loch hineingebohrt wird. Zapft man zu viel ab oder schließt die Wunde nicht, so fängt der Baum an zu kränkeln und stirbt ab. Dann giebt der Baum 7. Heizmaterial in seinem Holze. Für die unermüdliche Geberin ist der Tod eine Erlösung von Last und Pein, für den unersättlichen Empfänger ist das Absterben der Birke das Ende von Freude und Genuß.

4. Eigentümlichkeiten. Die Form des Gedichts ist ein Zwiegespräch zwischen einem unablässig Fordernden und einer unermüdlichen Geberin. Mit siebenmaliger Wiederholung derselben Frage steigern sich die Gaben der Birke. In ihnen liegt zugleich eine Lebensbeschreibung der Birke vom Einpflanzen bis zum Verbrennen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Eine Liebe ist der andern wert. Geben ist seliger als Nehmen. Der tiefste Brunnen läßt sich mit der Zeit leer schöpfen. Zu straff gespannter Bogen bricht. Ein Geschenk ist eine freiwillige Gabe; man kann aber auch durch Bitten einen Zwang ausüben. In dem Märchen „Die Sternthaler“ giebt das Mägdlein eins nach dem andern, zuletzt sein Hemd vom Leibe weg.

2. Vergleichung mit dem Gedichte:

II. Der Apfelbaum.

Ernst v. Houwald. Sämtl. Werke, IV. B. Leipzig 1851. S. 123. (Gekürzt.)

1. Herr Apfelbaum, dich lieb' ich recht,
Du bist ein alter, getreuer Knecht,
Zu dir komm' ich manch Jahr schon her
Und finde nie deine Taschen leer.
Drum sag' ich's frei: „Dich lieb' ich recht,
Du bist ein alter, getreuer Knecht!“

2. Mehr trägst du als der stärkste Mann,
Die Schultern voll bis oben an,
Und jede Hand noch schwer bepackt,
So daß dir Arm und Rücken knackt.
Drum sag' ich's frei: „Dich lieb' ich recht,
Du bist ein alter, getreuer Knecht!“

3. Es kommt dein Herr, von Ast zu Ast
Nimmt er dir ab die schwere Last.
Er trägt sie heim nach Fach und Schrank
Und sagt dir nicht ein Wörtchen Dank.
Du aber meinst: „Wer nützt und nährt,
Nicht erst in Worten Dank begehrt.“

Die Birke ist eigentlich ein Waldbaum, der Apfelbaum ein Obstbaum. Die B. steht im Hofe, der A. im Garten. Die B. ist wegen ihrer weißen Schale die Braut des Hofes, der A. wegen seines Fruchttragens der treue Knecht. Die B. giebt im Laufe des Jahres eins nach dem andern her, der A. nur im Herbst die Früchte. Die vielen Gaben der B. gelten kaum so viel wie die eine des A. Die straffen Äste des A. knacken von der Last, die dünnen der B. schwanken und hängen nieder. Die Blüten der B. sind Kätzchen, die des A. weißrötliche Blütensträuße; die Früchte der B. schuppige Zäpfchen, die des A. saftiges Obst. Die Früchte der B. sind das Geringste an ihr, die des A. das Beste. Aus dem Stamm der B. zapft man Birkenwein, aus den Äpfeln preßt man Apfelwein. Beide Bäume werden von ihren Herren geliebt, aber nur um des Nutzens willen. Beide liefern willig ab, was sie haben, ohne Dank zu erwarten oder zu empfangen. Beide leisten den letzten Dienst durch ihr Holz. Wenn zu viel von ihnen verlangt wird, so fangen sie an zu kränkeln, sterben ab, die Quelle des Nutzens versiegt und die Wünsche der Herren müssen endlich schweigen (zur Ruhe kommen). Beide Herren reden mit den Bäumen freundlich, fordern aber wie von Knecht und Magd unablässig Dienste. Die Birke sehen wir erschöpft vom vielen Geben, den Apfelbaum aber noch leistungsfähig und leistungsfreudig.

2. Rede- und Stilübungen. a) Zähle die Gaben der Birke und ihre Verwendung auf! b) Welchen Gebrauch macht man von den Äpfeln? c) Wettstreit zwischen Birke und Apfelbaum! (B. Ich bin die Zierde des Hofes. A. Ich bin der schönste Obstbaum im Garten. B. Ich liefere Pfingsten duftige Sträuße in die Fenster der Stuben. A. Du nur von Blättern, ich aber von weißrötlichen, duftenden Blüten! B. Ich helfe mit meinen Ruten bei der Erziehung der Kinder. A. Ich freue mich, daß ich nicht zu strafen brauche. B. Meine Besen kehren das Haus. A. Ein geringer Dienst! rc.) P.

193. Die wandelnde Glocke.

J. W. v. Goethe. Werke. 1832. I, 101.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen,

2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

3. Das Kind, es denkt, die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle. —
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum,
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Husch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

I. **Vermittlung.** Str. 1. Ein Kind wollte nie zur Kirche sich „bequemen" (es wollte sich nicht fügen, oder es widerstrebte dem Gebote, in die Kirche zu gehen), weil es ihm im Walde besser gefiel; daher fand es Sonntags stets ein „Wie" (eine Art, einen Vorwand, eine Ausflucht), „den Weg ins Feld zu nehmen" (zu wählen). —

Str. 2. Die Mutter des Kindes bemerkte das und sprach deshalb: „Die Glocke tönt, und so ist dir's befohlen" (d. h. der Glockenklang ruft dich zur Kirche, und dieser Ruf ist ein Befehl, dem du zu gehorchen hast), „und hast du dich nicht hingewöhnt (d. h. es dahin gebracht, daß du gern in der Kirche bist), so wird sie kommen und dich holen."

Str. 3. Das Kind aber denkt (meint): Die Glocke wird nicht kommen; denn sie hängt hoch oben auf dem Glockenstuhle (das Gerüst, in welchem die Glocke hängt). Darum hat's auch bereits den Weg ins Feld „gelenkt" (genommen, eingeschlagen), „als lief' es aus der Schule", d. h. so schnell, wie es geht, wenn es mehrere Stunden in der Schule gesessen hat, um rasch nach Hause, zum Essen, zum Spielen, zur Mutter zu kommen. —

Str. 4. Es scheint fast, als ob das Kind richtig gedacht hätte, denn die Glocke hat aufgehört zu läuten, und die Mutter hat wohl nur „gefackelt" (fackeln heißt hin und her bewegen; hier ist das Wort in seiner Nebenbedeutung gebraucht und soll heißen: Die Mutter hat falsche Vorspiegelungen gemacht, sie hat geflunkert, d. h. nicht die reine Wahrheit gesagt). — Allein das Kind hat sich geirrt: Es sieht sich um und bleibt vor Schreck stehen; denn hinter ihm her kommt die Glocke „gewackelt" (das Wackeln ist in der Form der Glocke begründet und bedeutet hin und her schwanken, um weiter zu kommen).

Str. 5. Und nun muß auch das Kind noch sehen, daß die wackelnde Bewegung eine recht schnelle ist („man glaubt es kaum"). Da wird der Schrecken noch vermehrt, und das Kind läuft noch schneller, um womöglich der Glocke, die es bedecken will, zu entfliehen. („Es kommt als wie im Traum" ist Kindern auf dieser Stufe schwer verständlich zu machen. „Es" ist hier unpersönlich gebraucht und hat die Wirkung des Außerordentlichen und Geheimnisvollen. Es geschieht also etwas Geheimnisvolles, wie es einem nur im Traume vorkommen kann.)

Str. 6. Trotz des Schreckens läuft das Kind doch in unerwartet rascher Bewegung, es nimmt seinen „Husch" durch Anger, Feld und Busch, bis es zur Kirche kommt. Zur Kirche (zum Gottesdienste); zur Kapelle (zu dem Orte, wo der Gottesdienst gehalten wird). Es kann aber auch erklärt werden: Zur Kirche (das Ganze), zur Kapelle (der Teil der Kirche, in welchem die Mutter ihren Sitz hat). In einigen Gegenden Sachsens z. B. nennt man den abgeschlossenen Raum, den die Gutsherrschaft in der Kirche besitzt und der einen besonderen Eingang hat, Kapelle.

Str. 7. Die Glocke hatte also das Kind in die Kirche getrieben, und damit war ihr Zweck erfüllt. Das Kind aber denkt allsonntäglich an den „Schaden" (an die schlimmen Folgen seines Ungehorsams) und folgt fernerhin sogleich dem ersten Schlage der Glocke, damit dieselbe nicht „in Person" (selbst) zu kommen braucht. —

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Str. 1. Das Kind will Sonntags nicht in die Kirche gehen. Str. 2. Die Mutter ermahnt das Kind. Str. 3. Das Kind gehorcht der mütterlichen Mahnung nicht. Str. 4. Die Glocke erscheint persönlich. Str. 5. Das erschrockene Kind flieht vor der Glocke. Str. 6. Es erreicht die Kirche. Str. 7. Es geht fernerhin ohne besondere Aufforderung in die Kirche.

2. Ort und Zeit der Handlung. Es ist ein Sonntag, wahrscheinlich in der schönen Sommerzeit, in der Anger, Feld und Busch in ihrem herrlichsten Schmucke prangen. Die Handlung findet zuerst im Hause, dann im Freien und endlich in der Kirche statt.

3. Eigenschaften und Thätigkeiten des Kindes, der Mutter und der Glocke. a) Das Kind ist ungehorsam, leichtsinnig, furchtsam, hat die Natur lieb. Es überlegt, denkt, läuft, erschrickt, bessert sich. b) Die Mutter liebt und warnt das Kind. c) Die Glocke ist als lebendes Wesen (Person) dargestellt, sie tönt, ruft, hängt, wackelt und kommt. —

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. I. Wer seinen Eltern nicht gehorcht, wird zu Schaden kommen. Darum gehorche du ihren Geboten gern und willig, denn sie wissen am besten, was dir gut und heilsam ist! II. Spruch: Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen (Spr. Sal. 30, 17). Ihr Kinder seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn; denn das ist billig (Eph. 6, 1)! Sprichwort: Wer nicht hören will, muß fühlen. —

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle das Märchen mit andern Worten! b) Welche Eigenschaften und Thätigkeiten des Kindes haben dir nicht gefallen? W. D.

194. Wintertag.

Hermann Kletke.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** An einem kalten Wintertage fährt ein Wagen gegen Abend auf einem Feldwege nach dem nahen Dorfe. Die Räder knarren und klappern, weil sie der Frost zusammengezogen hat. Die Erde ist weit und breit mit Schnee bedeckt, der oben zu einer Kruste zusammengefroren ist. Treten die Pferde auf die Kruste, so bricht sie krachend durch. An das Feld stößt ein dunkler Tannenwald. Auf den Zweigen liegt gefrorner Schnee; unten dran hängen lange, spitz zulaufende Eiszapfen, die dadurch entstanden sind, daß der Schnee oben in der Sonne schmolz, als Wasser abwärts tröpfelte und wieder zu Eis gefror. An den Eiszapfen haben sich rechts und links feine Eisnadeln

angesetzt. Schnee und Eis funkeln (flimmern, flirren, blinken, blitzen) herrlich in den Sonnenstrahlen. Nur wenig Leben regt sich auf der weiten Winterflur (dem Schneefelde). Raben tappen (schreiten schwer) durch den Schnee, und Sperlinge fliegen traurig umher und suchen vergeblich ein Körnchen oder Würmchen. Wenn sich die Menschen nicht erbarmen, so müssen sie vor Frost und Hunger umkommen. Die Abendsonne wirft die letzten Strahlen auf das Schneefeld und vergoldet es gar schön. Um die Berge zieht sich weißer Dampf. Zwischen den Bäumen des Waldes dunkelt es schon. Am Himmel erscheinen Mond und Sterne und leuchten immer heller, je mehr die letzten Sonnenstrahlen verglühen. Die Menschen aber bewundern die Herrlichkeit eines Wintertages und loben Gott den Herrn dafür.

1. Es kracht der Schnee, der Wagen knarrt;
Mit langen Zapfen steht und starrt
Der Tannenwald so silberweiß,
Die Zweige dicht behängt mit Eis.
Es flimmt und flirrt, es blinkt und blitzt,
Die langen Zapfen wohlgespitzt,
Die feinen Nadeln ohne Zahl,
Sie funkeln froh im Sonnenstrahl.

2. Der schwarze Rabe tappt im Schnee,
Die Kälte thut ihm gar nicht weh.
Der arme Sperling seufzt und denkt:
„O, wär' ein Körnlein mir geschenkt!
Ein einzig Körnlein such' ich nur
Vergebens auf der Winterflur."
Ans Fenster pickt sein Schnäblein fein,
O macht ihm auf und laßt ihn ein!

3. Wie blinkt die Abendsonne schön!
In weißem Dampf die Berge stehn.
Schon dunkel wird der schnee'ge Wald;
Der Mond am Himmel glänzet bald.
Der schöne Tag vorüberging;
Der Mond sein helles Licht empfing;
Mit Sternlein füllt der Himmel sich:
Herr Gott, Herr Gott, wir loben dich!

II. **Erläuterungsfragen.** Warum kracht der Schnee und knarrt der Wagen? Wie sind die Eiszapfen an den Tannenzweigen entstanden? Wie entsteht das Flimmern und Blitzen von Eis und Schnee? Was macht der Rabe im Schnee, und warum thut ihm die Kälte nicht weh? Warum findet der Sperling kein Futter auf der Winterflur? Welcher Unterschied ist zwischen „Schnee- oder Winterflur" und dem „Winterfelde"? Wie helfen die Menschen dem Sperlinge? Woher entsteht der Dampfschleier um die Berge? Warum ist's im Walde schon dunkel, wenn oben auf den Wipfeln noch die letzten Sonnenstrahlen funkeln? Warum war der Tag schön? Welches sind die Zierden der Nacht?

III. **Vertiefung.** 1. Schilderung einer Winterlandschaft am Abende (nach der Vorbereitung)!

2. Der *Schnee* hat eine Kruste und bricht unter den Fußtritten. Der *Tannenwald* ist schnee- und eisbedeckt und funkelt im Sonnenlichte. Der *Rabe* ist hungrig, abgehärtet und tappt im Schnee umher. Der *Sperling* ist hungrig, frostig, betrübt und sucht Zuflucht bei den Menschen. Die *Abendsonne* ist groß, golden, und ihre Strahlen blinken und blitzen

auf dem Schnee. Die Berge sind verschleiert und dampfen. Der Wald ist schneeig und wird dunkel. Der Mond und die Sterne sind hell und leuchtend, ziehen am Himmel auf und füllen ihn. Die Wanderer sind ergriffen von der Schönheit, dankbar und loben Gott.

3. Str. 1 schildert die Winterpracht in Feld und Wald; Str. 2 beschreibt die Not der Vögel; Str. 3 schildert die Schönheit des Abends und den Eindruck auf die Menschen.

IV. **Verwertung.** a) Nenne Gedichte und Erzählungen, die uns das Winterleben zeigen! b) Welchen Segen hat der Winter und welche Freuden? c) Ein Wanderer erzählt daheim, was er auf seinem Winterwege gesehen hat! d) Vergleiche dies Gedicht mit den Heyschen Fabeln „Der Vogel am Fenster" und „Der Rabe"! P.

195. A. Bescheidenheit siegt.

Heinrich Hoffmann v. Fallersleben. 50 Kinderlieder. 6. Stereot.-Ausg. Altona. S. 30.

1. Die Lerche singt, der Kuckuck schreit,
Krieg führt die ganze Welt,
Es fängt nun an ein großer Streit
In Wald und Wies' und Feld.

2. Die Blumen streiten heftiglich,
Wer wohl die schönste sei;
Und nur die Rose denkt für sich:
Das ist mir einerlei.

3. Und auch die Vöglein streiten sich
Um ihren Sang und Schall.
„Was aber soll das kümmern mich?"
So sagt die Nachtigall.

4. Da mischet sich der Frühling drein:
„Was," spricht er, „soll der Krieg?
Der Nachtigall und Ros' allein
Gebührt der Preis und Sieg."

5. So laßt uns wie die Rose sein
Und wie die Nachtigall!
Bescheidne Herzen schön und rein,
Die siegen überall.

B. Wettstreit.

Heinrich Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder. 2. Aufl. Leipzig 1878. S. 101.

1. Der Kuckuck und der Esel,
Die hatten großen Streit,
Wer wohl am besten sänge
Zur schönen Maienzeit.

2. Der Kuckuck sprach: „Das kann ich!"
Und hub gleich an zu schrein.
„Ich aber kann es besser!"
Fiel gleich der Esel ein.

3. Das klang so schön und lieblich,
So schön von fern und nah;
Sie sangen alle beide:
„Kuku, kuku — ia!"

I. **Vermittlung.** Der Dichter der beiden hübschen Kinderlieder, Hoffmann v. Fallersleben, stellt das laute Jubilieren und bunte Durcheinanderrufen und -Singen der Vögel sowie das Nebeneinanderblühen der Blumen als einen Krieg oder Streit dar, als einen Wettstreit der Blumen, wer wohl die schönste sei, als einen Wettstreit der Vögel, wer wohl am besten sänge.

A. 1. Die Lerche trillert, der Kuckuck ruft. Das ist der Beginn des großen Frühlingsstreites in der Natur: in Feld und Wald, in den Gärten und Wiesen. 2. Zuerst beginnt der Streit und das Prahlen der

Blumen: der Tulpen, Narzissen, Tazetten, der Kaiserkronen und Hyazinthen, der Balsaminen und Georginen. Die daneben blühende Rose mit ihrer Fülle und ihrem lieblichen Dufte mischt sich nicht mit in den Streit und denkt vielmehr: Das ist mir einerlei (gleichgiltig.) 3. Hierauf beginnen auch die Vögel: vor allen der Spatz, der Kuckuck, die Krähen, Spechte und Holzschreier, der Rohrsperling und Pirol und andere Schreier zu streiten, wer den besten Sang und Klang habe. Die Nachtigall aber singt für sich und kümmert sich nicht um den Streit. 4. Da macht endlich der Frühling als Schiedsrichter dem Streite ein Ende. Unter den Vögeln ist die Nachtigall, unter den Blumen die Rose Königin. Ihnen allein gehört der erste Preis und der Sieg. 5. Mahnung des Dichters an uns: Bescheidenheit und Reinheit des Herzens zu erstreben und zu bewahren, da diese allein überall den Sieg davontragen.

B. 1. Aus dem Sängerkriege im Frühlinge hebt nun der Dichter in dem zweiten Liedchen zwei einzelne Meistersänger hervor, die miteinander um den Preis streiten: den Kuckuck und den Esel. 2. Der Kuckuck ruft: „Ich singe schön"; der Esel überschreit ihn aber: „Ich singe besser." 3. In der letzten Strophe lobt der Dichter ihren Zwiegesang, allein sein Lob ist nicht ernstlich gemeint. Es ist vielmehr Hohn und Spott (Ironie).

II. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. a) Der Schauplatz der Handlung ist in beiden Gedichten die freie Natur und die Zeit des Wettstreites der Frühling. b) In beiden Dichtungen ist von einem Wettstreite der Geschöpfe die Rede. c) Hier wie dort spricht der Dichter in der letzten Strophe seine Meinung aus. d) Durch beide Gedichte werden wir erinnert an den Sängerkrieg auf der Wartburg.

2. Verschiedenheiten. a) In A ist von einem allgemeinen Wettstreite der Geschöpfe im Frühlinge die Rede, in B nur von zwei einzelnen Tieren. b) In A ist der Schiedsrichter des Wettstreites der Frühling, in B hingegen der Dichter selbst. c) In A werden die Geschöpfe genannt, welche den Wettstreit gewonnen haben, in B nicht. d) Die erste Dichtung schließt mit einer herzlichen Mahnung, die zweite mit lustigem Hohn und Spott. e) In A wird der Wettstreit als beendet dargestellt, in B hingegen währt er fort. (Für fähigere Schüler.) f) In A wird dem Verdienste der Preis zuerkannt, in B die Anmaßung verspottet. g) Nach A trachtet das wahre Verdienst nicht nach Ehrenkronen; nach B aber trachtet die Armseligkeit und Geschmacklosigkeit nach Anerkennung. R. D.

196. I. Äsop.

Ludw. Heinr. v. Nicolay. Vermischte Gedichte und prosaische Schriften. I. Teil. Berlin und Stettin. 1792. S. 15.

Äsop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt und grüßet ihn
Und fragt: „Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem sehen?" —
„Geh!" spricht Äsop. — „Das weiß ich wohl,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,

Ich gehen muß. — Allein du sollst mir sagen,
Wie lange?“ — „Geh!“ — „Der Kerl ist toll;
Ich werde nichts von ihm erfragen,“
Brummt er und geht. — „He,“ ruft Äsop, „ein Wort!
Zwei Stunden gehst du bis zum Flecken dort.“
Der Wandrer bleibt betroffen stehen.
„Ei!“ ruft er, „und wie weißt du's nun?“
„Und wie,“ versetzt Äsop, „konnt' ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehen?“

II. Eile mit Weile.

Christoph v. Schmid, Kurze Erzählungen. Neueste Sammlung. Augsburg 1858. S. 99.

Ein Fuhrmann fuhr abends mit einem geladenen Wagen in größter Eile der Stadt zu. „Komm' ich noch vor Thorsperre in die Stadt?“ rief er einem Reisenden zu, an dem er vorbeijagte. „O ja,“ sagte der Reisende, „wenn ihr langsamer fahrt!“ Der Fuhrmann dachte: „Der Mensch ist nicht gescheit!“ peitschte auf seine Pferde los und fuhr noch schneller auf der holprigen Straße, so daß Pferde und Räder rauchten. Plötzlich brach ein Rad, der Wagen fiel um, und Kisten und Fässer lagen auf der Straße und im Graben. Der Reisende holte den Fuhrmann bald ein und sprach: „Seht ihr nun, daß ich recht hatte? Ich komme zu Fuß noch wohl in die Stadt, ihr aber mit euren vier Pferden könnet sie heute nicht mehr erreichen. Ihr dachtet mit eurem Eilen einige Kreuzer Sperrgeld zu ersparen und habt nun einen Schaden von mehreren Gulden.“

Das Eilen es nicht immer thut; Bedächtigkeit ist noch so gut.

I. **Vergleichung.** Das Gedicht und die Erzählung führen uns auf die Landstraße. Dort sehen wir einen Wanderer nach einem ziemlich entfernten Marktflecken gehen, hier einen Fuhrmann mit einem beladenen Wagen rasch nach einer nahen Stadt fahren. Jenem begegnete der weise griechische Fabeldichter Äsop, der etwa 600 Jahre vor Christo lebte, diesem ein Reisender. Jener grüßt und fragt, wie weit er noch bis zum Flecken habe; dieser grüßt nicht, sondern fragt nur, ob er noch in die Stadt käme vor Thorsperre, d. h. vor der Zeit, wo früher die Thore der Städte abends geschlossen und nur gegen ein Sperrgeld wieder geöffnet wurden. Äsop antwortete: „Geh!“ der Reisende: „Wenn ihr langsamer fahrt!“ Beide Antworten erscheinen den Fragern thöricht. Der erste nennt Äsop einen tollen (irr- oder wahnsinnigen) Kerl, der zweite den Reisenden „nicht gescheit“. Der erste geht brummend weiter, der zweite peitscht seine Pferde zu rascherem Laufe auf der holprigen (unebenen und buckeligen) Straße an. Dem ersten ruft Äsop ein Halt zu; dem zweiten bricht ein Rad am Wagen, so daß der Wagen umfällt und Kisten und Fässer (mit festem und flüssigem Inhalte) auf den Weg und in den Graben an der Seite fliegen. Dem ersten sagt Äsop, daß er in zwei Stunden die Stadt erreichen werde, dem letzten der Reisende: „Ihr werdet trotz eurer vier Pferde nicht mehr hinkommen!“ Äsop hatte erst sehen wollen, ob der Wanderer schnell oder langsam gehe; danach richtete sich's, wieviel Zeit er brauchte. Der Reisende hatte aus der tollen Eile des Fuhrmanns auf ein Unglück geschlossen, das ihn die Stadt nicht mehr erreichen lasse. Der Wandrer bekommt für seinen vorschnellen Tadel nur eine Zurechtweisung; der

Fuhrmann wird für seine unüberlegte Eile, seine Tierquälerei und unzeitige Sparsamkeit durch einen Verlust von mehreren Gulden (zu 2 M.) bestraft. Das Gedicht enthält die Lehre, daß man vorsichtig und mit Überlegung urteilen soll, die Erzählung, daß Eile ohne Vorsicht nicht immer vorwärts bringt, und daß jedes Ding seine Zeit (Weile) braucht.

II. **Aufgaben**: a) Gieb die Eigenschaften und Thätigkeiten der vier Personen an! (Der Wandrer kommt gegangen, grüßt höflich, fragt manierlich, versteht die Antwort nicht, urteilt vorschnell, schimpft sogar, geht brummend weiter, erhält Auskunft, bleibt betroffen stehen, fragt nach dem Grunde von Äsops Verhalten und wird zurecht gewiesen 2c.) b) Beschreibe die Scene auf der Landstraße nach dem Bruch des Rades! c) Warum wird Äsop ein „toller Kerl“, der Reisende „nicht gescheit“ genannt, und warum hatten doch beide recht? P.

197. Der Eid des Wolfes.

Nach Camerarius. Fabeln von G. A. Meißner. Wien 1813. S. 259.

(Für die Oberstufe einer einklassigen Volksschule bearbeitet.)

I. **Vorbereitung.** Ein Bauer bemerkte zu seinem großen Leidwesen, daß ihm während der Nacht ein Schaf aus dem Stalle geraubt worden war. Während er umher spähete, wer wohl der Thäter gewesen sein könnte, wurde er einer frischen Wolfsfährte gewahr. Er verfolgte dieselbe und fand, daß sie unter dem Gartenthore hinweg hinaus ins Freie führte. Sofort holte er eine feste Schlinge herbei, stellte sie in dem Loche auf und befestigte sie an der Gartenmauer. Als er am andern Morgen wieder an das Gartenthor kam, siehe, da hatte sich der freche Räuber gefangen und winselte und heulte jämmerlich. Was ferner geschehen ist, erzählt uns der Fabeldichter in folgender Fabel:

Der Wolf hatte sich in einer Schlinge gefangen. Als der Bauer kam und ihn totschlagen wollte, da flehte er aufs demütigste, er möchte ihn nur dieses Mal begnadigen und versprach, sein Leben zu bessern.[1]) „Ja,“ sagte der Bauer, „das ließe sich hören. Du wirst aber doch künftig in die Herden fallen und die Schafe zerreißen. Was taugt eine solche Besserung?“—

„Ach lieber Himmel,“ sagte der Wolf, „ich und Schafe zerreißen![2]) Sieh, ich verspreche dir, gar kein Fleisch mehr zu fressen. Kräuter will ich mir zur Nahrung suchen und Wurzeln nagen.[3]) Höchstens will ich mir zuweilen einen Fisch fangen, wenn mich die Lust nach Fleisch anwandeln sollte.“[4]) Der Bauer ließ sich überreden und gab ihn auf dies Versprechen hin frei.

Indem der Wolf, seiner Freiheit froh, weiter ging, sah er noch im Gehöfte des Bauern ein Schwein, das sich in einem Pfuhle wälzte. Es gelüstete ihn nach einem fetten Bissen.[5]) „Aha!“ rief er, „der Pfuhl ist eigentlich doch nur Wasser, und das Tier, dem es darinnen so wohl ist, ist gewiß ein Wassertier! Ach, ja freilich, das ist ein Fisch! Ei, Fische darf ich noch fressen. Das verbietet mir kein Eid!“[6]) Mit diesen Worten fiel er über das Schwein her und zerriß es.

So weiß der Gottlose seinen Eid nach seinen Gelüsten zu deuten.[7])

II. **Vertiefung.** 1. Übertragung auf menschliches Denken und Handeln. So redet und handelt der Sünder, wenn er in große

Not geraten und ihm ein schweres Joch auferlegt ist. 2. Das ist der wahre Pharisäer und Scheinheilige, der hier also spricht. Das ist der Wolf im Schafspelze. Er stellt sich unschuldig wie ein Kind. Seinen Worten nach gleicht er dem Schafe, inwendig aber ist und bleibt er der reißende Wolf. 3. Solch Gelöbnis und Versprechen giebt nur der Betrüger und unbußfertige Sünder. Was nach den Gesetzen der Natur unmöglich ist, das kann und darf man nicht versprechen. Sprichwort: Nur ein Schuft verspricht mehr, als er halten kann. 4. Hieraus erkennt man die List und Schlauheit des Betrügers, der vorsichtiglich eine Hinterthür sich offen läßt, durch welches sein böses Gelüste hindurchschlüpfen kann. 5. Jetzt kommt die wahre Natur des Sünders wieder zum Vorschein. 6. Hier haben wir den vollendeten Heuchler und Betrüger, der durch Trugschlüsse und Vernünftelei sein gottloses Beginnen und sein sündhaftes Handeln als erlaubt darstellen will. 7. Ja, so machen es die Meineidigen, die durch allerhand Entschuldigungen und Spitzfindigkeiten ihren falschen Eidschwur vor ihrem anklagenden Gewissen entschuldigen wollen.

2. Gliederung des Inhalts: a) Lebensgefahr und Gelöbnis der Besserung. b) Weitere Ausführung des Gelöbnisses. c) Die wahre Natur kommt wieder zum Vorschein. d) Trugschluß über Trugschluß. e) Schlaue und spitzfindige Abfindung mit dem Gewissen.

3. Eigenschaften des Wolfes. Er war gefangen, denn er hatte eine Schlinge um den Hals. Es war ihm angst, und er war demütig, denn er flehte aufs kläglichste um sein Leben. Er war reuig und bußfertig, denn er versprach sein Leben zu bessern. Er war scheinheilig, denn er stellte sich so unschuldig dar, als hätte er noch nie ein Schaf zerrissen. Er war untreu und lügnerisch, denn er versprach, was er seiner Natur nach unmöglich halten konnte. Er war schlau und vorsichtig, denn er behielt sich vor, zuweilen sein Gelüste nach Fleisch mit einem Fische zu befriedigen (Hinterthür). Der Wolf ward erlöst und befreit, denn der Bauer ließ ihn laufen; er war froh über seine Freiheit und lüstern und begierig, denn es gelüstete ihn; er war spitzfindig und trügerisch, denn er suchte durch Trugschlüsse sein sündiges Begehren zu beschönigen, und er war meineidig, denn was er durch einen Eid versprochen, das hielt er schon in der nächsten Stunde nicht.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Versprich nicht mehr, als du halten kannst! b) Man muß nicht gut scheinen, sondern gut sein!

2. Sprichwörter: Läßt man einem Schalk eine Hand breit, so nimmt er eine Elle lang. Ein Schelm macht's besser, als er kann. Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Er kommt vom Schelmen auf den Dieb. Wenn der Wolf gefangen ist, stellt er sich wie ein Schaf. Der Wolf findet leicht eine Ursache, wenn er das Schaf fressen will.

3. Verwandtes: Trugschluß nach Hebel: „Wenn im Frühjahr die Bäume zeitig ausschlagen, dann fangen auch die Frösche zeitig an zu quaken, folglich haben die Frösche das Laub herausgequakt."

4. Schriftliche Arbeit: Weise die Eigenschaften des Wolfes aus dem Texte der Fabel nach! Siehe II. 3! R. D.

198. Ein Brief Dr. Martin Luthers an seinen kleinen Sohn Hans.

Sämtliche Schriften, herausgegeben von Walch. Halle 1749. XVI. Teil. S. 229.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Doktor Martin Luther war im Jahre 1530 von den Seinigen in Wittenberg weit fortgereist und verweilte auf der festen Burg über der Stadt Coburg, während seine Freunde auf dem Reichstage zu Augsburg seine Sache vor dem Kaiser und den Fürsten vertraten. Luther hatte viele Arbeiten und war oft in schwerer Sorge um das Schicksal der Kirche. Trotzdem gedachte er voll Liebe an seine Familie daheim und schrieb an sein etwa vierjähriges Söhnchen den folgenden Brief, den die Mutter dem Kinde vorlesen mußte:

Gnade und Friede in Christo, mein herzliebes Söhnchen! Ich sehe gerne, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahre fort! Wenn ich heimkomme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt[1]) mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehn viele Kinder innen[2]), haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling[3]) und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, dessen der Garten ist, wes die Kinder wären. Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind."

Da sprach ich: „Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möchte (könnte) er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?" Da sprach der Mann: „Wenn er gerne betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost[4]) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken[5]), Lauten[6]) und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten[7]) schießen." Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel[8]) güldene Pfeifen, Pauken und feine, silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren[9]) und sprach zu dem Manne: „Ach, lieber Herr, ich will flugs[10]) hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene[11]), die muß er mitbringen." Da sprach der Mann: „Es soll ja sein, geh hin und schreib ihm also!"

Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit bis[12]) dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lene und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen.[13])

Anno 1530. Dein lieber Vater
Martinus Luther.

II. **Wort- und Sacherklärung.** 1. Ein Geschenk vom Jahrmarkte. 2. Darin gehen viele Kinder umher. 3. Gelbe Pflaumen. 4. Philippus und Justus, die beiden Freunde von Hänschen. 5. Große Trommeln. 6. Längliches Saiteninstrument. 7. Schießwerkzeug aus Schaft, Bogen, Sehne und Drücker, womit Pfeile oder Bolzen geschossen wurden. 8. nichts

als, lauter. 9. nicht so lange warten oder harren. 10. schnell, sogleich. 11. Base Magdalene, die Tante und treue Helferin Hänschens. 12. „bis" ist die alte Form für „sei", davon abgeleitet „du bist". 13. Kuß von mir, in meinem Auftrage.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Schöner Garten am Morgen. Allerlei Bäume mit schönen Früchten. Kieswege, auf denen die Kinder auf Pferdchen umherreiten. Schöne Wiese zum Tanzen. Allerlei Saitenspiel aufgestellt. Scheibe zum Schießen mit Armbrüsten.

2. Personen: Vater Luther, sein Söhnchen Hans, dessen Freunde Lippus und Jost, Muhme Lene und der Besitzer des Gartens. Vater Luther denkt in der Ferne an sein Söhnchen, schreibt ihm einen Brief, freut sich über sein Lernen und Beten, verspricht ihm ein Geschenk vom Jahrmarkte, beschreibt den schönen Garten, in dem alles ist, was Kindern Freude macht, läßt ihn den Eintritt in den Garten hoffen, ermahnt zu fleißigem Lernen und Beten, befiehlt ihn dem allmächtigen Gotte und trägt ihm Grüße auf. Hänschen ist noch klein, aber fleißig und brav. Lippus und Jost lieben Hänschen und sind seine Spielgesellen, ohne die er nicht leben kann. Lene muß auch fromm und gut sein, weil Hänschen nicht ohne sie sein kann, und weil Luther sie hoch schätzt. Der Besitzer des Gartens ist ein großer Kinderfreund, der alle guten Kinder aufnimmt, sie bewahrt und ihnen Freude bereitet.

3. Gedankengang. Luther wünscht seinem Söhnlein Gnade und Friede von Christus. Er freut sich über Hänschens Fleiß und verspricht ihm einen Jahrmarkt. Er beschreibt den schönen Garten, die vielen Kinder darin, die schönen Obstbäume, allerlei Spielzeug, den freundlichen Besitzer des Gartens, die Wiese zum Tanzen und die Verhandlungen mit dem Manne über Hänschens Aufnahme. Herzlicher Schluß des Briefes.

IV. **Verwertung.** 1. Fleiß und Frömmigkeit führen in das Paradies. Trägheit und Ungehorsam vertreiben daraus. Die ersten Menschen im Paradiese und dann der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese! — 2. a) Was diente in dem Garten zum Schmuck, was zum Spiel, was zum Genuß? b) Was kann ein Kind glücklich machen?

P.

199. Der Löwe und der Hase.

Gotthold Ephraim Lessing. Berlin. (Voß.) 1759. S. 6.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner näheren Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe, „und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauder und Entsetzen erweckt."

„Wahrhaftig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

I. **Vermittlung.** 1. würdigte = er erachtetete für wert und würdig. 2. drollig = wegen Sonderbarkeit ergötzlich, auch seltsam, wunderlich. 3. nähere Bekanntschaft = vertrauter Umgang. 4. elender krähender Hahn = das Krähen des unbedeutenden Hahnes. 5. Anmerkung = Bemerkung, Erfahrung. 6. zum Exempel = zum Beispiel. 7. unterbrach = erwiderte, antwortete.

II. **Vertiefung.** 1. Fragen: Von welchen sechs Tieren ist hier die Rede? Wie heißen die drei Tierpaare? Löwe und Elefant fürchten sich nicht vor dem Hahne und dem Schweine; was können sie bloß nicht hören? Beim Hasen ist's ganz anders. Wieso? Das von ihm gefürchtete Tier ist nicht nur größer und mächtiger als er, sondern er fürchtet es in der That.

2. Gegensätze: Löwe und Hahn; Elefant und Schwein; Hund und Hase, aber nicht Hase und Hund.

3. Gliederung des Inhalts. a) Zwiegespräch zwischen Löwe und Hahn. b) Frage des Hasen. c) Antwort und allgemeine Bemerkung des Löwen. d) Überhebung des Hasen auf Grund seines Trugschlusses.

4. Grundgedanke. Der Umgang mit Großen verleitet manchen Kleinen zur Überhebung und zum Stolze.

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Gieb an, welcher Unterschied ist a) zwischen dem Hasen und dem Löwen und Elefanten, mit welchem er sich gleichstellt, und b) zwischen dem Hunde und dem Hahne und Schweine, die er in eine Klasse wirft!

2. Welche Triebfeder scheucht den Löwen aus der Nähe des Hahnes und den Elefanten aus des Nähe des Schweines? Eine kleine Schwachheit: Widerwille, Abscheu, Ekel. Welche aber den Hasen aus der Nähe des Hundes? Wirkliche Furcht.

3. Verwandtes. Die Diener berühmter Männer vermeinen Anteil an deren Werken zu haben, z. B. Bälgetreter zum Organisten: „Wir haben heute schön gespielt!" Gieb noch andere Beispiele an! R. D.

200. Der Milchtopf.

J. de Lafontaine. Fabeln, Lieder und Satiren. Leipzig 1766.

Nachlässig aufgeschürzt, mit starken Schritten, den Milchtopf auf dem Kopf, ging Martha nach der Stadt, um ihre Ware feilzubieten. Weil doch nun beim Verkauf ein jeder Sorgen hat, so überdachte sie, was, wenn's das Glück ihr gönnte, sie wohl damit verdienen könnte. Sechs Batzen, dachte sie, giebt mir wohl jedermann, denn in der Stadt ist alles teuer. Die streich' ich also ein und lege sie mir an und kaufe mir, soweit sie reichen, Eier. Die bring' ich wieder in die Stadt. Das Glück hat oft sein Spiel. Für das, was ich gewann, kauf' ich mir lauter Hühner ein. Dann legt mir eine jede Henne; ich zieh' auch dreimal Brut. Wie wird sich Martha freun, wenn so viel Hühner um sie flattern! Die soll gewiß kein Fuchs ergattern! Sind sie dann groß genug, so kauf' ich mir ein Schwein. Die Kleie hab' ich schon dazu. Das Schwein verkauf' ich auch und kauf' mir eine Kuh. Die wirft ein Kalb, ein Kalb voll Mut und Feuer. Hopp, wie es springt! Hopp, arme Martha, hopp! — Hier springt sie. — Gute Nacht Kalb, Kuh, Schwein, Hühner, Eier! Da liegt der Topf!

I. **Erläuterungsfragen.** Warum hatte sich Martha aufgeschürzt, d. h. die Kleider etwas in die Höhe gezogen und festgebunden? Warum ging sie mit starken, d. h. großen und eiligen Schritten? Wie kann man die Milch vom Dorfe in die Stadt schaffen? Auf welche Weise hat sie die Milch feil, d. h. zum Verkaufe ausgeboten? Welche Sorgen hatte sie für den Verkauf? Wie gönnt das Glück einer Verkäuferin etwas, d. h. zeigt ihr seine Gunst? Wie viel machen sechs Batzen nach unserem Gelde, wenn einer etwa 13 Pf. gilt? Wie wollte sie das Geld anlegen oder anwenden? Wie kann das Glück beim Eierhandel sein Spiel haben? Wie nützen Hühner oder Hennen? Wie heißen die ausgebrüteten Jungen der Hennen (ihre Brut)? Wann flattern oder fliegen die Hühner um die Herrin? Wie kann man die Hühner behüten, daß sie kein Fuchs und kein Raubvogel ergattert oder erschnappt? Woher hatte Martha Kleie oder Schalen von gemahlenen Körnern? Wie zeigt das Kalb Mut und Feuer? Warum machte Martha einen „Hops“ oder Sprung in die Höhe? Was bedeutet das „Gutenacht sagen“? Welches Schicksal hatte der Topf und die Milch? Wie hängen Eier, Hühner, Schwein, Kuh und Kalb damit zusammen? Was war schuld an dem Unglück?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir werden an einem Morgen auf den Weg vom Dorfe nach der Stadt geführt. Es hat etwas geregnet, so daß der Weg schmutzig ist. Ein Bauernmädchen schreitet rüstig der Stadt zu. Die Röcke hat sie aufgeschürzt und dadurch kürzer gemacht, um sie nicht zu beschmutzen. Mit den Händen hält sie auf dem Kopfe einen Milchtopf, der später in Scherben am Boden liegt und die weiße Milch in die Erde fließen läßt.

2. Charakteristik. Beweise, daß Martha ordentlich, fleißig, nachdenklich, unternehmend, wachsam, aber in der Freude und Hoffnung unachtsam, vergeßlich und leichtsinnig war!

3. Gedankengang. Martha geht in die Stadt, um Milch zu verkaufen. Auf dem Wege macht sie allerlei Pläne, wie sie gewinnen und ihren Wohlstand vermehren will. Über den schönen Gedanken vergißt sie die Wirklichkeit und zerstört in ihrer Unvorsichtigkeit all die schönen Hoffnungen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Vergiß über dem Plänemachen die Wirklichkeit nicht! Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. Wer Luftschlösser baut, verliert den Weg auf der Erde. Wer sich mit Hoffnungen nährt, kann vor Hunger sterben. Thu nicht den zweiten Schritt, eh' du den ersten gethan hast! Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

2. Rede- und Stilübungen a) Martha erzählt ihr Unglück daheim. b) Wie hängen Milch, Eier, Hühner, Schwein, Kuh und Kalb

zusammen? c) Nachbildung: Ein Eiermädchen trägt einen Korb voll Eier auf dem Kopfe zur Stadt. P.

201. Grille und Ameise.

Nach Äsop, cf. K. Simrock. Äsops Leben und Fabeln. Frankfurt a. M. S. 124.

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise.[1]) „Frau Nachbarin," sagte sie, „leiht mir doch einige Speise, denn ich habe Hunger und nichts zu essen."[2])

„„Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt?"" fragte die Ameise.[3]) „Ich hatte ja keine Zeit dazu," war die Antwort.[4]) „„Keine Zeit, Frau Grille? Was hast du denn den Sommer zu thun gehabt?""[5]) „Ich habe gesungen und musiziert," erwiderte die Grille.[6]) „„Nun gut!"" ließ jetzt die Ameise sich vernehmen, „„da du im Sommer musiziert hast, so magst du im Winter tanzen.""[7])

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!

I. **Vorbereitung.** Die Handlung der Fabel ist mit dem heutigen Standpunkt der Naturgeschichte unvereinbar. Der Lehrer thut daher gut, sich hier nicht des näheren auf die Naturgeschichte der beiden Insektenarten einzulassen, sondern nur die Fabel so viel als thunlich auszulegen. Die Fabeln sind ja nicht zur Kenntnis der Naturgeschichte geschrieben, sondern um menschliches Thun und Treiben in Bildern der Natur zu schildern, anschaulicher darzustellen und dem Gedächtnis fester einzuprägen. 1. Eine Grille oder Grabheuschrecke begegnete an einem sehr kalten Herbsttage am Saume des Waldes einer Ameise. 2. Grille: „Nachbarin, borget mir doch etwas von eurer Nahrung, denn ich bin hungrig und finde nichts zu fressen!" 3. Ameise: „Hast du denn keine Nahrung für die kalte Winterzeit dir aufgespart?" 4. G. „Nein, denn ich fand keine Zeit dazu." 5. A. „Keine Zeit? Was hast du denn den ganzen Sommer über gearbeitet?" 6. G. „Ich habe gezirpt und gesungen." 7. A. „Nun wohl, hast du den ganzen Sommer über musiziert, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen."

II. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten und Eigenschaften a) der Grille, b) der Ameise.

2. Gliederung: a) Das Kommen der Grille zur Ameise und ihre Bitte oder ihr Anliegen. b) Die Fragen der Ameise und die Antworten der Grille. c) Die Schlußfolge oder das Urteil der Ameise über die Grille.

3. Grundgedanke: Wer in der Jugend nicht arbeitet und spart, muß im Alter Not leiden. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. a) Sei fleißig, arbeitsam und sparsam! b) Die Jugend (Jünglings- und Mannesalter) ist die Zeit der Aussaat, das Alter die Zeit der Ernte. c) Verträume, vertändle und verspiele nicht die erste Hälfte deines Lebens, damit du in der andern nicht bittre Not leiden mußt!

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildungen. aa) Die Wespe und die Biene. bb) Die Feldmaus und der Hamster.

b) Übertragung des Inhalts der Fabel auf menschliches Thun und Treiben. Beispielsweise ungefähr so: Ein lebenslustiger Mann, Namens Heiter, der nahezu sechzig Jahr alt war, kam eines Tags zu seinem Nachbar, einem fleißigen und sparsamen Manne gleichen Alters, mit Namen Fleißig, und bat ihn: „Lieber Herr Nachbar, habt doch die Güte und leihet mir ein paar hundert Mark, denn ich habe für den langen Winter weder Speise noch Trank, weder Feuerung noch warme Kleidung für mich und die Meinigen!" „Aber, lieber Nachbar, habt ihr denn bei eurem schönen Verdienste euch nichts gespart und keinen Notpfennig zurückgelegt?" fragte er ihn. „Ja, lieber Nachbar," antwortete jener ganz lustig, „ich habe ja bis jetzt noch keine Zeit dazu gefunden. Fast täglich lud man mich hierhin und dorthin ein; da mußte ich singen und musizieren, um andere zu erheitern, und mein Einkommen reichte gerade immer nur aus der Hand in den Mund." Da zuckte Herr Fleißig die Achseln und sprach: „Lieber Nachbar, von Singen und Lustigsein kann man allein nicht leben. Habt ihr in euren jungen Jahren nicht gespart, so werdet ihr wohl auf eure alten Tage nun Not leiden müssen. Ich habe wohl einen Notpfennig, allein der reicht gerade nur für mich und die Meinigen zu." — Spar in der Zeit, so hast du in der Not!

3. Verwandtes: „Wer in seinem zwanzigsten Jahre nichts weiß, im dreißigsten nichts kann, im vierzigsten nichts ist und im fünfzigsten nichts hat, der lernt und kann und wird und hat nichts sein lebelang." R. D.

202. Wachtellieder.

I. **Vorbereitung.** Es ist Sommer. Ein Wanderer geht auf einem Fußpfade durch das Saatengefild, d. h. das Feld oder Gefilde mit Saaten, die schon in Halme und Ähren geschossen sind. Jetzt bleibt er stehen und horcht. Aus dem grünen Ährenfelde schallt der hüpfende (auf- und abspringende) Schlag oder Ruf „Bückwerwück!" Es ist die Wachtel, die ihn hören läßt, ein braunes, gelbgestreiftes Feldhühnlein, das als Zugvogel im Frühling zu uns kommt und im Herbst scharenweise fortzieht. Die Menschen hören den Wachtelschlag gern und legen ihm allerlei Bedeutung unter, je nach Zeit und Umständen, wenn er sich hören läßt, und nach der Stimmung, in der sie sich befinden. Anders klingt er ihnen am Morgen, wenn er das Gesinde weckt, anders am heißen Mittag, wenn der Schnitter den Rücken biegen muß, anders am Abend, wenn der Knecht sein ordentliches Abendessen erwartet, anders zwischen den grünen Saaten, anders zwischen den reifen Ähren, anders nach einem Gewitter! Das zeigen die folgenden beiden Gedichte.

I. Wachtellied.

Samuel Friedrich Sauter. Sämtl. Gedichte. Karlsruhe 1845.

1. Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor:
„Fürchte Gott, fürchte Gott!"
Ruft mir die Wachtel ins Ohr.

Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher am Saatengefild:
„Liebe Gott, liebe Gott!
Er ist so gütig und mild."

2. Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
„Lobe Gott, lobe Gott!
Der dir zu lohnen vermag."
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld?
Sieh sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
Danke Gott, danke Gott!
Der dich ernährt und erhält.

3. Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur:
Bitte Gott! Bitte Gott!
Und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dir bang,
Tröste dich wieder der Wachtelgesang:
„Traue Gott! Traue Gott!"
Deutet ihr lieblicher Klang.

II. Die Wachtel.

Volkslied, Kölner Liederbuch für Schulen. Köln 1850. I. S. 27.

1. Es rufet die Wachtel mit munterem Schlag;
Sie rufet schon frühe, bevor es noch Tag,
Schlagt und sagt: „Weckt den Knecht! Weckt die Magd!"

2. Es rufet die Wachtel am heißen Mittag;
Sie rufet dem Schnitter mit munterem Schlag,
Schlagt und sagt: „Bück den Rück! Bück den Rück!"

3. Doch neigt sich zum Abend der glühende Tag,
So ruft sie der Bäurin mit freudigem Schlag,
Schlagt und sagt: „Gebt dem Knecht, was ihm recht!"

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein grünes und dann reifes Ährenfeld im Sommer, darin versteckt eine Wachtel. An dem grünen Saatenfelde ein horchender Wanderer, auf dem Ährenfelde fleißige Schnitter. Am Himmel die glühende Sonne, dann Gewitterwolken. In der Nähe ein Dorf, auf der Straße Erntewagen.

2. Personen. Die Wachtel sitzt im Grünen versteckt, ruft mit lieblichem Schall, mahnt den Horcher, Gott zu fürchten, zu lieben, zu bitten, zu loben, ihm zu danken und zu vertrauen. Sie ist früh auf und weckt Knechte und Mägde: sie schlägt unermüdlich auch in der Mittagsglut und mahnt die Schnitter zum Fleiße; sie verstummt auch am Abend nicht und mahnt die Hausfrau, den Arbeitern ordentlich zu essen zu geben.

3. Gedankengang des ersten Liedes. Str. 1 mahnt zur Furcht und Liebe Gottes, Str. 2 zu Lob und Dank, Str. 3 zu Gebet und Gottvertrauen. Im zweiten Liede: Nach Str. 1 weckt die Wachtel früh das Gesinde, nach Str. 2 ermahnt sie die Schnitter zum Fleiße, in Str. 3 erinnert sie die Bäuerin an ihre Pflicht gegen die Arbeiter. Grundgedanke: Wer Ohren hat zu hören, der höret überall in der Natur die Stimmen, die zu Gott und zu treuer Pflichterfüllung rufen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Das aufmerksame Ohr und das empfängliche Herz hört aus dem Wachtelschlage gleichsam

Menschenlaute, die da mahnen, den verborgenen Gott zu fürchten, den gütigen zu lieben, den segnenden zu loben, dem gebenden zu danken, den drohenden zu bitten, dem allmächtigen zu vertrauen und zu aller Zeit treu die Pflicht zu erfüllen. — Er macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen. — Wo diese (die Kinder) werden schweigen, so werden die Steine schreien. — Da vernahm Elia aus dem stillen, sanften Säuseln, daß der Herr vorüberging. — Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preist der Sand am Meere. — Bileam verstand die Rede seiner gequälten Eselin.

2. Vergleichung der beiden Gedichte. Die erste Wachtel wendet sich an den Horcher im Ährenfelde, die zweite an die Herrschaft und das Gesinde. Die erste mahnt zur Erfüllung der Pflichten gegen Gott, die zweite zur Pflichterfüllung gegen die Menschen. Die erste zählt die göttlichen Wohlthaten, die zweite die verschiedenen Pflichten auf. Die erste schlägt bei verschiedenen Gelegenheiten und in verschiedenen Jahreszeiten, die zweite zu verschiedenen Tageszeiten.

3. Rede- und Stilübungen. a) Warum mahnt die Wachtel zur Gottesfurcht, zur Liebe, zum Lobe, zum Danke, zur Bitte, zum Vertrauen? b) Der Wanderer erzählt daheim, was ihm die Wachtel gesagt hat. c) Was erzählt die Bibel von der Wachtel? P.

203. Das Dorf.

Robert Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig o. J. S. 98.

I. **Vorbereitung.** Der Maler Robert Reinick, der sehr schöne Bilder mit Stift und Pinsel gemalt hat, war zugleich auch ein Dichter, der mit der Feder, d. i. mit Worten, gar prächtige Gemälde zu schaffen verstand. Er war ein großer Freund des Landlebens und hat uns manche liebliche Schilderungen desselben gemacht, von welchen die folgende eine Probe ist.

1. Steht ein Kirchlein[1]) im Dorf, geht der Weg dran vorbei,
Und die Hühner, die machen am Weg ein Geschrei.
2. Und die Tauben, die flattern da oben am Dach,
Und die Enten, die schnattern da unten am Bach.
3. Auf der Brück' steht ein Junge[2]), der singt, daß es schallt,
Kommt ein Wagen gefahren, der Fuhrmann, der knallt.
4. Und der Wagen[3]) voll Heu, der kommt von der Wiese,
Und oben drauf sitzt der Hans und die Liese.[4])
5. Die jodeln und jauchzen[5]) und lachen alle beid',
Und das klingt durch den Abend, es ist eine Freud'.
6. Und dem König sein Thron, der ist prächtig und weich;
Doch im Heu zu sitzen, dem kommt doch nichts gleich.
7. Und wär' ich der König, gleich wär' ich dabei
Und nähme zum Thron mir einen Wagen voll Heu.

II. **Vermittlung.** 1. = eine kleine Kirche nebst Türmlein. 2. Der Junge hat wahrscheinlich die Enten im Bache zu hüten gehabt. Er sang dabei die schönen Frühlings- und Sommerlieder, die er in der Schule

gelernt hat. 3. Und der Wagen, nämlich der da über die Brücke gefahren kam, war mit Heu beladen. 4. Der Lehrer stelle die Personen als zusammengehörige dar: Der Fuhrmann ist der Vater, der singende Knabe das jüngste Kind und der Hans und Liese sind die älteren, schon erwachsenen Kinder des Bauern. 5. Durch Vorsingen eines kleines Liedes nebst Jodler zu erklären.

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung ist im Gedichte selbst genau gezeichnet. Zeit der Handlung: Ein schöner Abend, Ende Juni, zur Zeit der Heuernte, doch am frühen Abend, indem die Hühner noch auf sind und krähen und schreien.

2. Generalfragen: a) Was ist jedes der hier genannten Dinge: das Dorf, das Kirchlein, der Weg, die Hühner rc.? b) Wo ist jedes? c) Wie ist jedes dahingekommen? d) Welche der hier genannten Dinge kann man nur sehen? Kirche, Dorf, Weg, Dach, Heu, Wiese rc. e) Welche kann man sehen und hören? Die krähenden Hühner, die flatternden Tauben, den singenden Jungen, den rasselnden Wagen, den knallenden Fuhrmann, die jodelnden Geschwister rc.

3. Gedankengang. a) Was der Dichter sieht und hört (Str. 1—5). b) Der Dichter vergleicht das Sitzen auf dem Heuwagen mit dem Sitzen auf einem Throne. c) Des Dichters Urteil und Wunsch.

4. Eigentümlichkeiten des Gedichts zeigen sich in der volkstümlichen Sprache: a) Weglassung des grammatischen Subjekts, des „es" vor „steht", „geht" und „kommt". b) Die doppelten Subjekte der einfachen Sätze in Vers (Zeile) 2—7, 9, 10 und 11. c) Das am Anfange des Satzes stehende „Und" s. Zeile 2—4, 7 und 8, 10 und 11, 13 und 14. d) Der Inhalt des Gedichts bleibt verständlich, wenn die logischen Subjekte allein stehen bleiben und die grammatischen Subjekte: „die" und „der" ausgelassen werden; dasselbe findet mit dem am Anfange der Sätze stehenden „Und" statt; allein durch diese Eigentümlichkeiten der Volkssprache gewinnt das Gedicht ungemein an Klarheit und Volkstümlichkeit, wie anderteils dadurch die einzelnen Teile des Bildes zu einem übersichtlichen Ganzen verbunden werden.

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Bilde eine Erzählung, in welcher du die Schilderung so darstellst, als ginge sie von dir aus! Anfang: An einem schönen Juniabend kam ich in ein Dorf, ein Kirchlein stand inmitten rc. 2. Bilde 10—20 Sätze, in welchen das grammatische Subjekt durch das Fürwort „es" gebildet ist! z. B.: Es kamen grüne Vögelein. Es ging ein Knäblein in den Wald. Es geht durch alle Lande rc. (Achte hierbei besonders auf die Anfänge der Sprachstücke deines Lesebuchs!) R. D.

204. Feldmarschall Frühling.

Drosch.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Der Frühling gleicht einem Feldmarschall oder obersten General, der allerlei Soldaten anführt. Die

Trompeter, welche zum Vorrücken blasen, sind die trillernden Lerchen; die gemeinen Soldaten oder, wie sie früher genannt wurden, die Landsknechte sind die Saaten, welche in zahllosen Heeren als Halme auf den Feldern (dem Lande) aufmarschieren. Die Heuschrecken oder großen grünen Grashüpfer, auch Heupferde genannt, sind die Reiter, weil ihr Kopf einem aufgezäumten Pferdekopfe gleicht und weil sie tüchtige Sprünge machen. Die kleineren Grillen zirpen als Pfeifer, indem sie die Flügel an rauhen Adern der Hinterschenkel reiben, und hüpfen lustig und eifrig hin und her. Die Blüten dienen als Geschütz, als Flinten und Kanonen, weil sie sich öffnen, statt Pulverdampf Wohlgeruch verbreiten und den Feind Winter am besten verjagen. Sie schleudern keine Kugeln und nützen weniger als die Gewehre, aber sie schaden auch weniger (minder), weil sie niemand töten. Der Frühling ficht oder kämpft mit seiner warmen Luft gegen das Eis, das sich auf manchem Raume (Gewässer) findet, und schmilzt es zu Wasser. Das Gras schießt empor, die Sonne sticht mit ihren Strahlen; die Bäume schlagen aus, d. h. sie schlagen die braunen Knospenmützen zurück, und die grünen Blätter rücken heraus. Wie Kanonenblitze das Land rein fegen von Feinden, so säubert der Frühling mit seinen Lichtblitzen die Erde von den Spuren des Winters. Wie die Büchsen knallen und die Bomben (hohle Geschützkugeln) platzen, so thun's im Frühling die Knospen. So ist der Frühling ein Heerführer, besser als alle andern, mit tapferer und geschickter Hand, dem wir von Herzen „Glückauf und Gedeihen zum Werke“ wünschen.

1. Der Frühling ist ein Feldmarschall,
Hat mancherlei Soldaten.
Trompeter sind die Lerchen all;
Landsknechte sind die Saaten.

2. Heuschrecken sind die Reiter sein,
Und Grillen sind die Pfeifer.
Sie reiten, pfeifen lustig drein
Und zeigen großen Eifer.

3. Es sind die Blüten sein Geschütz,
Damit jagt er den Winter,
Und ist's auch zu nichts weiter nütz',
So schadet's doch auch minder.

4. Saht ihr noch niemals, wie er ficht,
Von Eis befreit' die Räume?
Es schießt das Gras, die Sonne sticht,
Es schlagen aus die Bäume.

5. Und wie der Blitz fegt er das Land;
Die Knospen platzen, knallen. —
Glück auf, du mit der tapfern Hand,
Du Feldmarschall vor allen!

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Der Frühling als Feldmarschall schwebt gleichsam über der Erde in der blauen, warmen Luft und kommandiert die einzelnen Teile des Frühlingsheeres. Die Saaten sind als gemeine Soldaten aufmarschiert, die Lerchen in der Höhe blasen als Trompeter zum Aufwachen, zum Sammeln und Vorrücken. Die Grillen hüpfen als Pfeifer vor einzelnen Trupps umher. Die großen Heuschrecken sprengen als Reiter hin und her. Die Halme schießen wie Lanzenspitzen in die Höhe. Die Sonne sticht mit ihren Strahlen wie mit einer Zündnadel und bringt die Knospen zum Platzen und Knallen wie Bomben. Die Bäume schlagen aus, indem sie das Winterkleid abwerfen und Laub

gewinnen. So wird der Feind Winter mit seinem Heere „Schnee, Eis und Kälte“ verjagt.

2. Welche Eigenschaften und Thätigkeiten zeigen die einzelnen Glieder des Frühlingsheeres? (Die Lerchen sind wachsam und diensteifrig, schwingen sich in die Höhe und geben mit schmetternder Stimme die Signale oder Zeichen. Die Saaten bedecken das Land, sind geordnet aufmarschiert, folgen den Signalen und schießen in Halmen auf ꝛc.)

3. Gedankengang. Str. 1. Der General, die gemeinen Soldaten und die Trompeter. Str. 2. Die Reiter und Pfeifer. Str. 3. Die Geschütze. Str. 4. Der Kampf. Str. 5. Der Sieg.

4. Eigentümlichkeit. Der Reiz des Gedichtes liegt darin, daß der Frühling und seine Eigentümlichkeiten als Person behandelt (personifiziert) werden. Der Frühling wird mit einem obersten Heerführer, sein Gefolge mit den Teilen eines Kriegsheeres, seine Ankunft mit einem Kampfe und sein Einzug mit einem Siege über den Winter verglichen.

III. **Verwertung.** a) Beweise, daß in der Natur und im Menschenleben Kampf und Sieg immer abwechseln! (Die Natur im Herbst. Der Kampf des Kindes gegen Trägheit, Leichtsinn und Ungehorsam. Der Sündenfall ꝛc.) b) Was gehört alles zu einem Heere oder einer Armee? c) Wie kämpft ein Heer, und wann siegt es? P.

205. Der Einsiedler und der Bär.

August Gottlieb Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 278.

Ein Einsiedler hatte sich einen jungen Bären aufgezogen und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn so zahm wie einen Hund gemacht. Oft brachte er nun seinem Erzieher ein ansehnliches Stück Wildbret heim, trug Holz und Wasser herbei, bewachte seine Hütte; kurz, er leistete ihm Dienste von aller Art.

Einst lag an einem Sommertage der Einsiedler im Grase dahingestreckt und schlief. Neben ihm saß sein Bär und wehrte die Fliegen ab, die scharenweise den Greis umschwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; wohl zehnmal hatte der Bär sie fortgejagt, und immer kam sie wieder.

Jetzt, als sie abermals auf die Wange des Schlafenden sich setzte, rief der Bär unwillig aus: „Warte, warte, ich will das Wegbleiben dich lehren!“ — Bei diesen Worten ergriff er einen großen Stein, zielte richtig und zerschmetterte die Fliege, aber freilich auch mit ihr — den Kopf des armen Alten.

Wähle dir keinen einfältigen, keinen allzu rohen Menschen zum Freunde! Selbst mit dem besten Willen kann er oft mehr als der ärgste Feind dir schaden.

I. **Vorbereitung.** In früherer Zeit hielten es die Menschen für ein großes Verdienst und glaubten, sich Gottes Lohn zu erwerben, wenn sie, geschieden von aller Welt und allem menschlichen Verkehr, in der Einsamkeit lebten. Mitten in düsterm Walde oder an einer Bergeshalde bauten sie sich eine einfache Hütte oder Klause, öfters noch in der Nähe eines Wallfahrtsortes, um hier andächtig zu beten, oder in der nächsten Umgebung einer einsamen Waldkapelle, um hier den Dienst als Kapellan oder Glöckner zu verrichten. Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, man nannte alle diese Männer Einsiedler, Klausner oder, mit einem fremden Worte, Eremiten. Von einem solchen wird nun in der folgenden Fabel erzählt.

II. **Zum Wort- und Sachverständnisse.** Was hatte der Einsiedler mit einem Bären gethan? Wie hatte er ihn gemacht? Nenne dies noch anders! Er hatte ihn gezähmt, abgerichtet. Wodurch hatte er ihn gezähmt? Wozu hatte er ihn abgerichtet? Was machte der Bär, als der Einsiedler an einem Sommertage Mittagsruhe im Grase hielt? Wie hat wohl der Bär anfangs die Fliegen verjagt? Endlich wurde er böse auf eine, die immer wieder kam. Wie rief er deshalb aus? Wie bestrafte der Bär diese Fliege? Hätte der Bär Verstand und Vernunft gehabt, was hätte er sich sagen müssen? So aber war er ein einfältiges Tier, das mit der Fliege zugleich seinen Herrn tötete.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung ist in der Fabel selbst bereits genau angegeben.

2. a) Nenne die Thätigkeiten des Einsiedlers und sodann des Bären! b) Die Eigenschaften des Bären: Er war jung, zahm oder gezähmt und abgerichtet; er war geschickt und treu; gegen seinen Herrn erkenntlich und liebevoll; er ward unwillig und zornig — und einfältig und roh.

3. Kernfragen. a) Wie war der Einsiedler zu dem jungen Bären gekommen? b) Welche Raubtiere lebten damals in unsern Wäldern? c) Worin bestand damals das Wildbret, das der Bär heimbrachte? d) Wie hat er es wohl gemacht, um Wasser und Holz herbeizuholen? e) Aus welchem Grunde wehrte er dem schlafenden Greise die Fliegen ab? Welches war also die Triebfeder seines Thuns? Liebe. Wie war aber seine Liebe? Blind.

4. Gliederung. a) Die Zähmung und Abrichtung eines Bären durch den Einsiedler. aa) Wodurch? bb) Wozu? b) Der schlafende Einsiedler und der die Fliegen abwehrende Bär. c) Der löbliche Zweck des Bären und sein — verkehrtes und thörichtes Mittel. d) Die Tötung der Fliege und zugleich — seines Herrn.

5. Grundgedanke: Blinde Liebe schadet nur.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes! a) Lehre, siehe Schluß der Fabel! b) „Herr, schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selbst schützen!“ c) Die Affenliebe, die so groß ist, daß sie die eignen Kinder durch Umarmung und Liebkosung erdrückt.

2. Rede- und Stilübungen: a) Weise die Eigenschaften des Bären aus dem Texte nach, s. III. 2. b! b) (Für fähigere Schüler.) Übertrage die Geschichte auf menschliche Verhältnisse! Mancher Vater, manche Mutter gleichen dem Bären; indem sie ihren Kindern alles gewähren und nichts versagen, vergiften sie das Herz ihres Kindes, töten die kindliche Unschuld und legen den Grund zu seinem frühen, geistigen Tode. R. D.

206. Vom Mäuslein.

Fr. Güll. Kinderheimat in Liedern. Volksschulausgabe. Gütersloh 1875. S. 59.

Die Köchin spricht zum Koch:
„Fang mir das Mäuslein doch!
Es ist nichts sicher in Küch' und Keller,
Nicht in der Schüssel, nicht auf dem Teller.
Wo's was riecht, da ist es gleich;
Wo's was kriegt, da frißt es gleich;
Wo ein Braten dampft,
Da kommt das Mäuslein und mampft.
Unter der Bank in den Küchenschrank
Hat es gebissen ein Loch.
Koch, fang mir das Mäuslein doch
Und jag es wieder aus dem Haus
In das freie Feld hinaus!" —
Da macht der Koch ein Gesicht und spricht:
„Mäuslein, Mäuslein, bleib in deinem Häuslein!
Nimm dich in acht heut Nacht;
Mach auch kein Geräusch und stiehl nicht mehr das Fleisch,
Sonst wirst du gefangen und aufgehangen!" —
Der Koch aber deckt zu alle
Schüsseln und stellt auf die Falle
Hinten im Eck und thut hinein den Speck,
Sperrt die Küche zu, geht und legt sich zur Ruh'.
Das Mäuschen aber ist ruhig
Und wispert leis: „Das thu' ich!" —
Aber es hat nicht lang gedauert,
So kommt schon das Mäuslein und lauert
Und sagt: „Wie riecht der Speck so gut!
Wer weiß, ob's was thut?
Nur ein wenig möcht' ich beißen,
Nur ein wenig möcht' ich speisen.
Einmal ist keinmal!"
So spricht fein Mäuslein und schleicht,
Bis es die Falle erreicht,
Duckt sich und buckt sich,
Schmiegt sich und biegt sich,
Ringelt das Schwänzlein wie ein Kränzlein,
Setzt sich ins Eck und ergötzt sich am Speck,
Reißt, beißt und speist.
Platsch, thut's einen Knall,
Und zu ist die Fall'!
Das Mäuslein zittert vor Schrecken
Und möchte sich verstecken.
Aber, wo es will hinaus,
Ist zugesperrt das Haus.
Es pfeift und zappelt, es kneift und krabbelt.
Überall ist ein Gitter,
Und das ist bitter;
Überall ist ein Draht,
Und das ist schad'.
Leider, leider, kann's Mäuslein nimmer weiter;
Wär's nur gewesen gescheiter! —
Unterdessen wird es Morgen,
Da kommt die Köchin und will besorgen
Den Kaffee und den Thee.
Da sieht sie denn, was vorgegangen,
Und wie das Mäuslein sich gefangen.
Ganz sacht schleicht sie hin und lacht:
„Haben wir endlich doch erhascht
Das Mäuslein, das immer von allem genascht?
Siehst du: einmal ist nicht keinmal,
Wärst du geblieben in deinem Loch,
Gefangen hätte dich nicht der Koch!"

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Mampft = mahlt mit den Kinnbacken und schmaust mit beiden Backen. Lauert = paßt heimlich mit Augen und Ohren auf. Buckt sich = bückt sich. Ergötzt sich = labt und erfreut sich. Pfeift mit der feinen Stimme, zappelt hin und her mit den Gliedern, kneift oder kneipt mit den Zähnen in den Draht, krabbelt oder kratzet emsig hier und dort. Gitter = ein Geflecht aus Draht. Nimmer = nie oder nicht mehr. Gescheit = klug unterscheiden, Bescheid wissen. Naschen = lüstern an allem lecken und ein wenig kosten.

Erläuterungsfragen: In was für einem Hause muß sich die Sache zugetragen haben, da ein Koch und eine Köchin da sind? Was haben diese zu thun? Wodurch wird die Maus lästig? Wo ist ihr Versteck?

Woher ist sie gekommen und wohin soll sie wieder? Auf welche Weise befreit man sich von den Mäusen? Was für ein Gesicht machte der Koch, und was war daraus zu lesen? Welches Geräusch machen die Mäuse? Wie sollte die Maus aufgehangen werden? Warum deckte der Koch alle Schüsseln zu? Wie sperrt oder schließt man die Thür zu? Warum roch der Speck gut? Was sagte die Klugheit und was die Lust zum Mäuschen? Wie gelangt das Mäuschen zum Speck? Beschreibe eine Mausefalle von Draht! Wodurch entstand der Knall und schlug die Falle zu? Wodurch zeigt das Mäuschen seine Angst? Was wird es die ganze Nacht gethan haben? Warum kommt morgens die Köchin in die Küche? Warum lacht sie? Was geschieht wohl mit dem Mäuschen?

II. **Vertiefung**. 1. Ort und Zeit. Die Küche in einem reichen Hause zur Abend-, Nacht- und Morgenzeit. Ein Küchenschrank mit allerlei Vorräten, eine Bank mit Eimern, ein Gestell mit Töpfen, Schüsseln und Tellern, eine Mausefalle von Draht in einer Ecke am Boden, drin eine Maus, bald ängstlich in die Ecke geduckt, bald hin und her rennend; daneben die Köchin mit lachendem Gesicht; durch die Thür kommt der Koch und freut sich ebenfalls über den Fang.

2. Personen. Die Köchin liebt die Ordnung, klagt über die naschhafte Maus, bittet den Koch, die Näscherin zu fangen, steht früh auf, um Kaffee und Thee für ihre Herrschaft zu kochen, freut sich über die gefangene Maus und spottet sie aus. Der Koch geht willig auf die Bitte der Köchin ein, warnt gutmütig vorher die Maus, deckt vorsichtig alle Schüsseln und Töpfe zu, damit die Maus nichts anderes findet als den Speck in der Falle, stellt geschickt die Falle und fängt die Maus. Die Maus ist naschhaft, denn sie leckt und beißt lüstern an allem, weiß sich vorsichtig lange vor allen Nachstellungen zu retten, folgt aber endlich der Begierde, schleicht, duckt und bückt, schmiegt und biegt sich, schlüpft in die Falle, reißt, beißt und speist vom gebratenen Speck, erschrickt beim Zuklappen der Falle, rennt in Verzweiflung hin und her und erwartet endlich erschöpft ihr Schicksal.

3. Gedankengang. Die Köchin klagt beim Koch über die genäschige Maus: Dieser warnt das Mäuschen und stellt die Falle. Die Maus umschleicht in der Nacht die Falle und fängt sich endlich. Vergeblich sucht sie zu entfliehen. Die Köchin findet sie morgens gefangen und schilt sie aus.

4. Eigentümliches in der Form. Das rasche, bewegliche Wesen der Maus, ihre Stimme, ihre Näscherei, ihr Fang, ihre Bewegungen in der Falle, das alles wird durch die bald kurzen, bald langen Verszeilen, die vielen Reime und treffenden Thätigkeitswörter nachgeahmt.

III. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wer seiner Lust folgt und die Warnungen verachtet, gerät ins Verderben. Wer nicht hören will, muß fühlen. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Wie die Thaten, so der Lohn. Vergleiche die Fabel von der klugen Maus!

2. Rede- und Stilübungen. a) Was hat die Maus, was der Koch, was die Köchin gethan? b) Die Köchin erzählt den Vorgang ihrer Herrschaft! c) Was meinte die Maus damit: Einmal ist keinmal! und wie zeigte sich die Unwahrheit dieses Sprichwortes? d) Erzähle, wie die Maus entwischte und sich die Warnung zu Herzen nahm! e) Mit welchen Ausdrücken wird die Stimme der Maus, die Art ihrer Bewegungen und ihres Fressens nachgeahmt? P.

207. I. Das Bächlein.

Karoline Rudolphi nach Goethe.

I. **Vorbereitung.** Ein Knabe, der engen Stube entronnen, war an einem heitern Sommertage hinausgewandert ins Freie, durch Feld und Flur, über Wiesen in den Wald. Da ward seine Wanderung auf einmal durch einen breiten, klaren und murmelnden Bach gehemmt, der aus dem nahen Gebirge hervorströmte. Lange blickte der Knabe unverwandt in die silbernen Fluten des Bächleins, lange sah er dem Spiele der Wellen zu; da war's ihm endlich, als ob der Bach ein lebendiges Wesen, eine Person wäre, und er redete ihn an:

Kind: Du Bächlein, silberhell und klar[1]),
Du eilst vorüber immerdar[2]);
Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
Wo kommst du her, wo gehst du hin?[3])
Bach: Ich komm' aus dunkler Felsen Schoß[4]),
Mein Lauf geht über Blum' und Moos.[5])
Auf meinem Spiegel schwebt so mild
Des blauen Himmels freundlich Bild.[6])
Drum hab' ich frohen Kindersinn[7]),
Es treibt mich fort, weiß nicht wohin[8]);
Der mich gerufen aus dem Stein,
Der, denk' ich, wird mein Führer sein.[9])

II. **Vermittlung.** Der Knabe redet das Bächlein an: 1. Du Bach (Fluß, Strom), so silberhell und klar, der du über weiße Kiesel und blankes Gestein dahinfließest. 2. Deine Wasser, deine Wellen eilen immerdar an mir vorüber. 3. Wie so gern verweile ich an deinen Ufern und sinne und denke darüber nach: Wo ist dein Ursprung (Anfang)? Wo ist dein Ende (Ausfluß)? 4. Der Bach antwortet: Die Wasser des Himmels, Regen, Tau und Schnee, dringen in die Erde ein, bis sie auf eine undurchläßliche Felsenschicht gelangen, hier im dunklen Erdenschoße dahinfließen und endlich aus einer Felsenspalte (Quelle) im Thale hervorkommen. 5. Die Ränder (Ufer) meines Bettes sind mit allerhand Blumen, mit Vergißmeinnicht, gelben Butterblumen 2c., mit Moos und Farnkraut bewachsen. 6. Auf meiner Wasserfläche spiegelt sich so freundlich, mild und treu das Bild der Sonne und des blauen Himmels ab. 7. Weil es mir nun so wohl ergeht, weil die Natur so gütig mich bedacht hat, darum bin ich so sorglos, so lebensfroh, so vertrauensvoll. 8. Obgleich ich es nicht weiß, wohin mein Lauf geht, wohin ich weiter und weiter fortge-

trieben werde, 9. so glaub' ich dennoch fest: Der mich aus dunklem Erdenschoße hervorgelocket hat, der wird auch mein Führer, mein Regierer sein.

III. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten a) des Kindes: es läuft hinaus, es steht am Bache, es denkt und sinnt nach und fragt; b) des Baches: er antwortet, er entspringt, er fließt, er schlängelt sich, er freut sich, er läßt sich treiben, er weiß nicht, er denkt und vertraut.

2. Eigenschaften a) des Kindes: es ist frisch und gesund, lebensfroh, nachsinnend, wißbegierig und fragend; b) des Baches: er ist entsprungen, fließend, silberhell und klar, eilig und immer thätig, heiter und lebensfroh, sorglos und vertrauensvoll. (Nachweis jeder einzelnen Eigenschaft aus dem Texte!)

3. Gliederung: a) Das wißbegierige, fragende Kind. b) Der Antwort gebende und belehrende Bach.

4. Grundgedanke: Das Bächlein, ein Bild frohen Kindeslebens.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: Kinder, gleichet dem Bächlein, seid wie dasselbe immer thätig, heiter, lebensfroh, sorglos und vertrauensvoll!

2. Rede- und Stilübungen. (Falls das Gedicht in der Oberklasse behandelt wird, sind folgende Aufsätze anzufertigen:)

a) Der Bach, ein Vorbild des Kindes. So wie der Bach silberhell und klar ist, also soll auch die Kindesseele von großer Schuld und Sündenlast frei und immerdar wahr sein. Wie der Bach unaufhörlich fließt, so soll auch das Kind nimmer der trägen Ruhe und dem Müßiggange sich hingeben, sondern stets fleißig und thätig sein. Wie der Ursprung des Baches, so ist auch der Anfang des Seelenlebens in der kindlichen Natur geheimnisvoll und wunderbar. Der Bach fließt über Blumen und Moos dahin, so fließen auch die Tage der Kindheit ohne bange und ängstliche Sorgen, ohne Kummer und Harm, fröhlich und heiter dahin. Auf der blanken, klaren Flut des Baches spiegelt sich der helle Sonnenschein und der blaue Himmel ab; so soll auch in jeder Kindesseele sich das klare und wahre Bild der Himmelssonne, das unseres Herrn und Heilandes, sich abspiegeln. Der Bach fließt heiter und lebensfroh dahin, also soll auch der Wandel eines Kindes sein. Wie der Bach nicht seinen fernern Lauf und Fortgang weiß und doch dabei sorglos ist, so soll auch ein Kind nicht ängstlich sorgen, was aus ihm werden und wie sein künftiges Schicksal sein wird. Endlich, wie der Bach denkt und fest glaubt, daß der, der ihn ins Dasein gerufen, auch fernerhin sein Führer sein wird, so muß auch in der Kindesseele die Hoffnung und das feste Vertrauen leben, daß sein Schöpfer auch in Zukunft sein weiser Regent und gütiger Regierer sein wird.

b) Das Bächlein ein treues Abbild der Zeit, mit Benutzung des Gedichts:

II. Die Zeit.

Franz Wiedemann. Samenkörner für Kinderherzen. 9. Aufl. Dresden 1875. S. 140.

1. Jüngst stand ich' mal an einem Bach
Und sah den klaren Wellen nach;
Sie perlten fort, ohn' Rast und Ruh'.
„Bächlein," sprach ich, „was fliehest du?"

2. Und Bächlein sprach mit weichem Mund:
„Mein Kind, so fliehet Stund' um Stund',
Sie fliehen schnell, ohn' Aufenthalt,
Und dabei wirst du groß und alt!

3. Und wie du siehst vor deinem Blick,
Kein einzig Tröpfchen kehrt zurück.
So kehrt auch dir zurück kein Tag,
Wie sehr dein Herz auch wünschen mag."

4. Da zog ich heim und dacht' für mich:
„Lieb Bächlein, ich verstehe dich,
Weil meine Tage eilend ziehn,
Darf keiner ungenützt entfliehn."

R. D.

208. Die Hirtenflöte.

Christoph von Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 123.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Ein Knabe hütete die Schafe auf den väterlichen Fluren, d. h. auf den Feldern und Weideplätzen, die seinem Vater gehörten und bei seinem Heimatsdorfe lagen. Er machte sich aus Rohr oder Weidenschalen Hirtenflöten und blies darauf. Diese Flöten waren entweder Querpfeifen mit Löchern oder Pansflöten (wie sie der alte Hirtengott „Pan" hatte) aus 5—20 Röhren von abgestufter Länge. Der König oder Herrscher des Landes lernte den Knaben kennen und zog ihn an den Hof, d. h. ließ ihn in seine Umgebung kommen. Hier schwang er sich durch Geschick, Fleiß und Treue vom Hirtenstabe (d. h. von dem niedrigen Stande, der geringen Stellung des Hirten) bis zum Schatzmeister oder Verwalter der Schätze (Gold, Edelsteine, Perlen und andere Kostbarkeiten) auf. Er wohnte in einem Palaste oder großen, schönen Hause. Neidische Hofleute, die ihm sein Glück nicht gönnten, verleumdeten ihn beim Könige, d. h. redeten ihm allerlei Böses nach. Besonders sollte er die Schätze veruntreuen (entwenden, wegnehmen, auf die Seite bringen) und in einem Gewölbe (mit hohlrunder, gemauerter Decke) verbergen. Der König untersuchte die Anklage. Die folgende Erzählung zeigt, ob sie wahr oder erlogen war.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eigenen Gewölbe mit eiserner Thür aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah den Palast, kam an die eiserne Thür und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war als an deinem Hofe."

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

II. **Erläuterungsfragen.** Was für Beamte hatte der König an seinem Hofe? Worin besteht das Amt des Hirten? Welche Ausrüstung hat er? Welche Freuden genießt er? Woraus besteht der königliche Schatz? Was für Gewölbe giebt es, und wozu dienen sie? Wie unterscheidet sich ein Palast von einem gewöhnlichen Wohnhause? Wie öffnet und verschließt man Thüren? Wie ist ein ländlicher Tisch? Woraus wird ein Strohsessel (Strohsitz, Stuhl) geflochten? Warum ging der Schatzmeister täglich in das Gewölbe? Wofür hat er den Schöpfer gelobt? Warum erfüllte der König die Bitte des Schatzmeisters um seine Entlassung nicht? Wie wird der König den Verleumdern seinen Unwillen und seine Entrüstung gezeigt haben? Wie dem Schatzmeister sein Vertrauen?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Gewölbe ist nach der Erzählung zu beschreiben!

2. Personen. Beweiset, daß der König aufmerksam und scharfblickend, mißtrauisch, gerecht, erstaunt und entrüstet, wohlwollend und gütig ist! Beweiset, daß der Schatzmeister sehr begabt, geschickt und brauchbar, beneidet, verleumdet, besucht, bescheiden, treu und edel ist! Suchet die Thätigkeiten des Königs und des Schatzmeisters!

3. Gedankengang. a) Die Anklage gegen den Schatzmeister, b) die Untersuchung durch den König, c) die Erklärungen des Schatzmeisters, d) die Rechtfertigung. Ziel: Schäme dich in einem hohen Stande deines bescheidenen Ursprungs nicht! Nur edle und treue Gesinnung adelt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Ehrlich währt am längsten, und Recht muß doch Recht bleiben. Je höher der Stand, desto mehr Gefahr! Dem Glücke folgt der Neid wie sein Schatten. Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt doch wohlgehen! Treue Hand geht durchs ganze Land. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Das 8. Gebot: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten! — Erzbischof Willegis v. Mainz wurde von den Domherren verachtet, weil er eines Wagners Sohn war. Da ließ er überall im Palast Räder anmalen und nahm das Rad in sein Wappen, um sich an seine niedrige Herkunft zu erinnern und demütig zu bleiben. — Joseph und Daniel wurden beneidet, ungerecht verklagt und endlich glänzend gerechtfertigt.

2. Rede- und Stilübungen. a) Warum verleumden die Menschen? b) Worin besteht das Glück eines Hirten? c) Warum hält man reiche und vornehme Leute für glücklich, und warum sind sie es sehr oft nicht? d) Wie gleicht Josephs Schicksal dem des Schatzmeisters?

Vergleiche diese Erzählungen mit der Möllerschen: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!“ (Nr. 58.) Ein Bauernsohn und ein

Hirtenknabe kamen beide aus niedrigem Stande zu hohen Ehren, der erste durch Fleiß und Liebe der Mutter, der andere durch die Gunst des Königs. Beide gedachten gern an ihren früheren Stand und schämten sich dessen nicht. Der erste erinnerte sich durch den Knotenstock und seiner Mutter Spinnstuhl, der letztere durch Flöte, Tasche und Stab des Hirten daran. Letzterer wurde von Neidern verleumdet, ersterer nicht. Ersterer schämte sich nicht, den vornehmen Gästen von seiner niedrigen Herkunft zu sagen und seiner Mutter in ihrem Kreise die größte Ehre zu erweisen. Letzterer redete frei von seiner Herkunft, ja er sehnte sich wieder nach dem Glück des niedrigen Standes. Zu ersterem kamen die Gäste zum Gastmahl, zu letzterem der König zur Untersuchung. Ersterer war dankbar gegen seine Mutter, letzterer gegen den König. Ersterer erntete als ein guter Sohn Ehre von den Gästen, letzterer als ein treuer Diener Ehre und Dank von dem Könige. P.

209. Das kostbare Kräutlein.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 27.

I. **Vorbereitung.** An einem heitern, aber auch heißen Sommermorgen gingen zwei gleichalte und -starke Mägde aus einem Gebirgsdorfe in Süddeutschland nach der nächsten großen Stadt, in welcher regelmäßig zweimal Wochenmarkt abgehalten wurde, um dort die ersten reifen Kirschen zu verkaufen, die sie, wie es in Gebirgsgegenden üblich ist, in einem Korbe auf dem Kopfe trugen. Wie die beiden Freundinnen unterwegs gesinnt waren und welches Zwiegespräch sie miteinander hielten, das erzählt euch der Kinderfreund Christoph v. Schmid in folgender Erzählung:

Zwei Mägde, Brigitte und Walburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe. Brigitte murrte und seufzte beständig; Walburg aber lachte und scherzte. Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.“ Walburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Bürde gelegt, daher fühle ich sie kaum.“ „Ei!“ rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag mir doch, wie es heißt!“ Walburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — **Geduld.** Merke dir, Brigitte:

Leichter trägt, was er auch trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.“

II. **Vermittlung.** Kostbar = wertvoll; Kräutlein = Arznei; beständig = fortwährend, immerzu; ein gewisses Kräutlein, ein Geheimmittel, ein Zaubermittel; Bürde = schwere Last zum Tragen; Beschwerden = Leiden aller Art, die uns Leib oder Seele beschweren; Geduld = Seelenmilde und zugleich auch Seelenstärke im Ertragen von Beschwerden aller Art.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung siehe Vorbereitung!

2. Zeit der Handlung. An einem frühen Sommermorgen, aber vor länger als hundert Jahren, als noch der Aberglaube an Glücks-

nummerträume, Schatzgraben, Zaubermittel, Alraune und Kobolde allgemein war und man noch glaubte, daß es ein Kraut gebe, welches die zu tragende Last erleichtern könnte.

3. Eigenschaften a) der Brigitte. Sie war unzufrieden, mürrisch, leidend, abergläubisch und neugierig. b) Der Walburg. Sie war heiter, lustig und lebensfroh, geduldig und belehrend. Sie war auch schelmisch (in gutem Sinne), denn sie gab vor, ein Zauberkräutlein zur Bürde gelegt zu haben, und dasselbe war — Geduld.

4. Gedankengang. Das Tragen gleicher Last mit gleicher Kraft. Das Murren und Seufzen der ersten Trägerin und das Lachen und Scherzen der Zweiten. Frage nach dem Grunde. Belehrung und Mahnung.

5. Grundgedanke: Geduld macht alle Beschwerden erträglich.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung. Siehe die Lehre! (III, 5.)

2. Kernfragen: a) Warum gehen die Frauen und Mägde vom Lande so früh am Morgen zu Markte? b) Warum tragen die Leute im Gebirge die Lasten auf dem Kopfe und nicht auf dem Rücken? c) Warum verkaufen die Bauern stets die ersten Eier, die ersten Kirschen, Pflaumen, Birnen und genießen sie nicht selbst? d) Weshalb meinen wir, daß die Handlung in einer Gebirgsgegend stattgefunden? und e) warum in Süddeutschland? Weil dort die Namen Brigitte und Walburg gebräuchlich sind.

3. Die Geduld im Sprichworte. Geduld überwindet alles (Holzäpfel). Geduld ist stärker denn Diamant. Geduld ist das beste Pflaster für alle Schwären. Mit Geduld und Zeit wird Maulbeerblatt zum Atlaskleid. Geduld ist ein edel Kraut, wächst aber nicht in allen Gärten. Die Stärke wächst im Geduldgarten. Geduld ist der Seelen Speise. Geduld ist der Seelen Schild. Im Glücke sind alle geduldig. (Dr. K. Simrocks deutsche Sprichwörter. S. 166.)

4. Rede- und Stilübungen: Nachbildungen. a) Der Engel des Trostes. Zwei gleich schwer verwundete Soldaten lagen 1870 im Lazarett. Der eine stöhnt und ächzt, der andere klagt nicht, ja lächelt und scherzt sogar zuweilen. Zwiegespräch. „Allnächtlich kommt ein Engel an mein Lager und stärkt mich“ 2c.

b) Die Zauberformel zum Reichwerden. Zwei Bauern, die nur kleine Güter hatten, gingen einmal mitsammen, der eine ärmlich bekleidet und klagend, der andere wohlanständig gekleidet und zufrieden. Gespräch: „Du hast doch auch kein größeres Gut als ich. Du wirst aber dabei reich und ich immer ärmer. Du mußt einen Kobold haben oder Schatzgräber sein.“ Zugeständnis des letztern: „Ja, ich habe eine Wünschelrute und kenne die Zauberformel.“ Bitte um beides. „Die Wünschelrute, das sind meine beiden Hände, und die Zauberformel heißt, merke wohl auf: Auf Gott vertrau, arbeite brav und leb genau!“

R. D.

210. I. Schäfers Sonntagslied.

Ludwig Uhland, Gedichte. 8. Aufl. Stuttgart und Tübingen. S. 30.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Der Sonntag, der Tag des Herrn, ist angebrochen. Es ist ein klarer, schöner Sommermorgen. Von den Türmen in allen Dörfern umher rufen die Glocken zur Kirche. Eine Glocke fängt an, andere folgen und mischen bunt ihre Klänge; dann verstummt eine nach der andern, bis zuletzt nur noch eine läutet. Auch sie verhallt, und still ist's nun weit und breit. In sonntäglichen Kleidern sind die Leute scharenweise zur Kirche gezogen. Nur ein einsamer Schäfer draußen auf dem Felde, der Flur, kann nicht mit ihnen ziehen, denn er darf seine Herde nicht verlassen. Aber einzelne verlorne Klänge der fernen Orgel und des Kirchengesanges schlagen leise an sein Ohr. Sein Herz und seine Gedanken schwingen sich zu Gott, und das Feld wird ihm zum Tempel. Der Himmel scheint sich zu öffnen; Gottes Engel schweben im sanften, geheimen Wehen hernieder, und viele Beter scheinen ungesehen um ihn zu knieen! Da zittert die Ehrfurcht vor dem allgegenwärtigen Gotte wie ein Grauen, wie ein süßer, beglückender Schauer durch sein Herz. Er sinkt auf die Kniee nieder und betet mit heißer Andacht sein Sonntagslied:

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.

3. Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir sehen ein weites Feld früh an einem Sonntage im Sommer. Der Himmel wölbt sich blau und klar über der Erde und scheint auch ein sonntägliches Feierkleid angelegt zu haben. Die Erde ruht in einem Duftschleier. Golden strahlt die Sonne hernieder und funkelt in den Tautröpfchen an den Grasspitzen. Die Lerchen steigen trillernd in die Luft. Von den Türmen der umliegenden Dörfer schallt Glockengeläut, und viele Leute ziehen in Feierkleidern zur Kirche. Auf einem Acker ruht noch die Schafherde in ihrem Hürdenzaune. Der Schäferkarren (Bretterkammer auf 2 Rädern), in welcher der Schäfer während der Nacht geschlafen hat, steht daneben. Darunter liegen die wachsamen Hunde. Der Schäfer hat seine Schüppe, den Hirtenstab mit der kleinen Metallschaufel, in die Erde gesteckt, seinen Hut abgenommen, die Hände gefaltet, ist niedergekniet und blickt betend zum Himmel auf.

2. Charakter des Schäfers. Er ist pflichttreu, denn er verläßt seinen Arbeitsposten nicht, empfänglich für die Schönheit der Natur und den Ruf zur Sonntagsfeier, fromm in seinem Gemüt, denn er fühlt sich auch in der Einsamkeit mit Gott verbunden, andächtig in seinem Gebet, denn alle Gedanken richtet er auf Gott. Er

ist allein, hört die Morgenglocken, kniet nieder, empfindet ein süßes Grauen, fühlt ein geheimes Wehen, spürt viele ungesehene Beter neben sich, ist ergriffen von der Nähe Gottes und feiert einen rechten Sonntag.

3. Gedankengang. Str. 1. Der einsame Schäfer wird durch die Glocken zur Sonntagsfeier gerufen. Str. 2. Er betet mit tiefer Andacht. Str. 3. Er fühlt die Nähe des Herrn und den Segen seines Feiertages. — Die Erde ist überall des Herrn, und Gott und sein Segen ist überall von einem frommen Herzen zu finden.

4. Schönheiten in der Form. Eine Welt voll Empfindungen ist in wenig schlichte Worte gekleidet, ein herrliches Bild mit wenigen Strichen gezeichnet. Jedes Wort, jeder Satz ist ein ergreifender Zug in dem Bilde des betenden Schäfers auf der Flur. „Das ist der Tag des Herrn!" so fängt das kleine Gedicht an, und so endet es. Zuerst sagt die Morgenglocke: „Denke dran, daß es heute Sonntag ist!", zuletzt aber das Herz: „Ich weiß und fühle, daß heute der Tag des Herrn ist, denn ich habe mit ihm geredet, er hat mich gehört, und ich habe seine Nähe und seinen Segen gespürt."

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Gott ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir. So wir ihn von Herzen suchen werden, so will er sich von uns finden lassen. Gott ist überall, ein Gott, der nahe und der ferne ist, er sieht, hört und segnet dich, wenn du nur dein Herz recht in ihn schickest.

2. Bekanntes und Verwandtes. Gott ruhete am siebenten Tage, heiligte und segnete ihn. — Das dritte Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen! — Jakob schlief bei seiner Flucht auf dem Felde und hatte einen Stein als Kopfkissen. Als er vom Schlafe und dem Traume von der Himmelsleiter erwachte, fürchtete er sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nicht anders denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels! — Der Herr erschien Mose im feurigen Busche und rief ihm zu: Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land! Und Mose fiel auf sein Angesicht zur Erde und betete an. — David sang herrliche Psalmen bei seiner Herde. — Die Hirten auf dem Felde bei Bethlehem in der heiligen Weihnacht.

3. Rede- und Stilübungen. a) Was stimmte den Schäfer so andächtig? b) Er soll abends den Seinen seine Sonntagsfeier erzählen! c) Die Geschäfte des Schäfers im Laufe des Tages! d) Vergleichung der Sonntagsfeier auf dem Felde und der in der Kirche! (Hier viele, dort ein Beter, hier oben die Decke der Kirche, dort der blaue Himmel, hier Orgelklang und Kirchenlieder, dort Vogelsang, hier ein Geistlicher am Altar und auf der Kanzel, dort Gott der Herr selbst Prediger und Segenspender, hier sichtbare, dort unsichtbare Mitbeter.) e) Was macht den Sonntag feierlich? (Glockenklang, Stille, Feierkleider,

Kirchgänger, Gottesdienst, Ruhe von der Arbeit, gehobene Stimmung, helles Antlitz des Himmels, der Erde und der Menschen, Betrachtung der Natur, Umgang mit lieben Menschen.)

Vergleiche:

II. Sonntag.

Rudolf Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin o. J. S. 33.

1. Es tönet über das weite Feld
Ein lieblich Frühgeläute —
Wie ist so ruhig heut' die Welt,
So sonnig und wonnig heute!

2. Die Hirten neben der Herde ruhn,
Die Herden ruhn auf der Weide;
Die Bauern ziehn zur Kirche nun
Im stattlichen Sonntagskleide.

3. Es schimmert der Tau im grünen Plan
Wie Perlen auf schimmernder Seide,
Als hätte die Flur auch angethan
Sonntägliches Festgeschmeide.

4. Es ist, als sängen die Vögel auch
Heut schöner als andere Tage,
Als dufteten heut mit stärkerem Hauch
Die Blumen in Feld und Hage.

5. Und Orgeltöne tönen von fern,
Von Morgenlüften gehoben,
Und alles betet: „Wir loben den Herrn
Und wollen ihn ewig loben!"

Was Uhland in „Schäfers Sonntagslied" in kurzen Zügen giebt, das hat Löwenstein im „Sonntag" schön ausgeführt. Das von Uhland zwischen den Zeilen Weggelassene hat Löwenstein glücklich heraus- und hineingelesen.

Ähnlich in beiden Gedichten ist: Das Geläute in der Sonntagsfrühe; die Ruhe auf Erden und das sonnige, feierliche Antlitz des Himmels; der ruhende Hirt; die feierliche Stimmung; die Beter. Besonderes hat das Löwensteinsche Gedicht in folgenden Zügen: Nicht eine Morgenglocke, sondern liebliches Geläute; nicht ein betender Schäfer, sondern ruhende Hirten; auch ruhende Herden auf der Weide; geschmückte Bauern ziehen zur Kirche; der Tau auf der grünen Flur (Plan) schimmert auf Blättern und Blumen wie Perlen auf schimmernder Seide; auch die Flur hat Festgeschmeide (Schmuck von Gold, Perlen und Edelsteinen) angelegt; die Blumen in Feld und Hage (Gebüsch, Gehölz, Hain) duften am Sonntage gleichsam stärker, und die Vögel singen lieblicher; die Morgenlüfte tragen die Orgelklänge; alle stimmen in das Lobgebet ein. P.

211. Der kluge Landmann und sein Pferd.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. 3. Aufl. München 1876. XIV, S. 219.

Einem Bauersmann wurde zur Nacht[1]) sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen.

Aber sieh! unter den feilen[2]) Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bei dem Zügel und schrie laut: „Der Gaul ist mein! Vor drei Tagen wurde er mir gestohlen."

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seid unrecht daran[3]), lieber Freund! Ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht euer Roß, es sieht ihm nur gleich."[4])

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit den Händen die Augen zu und rief: „Nun, wenn ihr den Gaul schon so lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?"

Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrak. Weil er indes doch etwas sagen mußte, so sagte er aufs Geratewohl[5]): „Auf dem linken Auge."

„Ihr habt es nicht getroffen[6])," sagte der Bauer, „auf dem linken Auge ist das Tier nicht blind."

„Ach," rief jetzt der Mann, „ich habe mich nur versprochen! Auf dem rechten Auge ist es blind."

Nun deckte der Bauer[7]) die Augen des Pferdes wieder auf und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her! der Gaul[8]) ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen."

Die Leute, die umherstanden, lachten, klatschten in die Hände und riefen: „Ertappt, ertappt!" Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurückgeben und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

„So schlau und fein ein Dieb auch ist,
Er stößt einmal auf größre List."

I. **Vermittlung.** 1. In der Nacht oder während der Nacht. 2. Feile Pferde sind feilgehaltene oder zu verkaufende Pferde; 3. in der gewöhnlichen Sprechweise: Ihr habt unrecht; 4. richtiger: ähnlich; 5. oder auf gut Glück. 6. = nicht erraten. 7. Gleichbedeutende Ausdrücke für ein und dasselbe Ding oder Wesen: Bauer, Bauersmann, Landmann 2c. 8. Pferd, Gaul (Ackerpferd), Roß (edlerer Ausdruck), Mar, Mähre (veraltet, doch noch Marstall, Marschall), Zelter (Pferd für Ritterdamen), Renner und (für herabgekommene Pferde) Klepper, Kracke 2c.

II. **Vertiefung.** 1. Gieb an, was a) der Landmann, b) der Roßdieb, c) die Leute gethan haben! 2. Schließe von den Thätigkeiten auf die Eigenschaften a) des Landmanns und begründe aus dem Texte, daß er aa) traurig und betrübt, bb) eilig und wirtschaftlich, cc) freudig überrascht, dd) sicher und schnell entschlossen, ee) klug und schlau, ff) schalkhaft und schelmisch, und gg) hocherfreut und wohlgemut war! (NB. Für jede Eigenschaft einen Satz mit dem Nachsatze: „; denn" 2c.); b) des Roßdiebes, daß er aa) höflich, bb) schuldbewußt und ängstlich, cc) erschrocken und unsicher, dd) ertappt und überführt, und ee) endlich bestraft war.

3. Grundgedanke. Siehe die unter dem Texte stehende Lehre!

III. **Verwertung.** 1. Warnung: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.

2. Rede- und Stilübungen. Weise die Eigenschaften a) des Landmannes, b) des Roßdiebes aus ihrem Thun und Treiben nach! Siehe II, 2. a und b! R. D.

212. I. Hüte dich!

Karl Enslin. Fromm und frei. Leipzig 1856. S. 175.

1. Hüte dich, Mäuslein!
Bleib von der Falle,
Die in dem Winkel
Aufgestellt ist!

Kommst du zu nahe,
Ist es geschehen,
Und du erliegest
Heimlicher List!

2. Hüte dich, Vöglein!
Bleib von dem Garne,
Das in dem Felde
Künstlich dort liegt!
Ist's doch ein Netz!
Eh' du es denkest,
Bist du gefangen,
Bist du besiegt!

3. Hüte dich, Fischlein!
Bleib von dem Köder,
Der in das Wasser
Hänget hinein!
Will dich verführen!
Laß dich nicht täuschen!
Wärest verloren,
Bissest du ein!

4. Hüte dich, Kindlein!
Bleib von der Rose!
Laß in Versuchung
Führen dich nicht!
Farbig und duftig
Lockt dich das Röslein,
Bis es mit Dornen
Blutig dich sticht!

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Wer soll sich hüten oder in acht nehmen? Wovon droht dem Mäuslein, Vöglein, Fischlein und Kindlein Gefahr? Welche Gefahren drohen? Wer sind die Feinde? Warum sollen die vier Genannten gefangen werden? Worin besteht die heimliche List oder böse Klugheit beim Aufstellen der Mausefalle? Warum heißt das Vogelgarn ein Netz, und wie wird es „künstlich" gelegt? Was ist der Köder, und wie hängt er ins Wasser? Worin besteht die Verführung und Täuschung des Fischleins? Wodurch lockt die Rose das Kind? Welchen Zweck haben die Versucher? Welches Schicksal hat jedes der vier, wenn sie die Warnung des erfahrenen Freundes verachten?

II. **Vertiefung.** 1. Wann und wo fängt man Mäuse, Vögel, Fische und lüsterne, begehrliche Kinder?

2. Zeige, wie die Verführten begehrlich, lüstern, unaufmerksam, ungehorsam, leichtsinnig und bestraft sind! Nenne die entgegengesetzten Eigenschaften!

3. In Str. 1 warnt der Dichter die Maus vor der Falle, in Str. 2 den Vogel vor dem Garne, in Str. 3 den Fisch vor der Angel, in Str. 4 das Kind vor der Rose (und lockenden Genüssen). — Hütet euch (seid auf der Hut) in allen Versuchungen (Lockungen)!

III. **Verwertung.** 1. Laßt euch warnen; widersteht der Begierde, oder ihr geratet ins Unglück! — Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, —. Wenn dich die bösen Buben locken, —. Führe uns nicht in Versuchung! —. Der Schein trügt. — Trau, schau wem? — Eva ließ sich nach der verbotenen Frucht gelüsten, lauschte den Lockungen der Schlange und fiel in Sünde und Verderben. — Jesus widerstand der Lockung des Versuchers. — Vergleiche zu Str. 1: „Vom Mäuslein und Koch" (Nr. 206). Die Maus und die Falle (Nr. 85, B). — zu Str. 3: „Fischlein" und die „Goldfische" (Nr. 5). Zu Str. 4: Waldmännchen (Nr. 59).

2. Rede- und Stilübungen. a) Zeige die Lockung, den Kampf, den Fall und das Unglück in jedem der vier Beispiele! b) Wie schützt sich jedes der vier in der Versuchung? c) Zeige, wie Lüsternheit, Trägheit, Eigensinn, Lüge und andere Sünden der Kinder mit der lockenden Rose und dem scharfen Dorn zu vergleichen

sind! (Die Mutter hatte Kuchen gebacken. Er sah sehr schön aus und roch lieblich. Das Kind konnte seine Begierde nach dem heißen Kuchen nicht bezwingen; es aß ein übergroßes Stück davon, bekam heftiges Leibweh und mußte mehrere Tage krank im Bette liegen bleiben ꝛc.)

Vergleiche: II. Vogelweisheit von Friedrich Rückert. Gedichte. 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1841. S. 557.

1. Höre, junge Vogelbrut, eines Alten Lehren!
Menschenwitz weiß bös und gut täuschend zu verkehren.

2. Nah du weder jenem Ort, wo sie hin dich locken,
Noch, wo sie dich scheuchen fort, flieh sogleich erschrocken!

3. Denn, wo ihr die Lockung seht, dort will man euch haschen;
Aber wo die Scheuche steht, dürft ihr ruhig naschen.

4. Hinter Scheuchen könnt ihr still eben euch verstecken;
Denn wo man euch fangen will, wird man euch nicht schrecken.

Erläuterungsfragen: Wer ist die Vogelbrut, wer der Alte? Wie weiß List und Witz der Menschen bös und gut zu verkehren und die Vögel zu täuschen? Wo sollen die Vögel sich nicht vertraulich nahen, wo nicht erschrocken fliehen? Wo, wie und warum lockt man die Vögel an oder scheucht sie fort? Nenne Lockmittel und Vogelscheuchen! Warum sind die Lockmittel gefährlich, die Scheuchen ungefährlich? Was ist in diesem Gedichte mit dem vorigen verwandt, und was ist anders? Was soll ein Kind daraus lernen? P.

213. Der Hahn und der Fuchs.

Friedrich v. Hagedorn. Poetische Werke. Hamburg 1825. II, S. 169 oder 1757. II, S. 120.

Ein alter[1]) Haushahn hielt auf einer Scheune Wache[2]);
Da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt[3])
Und ruft: „O krähe! Freund, nun[4]) ich dich glücklich mache[5]);
Ich bringe gute Zeitung[6]) mit.
Der Tiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht müde[7]),
In unserm Reich ist Ruh' und Friede[8]).
Ich selber trag ihn dir von allen Füchsen an.[9])
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen[10]) kann!
Wie guckst[11]) du so herum?“ — „„Greif, Halt und Bellert kommen[12]),
Die Hunde, die du kennst,““ versetzt[13]) der Hahn;
Und als der Fuchs entläuft: „„Was,““ fragt er, „„ficht[14]) dich an?““
„Allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.“

I. **Vermittlung.** 1. Ein erfahrener Haushahn hielt auf dem Dache einer Scheune Wache, 2. damit kein Feind, kein Fuchs, kein Iltis, kein Habicht seinen Hennen und Küchlein im Hofe Gefahr bringe. Da kommt ein Fuchs 3. herzugelaufen und ruft: „O krähe, Freund (so macht's der Heuchler, er nennt den Freund, dem er doch ein Feind ist), 4. weil (nun veraltet) 5. ich dir Freude bereite, 6. denn ich habe dir eine fröhliche Nachricht zu verkünden: Der Krieg unter den Tieren hört auf, 7. man ist des ewigen Haderns und Streitens überdrüssig, und 8. der Friede ist geschlossen. 9. Im Namen aller Füchse trage ich ihn dir an.

Nun, Freund, komm herunter, daß ich dich herzen und küssen kann!" (10. Das ist die Weise der Heuchler, daß sie das Gegenteil von dem mit dem Munde aussprechen, was in ihrem Herzen geschrieben steht.) 11. Der Hahn kommt nicht herunter und antwortet auch nicht, sondern reckt den Hals aus. Drum fragt der Fuchs: Wie (besser was, warum) schaust du so umher? 12. Antwort: Greif, Halt und Bellert — diese Namen sollen die Thätigkeiten der Jagdhunde veranschaulichen: Der erste greift den Fuchs, der zweite hält ihn fest, und der dritte zeigt durch Bellen den Fang desselben an, — des Jägers Hunde, kommen. 13. So antwortet der Hahn. Und als der Fuchs entflieht, fragt ihn der Hahn: 14. „Was kommt dir auf einmal in den Sinn?" 15. Ein Erzschelm macht's gleich dem Fuchse, er beharrt bei seiner Lüge und sucht durch eine neue Lüge den Feind zu täuschen: Ich zweifle (ich glaube, ich weiß es nicht), ob 16. die Hunde 17. den Friedensschluß schon erfahren haben.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Die Begegnung des Fuchses mit dem alten Haushahne. b) Die Lüge des Fuchses. c) Seine Einladung an den Hahn, von der Scheune herabzukommen. d) Das Schweigen des Hahnes und seine Ausschau. e) Frage des Fuchses nach dem Grunde der Umschau. f) Antwort des Hahnes. g) Flucht des Fuchses und neue Lüge.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften des Fuchses. Die Worte des Fuchses waren absichtliche Lügen; wofür sollte sie der Hahn ansehen? Der Fuchs hat gelogen, betrogen, getäuscht, hintergangen. Der Fuchs zeigte sich in seiner Rede anders, als er gesinnt war; er heuchelte, er verstellte sich. Durch die Wörtlein „Freund, Bruder" wollte er sich dem Hahne geneigt und angenehm machen, er schmeichelte. Er war also ein Lügner, ein Betrüger, ein Heuchler und Schmeichler. Seine Lüge war eine List, er war schlau, listig, falsch, nicht aufrichtig, lügnerisch, heuchlerisch rc.

3. Kernfragen. a) Welchen Zweck verfolgte der Fuchs mit seiner Lüge und Verstellung? aa) Er wollte den Hahn täuschen; bb) ihn ins Unglück und in den Tod stürzen; cc) sich einen Vorteil schaffen und einen leckern Bissen erlangen. b) Warum hielt der Hahn plötzlich Umschau? aa) Er wollte List gegen List anwenden, bb) den Fuchs auf die Probe stellen, ob er die Wahrheit geredet, und cc) wenn nicht, so wollte er ihn verjagen. c) Warum spricht der Fuchs am Schlusse die zweite Lüge aus? aa) Um die erste Lüge dadurch zu begründen und bb) überhaupt, um nicht zu widerrufen und zu gestehen, daß er ein Lügner und Heuchler gewesen, — um nicht Buße zu thun. d) Warum konnte es nicht wahr sein, daß der Tiere Krieg aufgehört habe? Weil nach den Naturgesetzen immer gewisse Tiere die Nahrung für andere Tiere darbieten müssen, und solches stets mit Kampf und Krieg verbunden ist.

4. Synonymen. a) Ich bringe gute Zeitung mit = frohe Botschaft, Meldung, Nachricht. b) Zwietracht = Zank, Streit, Kampf, Feindschaft, Hader, Krieg. c) versetzt der Hahn, = erwidert, entgegnet,

antwortet, sagt, spricht der Hahn. d) Verschiedene Ausdrücke für: „Was ficht dich an?“ Was kommt dich an? Was kommt dir in den Sinn? Was fällt dir ein? Was verlockt dich dazu? Was ist die Ursache deiner Flucht? e) „Der Streit ist abgethan“ = der Krieg ist aus. Der Kampf hat ein Ende. Zank und Hader haben aufgehört.

5. Hauptgedanke. List wird oft durch größere List zunichte gemacht. Oder: Lüge und Heuchelei werden oft entlarvt.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. Trau, schau, wem? Meide die Lüge und Verstellung! Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck. Ehe du die Rede anderer glaubst und ihr traust, prüfe zuvor sorgfältig!

2. Verwandtes: Der Rabe und der Fuchs. (Bd. II, Nr. 6). Der Fuchs und die Ente. (Bd. I, Nr. 167). Der kluge Landmann und sein Pferd. (Bd. I, Nr. 211).

3. Rede- und Stilübungen. a) Wiedererzählung der Fabel mit völlig verändertem Ausdruck (nach I. Vermittlung). b) Vergleiche die Fabel mit der folgenden: „Trau, schau, wem?“ von Sebastian Frank!

R. D.

214. Trau! schau! wem?

Sebastian Frank.

Ein Fuchs verkündete den Hennen und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Tieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündnis mit einander haben sollten. Damit hätte er gern die Hennen vom Baume geschwatzt. Aber der Hahn sprach: „Das höre ich gern,“ und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs sagte: „Was siehst du?“ — Der Hahn antwortete: „Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne.“ — Der Fuchs sprach: „Da bleibe ich nicht.“ „Harre!“ antwortete der Hahn; „so wollen auch wir zu dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Friede haben.“ Der Fuchs sagte: „Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein. Ich fahre dahin.“

I. **Worterklärung.** 1. Verkünden = verkündigen, kund thun, bekannt machen; 2. angestellt = geschlossen, abgeschlossen; 3. fürderhin = fernerhin, zukünftig; 4. vom Baume schwatzen = durch Schmeichelreden vom Baume herunterlocken. 5. Harre! = Verzieh noch ein Weilchen! Warte doch noch! 6. Ich fahre dahin = ich gehe ab, ich mache, daß ich fortkomme, ich drücke mich, ich mache mich aus dem Staube ꝛc.

II. **Vergleichung** mit der Hagedornschen Fabel: 1. Ähnlichkeiten. In beiden Fabeln a) ist von einem schlauen Fuchse die Rede, der dem Hahne und den Hühnern verkündigt, daß ewiger Friede zwischen allen Tieren abgeschlossen sei, und daß aller Krieg und alle Feindschaft im Tierreich aufgehört habe; b) wird gesagt, daß der Fuchs den Hahn durch seine gute Nachricht und Schmeicheleien von dem Baume und dem Dache herunterlocken will; c) kommt der Hahn (die Hühner) nicht vom Dache (vom Baume) herunter; d) fragt der Fuchs den Hahn, warum er sich umgucke, und was er sehe; e) braucht der Hahn ebenfalls eine List, um den Fuchs zu verscheuchen, und sagt, daß er Hunde kommen sehe; f) braucht

der Fuchs die lügnerische Ausflucht, daß er zweifle und nicht wisse, ob der Friedensschluß schon den Hunden verkündet sei, und g) sowohl Hagedorn als Frank lassen schließlich den Fuchs davonlaufen.

2. Verschiedenheiten: a) Die Überschrift in der Fabel I nennt die beiden handelnden Tiere, die der Fabel II hingegen ist durch ein Sprichwort gebildet. b) In der ersten Fabel ist nur von einem alten Haushahne die Rede, dagegen in der zweiten von Hennen und Hähnen. c) Hier kommt der Fuchs erst herzugelaufen; dort ist er bereits da. d) In der Fabel von Hagedorn wird der Friedensschluß vom Fuchse wörtlich angeführt, in der Frankschen hingegen nur umschrieben und ein ewiger genannt. e) In der Fabel I sitzt der Hahn auf einer Scheune; in der Fabel II sitzen die Hühner und Hähne auf einem Baume. f) In der ersten Fabel bittet der Fuchs geradezu, herabzukommen, während in der zweiten gesagt wird, daß er jene gern vom Baume geschwatzt hätte. g) Hagedorn umschreibt die Wirkungen des Friedens näher: „vor Freuden krähen", sich gegenseitig umarmen, herzen und glücklich machen. Frank hingegen giebt nur die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden an: „also daß fürderhin" ꝛc. h) In Fabel I wird gesagt, daß drei Hunde kommen, welche namentlich genannt werden; während in Fabel II von einem mit Hunden kommenden Jäger die Rede ist. i) Hier wird der Fuchs nur nach dem Grunde seiner Flucht gefragt, dort aber vom Hahne zum Dableiben geradezu aufgefordert.

3. Was jede Fabel Besonderes bringt. Fabel I: a) Der Hahn hält Wache. b) Der Fuchs kommt mit schnellem Schritt. c) Er sagt, daß der Tiere Krieg aufhört. d) Er trägt selber dem Hahne den Frieden an. e) Die Hunde werden mit bedeutungsvollen Namen genannt.

Fabel II: a) Es werden einige Tiere namentlich aufgeführt, die Frieden miteinander geschlossen haben. b) Der Hahn spricht: „Das höre ich gern." c) Der Hahn reckt Hals und Kopf in die Höhe. d) Er sagt: „Wir wollen auch zu dir hinab, wenn wir erst sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben." e) Der Fuchs spricht zweimal seinen Entschluß, nicht dazubleiben, wörtlich aus: „Da bleibe ich nicht" und „Ich fahre dahin!" R. D.

215. Der gute Kamerad.

Ludwig Uhland. Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. II. 7. S. 66.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Eine blutige Schlacht ist geschlagen; viel tapfere Soldaten sind den Tod fürs Vaterland gestorben. Die Toten sind begraben, die Verwundeten untergebracht. Am Wachtfeuer sitzen abends die überlebenden Sieger und erzählen sich vom Kampfe und von ihren Verlusten. Unter ihnen ist ein Soldat mit tief traurigem Antlitz; er starrt ins Feuer, spricht kein Wort und seufzt nur. „Wen hast du heute zu beklagen, Kamerad?" fragt ihn sein Nachbar. Der Gefragte seufzt wieder, schweigt erst, erzählt aber dann:

1. Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

2. Ein Kugel kam geflogen;
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
„Kann dir die Hand nicht geben;
Bleib du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad!"

II. **Erläuterungsfragen.** Wer wird Kamerad (eigentlich Kammer- oder Stubengenosse) genannt? Wie ist die gute Kameradschaft wohl entstanden? Wie zeigte sie sich? Wie fing der Kampf an? Was bedeutet der „gleiche Schritt und Tritt" bei den Soldaten, was aber bei den Freunden? Warum wird von den vielen Kugeln nur die eine erwähnt? Welche Worte drücken das ungewisse Soldatenschicksal aus? Was bedeutet „als wär's ein Stück von mir"? Warum will der Sterbende dem Freunde die Hand noch reichen? Warum giebt sie ihm dieser nicht? Was gebietet ihm das H e r z und was die P f l i c h t? Was heißt „derweil"? Welchen Trost und welche Hoffnung haben die Freunde beim Scheiden? Wie heißen die Abkürzungen „hatt', find'st, nit (süddeutsch für nicht), gilt's, wär's, lad'" vollständig?

III. **Vertiefung.** 1. O r t u n d Z e i t. Wir werden auf das Schlachtfeld mitten in das Kampfgewühl geführt. Zwei feindliche Heeresmassen sind unter Trommelschlag im Gleichschritt gegen einander gerückt. Die Kommandorufe ertönen; die Kanonen donnern; die Flinten knattern, und die Kugeln pfeifen und sausen durch die Luft. An der Seite seines besten Freundes sinkt ein Soldat tödlich getroffen zu Boden. Er fühlt das Leben fliehen; nur noch Abschied nehmen will er von dem Freunde. Mühsam erhebt er die Augen und die Hand zu ihm. Aber eben hat der Hauptmann zum Laden kommandiert. Nur einen schmerzlichen Blick wirft der Soldat auf den sterbenden Freund, und ein kurzes Trostwort sagt er ihm, aber im Laden des Gewehrs hält er nicht ein, denn Gehorsam und Pflicht geht beim Soldaten über alles.

2. P e r s o n e n. Beweise, daß die guten Kameraden „e i n H e r z u n d e i n e S e e l e", t a p f e r, f u r c h t l o s, l i e b e v o l l, p f l i c h t t r e u, f r o m m waren!

3. G e d a n k e n g a n g. Str. 1. Zwei treue Kameraden ziehen in die Schlacht (der Ausmarsch). Str. 2. Einer fällt im Kampfgetümmel (der Kampf). Str. 3. Den andern verhindert die Pflicht am letzten Händedrucke (der Abschied). — Die Pflicht des Soldaten steht über der Neigung des Herzens.

4. S c h ö n h e i t e n i n d e r F o r m. Die Sprache ist überaus einfach (das Gedicht besteht fast nur aus Hauptsätzen); aber sie ist höchst treffend und jeder Strich gleichsam ein Bild. Die Stimmung, welche

durch das kurze Lied weht, ist ergreifend. Das „es" in „gilt's mir oder gilt es dir?" „ihn hat es weggerissen" ist unpersönlich und bedeutet das blitzschnell kommende, unabwendbare Schicksal. Ehe die Frage nur gedacht oder gesagt ist, hat es den Freund schon zu Boden gerissen. Überschrift, Anfang und Ende des kleinen Liedes ist „mein guter Kamerad".

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Wenn die Pflicht ruft, muß das Herz schweigen. — Glücklich, wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein! — Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu' erzeigen und Liebe üben kann. — O lieb', solang du lieben kannst! o lieb', solang du lieben magst! die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst. — Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden. —

2. Rede- und Stilübungen. a) Welche Ausdrücke des Gedichts schildern die Freundschaft, die straffe militärische Zucht, das ungewisse Schicksal des Krieges, die letzte Hoffnung? b) Erzähle den Inhalt des Gedichts in Prosa! c) Nenne gute Freunde aus der biblischen Geschichte! P.

216. I. Der treue Hund.

J. H. Campe.

Ein Kaufmann hatte einen Hund, der sehr wachsam und treu war. Einstmals ritt der Kaufmann von einem Markte, wo er viel Geld eingenommen hatte, nach Hause. Sein Geld hatte er in einem Mantelsacke hinter sich auf das Pferd geschnallt. Der Hund lief neben ihm her. Nach und nach wurden die Riemen locker, mit welchen der Mantelsack angebunden war, und dieser fiel herab, ohne daß es der Kaufmann bemerkte. Der Hund aber sah es und fing an zu winseln. Der Kaufmann kehrte sich nicht daran. Da der Hund nun immer ärger bellte, so hieb ihn sein Herr einigemal mit der Peitsche. Aber der treue Hund hörte nicht auf. Er sprang an das Pferd und biß es in die Füße, daß es nicht weiter gehen sollte, und der Schaum stand ihm vor der Schnauze. Nun dachte der Kaufmann, sein Hund sei toll geworden. Er schoß ihn mit seiner Pistole und ritt wieder weiter. Als er noch eine Strecke geritten war, fühlte er hinter sich und erschrak, als er seinen Mantelsack vermißte. Nun ritt er zurück und sah überall Blut von seinem Hunde. Endlich kam er dahin, wo sein Geldsack heruntergefallen war. Da lag sein treuer Hund neben dem Sacke. Er wedelte mit dem Schwanze, leckte seinem Herrn die Hand und — starb.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie zeigte sich die Treue und Wachsamkeit des Hundes? Welches sind die Geschäfte eines Kaufmannes? Was geschieht auf den Märkten oder Messen? Wie war der Kaufmann zu dem vielen Gelde gekommen? Wie ist der Mantelsack (ein länglichrunder Reisesack, zunächst zur Aufbewahrung des zusammengerollten Mantels) eingerichtet und auf dem Pferde befestigt? Warum hatte der Kaufmann den Hund mitgenommen? Warum bemerkte der Kaufmann den Verlust des Mantels nicht? Warum winselte der Hund, d. h. klagte mit schwacher Stimme? Wie wollte der Hund seinen Herrn auf

den Verlust aufmerksam machen? Woran erkennt man einen tollen Hund? Warum schoß der Herr auf den Hund? Wie entdeckte er seinen Verlust? Warum ritt er zurück? Was leitete ihn beim Suchen? Wie zeigte der Hund seine Liebe zu seinem Herrn und seine Freude über dessen Kommen?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Auf der Landstraße steht das gesattelte Pferd des Kaufmannes. Er selbst ist abgestiegen und zu seinem sterbenden Hunde gegangen. Dieser hat den Mantelsack von der Straße an die Seite unter einen Baum gezerrt und sich daneben gelegt. Der Herr bückt sich zu dem Hunde nieder und streichelt ihn. Der Hund leckt seine Hände, wedelt mit dem Schwanze und läßt dann sterbend den Kopf sinken.

2. Charaktere. Der Kaufmann ist fleißig und betriebsam, geschickt im Geschäfte, in Gedanken versunken, unachtsam, heftig, übereilt, erschrocken, reumütig und tief betrübt. Der Hund ist schnellfüßig, aufmerksam, klug, erfinderisch, treu, dankbar. Was that er alles? (Er lief nebenher, bemerkte den fallenden Mantelsack, winselte und bellte, sprang an das Pferd, biß es in die Füße, schäumte vor Erregung 2c.)

3. Gedankengang. Auf der Heimreise vom Markte verliert ein Kaufmann seinen Mantelsack mit vielem Gelde. Der Hund merkt es und will seinen Herrn auf den Verlust aufmerksam machen. Es gelingt ihm nicht; ja der Herr schießt endlich auf den Hund, weil er ihn für toll hält, und reitet weiter. Als er seinen Verlust bemerkt, kehrt er um, folgt der Blutspur des Hundes und findet diesen sterbend neben dem Mantelsacke.

III. **Verwertung.** Aufgaben: a) Der Kaufmann erzählt daheim sein Abenteuer. b) Beweise die Charakterzüge des Kaufmannes und des treuen Hundes aus der Erzählung! c) Gieb an, warum der Hund die angeführten Thätigkeiten verrichtete! d) Was wollte der Hund durch das letzte Schwanzwedeln und Handlecken ausdrücken? e) Wie zeigte sich die Treue?

Vergleiche:

II. Die Bauernmagd.

N. H. Caspari.

Auf dem Hofe eines Müllers hatte sich bei Nacht ein Hund von seiner Kette losgerissen. Von dem Lärm erwacht der Herr und ruft die Magd. Schnell springt diese aus dem Bette und eilt hinaus, um den Hund wieder an die Kette zu legen. An der Thür springt er ihr wütend entgegen und beißt sie in den Arm und in den Fuß. Der Müller eilt auf ihr Geschrei mit seinen Leuten herbei. „Zurück!“ ruft sie, „der Hund ist toll. Ich bin nun schon gebissen; darum laßt mich! ich will sehen, ob ich ihn wieder an die Kette bringe.“ Mit großer Mühe und unter vielen Bißwunden gelang ihr das endlich. Der Müller erschoß sofort den Hund. Die Magd aber ging still und ohne Klage in ihre Kammer. Alle Hilfe war vergeblich. Sie befahl sich Gott und erwartete in Ergebung ihr Ende.

Aufgabe. Suche Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in den beiden Erzählungen auf! Beschreibe den Schauplatz! Gieb die Charakterzüge der Magd und den Gedankengang der Erzählung an! P.

217. I. Die traurige Geschichte vom dummen Hänschen.

Rudolf Löwenstein. Kindergarten. Berlin o. J. 2. Aufl. S. 31.

1. Hänschen will ein Tischler werden, ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden, doch das ist nicht nobel.
Hänschen will ein Bergmann werden, mag sich doch nicht bücken;
Hänschen will ein Müller werden, doch die Säcke drücken.
Hänschen will ein Weber werden, doch das Garn zerreißt er, —
Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister. —
„Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann!"

2. Hänschen will ein Schlosser werden, sind zu heiß die Kohlen;
Hänschen will ein Schuster werden, sind zu hart die Sohlen;
Hänschen will ein Schneider werden, doch die Nadeln stechen;
Hänschen will ein Glaser werden, doch die Scheiben brechen;
Hänschen will Buchbinder werden, riecht zu sehr der Kleister, —
Immer, wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister. —
„Hänschen, Hänschen, denke dran, was aus dir noch werden kann!"

3. Hänschen hat noch viel begonnen, brachte nichts zu Ende;
Drüber ist die Zeit verronnen, schwach sind seine Hände.
Hänschen ist nun Hans geworden, und er sitzt voll Sorgen,
Hungert, bettelt, weint und klaget abends und am Morgen:
„Ach, warum nicht war ich, Dummer, in der Jugend fleißig? —
Was ich immer auch beginne, dummer Hans nur heiß' ich. —
Ach, nun glaub' ich selbst daran, daß aus mir nichts werden kann!"

I. **Vertiefung**. 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Hänschen will nacheinander Tischler, Schornsteinfeger, Bergmann, Müller und Weber werden, aber nirgends hält er aus. Er ist zu träge und lässig, zu ungeschickt und unanstellig, zu weichlich und zu wählerisch und wird deshalb fortgejagt. Im letzten Verse (Zeile) wird er vom Dichter ermahnt. Str. 2. gleicht völlig der ersten. Hans will nach einander Schlosser, Schuster, Schneider, Glaser und Buchbinder werden; doch er ist zu dumm, träge ꝛc., s. Str. 1! Str. 3. Er beginnt noch vieles, versucht noch manches, bringt aber nichts zu Ende. Folgen der traurigsten Art aus seinem Verhalten. Letzte Zeile: Selbstbekenntnis.

2. Kernfragen. a) Welche üblen Eigenschaften bekundet Hans durch sein Verhalten? Er ist schwächlich, wählerisch, auch ein wenig stolz, bequem, weichlich, ungeschickt, ekel und wankelmütig. b) Weise nach, warum (zufolge welcher übeln Eigenschaft) er jedes der zehn Handwerke verlassen hat und aus der Lehre gelaufen ist? c) Welches waren die traurigen Folgen seines Verhaltens? 1. Die Zeit ist verronnen, die herrliche Jugendzeit. 2. Er ist alt, schwach und kraftlos geworden. 3. Er ist arm, bettelarm geworden, voller Sorgen, muß hungern, weinen und klagen. d) Drücke seine Hauptklage mit andern Worten aus! e) Wie heißen seine zwei Selbstanklagen? (S. Schluß!) f) Wie heißen die zehn

Übelstände, bei jedem Handwerke je einer, die ihn zum Fortlaufen veranlaßten? (b, c und f zugleich Rede- und Stilübungen.)

II. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Benutze deine Jugendzeit als Lehrzeit! b) Lerne nicht vielerlei und oberflächlich, sondern immer nur eines und gründlich! c) Sei ausdauernd und gewissenhaft!

2. Sprichwörter. Handwerk hat güldenen Boden. Mit einem Handwerke kommt man weiter als mit tausend Gulden. Viele Handwerke verderben den Meister. Viel Handwerke, Betteln das beste. Zehn Handwerke, das elfte der Bettelstab! (Aus Simrocks Sprichwörtern, S. 223.)

3. Vergleiche:

II. Spruch von der Glocke und Uhr.

Friedrich Güll. Kinderheimat. Gütersloh. S. 37.

Es schlägt die Glocke: kling und klang!
Du Knab', die Stunden sind nicht lang;
Du Knab', die Stunden fliehen schnell,
Sei du ein fleißiger Gesell!
Wer träg und faul die Zeit verthut,
Der borgt zuletzt sein' Schuh und Hut,
Und hat er Hunger, hat er Durst,
Ihm fehlen Bier und Brot und Wurst.

1. Welche ähnliche Gedanken werden hier wie dort ausgesprochen? 2. Welche Gedanken werden außerdem hier noch besonders ausgesprochen?

R. D.

218. I. Katze und Schwalbe.

R. Reinick.

1. Kätzchen schlich auf einem Dach
Einer kleinen Schwalbe nach;
Vöglein schmeckt zum Frühstücksschmaus
Besser als die graue Maus.

2. Doch als Kätzchen näher kam,
Schnell die Schwalbe Abschied nahm;
Schwang sich in der Lüfte Raum
Hoch hinauf, man sah sie kaum.

3. Und rief nun zum Dach hernieder:
„Kätzchen, morgen komm' ich wieder!
Schaff bis dahin Flügel dir,
Daß du dann kannst folgen mir!"

4. Kätzchen denkt: Könnt' ich nur fliegen,
Wollte, Schwälbchen, bald dich kriegen!
Ist dann in den Hof gegangen,
Um sich eine Maus zu fangen.

I. **Erläuterungsfragen.** Wo saß die Schwalbe? Warum? Woher kam die Katze? Warum wird sie Kätzchen genannt? Wie geschieht das „Schleichen" der Katze? Was ist ein Schmaus? Wie merkte die Schwalbe die Absicht der Katze? Wie rettete sie sich? Welcher Spott klang aus ihrem Zwitschern? Worin bestand die Enttäuschung der Katze? Was wünschte sie? Andere Ausdrücke für „schwingen", „schaffen", „kriegen"! Wo im Hause fanden sich Mäuse?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Gedicht führt uns auf einen Bauernhof an einem Sommermorgen. (Warum „Sommer", warum „Morgen"?) Auf dem Dachfirste sitzt eine Schwalbe und zwitschert. Aus der Bodenluke schleicht eine Katze geduckt und mit gierigen Augen auf sie zu.

2. Charakteristik. Beweise, daß die Schwalbe aufmerksam und vorsichtig, geschickt im Fliegen und spöttisch, die Katze lüstern, raubgierig, listig, ärgerlich, aber in ihr Schicksal ergeben war!

3. Gedankengang. Str. 1. Die Katze auf der Schwalbenjagd. Str. 2. Die Rettung der Schwalbe. Str. 3. Ihre Verspottung der Katze. Str. 4. Verdruß und Ergebung der Katze.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Vorsicht ist zu allen Zeiten, an allen Orten und bei allen Dingen gut. Wer den Schaden hat, darf um den Spott nicht sorgen. — Der Fuchs und die Trauben: „Die Trauben sind mir zu sauer!" — Fuchs, du hast die Gans gestohlen: „Nimm, du brauchst nicht Gänsebraten, mit der Maus vorlieb!"

2. Rede- und Stilübungen. a) Die Schwalbe erzählt einer andern ihre Rettung. b) Die Katze einer andern ihren Mißerfolg. c) Wie machen die einzelnen Raubtiere Jagd? (Die Katze schleicht an Mäuse und Vögel heran und erhascht sie im Sprunge. Der Fuchs lauert im Versteck auf Hasen, Hühner, Mäuse 2c. und springt dann auf sie. Der Wolf verfolgt laufend Pferde, Rinder, Schafe, ja Menschen und reißt sie nieder. Der Marder dringt in der Nacht in Hühner- und Taubenställe und saugt dem Geflügel das Blut aus. Die Raubvögel stoßen aus der Luft auf ihre Beute herab. Der Maulwurf zieht Gänge in der Erde und fängt das Gewürm. Die Spinne spannt ein Netz aus, in dem Mücken und Fliegen hängen bleiben 2c.)

Vergleiche damit:

II. Fledermaus und Vogel.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 36.

Fl. Komm doch, du liebes Vögelein,
Laß mich deinen Gespielen sein!
V. Meinen Gespielen? Nein, ich kenne dich nicht,
Mir ist so bange vor deinem Gesicht.
Fl. Ich dachte mir's wohl, ich armes Tier!
Nicht Mäuschen, nicht Vogel will spielen mit mir.

Die Fledermaus saß nun ganz allein,
Sie mochte von niemand gesehen sein.
Im dunkelsten Winkel blieb sie versteckt,
Wo sie den Tag lang kein Auge entdeckt.
Spät erst am Abend kam sie heraus,
Flatterte einsam um das Haus.

Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sind Fabeln, da Tiere denkend und redend wie Menschen auftreten. In beiden Fabeln führen zwei Tiere ein Zwiegespräch, flieht ein Tier vor dem andern, ist das fliehende Tier ein Vogel, das zurückbleibende enttäuscht und sucht sich anderweit Ersatz. Die Zurückbleibenden können beide gut in der Nacht sehen und gehen in dieser Zeit hauptsächlich ihrer Nahrung nach.

Verschiedenheiten: Dort ist der Vogel, eine Schwalbe, genannt, hier nicht. Dort schleicht eine Katze nach der Schwalbe, hier

nähert sich eine Fledermaus (Maus mit Fledern oder Flügeln) dem Vogel. Die Katze will die Schwalbe fangen und fressen, die Fledermaus mit dem Vogel spielen. Die Schwalbe entwischt der Katze, der Vogel weicht erschrocken vor dem fremden Gesichte zurück. Dort verspottet die gerettete Schwalbe ihren Feind, hier weist der Vogel den Gespielen kühl zurück. Dort ärgert sich die Katze über ihr Mißgeschick, hier beklagt die Fledermaus ihr trauriges Los. Dort sucht die Katze auf dem Hofe Ersatz in einer Maus, hier verkriecht sich die einsame Fledermaus in die dunkelste Ecke. P.

219. Das treue Roß.

Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 357.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Am Abend eines heißen Schlachttages erzählt ein Reiter am Wachtfeuer seinen Kameraden den Verlust seines treuen Rosses.

1. Ich hab' mein Roß verloren,
Mein apfelgraues Roß;
Es war so treu im Leben,
Kein treures kann es geben
Im ganzen Zug und Troß.

2. Und als es wollte sterben,
Da blickt' es mich noch an,
Als spräch's mit seinen Mienen:
„Kann dir nicht weiter dienen,
Ade, mein Reitersmann!"

3. Und als es war gestorben,
Da grub ich's ehrlich ein
Wohl unter grünen Matten
In eines Lindbaums Schatten;
Das soll sein Denkmal sein.

4. Da sitzen die kleinen Vögel
Und halten das Totenamt;
Ihr braucht nicht erst zu lesen,
Wie treu mein Roß gewesen;
Sie singen's insgesamt.

Erläuterungsfragen: Welche andere Ausdrücke giebt es für „Roß?" Was giebt es außer den „Apfelschimmeln" noch für Pferde der Farbe nach? Woraus wissen wir, daß es ein Soldatenpferd war? Worin bestand die Treue des Pferdes? Wie unterscheiden sich die Pferde im „Zuge" (Linie von Reitern in der Schwadron!) und im „Troß" (Heergepäck!)? Woran starb das Pferd? Wie waren und was sagten seine „Mienen"? Was bildete die „Matte" (grüner Rasen) und was die „Linde" für das Grab? Warum ist dies Grab ein „ehrliches", und wann wäre es ein „unehrliches" gewesen? Wo, von wem, für wen und wie wird sonst ein „Totenamt" gehalten? Was klingt aus den Grabliedern der Vögel? Wo ist das Lob der Tapferen sonst „zu lesen"? Welche kleinen Vögel sitzen und singen wohl auf der Linde? Was heißt „sie singen's insgesamt"? Wer ist „sie", „es", „insgesamt"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Eine hohe, dicht belaubte Linde erhebt sich auf einem Rasenplatze unweit eines Dorfes. Es ist Frühling, und in den Zweigen hüpfen und singen die Vögel. Im Schatten der Linde erhebt sich ein Hügel, der mit grünem Rasen überwölbt ist. Daneben steht traurig ein Reitersmann — mit Säbel und Sporen —, der hier sein treues, in der Schlacht gefallenes Pferd begraben hat.

2. Charakteristik. Warum muß der Reiter mild und freundlich, gefühlvoll, anhänglich und dankbar gewesen sein? Weise nach, daß das Roß apfelgrau, schön und kräftig, gehorsam, treu, anhänglich und dankbar war!

3. Gedankengang. Str. 1. Lob des verlornen Rosses. Str. 2. Rührender Tod. Str. 3. Ehrliches Begräbnis. Str. 4. Totenfeier desselben.

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Liebe erzeugt Gegenliebe. — Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. — Der Löwe des Androklus. — Bileam mißhandelt seine Eselin.

2. Rede- und Stilübungen. a) Der Reiter soll erzählen, worin die Trefflichkeit des Rosses bestand. b) Vergleiche den Abschied des Rosses mit dem des „treuen Hundes", der „Bauernmagd" und des „guten Kameraden"! c) Was für Denkmäler setzt man Gestorbenen? P.

220. Das Vogelnest.

Ludwig Kellner. Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht. 14. Aufl. Erfurt 1876. S. 100.

Franz fand im Garten in einer Hecke ein Vogelnest. Jubelnd lief er zum Vater, holte diesen in den Garten und zeigte ihm seinen Fund. „Sieh nur," rief der glückliche Knabe, „sieh nur das zarte, weiche Nestchen von Moos und Wolle und darin die vier niedlichen Eier! Ich möchte diese Eier nehmen und damit spielen. Darf ich wohl, Vater?" — „Nein, lieber Franz," antwortete der Vater, „laß nur die Eier im Neste liegen, du erlebst dann noch mehr Freude." — Franz ließ sie liegen, ging aber am andern Morgen wieder hin und fand sogar fünf Eier. Er erzählte dies dem Vater wieder, und dieser sagte: „Nun bleibe einmal vierzehn Tage weg von dem Nestchen, dann aber will ich selbst mit dir hingehen." — Das geschah; und wie sehr freute sich Franz, als er jetzt mit dem Vater wieder zu dem Neste trat und statt der Eier fünf kleine, nackte Vöglein erblickte! Die sperrten die Schnäblein auf, als wollten sie Futter haben. Vater und Sohn traten jetzt auf die Seite. Da kam bald die Mutter der Vöglein und hatte ein Würmchen im Schnabel, mit dem sie die Kinderchen fütterte. „Siehst du," sagte der Vater, „hättest du damals die Eier ausgenommen, so würdest du jetzt die Freude nicht haben." — Täglich ging nun Franz zu seinem Neste, bis die Vögelchen größer wurden und endlich fortflogen. Im anderen Jahr aber kamen die Alten wieder und bauten ihr Nest in dieselbe Hecke.

I. **Vermittlung.** Vertauschung mit sinnverwandten Wörtern. 1. Hecke = lebender, grüner Zaun, auch umfriedigendes Gebüsch von Hagedorn oder Hagebuchen oder Hagerosen; Hag auch Hain, daher Hainbuche. 2. Jubelnd = freudig, erfreut, jauchzend; 3. zeigte = wies ihm 4. seinen Fund = was er gefunden, das Gefundene. 5. zart = lieblich, fein; 6. niedlich = klein und fein; 7. Freude = Lust, Spaß; 8. bleibe weg = geh nicht hin! 9. nackt = unbedeckt, bloß, unbefiedert; 10. erblickte = sah, schaute, bemerkte 2c. 11. Würmchen = hier Räupchen, Insekten, Kerbtiere; 12. Kinderchen = kleine Vöglein; 13. größer wurden = flügge waren 2c.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Es war in dem großen Baum- und Grasgarten eines Gartenbesitzers, Ende Mai, als die Obstbäume blühten und die Hecke wieder grünte.

2. Thätigkeiten a) des Vaters und b) des Sohnes.

3. Eigenschaften a) des Vaters. Er war verständig, scheinbar hart, liebevoll, rücksichtsvoll und seinen Sohn erfreuend. b) Franz war jubelnd, kindlich, glücklich, unverständig, gehorsam, überrascht und endlich aufs höchste erfreut.

4. Gliederung der Erzählung. 1. Der Knabe findet ein Vogelnest, jubelt, ruft den Vater und zeigt ihm das Nest. 2. Des Knaben Entschluß und Frage. 3. Der Vater verweigert des Knaben Bitte. 4. Franz ist wiederholt gehorsam und erfreut. 5. Der Vater führt aus, was er versprochen. 6. Der Hunger der kleinen Vöglein, die die Schnäblein aufsperren. 7. Die Fütterung derselben durch die Vogelmutter. 8. Des Vaters Belehrung. 9. Des Knaben täglicher Gang zum Neste. 10. Die Wiederkunft der brütenden Vöglein.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Schone die Vöglein und ihre Nester! b) Nur rohe Knaben können die Nester der Vöglein zerstören und ihre Eier wegnehmen. c) Eiersammlungen der Knaben bringen viel größere Nachteile als Vorteile.

2. Rede- und Stilübungen. a) Siehe II, 3 und 4! b) Vergleichung mit der Heyschen Fabel: „Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann" (Nr. 3) und mit „Die Singvögel" von Schmid (Nr. 300). R. D.

221. Der Schneemann.

Wilhelm Hey. Fünfzig Fabeln für Kinder. Gotha. S. 3.

I. **Aufbau des Gedichts.** Es war im Winter lange kalt und der Schnee scharf wie Salz gewesen. Da wehte endlich eine milde Luft, und der Schnee ballte sich. Was machen sich da die Kinder? „Schneebälle, einen Schneemann." Was werden sie dem Schneemanne in die Hand geben? „Einen Stock." Wovon werden sie ihm die Augen machen? „Von Kohlen." Dann springen sie fröhlich um ihn herum, necken und werfen ihn. Am nächsten Tage, wenn sie aus der Schule kommen, sammeln sie sich wieder um ihn und setzen das Spiel fort. Wie rufen sie wohl, indem sie mit der Hand auf den Schneemann zeigen? „Seht nur (einmal) den Mann!" Warum könnte man sich vor ihm fürchten und in Not kommen? „Weil er mit dem aufgehobenen Stocke droht." Wann hat er das gethan? „Gestern und heute." Was thut er aber niemals? „Er schlägt nicht." Wie schelten ihn darum die Kinder? „Armer Wicht und Schelm." Was hat er in der Hand? „Einen Stock." Was thut er aber nicht, wenn ihn die Kinder werfen, schlagen und stoßen? „Er wehrt sich nicht." Was ist's für ein Mann? „Ein toter, armer Mann." Was kann er nicht? „Nicht schlagen und nicht laufen." Sein Gesicht sieht nicht rot und gesund aus, wie denn? „Weiß — wie der Schleier einer Dame, schleierweiß." Bis jetzt war nur die Luft warm, und die Sonne hielt sich hinter den Wolken versteckt. Was wird geschehen, wenn sie warm scheint? „Der Schneemann wird weich wie Butter werden und endlich gar als Wasser fortfließen." Dann

wäre es aus mit der Freude. Wie werden die Kinder darum die Sonne bitten? „Liebe Sonne, scheine doch nicht!"

II. **Vorlesen und Einüben des Gedichts.**

Seht den Mann, o große Not! wie er mit dem Stocke droht,
Gestern schon und heute noch; aber niemals schlägt er doch.
Schneemann, bist ein armer Wicht, hast den Stock und wehrst dich nicht!
Freilich ist's ein gar armer Mann, der nicht schlagen noch laufen kann;
Schleierweiß ist sein Gesicht. Liebe Sonne, scheine nur nicht!
Sonst wird er gar wie Butter weich und zerfließt zu Wasser gleich.

III. **Aufgaben.** 1. Beschreibe den Schauplatz! 2. Zeige, daß der Schneemann weiß, bewaffnet, ohnmächtig, unschädlich, weich ist! 3. Was kann er, und was kann er nicht? 4. Beschreibe den Aufbau eines Schneemannes! 5. Welche Freuden bringt der Winter den Kindern? P.

222. Des Kirschbaums Gäste.

Ernst Lausch. Heitere Ferientage. 2. Aufl. Leipzig 1873. S. 62.

Der Kirschbaum grünt an Zweig und Ast,
Da hat er auch schon einen Gast;
Am jungen Grün und zarten Blatt
Frißt sich das Räuplein voll und satt.

Der Kirschbaum blüht an Zweig und Ast,
Da hat er wieder einen Gast;
Das Bienchen findet Honigseim
Und trägt ihn in die Zellen heim.

Und sind der Wochen sechs vorbei,
So kommen gar der Gäste zwei;
Kennst du sie wohl? Sag es geschwind!
„Es ist das Spätzlein und — das Kind."

I. **Vorbereitung.** Wenn im Lenze Bäume und Sträucher ihre Knospen entfalten und Blätter gewinnen, ist der Kirschbaum einer der ersten unter den Bäumen, der in frischem Grün prangt. Die jungen Raupen, von frühen Sonnenstrahlen geweckt, finden hier ihre Kost. Nach wenigen Tagen, zumeist schon Anfang Mai, ist der Baum mit weißen Blüten bedeckt, die ihres süßen Saftes wegen von fleißigen Bienen besucht werden. Ende Juni und Anfang Juli reifen die Früchte des Baumes, die Kirschen, dann fliegen die Sperlinge zum Schmause herbei, und auch die Kinder lassen sich die süßen Herzkirschen und später die fleischigen Sauerkirschen wohlschmecken. So viel ungefähr ist durch Frage und Antwort in einem Gespräche über den Kirschbaum vor der Behandlung des Gedichts festzustellen.

II. **Vertiefung.** In dem Gedichte wird der Kirschbaum betrachtet. Derselbe „grünt an Zweig und Ast". So lautet Zeile 1 der ersten Strophe. Es ist also Frühling. Der erste Gast, der sich dem Kirschbaum naht, die Raupe, findet auf ihm nichts als gerade diejenige Speise, die ihr zu ihrer Sättigung am liebsten ist, nämlich „junges Grün", „zarte Blätter"; andere Kost würde ihr nicht zusagen. — Zeile 1 der zweiten

Strophe ist mit Zeile 1 der ersten Strophe bis auf ein einziges Wort gleichlautend. Statt grünt heißt es hier „blüht“. Noch ist es also Frühling, denn der Baum prangt in Blütenpracht; die Biene kommt und saugt aus den Blüten Honig. Da der Kirschbaum früher schon einen „Gast“ hatte, so heißt jetzt Zeile 2: „Da hat er wieder einen Gast.“ Diese Wiederholung darf nicht übersehen werden; auch ist zu beachten, daß das Bienchen „in die Zellen heimträgt“, während das Räuplein nicht für andere sorgt und nur sich selbst „voll und satt“ frißt. — In der dritten Strophe werden endlich noch zwei spätere Gäste auf einmal genannt: „das Spätzlein und — das Kind.“ Was diese schmausen, ist nicht gesagt; jeder kann es aber erraten. Beide Gäste lassen sich die Früchte des Kirschbaumes, die Kirschen, wohlschmecken.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben. Der Kirschbaum ist eine lebendige Predigt über die Eigenschaften Gottes. Daß der Baum grünt, blüht, Früchte bietet (erfreut und nährt), ist Gottes Werk. Gott ist allmächtig, Gott ist freundlich (ist die Liebe) gegen Menschen und Tiere, Gott ist der Allerhalter. Der Blütenbaum, der dich erfreut, der Fruchtbaum, der dich erquickt und nährt, mahnt dich zum Dank gegen den Geber alles Guten.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Auswendiglernen des Gedichts. 2. Beschreibung des Kirschbaumes in einfachen Sätzen nach den Fragen: a) Was ist der Kirschbaum? b) Was hat der Kirschbaum? c) Was thut der Kirschbaum? d) Wie ist der Kirschbaum? Die Satzaussage sei also a) und b) ein Hauptwort, c) ein Zeit- (Thätigkeits-)wort und d) ein Eigenschaftswort. Die Aufgabe ist in einer Elementarklasse leicht zu lösen. 3. Verwandtes. Rätsel: „Erst weiß wie Schnee, dann grün wie Klee“ u. s. w. (Kirsche). Verschen: „Kleine Biene, wer sagt es dir, daß die Blumen blühen hier?“ u. s. w. Ernst Lausch.

223. Das Kindlein und sein Mütterchen.

Ernst Lausch. Kinderstube I. 3. Aufl. Leipzig 1877. S. 34.

I. **Unmittelbarkeit.** Einer besonderen Vorbereitung bedarf es nicht. In der kleinen einfachen Geschichte ist dem Kinde alles klar und verständlich, darum erzähle man sofort:

„Es war einmal ein Kindlein; das hatte sein Mütterchen recht herzlich lieb; aber es hatte doch 'mal etwas gethan, was das Mütterchen nicht gern sah und verboten hatte. Da kam das Kindlein gegangen, und das Mütterchen saß auf dem Stuhle still und traurig und weinte. Das sah das Kindlein und legte die Händchen dem Mütterchen auf den Schoß und ward auch ganz still und traurig. Und das Mütterchen stand schnell auf, und eine Thräne aus seinen Augen fiel dem Kindlein auf die Hand, die brannte ihm wie heißes Wasser.

Mütterchen hatte kein Wort gesprochen; aber das Kindlein wußte doch alles. Es wußte, wie gut es lieb Mütterchen mit ihm meinte, und wie sehr es lieb Mütterchen betrübt hatte.

Da hat das Kindlein immer an die Thräne gedacht und gemeint: So wie dein gutes Mütterchen liebt dich kein Mensch mehr auf der Welt.

Und das Kindlein hat sich vorgenommen, sein gutes Mütterchen nie wieder zu betrüben, und es hat es auch nie mehr gethan.“

II. **Verwertung.** Das Kind erkennt aus der Erzählung die Pflicht: „Du sollst den Eltern gehorsam sein, darfst sie nie betrüben.“ Warum nicht? Weil sie so gut gegen dich sind. „Liebe erweckt Gegenliebe.“ Kindesliebe. Worin zeigt sich dieselbe? Elternliebe. Woran erkennt man diese? Die Erzählung zeigt beides. — Das 4. Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren“ u. s. w. Spruch: „Ihr Kinder, seid gehorsam“ u. s. w. (Eph. 6, 1). — Verschen:

„Tief hat den Kindern sein Gebot
Der Herr ins Herz geschrieben,
Daß sie die Eltern bis zum Tod
Hoch ehren und sie lieben;
Daß sie gehorchen jederzeit,
Auch gern zu Diensten sind bereit,
Damit sie glücklich werden.“
(Kinderspiegel. 2. Aufl. Leipzig. S. 56.)

Dies Verschen ist zu besprechen und auswendig zu lernen.

Ernst Lausch.

224. Liebe macht stark.

Dittmar.

Über einen Knaben ging einmal ein Holzwagen und brach ihm ein Bein entzwei. Als er weinend heimgebracht wurde, sprang seine kranke Mutter vor Schrecken aus dem Bett und fiel in Ohnmacht. Da wurde der Knabe plötzlich still und als ihm der Wundarzt das Bein einrichtete, verbiß er die heftigsten Schmerzen und gab keinen Laut von sich. Man fragte ihn: „Thut es dir denn nicht weh?“ — „Ach ja, recht arg!“ antwortete er; „aber die Mutter soll es nicht merken, daß sie sich nicht kränkt.“

I. **Erläuterungsfragen.** Worin kann die Stärke eines Menschen bestehen? (Goliaths Stärke, Salomos Weisheit, Jesu Liebe.) Wozu dient und wie ist ein Holzwagen? Wie ist der Knabe wohl unter das Rad gekommen? Warum weinte erst der Knabe, und warum verbiß er nachher seinen Schmerz? Was thut man beim Verbeißen des Schmerzes? Warum wurde die Mutter ohnmächtig? Wie sieht ein Ohnmächtiger aus? Was geschieht beim Einrichten des Beines? Warum schmerzt das sehr? Worüber kränken sich Eltern am meisten?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Auf der Straße hält ein beladener Holzwagen. Mehrere Leute ziehen unter demselben einen Knaben hervor, dem ein Rad über das Bein gegangen ist und es zerbrochen hat. Sie tragen ihn in das nahe Haus seiner Eltern, wo die Mutter krank im Bette liegt. Ein Kamerad läuft nach dem Wundarzte.

2. Personen. Zeige, daß der Knabe unglücklich, hilflos, liebevoll, stark; die Mutter krank, erschrocken, ohnmächtig, liebevoll war! Führe die Thätigkeiten des Knaben, der Mutter, des Wundarztes auf!

3. Gedankengang: a) Das Unglück des Knaben, b) der Schreck der Mutter, c) die Stärke des Knaben, d) der Grund derselben. — Die Liebe thut Wunder, sie ist stärker als Schmerz und Tod.

III. **Verwertung.** 1. Aufgaben. a) Was sollen die Kinder aus der Erzählung lernen? b) Die Mutter erzählt später einem andern die Geschichte! c) Erzähle Beispiele von liebevollen Eltern und guten Kindern! d) Beispiele, wo Eltern sich über ihre Kinder gekränkt haben! e) Beispiele, wo die Liebe stark gemacht hat!

2. Vergleichung dieser Erzählung mit der von E. Lausch in voriger Nummer. P.

225. Zimmerspruch.

Ludwig Uhland. Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1826. 3. Aufl. S. 80.

I. **Vorbereitung.** Versetzt euch jetzt einmal, liebe Kinder, mit mir in eine an Bauholz reiche Gegend, wo die Häuser nicht wie hier aus Quader- oder Bruchsteinen, sondern aus Holz, d. i. aus Fachwerk, ausgesetzt mit Ziegelsteinen, erbaut werden. Wenn der Landmann dort ein neues Haus (Scheuer, Stall) bauen will, so kauft er im Winter zunächst in der Heide (Forst, Wald) 60—100 lange, große Baumstämme. Wenn die Wege hart und glatt gefroren sind, holt er mit allen Freunden und Nachbarn des Dorfes, die Fuhrwerk haben, binnen mehreren Tagen das Bauholz herbei. Die Zimmerleute kommen, sobald es immer geht, herzu, beschlagen und behauen es, und der Meister (der Polierer) richtet es zu. In den ersten gelinden Tagen des Frühlings beginnen dann die Maurer ihre Arbeit. Sie graben auf dem Bauplatze den Grund aus, bauen den Keller und legen von Quadersteinen das Fundament, das bis zu 1 m über dem Erdboden erhaben ist. Nun geht es an das Richten des Hauses. Die Zimmerleute bringen das zugerichtete Holz herbei, richten es auf und befestigen es, zunächst das untere Stockwerk nebst Balkenlage und sodann den Dachstuhl mit den Sparren. Ist nun das Haus aufgerichtet, dann beginnt das Richtefest. Hoch oben an der Giebelwand steht der Zimmerpolierer und hält einen großen Kranz oder Strauß von Blumen an einer Stange in den Händen und beginnt nun, nachdem unten alle Werk- und Bauleute „Nun danket alle Gott!“ gesungen haben, die Richtepredigt zu halten. Hat er dieselbe beendet, so befestigt er den Richtekranz an der Giebelspitze, bringt dem Bauherrn ein schallendes Hoch aus, trinkt auf dessen Wohl ein Glas Wein und wirft das Glas dann jäh zu Boden, daß es zertrümmert. Denn nur so, meint der Volksglaube, kann der Segensspruch in Erfüllung gehen. Nun beginnt der Richteschmaus, an welchem alle, die an dem Baue geholfen haben, jetzt auch teilnehmen. Da die Zimmerleute aber keine Gelehrten sind, so gehen sie oft zum Pfarrer oder Lehrer und lassen sich einen Zimmerspruch aufsetzen, den sie dann auswendig lernen. So ist gewiß auch einstmals ein Zimmermann zu dem Dichter Uhland gekommen und hat ihn gebeten, einen Zimmerspruch für ihn zu dichten. Er hat's gethan, und der Spruch steht in seinen Gedichten. Hört ihn!

Das neue Haus ist aufgericht't[1]),
Gedeckt, gemauert ist es nicht[2]);

Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein[3]);
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.[4])
Zuoberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn[5]);
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit[6]),
In die Küche Maß und Reinlichkeit[7]),
In den Stall Gesundheit allermeist[8]),
In den Keller dem Wein einen guten Geist.[9])
Die Fenster und Pforten wollt' er weihn,
Daß nichts Unselig's komm' herein[10]),
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.[11])
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.[12])

II. **Vermittlung.** 1. Das neue Haus ist nur erst gerichtet; 2. noch sind die Wände und das Fachwerk nicht ausgemauert, und das Dach ist noch nicht mit Ziegeln oder Schiefern belegt (Schindeln, Stroh). 3. Noch ist es allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, wie auch niemand weiß, welche Freuden und Leiden in diesem Hause in Zukunft Einkehr halten werden. 4. Drum bitten wir den Baumeister des Weltalls, den lieben Gott, er wolle über dieses offene Haus künftig nur Heil, leibliches und geistiges, und den reichsten Segen über seine Bewohner ausgießen. 5. Wie im allgemeinen, so bittet der Zimmerspruch auch noch insbesondere für die einzelnen Räume um Segen. Zunächst bittet er um gut Gedeihn der Feldfrüchte, damit die Kornböden sich immer füllen und unverdorbenes Getreide bergen und vor Schaden aller Art bewahrt bleiben. 6. Sodann wolle Gott allen Bewohnern der Wohnstube verleihen, daß sie immerdar fleißig, treu und gewissenhaft, aber noch mehr fromm und gottesfürchtig sind, zu ihrem Gotte täglich beten und ihm vertrauen. 7. Für die Küche bittet der Zimmerspruch um Reinlichkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit. 8. Für die Ställe, die in allen norddeutschen Bauernhäusern auf der anderen Seite der Wohnung mit in das Wohnhaus hineingebaut sind, bittet er um Gesundheit für das Vieh, daß es verschont bleibe vor Milzbrand, Lungen- und anderen Seuchen; 9. für den Keller — der Bauer wohnt in einer Gegend, wo Weinbau getrieben wird — wünscht er, daß der Wein eine gute Gärung durchmache und Kraft und Geschmack gewinne. 10. Vor allem aber wolle Gott die Fenster und Thüren weihen, daß nichts Unselig's, was dem Hause zum Unheil, zum Unglück und Unsegen gedeihen könne, herein komme, als da ist: Sünde, Unfrieden, Diebe, Mörder, böser Leumund ꝛc. 11. Für die Hausthür endlich hat der Zimmerspruch noch einen besonderen Wunsch, nämlich den, daß Gott die Bauersleute mit Kindern, aber nur mit frommen, wohlgeratenen Kindern segnen möge, da solche der höchste Segen eines Hauses sind. „Für" steht hier für „hervor".

12. Nun, Maurer, deckt das Dach ein! Mauret das Haus zu! Und gehen die Wünsche des Zimmerers in Erfüllung, dann ist der Segen Gottes in ihm, dann wird es ein gesegnetes Haus sein.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung: Der ganze Zimmerspruch besteht aus drei Teilen. Der 1. Teil (Vers 1—8) enthält die allgemeine Bitte um Heil und Segen für das neue Haus. Der 2. Teil (Vers 9—18) enthält für jeden Teil des Hauses noch eine besondere Bitte, und der 3. Teil (V. 19 und 20) enthält die Aufforderung an die Maurer, das Werk zu vollenden, weil nun Gottes Segen im Hause ist.

2. Hauptgedanke. Fang all dein Thun und Werk mit Gott an! Alles mit Gott! Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut. Ps. 127. Wo der Herr nicht das Haus bauet ꝛc.

IV. **Rede- und Stilübungen.** 1. Nenne die acht Segenswünsche für das neue Haus! 2. Umarbeitung des Zimmerspruchs in Prosa. 3. Beschreibe das Richten eines Hauses! 4. (für fähigere Schüler.) Verwandtes: Entwirf einen Erntespruch für den Vormäher zum Erntekranze! Die Ernte ist, Gott sei Dank, nun eingebracht, aber Gott muß noch vielfachen Segen geben, bevor wir sie mit Danksagung genießen können. Er verleihe uns Gesundheit, daß wir die Garben ausdreschen und die Körner auf den Getreideboden tragen und sie überhaupt genießen können ꝛc. Dort bewahre er sie vor Ungeziefer aller Art. Er schütze die Scheuern vor Feuersgefahr und vor Dieben; vor Kriegsgefahr, daß nicht die Feinde des Landes das genießen, was wir geerntet haben; er verleihe dem Viehe Gesundheit, daß die Früchte der Ernte ihnen gedeihen mögen. Er verleihe uns ein mildes, barmherziges Herz, daß wir den Armen auch von unserm Reichtum geben, und ein dankbar Gemüt, daß wir durch Tugend und Gottesfurcht dem Herrn für seine Güte und Gnade unsern Dank darbringen. R. D.

226. I. Der Löwe und die Maus.

Nach Äsop.

Der Löwe schlief in seiner Höhle; um ihn her spielte eine lustige Mäuseschar. Eine derselben war eben auf einen hervorstehenden Felsen gekrochen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze (dem breiten Fuße) festhielt. „Ach," bat sie, „sei doch großmütig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt gethan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir zeitlebens dankbar sein!" „Geh hin!" sagte großmütig der Löwe und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein? Nun, das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte!"

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse. Da hörte es das klägliche Gebrüll eines Löwen. „Der ist in Gefahr!" sprach es bei sich und ging der Stelle zu, wo das Gebrüll herübertönte. Es fand den großmütigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit große Waldtiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammengezogen, daß der Löwe weder seine Zähne noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu

zerreißen. „Warte nur, mein Freund," sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen!" Es lief hinzu, zernagte die Stricke, die seine Vordertatzen gefesselt hatten, und, als diese frei waren, zerriß er das übrige Netz und ward so durch die Hilfe des kleinen Mäuschens wieder frei.

I. **Erläuterungsfragen.** Wo und wie mag die Höhle des Löwen gewesen sein? Wann und warum schlief der Löwe? Warum war die Schar (viele) der Mäuse lustig? Worin bestand ihr Spiel? Warum kletterte eine auf den Felsen? Wovon wachte der Löwe auf? Wie gelang ihm der Fang? Was wollte er mit dem kleinen Störenfriede machen? Warum nennt sich die Maus arm und unbedeutend? Was ist ein Fehltritt? Wie beleidigt man jemanden? Worin besteht die Großmut? Warum zweifelte der Löwe an der Dankbarkeit der Maus? Wovon nähren sich die Waldmäuse? Wie ist der Löwe in das Netz geraten? Nenne Gefahren, d. h. drohende Übel! Nenne große Waldtiere! Nenne die Geschäfte des Jägers! Welches sind die Waffen des Löwen? Warum halfen sie ihm jetzt nichts? Wie nagt die Maus? Warum nennt sie den Löwen „mein Freund"? Wie hat jedes der beiden Tiere eine unvorsichtige und eine edle That gethan?

II. **Aufgabe.** Unterstreiche bei deiner Abschrift die zu betonenden Wörter!

II. Der Löwe.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. 16. Bd. 3. Aufl. München 1876. S. 88.

Ein armer Sklave (Androklus), der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurteilt. Man brachte ihn auf einen großen Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu. Der Löwe stürzte grimmig auf den armen Menschen los, — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, sprang voll Freude um ihn herum und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in einer Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Tatze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildbret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen — und nun freut sich das gute Tier, mich wieder zu finden." Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Tieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch! Es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde freigelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig wie ein zahmes Hündchen, ohne jemandem ein Leid zu thun.

Die Dankbarkeit kann wilde Tiere zähmen,
Laß dich, o Mensch, von ihnen nicht beschämen!

I. **Erläuterungsfragen.** Was sind Sklaven? (Rechtlose Menschen, die wie Tiere verkauft werden.) Wie nützen sie ihren Herren? Warum war der Sklave Androklus seinem Herrn entlaufen? Wie gelang es, ihn wieder einzufangen? Welches Urteil (Rechtsspruch) fällte der Richter? Warum schauten die Menschen dem schrecklichen Schauspiele zu? Wie war der Grimm des Löwen gereizt worden? Welche Zeichen der Freude

gab der Löwe? Was wollten die verwunderten Leute wissen? Wie und wo hatte sich der Löwe den Dorn in den Fuß getreten? Wie gab der Löwe seinen Wunsch zu erkennen? Wie bekam der Löwe das Wildbret und was für welches? Wodurch wurden die Menschen gerührt? Welches war der Lohn der Barmherzigkeit und der Dankbarkeit? Welche Mahnungen sollen wir aus der Erzählung beherzigen?

II. **Vergleichung.** 1. Zeit und Ort. Die Fabel vom Löwen und der Maus giebt keinen Anhalt für die Zeit; die Erzählung vom Löwen des Sklaven Androklus soll sich in Rom vor Christi Geburt zugetragen haben. — Die Fabel wie die Erzählung zeigen uns eine Löwenhöhle, erstere auch einen großen Wald und ein Netz, letztere eine Wüste und den Cirkus (länglich runder Platz zu Kampfspielen) in Rom oder einer Stadt Nordafrikas.

2. Charakter der Personen. Fabel und Erzählung handeln von einem Löwen, erstere auch noch von einer Maus, letztere von einem Sklaven. Der erste Löwe war entrüstet über die Keckheit der Maus, erheitert über ihr Versprechen, großmütig, später gefangen, rat- und machtlos, befreit und glücklich; der zweite grimmig, erstaunt und erfreut, früher verwundet, geheilt, dankbar, dann gefangen, zahm und treu. Weise dies nach! Suche die Thätigkeiten des ersten und zweiten Löwen auf! —

Die Maus war kühn, unglücklich, gerettet, aufmerksam, eilig, klug und geschickt, dankbar; der Sklave mutig, unglücklich, barmherzig, zuletzt glücklich. — Beweise das! Suche die Thätigkeiten der Maus und des Sklaven auf! —

3. Gedankengang. a) Hier schwebt ein Sklave, dort eine Maus in Todesgefahr vor einem Löwen. b) Letztere wird durch Großmut, ersterer durch Dankbarkeit gerettet. c) Der erste Löwe gerät in Lebensgefahr durch das Netz des Jägers; der zweite leidet Qualen von einem Dorn im Fuße. d) Die dankbare Maus zernagt das Netz; der mitleidige Sklave zieht den Dorn heraus. e) Die Dankbarkeit hat in beiden Erzählungen Leben und Glück der Beteiligten gerettet.

4. Nutzanwendung. Dort erzeugt die Großmut, hier die Barmherzigkeit die Dankbarkeit. Dort erweist ein Geringer einem Gewaltigen einen großen Dienst, hier trägt ein kleiner Dienst großen Lohn.

III. **Aufgaben.** 1. Gieb den Inhalt der Fabel und der Erzählung in wenigen Sätzen an! 2. Nenne Fabeln, die von Löwen oder Mäusen handeln! 3. Was weißt du von Sklaven in der biblischen Geschichte? 4. Vergleiche den Löwen und die Maus nach Familienzugehörigkeit, Größe, Bedeckung, Kopf, Rumpf, Gliedmaßen, Aufenthalt, Nahrung und Schaden! P.

227. A. Das Kind und sein Blümchen.

Heinrich Hoffmann v. Fallersleben. 50 Kinderlieder. 6. Ster.-Aufl. Altona. S. 3.

I. **Vorbereitung.** Ein kleines Mädchen von zehn Jahren liebte die Blumen wie überhaupt alle Kreaturen in der Natur herzinnig. Sie

sprach oft und gern mit sich allein. Die Dinge der Natur erschienen ihr wie lebende Wesen und Personen, weshalb sie dieselben auch traulich ansprach und mit ihnen redete. Eines Tages im schönen Frühlinge hatte sie nun ein Blümchen mit Wurzeln, das frisch aus der Erde genommen war, geschenkt erhalten. Das hatte sie in ihren Bumengarten getragen, sorglich in die Erde gepflanzt und es begossen. Dabei hielt sie nun folgendes Selbstgespräch, das uns der Kinderliederdichter Hoffmann v. Fallersleben in Verse gesetzt hat und das folgendermaßen lautet: (Vorlesen durch den Lehrer.)

Ward ein Blümchen mir geschenket,
Hab's gepflanzt und hab's getränket.
Vögel, kommt und gebet acht!
Gelt! ich hab' es recht gemacht?

Und ich kann es kaum erwarten,
Täglich geh' ich in den Garten,
Täglich frag' ich: „Blümchen, sprich!
Blümchen, bist du bös' auf mich?"

Sonne, laß mein Blümchen sprießen!
Wolke, komm, es zu begießen!
Richt empor dein Angesicht,
Liebes Blümchen, fürcht dich nicht!

Sonne ließ mein Blümchen sprießen,
Wolke kam, es zu begießen,
Jedes hat sich brav gemüht,
Und mein liebes Blümchen blüht.

Wie's vor lauter Freuden weinet!
Freut sich, daß die Sonne scheinet.
Schmetterlinge, fliegt herbei,
Sagt ihm doch, wie schön es sei!

II. **Verwertung.** Was heißt getränket? Worauf sollen die Vögel acht geben? Was heißt „gelt!"? So viel wie: „Nicht wahr?" Sprießen = heranwachsen und gedeihen. Was soll das welke Blümchen thun? Sein Angesicht, seine Knospen, seine Blüte emporrichten. Was meint wohl das Mädchen, warum das Blümchen das Köpfchen hängen läßt? Weil nun das Blümchen nicht gleich in drei oder vier Tagen blühete, wie frug sie es darum? Als sie dann wieder eines Morgens in den Garten kommt, blüht das Blümchen endlich. Wofür hält sie da die beiden Tautropfen in dem Kelche der Blüte? Für zwei Freudenthränen. Worüber, meint sie, freut sich das Blümchen? Wen ruft sie endlich herbei? Was sollen dann die Schmetterlinge ihrem Blümchen sagen?

I. **Vorbereitung.** In einem andern Blumengarten steht ein lieber, kluger Knabe während der ersten Blütentage des Lenzes. Auch er hat die Blumen so gern und erfreut sich ihrer von Herzen. Im Anschauen der Blumenpracht vertieft, hält er folgendes Selbstgespräch, das ein anderer Kinderliederdichter, Wilhem Hey, in schöne Verse gebracht hat und das also lautet:

B. Die Blumen.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang S. 10.

Wer hat die Blumen nur erdacht?
Wer hat sie so schön gemacht,
Gelb und rot und weiß und blau,
Daß ich meine Lust dran schau'?

Wer hat im Garten und im Feld
Sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
Blüht nun alles auf einmal.

Wer ist's, der ihnen allen schafft
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgentau hinein,
Schickt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ
Duften noch so schön und süß,
Daß die Menschen, groß und klein,
Sich in ihren Herzen freun?

Wer das ist, und wer das kann
Und nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
Der die lieben Blumen schafft.

II. **Vermittlung.** (Umbildung der Fragen mit verändertem Ausdrucke.) Wer hat sich die Blumen nur ausgedacht, sie erfunden? Wer hat ihnen die verschiedenen Farben gegeben, daß sie uns so hoch erfreun? Wer hat sie alle auf einmal hervorgerufen? Vor vier Wochen war im Garten noch alles grau und kahl. Wer läßt nun alles auf einmal blühen? Wer versorgt ihre Wurzeln mit frischen Säften? Wer begießt sie mit Morgentau und sanftem Regen? Wer sendet ihnen die warmen Sonnenstrahlen? Wer hat ihnen den schönen Geruch und den süßen Duft verliehen? Wer ist's, der dies alles immer und immer wieder thut?

III. **Vergleichung beider Gedichte miteinander.** (Rede- und Stilübung für die Mittelklasse.) 1. Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten führen die Dichter zwei Kinder, wir nehmen an in dem ersten ein Mädchen und in dem zweiten einen Knaben, redend ein. Beide Kinder befinden sich allein in einem Blumengarten und halten ein Selbstgespräch über die Blumen. Beide lieben die Blumen sehr, freuen sich darüber und haben ihre Lust daran.

2. Verschiedenheiten. Das Mädchen in der ersten Dichtung wendet sich nur an ein einziges Blümchen, betrachtet es und spricht mit ihm, während der Knabe in der zweiten über alle Blumen im Garten und Felde, also über die ganze Gattung nachdenkt. Das Kind in A betrachtet alle Dinge und Wesen in der Natur als Personen und redet dieselben als solche an, während das Kind in B nur über die Blumen im allgemeinen spricht. Was in der Dichtung A als Bitte ausgesprochen ist, das wird in dem zweiten Gedicht nur als Frage aufgestellt; z. B.: „Sonne, laß mein Blümchen sprießen!“ und „Wer schickt den hellen Sonnenschein?“ — „Wolke, komm es zu begießen!“ und „Wer gießt den Morgentau hinein?“ — „Schmetterling, sag ihm doch, wie schön es sei!“ und „Wer hat die Blumen nur so schön gemacht?“ Das Mädchen in der ersten Dichtung läßt bei der Betrachtung der Blume mehr das Gefühl und die Natursinnigkeit vorwalten, während der Knabe in der zweiten Dichtung über die Blumen nachdenkt, Verstand und Vernunft gebraucht und den Grund der Sache zu erforschen sucht. Das Mädchen meint, daß die Sonne und die Wolken das Gedeihen der Blumen bewirken, der Knabe hingegen glaubt und spricht es aus: Das ist Gott in seiner Kraft. R. D.

228. Die sieben Kindlein.

Fr. Adolf Krummacher. Parabeln. Essen 1876. 9. Aufl. S. 144.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenrot aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen. Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!“ Also seufzte die Mutter, denn es war eine Teurung im Lande. — Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rote Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenrot über sie her, daß sie noch schöner erscheinen und wie sieben blühende Röslein ... Mutter, das zeuget uns ja, daß er, der das Morgenrot schafft und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.“ Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viele waren, und sie weinte. Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir bitten und verstehen! Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan, laß uns auch unsern Tageslauf wie sie mit fröhlichem Antlitz beginnen!“ Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt ihren Kindern. Denn der Glaube erhebt das Herz, und die Liebe gewährt Stärke.

I. **Erläuterungsfragen.** Was für Dämmerung unterscheidet man? Wie entsteht sie? Wie zeigte sich der Haus- und Familienvater nebst seinem Weibe (Frau) fromm? Welchen Segen hat der Schlummer oder Schlaf? Was erweckt der Anblick der sieben Kinder in der Mutter? Wie zeigt sich die Sorge? Warum wird ihnen die Ernährung hart oder schwer fallen? Wie und wodurch entsteht die Teurung? Wovon sind die roten Wangen und Bäckchen der Kinder ein Zeichen? Was zeuget (bezeuget), daß Gott getreu und ohne Wandel (ohne Verwandlung und Veränderung) ist? Wie zeigt Gott seine Treue und Wandellosigkeit? Welche Schühchen standen an den beiden Enden der Reihe? Warum? Warum weint die Mutter beim Anblicke der langen Reihe von Schuhen? (Kosten für Kleider und Schuhe.) Was sind die Schuhe für die Füßchen? Wie zeigten die Kinder ihr Vertrauen zu den Eltern? Wie zeigen die Menschen ihr Vertrauen zu dem himmlischen Vater? Warum dürfen wir Gott fest vertrauen? Was sollen wir von der Sonne lernen? Worin besteht der Tageslauf? Wodurch stärkten sich Vater und Mutter? Wann dürfen wir des göttlichen Segens gewiß sein? Welche Kraft hat der Glaube und welche die Liebe? Wie geht das zu?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. In der Schlafkammer am frühen Morgen. Durch die Scheiben strahlt das Morgenrot und färbt alles rötlich. Vater und Mutter haben sich aus den Betten erhoben und ihr Morgengebet verrichtet. In einer Reihe von Betten liegen schlafende Kinder, deren Gesichtchen wie Rosen blühen. An der Thür stehen 14 Schuhe von verschiedener Größe in einer Reihe. Das Antlitz

der Mutter ist sorgenvoll, und Thränen blinken in ihrem Auge. Das Gesicht des Vaters zeigt fröhliche Zuversicht.

2. Personen. Vater und Mutter sind fromm, fleißig, kinderreich, gläubig, liebevoll, die Mutter ängstlich und sorgenvoll, der Vater mutig, fröhlich, gottvertrauend und trostspendend, die Kinder gesund und sorglos. Weise diese Eigenschaften aus der Erzählung nach!

3. Gedankengang. a) Das Erwachen der Eltern am frühen Morgen; b) die Sorge der Mutter um die Ernährung der sieben Kinder; c) der Hinweis des Vaters auf den treuen, allmächtigen Gott, der den Kindern Leben und Gesundheit gegeben; d) die Sorge der Mutter um Kleider und Schuhe der Kinder; e) die Tröstung des Vaters; f) das gesegnete Wirken der Eltern.

4. Eigentümlichkeiten. Die Erzählung ist eine Parabel oder Gleichnisrede zu dem Worte Jesu in der Bergpredigt, Matth. 6, 25 u. f. Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und was ihr trinken werdet, auch nicht für eueren Leib, was ihr anziehen werdet! Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? und der Leib mehr denn die Kleidung? — Die Sprache der Parabel ist ganz biblisch, einfach und ergreifend.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Alle eure Sorge werfet auf den Herrn, denn er sorget für euch. — Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut. — Vertrau auf Gott, er hilft in Not! — Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. — Der erste Artikel und die vierte Bitte. — Wer nur den lieben Gott läßt walten —, Str. 2: Was helfen uns die schweren Sorgen ꝛc. — Str. 7: Sing, bet und geh auf Gottes Wegen! — Hagar mit ihrem verdurstenden Sohne Ismael in der Wüste. — Georg Neumark und seine Gambe.

2. Rede- und Stilübungen. a) Suche biblische Geschichten, in denen wir Menschen in Sorgen, Gott aber mit seiner Hilfe sehen! b) Der Tageslauf eines frommen Elternpaares! c) Suche noch mehr Sprüche, Lieder und Beispiele, die vom Gottvertrauen handeln!

P.

229. I. Kindesdank.

Joh. Peter Hebel, Sämtl. Werke. Karlsruhe 1872. III, S. 485. (Gekürzt.)

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 Kreuzer (alte Scheidemünze mit einem Kreuz, à 4 Pfg., nach unserem Gelde nur 2 Pfg.) arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und doch noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrocke (Kittel von Linnenzeug mit doppelten groben Fäden) erwiderte ihm: „Es

wäre mir übel gefehlt (das fehlte mir noch; es würde mir schlecht gehen), wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen; mit einem Dritteil zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Dritteil lege ich auf Kapitalien an." Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel (Aufgabe zum Erraten). Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." . . Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackeren Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

I. **Erläuterungsfragen.** Was für Fürsten giebt es? Warum ritt der Fürst spazieren? Welche Geschäfte verrichtet der Land- oder Ackersmann? Warum ließ sich der Fürst mit dem Bauer in ein Gespräch ein? Was ist ein Tagelöhner? Wie kam 's, daß der Mann täglich für nur 15 Kreuzer (oder 30 Pfg. nach unserem Gelde) arbeitete? (Er bekam daneben Kost, und alles war damals, im Anfange dieses Jahrhunderts, viel billiger.) Welche Regierungsgeschäfte verrichtet der Fürst? Worüber verwunderte er sich? Wovon glaubte er den frohen Mut abhängig? (Geld.) Wovon hängt er aber ab? (Zufriedenheit.) Woher hatte der Bauer wohl das Zeug zu seinem groben Zwillichkittel? (Selbst gesponnen, selbst gemacht, das ist rechte Bauerntracht!) Wozu brauchte der Tagelöhner bar Geld? Bei wem hatte er Schulden? Was sind Schulden? Bei wem legte er Kapitalien an? Was sind Kapitalien? Warum war das Wort des Landmanns dem Fürsten ein neues Rätsel? Wie waren die „Schulden" des Tagelöhners entstanden, und wie wollte er die Kapitalien anlegen? Warum können die alten Eltern und die Kinder nichts verdienen? Warum ist die Dankbarkeit eine Schuld und die Erziehung ein Kapital? Warum wird das Alter müde genannt? Wie hat der Fürst wohl für die Söhne gesorgt? Wie haben die Kinder des Landmanns den Segen der sterbenden Eltern vollstreckt?

II. **Aufgaben.** 1. Stelle alles, was in der Erzählung bildlich darstellbar ist, zu einem Bilde zusammen! 2. Beweise aus der Erzählung, daß der Tagelöhner fleißig, fröhlich, sparsam, dankbar, klug, unterstützt und gesegnet ist! 3. Gieb den Inhalt der Erzählung in wenigen Sätzen an! (Ein Fürst unterredete sich mit einem fleißigen, frohen Ackersmann. Er konnte nicht begreifen, wie derselbe mit seinem geringen Tagelohn auskäme. Er wunderte sich noch mehr, als er hörte, daß der Landmann damit auch noch Schulden bezahle und Kapitalien mache. Aus Dankbarkeit sorgte er nämlich für seine alten Eltern, und aus Liebe erzog er seine Kinder. Der Fürst freute sich über den braven Mann und unterstützte ihn in der Erziehung seiner Kinder. Die sterbenden Eltern segneten den guten Sohn, und die dankbaren Kinder desselben führten diesen Segen aus.) 4. Führe Sprüche, Sprichwörter und biblische Beispiele zum vierten Gebote an!

Vergleiche: II. „Kindesdank" von Fr. Hofmann!

Ein achtzehnjähriger Mensch, dessen Eltern arme Tagelöhnersleute waren, diente bei einem Bauer. Eines Nachmittags saß er auf seinem Pfluge und ließ seine beiden Ochsen, die von der Arbeit müde geworden waren und sich niedergelegt hatten, ein wenig ausruhen. Da ging ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe vorbei und sagte: „Weißt du es schon, daß deinen Eltern in der vergangenen Nacht die Kuh gefallen ist?" Der Knecht sprang erschrocken von seinem Pfluge auf, und seine Augen standen voll Wasser. Aber er wußte auch sogleich, was er thun wollte. Als er heimgekommen war und seinen Ochsen ihr Futter aufgesteckt hatte, ging er zu seinem Herrn in die Stube und sagte: „Gebet mir eine von euren Kühen. Geld habe ich nicht; aber ich will euch ein ganzes Jahr dafür dienen." Der Bauer nahm den Vorschlag an, und der wackere Sohn führte noch in derselben Nacht die Kuh in aller Stille in den Stall seiner Eltern, ohne ihnen etwas zu sagen. Aber seine Mutter, die am andern Morgen darauf in den Stall kam, erriet sogleich, wer die Kuh gebracht hatte, und trocknete mit der Schürze mehr als eine Freudenthräne.

Ähnlichkeiten. Beide Erzählungen haben dieselbe Überschrift und zeigen uns dankbare Söhne. Letztere sind beide arm, dienen bei Bauern und sind gerade beim Ackergeschäft. An beiden kommt jemand vorüber und läßt sich in ein Gespräch mit ihnen ein. Beide haben noch Eltern, lieben sie, sind ihnen dankbar, sorgen für sie und legen sich deshalb Opfer auf. Beide werden dabei wegen ihrer braven Gesinnung von andern etwas unterstützt. Beide ernten den Segen ihrer Eltern.

Verschiedenheiten. Dort ein rüstiger Mann mit Weib und Kindern, hier ein achtzehnjähriger Jüngling; dort ein Tagelöhner, hier ein Knecht; dort reitet der Fürst vorüber, hier geht ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe vorbei; dort eine Unterredung über den geringen Lohn, hier die Nachricht von dem Verluste der Kuh seiner Eltern. Dort fröhliches Gesicht und heitere Antworten, hier Schreck und nasse Augen. Dort zwei Drittel des Verdienstes für die alten Eltern und die Kinder, hier ein Jahr Dienst zum Ankauf einer Kuh für die Eltern. Dort Unterstützung von dem Fürsten, hier willige Mithilfe des Bauern. Dort Segen der sterbenden Eltern, hier Freudenthränen der Mutter.

Besondere Züge in jeder Erzählung. I. Die Berechnung über die Verwendung der 15 Kreuzer; die Regierungsgeschäfte und Einkünfte des Fürsten; Zwillichrock; Schulden und Kapitalien; die Kinder und die Hoffnung auf ihre Dankbarkeit; der Tod der Eltern; der Dank der Kinder. II. Die müden Ochsen und die Ruhe auf dem Pfluge; das Füttern der Ochsen; das heimliche Überführen der Kuh in den elterlichen Stall; das Finden der Kuh und das Erraten des Gebers durch die Mutter; das Trocknen der Freudenthränen mit der Schürze. P.

230. I. Jägerleben.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 7. Ausg. Hannover 1870. S. 195.

1. Lustig ist das Jägerleben,
Wenn das Hifthorn hell erschallt
Und die Hasen, Füchs' und Rehe
Schüchtern flüchten durch den Wald.

2. Von dem Morgen bis zum Abend
Streif' ich dann im Wald umher,
Auf dem Rücken meine Tasche,
Unterm Arme das Gewehr.

3. Wenn's dann endlich graut und dunkelt,
Keine Stimme ruft und hallt, —
Schlafen muß dann auch der Jäger,
Und es schläft mit ihm der Wald.

4. Aber hussa! springt er morgens
Auf von seiner Lagerstatt, —
Sang und Klang von allen Zweigen,
Glanz und Duft auf Blum' und Blatt!

5. Ja, wenn auch die Blätter rauschen
Und es rieselt, reift und schneit,
Bleibt doch warm das Herz des Jägers,
Frühlingsgrün des Jägers Kleid.

Fragen zur Vermittlung des Verständnisses. Woran kennt man schon äußerlich den Jäger oder Förster? Woher stammen die Namen Jäger und Förster? Wozu braucht der Jäger das Hifthorn (kleines Horn, nach seinem Laut, „hift“, wohl von heulen, benannt!)? Welches Hoch-, Nieder-, Rauh-, Schwarz- und Federwild jagt der Jäger? Warum flüchtet das Wild schüchtern oder verschüchtert? Was macht der Jäger von früh bis spät im Walde? Wie unterscheiden sich die rufenden von den hallenden Stimmen? Wann graut es? (Morgen- und Abendgrauen!) Wie schläft der Wald? Warum stößt der Jäger den Ausruf „Hussa“ aus? Wie und wo findet sich Sang und Klang, Glanz und Duft im Walde? Wovon rauschen die Blätter? Was für Wetter wird mit rauschen, rieseln, reifen und schneien angedeutet? Worin besteht die Wärme des Jägerherzens?

II. Schlittenfahrt.

Heinrich Bone, Veilchensamen für Kinder. Köln 1840.

1. Lustig ist die Winterzeit,
Wen es draußen Flocken schneit
Und das Wasser wird zu Eis;
Alles ist da licht und weiß!

2. Lieber Schlitten, komm herfür!
Darfst nun wieder vor die Thür;
Unterm Dach im finstern Gang
Lagest du vergessen lang.

3. Darfst jetzt wieder an das Licht,
Alter Schlitten, freut's dich nicht?
Rühret nicht ein frischer Stolz
Sich in deinem harten Holz?

4. Fliegest du vom Hügel her,
Wird dir keine Last zu schwer;
Lustig sausest du hinab,
Schneller als ein Pferd im Trab.

5. Schlittenfahren, heijuchhei!
Saget mir, was schöner sei?
Fliegt die Locke frisch im Wind,
O wie geht es so geschwind!

6. Nenn' ich keinen Schlitten mein,
Ist's ein Brett, wär's noch so klein;
Wenn der Schnee nur fest und hart,
Taugt es wohl zur Schlittenfahrt.

7. Ob das Näschen frieren mag,
Frisch den ganzen Nachmittag
Fahren wir in Lust und Saus,
Schleichen abends still nach Haus.

8. Kurze Lust und Fröhlichkeit,
Währest nur, solang es schneit.
Ach, wie bald, so schmilzt der Schnee,
Lieber Schlitten, dann ade! —

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Wer spricht das ganze Gedicht? Wann wird auf dem Schlitten gefahren? Was für Schlitten giebt es? (Hand-, Renn-, Holz- und andere Schlitten.) Welches sind die Kennzeichen des Winters? Wie entsteht Eis, Schnee in Flocken und eine helle, weiße Decke für die Erde? Warum darf der Schlitten jetzt herfür (besser: hervor!)? Welche Zeit ist mit „lang vergessen“ ge-

meint? Warum vergessen? Warum im Dunkeln oder Finstern? Als was wird der Schlitten von dem Knaben angeredet? (Als Person, personifiziert!) Warum soll sich „Stolz“ in dem harten Holze des Schlittens regen? Warum nimmt man zum Schlitten „hartes“ Holz? Was kann sogar als Schlitten dienen? Woraus besteht die Last auf dem Schlitten? Was für Gangarten hat das Pferd? Warum ist das Schlittenfahren so schön und geht im „Saus“? Was achten die Knaben dabei nicht? Warum schleichen sie abends still nach Haus? Warum ist die Lust nur kurz? Was geschieht, wenn dem Schlitten ade (Lebewohl) gesagt wird?

II. **Vergleichung der beiden Gedichte.** 1. Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. In dem ersten Gedichte preist ein Jäger das lustige Jägerleben, im zweiten ein Knabe die lustige Schlittenfahrt. Beide sind voll Lust und Fröhlichkeit, stoßen Freudenlaute aus und kennen nichts Schöneres als „Jägerleben“ und „Schlittenfahren“. Beide suchen ihre Lust im Freien. Beide gehen erst beim Abendgrauen heim und achten wenig auf die Ungunst der Witterung.

2. Zeit und Ort. Der Jäger streift das ganze Jahr vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Walde umher, und erst die Dunkelheit führt ihn nach Hause auf seine Lagerstatt (sein Bett). Der Knabe fährt nur im Winter und an den Nachmittagen auf dem Schlitten. Der Schauplatz des Jägerlebens ist der grüne Wald mit seinen Bäumen, Büschen, Blumen, Vögeln und wilden Tieren. Der Schauplatz der Schlittenfahrt ist ein Hügel, von dem die Schlitten rasch hinabschießen auf der glatten Schneefläche, das freie, schneebedeckte Feld und die Eisfläche der Gewässer.

3. Personen. Der Jäger ist ein Mann, der Knabe ein Kind, der Jäger grün-, der Knabe verschiedenfarbig gekleidet, der Jäger mit Jagdtasche, Gewehr (Büchse oder Flinte) und Hifthorn, der Knabe nur mit einem Handschlitten oder einem Brett ausgerüstet, der Jäger bei seiner Berufsarbeit, der Knabe beim Spiele. Der Jäger rufet „hussa“, der Knabe „heijuchhei“. Der Jäger freut sich über Sang und Klang, Duft und Glanz des Waldes, der Knabe muß dies entbehren. Des Jägers Herz schlägt warm das ganze Jahr; der Knabe ist betrübt, daß die Lust so bald endet. Der Jäger redet mit sich, der Knabe mit dem Schlitten.

4. Gedankengang. Dort flüchtet das Wild, hier wird der Schlitten vorgezogen. Dort wird die Jagdausrüstung, hier der Schlitten, dort das Umherstreifen, hier die Schlittenfahrt, dort die Erneuerung am Morgen, hier das stille, müde Ende am Abend, dort die Freude über die Dauer, hier der Schmerz über die kurze Dauer beschrieben.

III. **Rede- und Stilübungen.** a) Die Freuden des Jägerlebens. b) Die Freuden des Winters. c) Beschreibe die Jagd auf dem Anstande! d) Beschreibe genau die Schlittenfahrt! e) Suche andere Gedichte über das Jägerleben und das Schlittenfahren! f) Was erzählt die biblische Geschichte von Jägern und vom Winter? P.

231. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Friedrich Rückert. Gedichte 1872. S. 58.

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
In gutem und schlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. „Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an.
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein;
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz,
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

4. Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldnen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blätter dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich.
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's aufgewacht:
Da hatt' es glasene Blätter fein;
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert so."

7. Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;
Da hat es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht und spricht:
„Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch'."

10. Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keine Blätter mehr,
Weder grüner, noch roter, noch gelber;
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln."

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein
Und lacht und lacht!
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht sich aber nichts daraus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann.
Geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

I. **Vermittlung.** Str. 1 enthält die Einleitung, in welcher uns das unzufriedene Tannenbäumchen vorgestellt wird. Es stand im Walde „in gutem und schlechtem Wetter“. Während die Laubbäume im Winter ihre Blätter verlieren, hat das Bäumchen den Vorzug, seine Nadeln zu behalten, und da diese Nadeln stechen und den ganzen Baum „von unten bis oben“*) bedecken, so rührt niemand das Bäumchen an, es bieten demnach die Nadeln ihm Schutz. Aber gerade das war dem Bäumchen ärgerlich; es wollte gern angefaßt und geachtet sein, denn das wäre, wie es meint, doch schön.

Str. 2. Das Bäumlein wünscht sich goldene Blätter. Es ist nicht nur mit den Nadeln unzufrieden, sondern es will gleich die kostbarsten Blätter haben, die es giebt — goldene.

Str. 3. Es bekommt die goldenen Blätter. Nun ist es stolz, ob aber zufrieden? Das wird sich finden.

Str. 4. Der Jude nimmt dem Bäumchen die goldenen Blätter wieder ab. Warum der Dichter gerade „der Jude“ sagt, scheint keinen besonderen Grund zu haben, denn andere hätten sich die goldenen Blätter wohl auch abgepflückt und eingesteckt.**)

Str. 5. Das Bäumchen wünscht nun Blätter von Glas. War es früher unzufrieden mit den Nadeln, so ist es nun jetzt schon voll Scham und voll „Grämen, das Grämen aber bereitet Schmerzen“.

Str. 6. Das Bäumlein bekommt nun auch über Nacht glasene Blätter. Jetzt ist es zufrieden, denn kein Baum ist so schön, und „kein Baum im Walde glitzert so“. („Glasene“ ist der wenig gebräuchliche Ausdruck für „gläserne“, und „glitzern“ heißt: wiederholt blitzend funkeln.)

Str. 7. Der Wind nimmt dem Bäumchen die Blätter von Glas. So schön die glasenen Blätter auch glitzern und glänzen, der Wind, der durch alle Bäume fährt, zerbricht die glasenen Blätter und wirft sie ins Gras, während die Blätter der anderen Bäume unbeschädigt bleiben.

Str. 8. Das Bäumchen wünscht nun grüne Blätter. Es wird schon etwas bescheidener, erst wünscht es die kostbarsten, dann die glänzendsten und nun solche Blätter, wie sie alle Laubbäume haben. Es war zuerst mit den Nadeln unzufrieden, dann grämte es sich über den Verlust der goldenen Blätter, und nun trauert es um die glasenen Blätter, also sein Schmerz ist nicht geringer, sondern größer geworden.

Str. 9. Das Bäumchen erhält die gewünschten grünen Blätter. Nun lacht es aus Freude darüber, daß es ebenso schöne Blätter hat wie die andern Bäume.

Str. 10. Die alte Geiß frißt die grünen Blätter ab. Die letzte Freude hat auch nicht lange gedauert. Die Geiß macht's wie der Jude,

---

*) Colshorn hat in „Des Mägdleins Dichterwald“ hier noch das Wörtchen „halt“ hinzugefügt und dadurch den Reim hergestellt.

**) Gude sagt: Es ist eine prächtige, sicherlich niemand zum Ärgernis gereichende Personifikation der Geldgier in der gleichsam mythischen Figur eines alten Juden mit langem Bart und Geldsack.

„sie fragt nicht viel, sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel“, d. h. vollständig, ohne nur einen Blattstiel übrig zu lassen.

Str. 11. Jetzt endlich kommt das Bäumchen zur Besinnung und Einsicht. Nach dem großen Kummer, den es mit den kostbaren, grünen und glänzenden Blättern gehabt hat, wünscht es seine alten, lieben Nadeln wieder.

Str. 12. Das Bäumchen schläft traurig ein und erwacht wieder traurig; denn nun hofft es kaum noch auf Ersatz. Aber als es sich besieht, hat es doch seine Nadeln wieder, und es lacht. Auch die andern Bäume lachen.

Str. 13. Das Lachen des Bäumchens ist aber ein anderes als das der übrigen Bäume. Bei dem Bäumlein ist es die Freude, und bei den andern ist es Spott über das thörichte Benehmen des Bäumchens. —

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. I. Abschnitt. Str. 1. Einleitung. II. Abschnitt. Hauptteil. Str. 2—12: Die Wünsche des Bäumleins: a) die goldenen Blätter (Str. 2—4), b) die glasenen Blätter (Str. 5—7), c) die grünen Blätter (Str. 8—10), d) die Nadeln (Str. 11—12). III. Abschnitt. Str. 13: der Schluß.

2. Charakterisierung des Bäumchens. Das Bäumlein wird uns geschildert als unzufrieden, begehrlich, ehrgeizig, thöricht, ärgerlich, voller Scham, voll Grämen, stolz, unbescheiden, bescheiden, traurig, lachend, voll Freude, zufrieden ꝛc. (Beweise dafür!)

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Hauptgedanke: Wie das Bäumlein, so sind auch viele Menschen mit ihrem Lose oft unzufrieden. Sie halten das Los anderer für besser als das ihrige; allein gewöhnlich kennen sie nur das Angenehme anderer Stände, aber nicht die Schattenseiten, welche die Erfüllung ihrer Wünsche mit sich bringt. Kommen sie nun in andere Verhältnisse, so gelangen sie schließlich zu der Erkenntnis, daß ihre frühere Lage für sie die geeignetste war. b) Lehren: Sei zufrieden mit dem Lose, welches dir Gott beschieden hat! — Wer ohne Überlegung Wünsche ausspricht, muß viel leiden. — Vergleiche auch die Lehren in dem Gedichte: „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“!

2. Rede- und Stilübungen. a) Welche Wünsche hat das Bäumchen? Wie wurden die Wünsche erfüllt? Welche Verluste erlitt das Bäumchen? b) Weise die Thätigkeiten und Eigenschaften des Bäumchens nach! c) Wodurch unterscheidet sich das Lachen des Bäumchens von dem Lachen der andern Bäume? d) Nachbildung: Vom Mädchen, das andere Kleider hat gewollt. e) Nachbildung: Vom Knaben, der immer etwas anderes werden wollte. f) Vergleichung: Das „Bäumlein“ mit „Blauveilchen“ von F. Förster. (II, Nr. 45.) „Ein kleines Blau-Veilchen“ ꝛc. A. Ähnlichkeiten sind leicht zu finden: Beide sind mit ihrem Schicksale nicht zufrieden, beide wünschen etwas anderes, beide sind traurig ꝛc.

B. Verschiedenheiden: Blau-Veilchen wünscht einen andern Ort, das Bäumchen andere Blätter, Blau-Veilchen: Hügel, Berg, Alp; das Bäumchen: goldene, glasene, grüne Blätter. Blau-Veilchen stirbt, das Bäumchen bekommt seine Nadeln wieder ꝛc. g) Vergleiche das „Bäumchen“ mit dem Gedichte: „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen“! (Nr. 240.) A. Ähnlichkeiten: Beiden gefällt ihre gegenwärtige Lage nicht, beide wünschen etwas anderes, beide erhalten etwas anderes, beiden gefällt das andere nur kurze Zeit ꝛc. B. Verschiedenheiten sind leicht zu finden. W. D.

232. Allerhand Ausreden.

Friedrich Güll. Kinderheimat. Scherz und Ernst. 2. Gabe. Gütersloh. S. 58.

Hausfrau und Magd.

„Hol Wasser, faules Mädchen,
Am Brunnen drunt' im Städtchen!“
„„Womit soll ich denn schöpfen?““
„Mit Eimern oder Töpfen.“
„„Die Eimer aber rinnen so.““
„So stopf sie eben zu mit Stroh!“
„„Das ist zu lang ein gutes Teil.““
„So hack es kürzer mit dem Beil!“
„„Das Beil wird nicht geschliffen sein.““
„So schleif es auf dem Rinnenstein!“
„„Wenn aber drauf kein Wasser rinnt,
Nun sagt, wie fang' ich's an geschwind?““
„Hol Wasser, faules Mädchen,
Am Brunnen drunt' im Städtchen!“

I. **Fragen zum Wort- und Sachverständnis.** Wo wird nach Strophe 1 die Hausfrau gewohnt haben? In einem hochgelegenen Stadtteile, wo es keine Brunnen gab. Wo wird wohl der Brunnen gestanden haben? Auf dem Markte. Was wird es nach Str. 2 für ein Brunnen gewesen sein? In welcher Jahreszeit wird nach Str. 3 die Handlung stattgefunden haben? Im heißen Sommer. Warum? Wie waren die Eimer? Sie waren verlechzt. Wie nennen wir den Rinnenstein auch noch? Schleifstein. Warum sagt der Dichter wohl Rinnenstein? Weil beim Schleifen Wasser auf den Stein rinnen muß. Wer kann einen andern Grund angeben? Weil der Stein in einem Troge mit einer tiefen Rinne hing, die beim Schleifen teilweise mit Wasser gefüllt sein muß. Was verstehen wir aber unter Rinnstein? Was hatte die Magd bei jedem Befehle der Hausfrau? Eine Ausrede. Wie ist der, welcher stets Ausreden weiß, wenn ihm etwas befohlen ist? Ungehorsam und widerspenstig. Wie wird hier das Mädchen genannt? Faul, träge. Was gefällt euch an dem Mädchen nicht?

II. **Verwertung.** 1. Mahnung. Dein Gehorsam sei pünktlich und schnell! Meide unnütze Ausrede! 2. Sprichwort. Träger Gehorsam weiß viel Ausreden. Gute Ausrede ist drei Batzen wert. (Simrocks Sprichwörter S. 35.) 3. Verwandtes. Till Eulenspiegel war das

Gegenteil der faulen Magd. Er führte jeden erhaltenen Befehl wörtlich aus. (Laß Beispiele angeben!) 4. Eigentümlichkeit des Gedichts. Dasselbe gleicht einer Kette oder einem Ringe. Ein Glied, ein Vers greift immer in den vorigen und der letzte wieder in den ersten. R. D.

233. I. Maienglöckchen und die Blümchen.

Hoffmann v. Fallersleben. Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 200.

I. **Vorbereitung.** In einem Waldthale blüht am Bergeshange die erste Maiblume. Weil ihre weißen, duftigen Blüten die Form eines Glöckchens haben, so heißt sie auch Maiglöckchen. Wenn der milde Frühlingswind weht, so baumeln die Glöckchen hin und her, als ob sie geläutet würden. Da sie aber stumm sind, so leihen sie gleichsam von der Nachtigall im Gebüsche den flötenden Ton und laden alle Blumen zum Reigen oder Tanze ein. Und wirklich, da tauchen überall Blumen in allerlei Farben auf; blau sind Vergißmeinnicht, Ehrenpreis und Akelei oder Glockenblume, gelb die Primeln und Osterblumen, weiß die Gänseblümchen und rot die Herbst-Zeitlose, die aber im Herbste blüht und im Frühjahre Samen trägt. Maiglöckchen macht sogleich (im Nu) Musik oder spielt auf, und der fröhliche Tanz geht los, indem der Wind die Köpfchen hin und her bewegt. Sogar der stille Mond am Himmel hat seine Freude daran. Doch wie ehemals die Raubritter oder Junker über die friedlichen Kaufleute herfielen, so fällt in der Nacht ein Frost (Junker Reif) auf die Blümlein. Traurig hängen sie die Köpfchen und verstecken sich im Grase. Doch bald erheben sie sich wieder, Maiglöckchen zuerst. Aufs neue läutet es zum Frühlingsfeste, lauter als das erste Mal. Man glaubt das Bimbambum der Klöpfelchen zu hören. Da kommt alles heraus zum Tanze. Auch mich leidet's nicht länger in der Stube. Ich muß hinaus und muß dem Tanze der Blumen zuschauen.

II. Vorlesen, Abfragen und Einlesen.

1. Maiglöckchen läutet in dem Thal,
Das klingt so hell und fein.
So kommt zum Reigen allzumal,
Ihr lieben Blümelein!

2. Die Blümchen blau und gelb und weiß,
Die kommen all' herbei,
Vergißmeinnicht und Ehrenpreis,
Zeitlos und Akelei.

3. Maiglöckchen spielt zum Tanz im Nu,
Und alle tanzen dann,
Der Mond sieht ihnen freundlich zu,
Hat seine Freude dran.

4. Den Junker Reif verdroß das sehr,
Er kommt ins Thal hinein.
Maiglöckchen spielt zum Tanz nicht mehr,
Fort sind die Blümelein!

5. Doch kaum der Reif das Thal verläßt,
Da rufet wiederum
Maiglöckchen zu dem Frühlingsfest
Und läutet bim bam bum.

6. Nun hält's auch mich nicht mehr zu Haus,
Maiglöckchen ruft auch mich:
Die Blümchen gehn zum Tanz hinaus,
Zum Tanze geh' auch ich.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Maiabend im Waldthale. Allerlei Blumen. Der Mond am Himmel. Der Reif auf dem Grase. Der Spaziergänger.

2. Charakteristik. Zeige, daß Maiglöckchen läutet, klingt, einladet, aufspielt, schweigt, wieder ruft, daß die Blümchen blau, gelb, weiß, tanzlustig, erschrocken, verschwunden, wiedergekommen, der Mond freundlich, der Reif tückisch und verdrossen, der Spaziergänger teilnehmend ist!

3. Gedankengang. Str. 1. Maiglöckchen ladet zum Tanze ein. Str. 2. Die verschiedenen Blumen kommen. Str. 3. Der Mond sieht ihrem Tanze zu. Str. 4. Der Reif verscheucht die Blumen. Str. 5. Maiglöckchen ladet abermals zum Frühlingsfeste ein. Str. 6. Alle kommen, selbst der Mensch.

4. Eigentümlichkeit. Maiglöckchen, Blumen, Mond und Reif sind wie Menschen behandelt (personifiziert), denken, reden und handeln wie diese. Beweise das!

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Freuet euch mit den Fröhlichen! Wenn alles zu neuem Leben erwacht, soll das Menschenherz nicht kalt und tot bleiben. Mißgönne andern ihre Freuden nicht, freue dich darüber, ja teile sie! „Und dräut der Winter noch so sehr —."

2. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe kurz das Maiglöckchen! b) Ordne die Frühlingsblumen nach der Farbe! c) Führe Gedichte an, in denen Dinge der Natur personifiziert sind! d) Der Mai in Liedern!

Vergleiche damit:

II. Maienglöckchen.

Adolf Schults, Gedichte. Iserlohn 1863. S. 29.

Maienlilie, kannst du sagen,
Warum du mußt Glöcklein tragen?
„König Mai wird kommen heute,
Und ich muß es mit Geläute
Allen Blumen eilig künden
In den Wäldern, in den Gründen,
Daß sie mögen blühend stehen,
Wenn er wird vorübergehen."

Ähnlichkeiten. Beide Gedichte führen uns in den Mai und in den Wald. Beide verherrlichen die Maiblume als Herold (Boten) des Frühlings. Beide zeigen die Blumen in ihrer Blütenpracht.

Verschiedenheiten. Dort heißt die Maiblume Maiglöckchen, hier Maililie. Dort wird das Frühlingsfest, hier die Ankunft des Königs Mai gefeiert. Dort ladet Maiglöckchen zum Tanze und spielt selbst dazu auf, hier mahnt es nur zum würdigen Empfange des Königs. Das Frühlingsfest wird mit Tanz, die Ankunft des Königs mit Blütenschmuck gefeiert. Dort fällt der Reif tückisch dazwischen, der Mond freut sich, und der Mensch hält mit. Hier ist davon nichts gesagt. P.

234. I. Die drei Räuber.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Augsburg 1861. Bd. 16, S. 216.

Drei Räuber ermordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch den Wald reiste. Sie brachten die ge-

raubten Schätze in ihre Höhle und schickten den jüngsten von ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen. Als er fort war, sprachen die beiden zu einander: „Was sollen wir diese großen Reichtümer mit diesem Burschen teilen? Wenn er zurückkommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Anteil uns zu." Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! Ich will meine zwei Gefährten vergiften, so bleibt der Reichtum mir allein." Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift in den Wein und kehrte damit zurück. Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu und stießen ihm ihre Dolche ins Herz, daß er tot zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie tot.

I. **Erläuterungsfragen.** Was treiben die Räuber, und wo hausen sie meistens? Was thaten die Räuber bei Jericho mit dem Wanderer? Wie fiel der Kaufmann in die Hände der Räuber? Warum ermordeten sie ihn auch? Warum hausen die Räuber in einer Höhle? Warum heißen die Speisen „Lebensmittel"? Warum heißen die Räuber „Gefährten" und „Spießgesellen"? Was hatte sie nicht zusammengeführt? was aber? Welche Gedanken haben die beiden und der eine Räuber übereinstimmend? Was für Waffen giebt es außer dem Dolche (einer messerartigen und zweischneidigen Stichwaffe)? Wofür war der Tod die gerechte Strafe? Was wird mit den aufgehäuften Schätzen geschehen sein? Wer fand wohl die toten Räuber und die Schätze?

II. **Aufgabe.** Unterstreichet bei eurer Abschrift der Erzählung die zu betonenden Wörter!

II. Die zwei Sperlinge.

Aug. Gottlieb Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 195.

In einem trockenen Mißjahre quälte der Hunger zwei Sperlinge hart; beide fühlten sich schon dem Verschmachten nahe. „Sammle noch einmal alle deine Kräfte, lieber Bruder," sprach der schwächste von ihnen, „flieg umher und sieh, ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckst! Ich flöge gern mit, aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bring auch mir etwas davon! Aber nur bald, denn sonst hat der Hunger mich umgebracht!" Der stärkere versprach es und flog aus. Das Glück war ihm günstig; er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. „O," rief er, „geborgen ist nun mein Freund und ich!" Er flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich und stillte seinen Hunger bis zum Übermaß. — Eine Stunde verfließt; die Sonne senkt sich zum Untergange. Er will jetzt, mit einigen Kirschen beladen, zu seinem Freunde fliegen. „Doch nein, nein," denkt er wieder, „noch bin ich selbst zu matt, noch will ich diese Kirsche verzehren und dann jene." So fährt er fort, so flattert er von Ast zu Ast, bis die Dunkelheit ihn überrascht und er einschläft. Erst am Morgen erwacht er wieder und eilt nun wirklich zu seinem verlassenen Bruder. Er findet ihn auf dem Rücken liegend und tot.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie verhalten sich Trockenheit, Miß- oder Fehlernte, Teurung und Hungersnot zu einander? Warum heißen die zwei Sperlinge „Brüder"? Welche Ausdrücke für „Futter" giebt es? Woraus geht hervor, daß der stärkere Spatz „übermäßig" gefressen hatte? Wie zeigt sich seine Gutmütigkeit und wie sein Leichtsinn? Warum

schlief er ein? Warum verschob er die Rückkehr? Wie wurde er für seine Genußsucht, seine Trägheit und seinen Leichtsinn bestraft?

II. **Vergleichung**. 1. Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. Drei Räuber berauben einen Kaufmann, schicken den jüngsten nach Lebensmitteln in die Stadt, beschließen aus Habgier dessen Ermordung, sterben aber selbst an dem vergifteten Weine des Ermordeten. — Zwei Sperlinge sind in großer Not; der stärkste wird nach Futter ausgeschickt, findet Kirschen, labt sich daran, vergißt aus Trägheit und Genußsucht die rechtzeitige Rückkehr und verschuldet so den Hungertod seines Bruders. — Hier wie dort Mangel an Nahrungsmitteln und Sendung eines Boten danach. Hier wie dort verschuldet Gier und Selbstsucht den Tod anderer. Hier wie dort schwelgen einzelne; hier wie dort tritt ein qualvoller Tod ein. Grundgedanke: Wer von dem Wege der Pflicht weicht und auf dem Pfade der Selbstsucht geht, findet und giebt nie Glück.

2. Ort der Handlung. Dort der Wald und eine Höhle, der Bote in der Stadt, in den Läden und auf dem Wege; hier ein ausgedörrtes, kahles Feld und der Bote auf einem fruchtbeladenen Kirschbaume.

3. Personen. Dort drei Räuber, also Menschen, hier zwei Sperlinge, also Vögel. Dort Reichtum, hier Mangel; dort Verbrecher, hier Dulder. Jene raubgierig, diese hungrig; jene hinterlistig, diese offen; jene grausam, hier einer leichtfertig; jene alle gerecht mit dem Tode bestraft, hier einer unschuldig gestorben, der andere von Reue gequält.

4. Gedankengang. Dort ermorden und plündern drei Räuber einen Kaufmann, hier bedroht der Hunger zwei Sperlinge mit dem Verschmachtungs-Tode. Dort liegen die geraubten Schätze in einer Höhle aufgehäuft, hier ist von Mißwachs alles öde und leer. Dort wird der jüngste Räuber, hier der stärkste Spatz nach Lebensmitteln ausgeschickt. Jener geht, dieser fliegt. Dort warten die zwei Diebsbrüder gierig auf den Boten, um ihn zu ermorden und seinen Anteil an den Schätzen zu gewinnen, hier wartet der schwächste Bruder sehnlichst auf den stärkeren, um ihn und seine Gaben mit Dank und Freude zu empfangen. Dort findet der Bote die Speisen, vergiftet aber den Wein; hier findet der Spatz Kirschen und labt sich selbst weidlich daran. Dort bringt der jüngste Räuber seinen Gefährten die Speisen und Getränke; hier vergißt der Bote die Heimkehr. Jenen treibt die Raubgier, diesen hält die Genußsucht. Dort wird der Bote ermordet, hier sinkt er in süßen Schlaf. Dort trinken sich die Mörder den Tod, hier stirbt der Wartende vor Hunger. Dort helfen die Schätze keinem, hier die Kirschen nur einem etwas. Dort wird der ungetreue Bote mit dem Tode, hier mit Schmerz und Reue bestraft.

5. Nutzanwendung. Dort: Wie du mir, so ich dir! Wer Wind säet, wird Sturm ernten! Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn! Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Hier: Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht! Der Weg zur Hölle ist mit

guten Vorsätzen gepflastert! Der Leichtsinn ist oft so schlimm wie die Bosheit! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! —

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Vergleiche damit die Fabel „Untreue oder Maus und Frosch“!

2. Nachbildung: Hühnchen will an einem Nußkern ersticken. Der Hahn läuft nach Wasser, um den Kern hinunter zu spülen. Er läßt sich auf dem Wege mit einem andern Hahn in einen Kampf ein und labt sich dann auf einem Weizenfelde; er kommt deshalb mit dem Wasser zu spät; das Hühnchen ist erstickt. P.

235. Waldvögelein.

Str. 1 Volkslied, G. Scherers Jungbrunnen. Berlin 1875. S. 234. Str. 2 und 3 von H. Kletke.

1. Ich ging durch einen grasgrünen Wald,
Da hört' ich die Vöglein singen;
Sie singen so jung, sie singen so alt,
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hör' ich so gerne singen.

2. O sing nur, singe, Frau Nachtigall!
Wer möchte dich, Sängerin, stören?
Wie wonniglich klingt's im Wiederhall!
Es lauschen die Blumen, die Vögel all'
Und wollen die Nachtigall hören.

3. Nun muß ich wandern, bergauf, bergab,
Die Nachtigall singt in der Ferne.
Es wird mir so wohl, so leicht am Stab,
Und wie ich schreite hinauf, hinab:
Die Nachtigall singt in der Ferne!

I. **Erläuterungsfragen.** Wer ist „ich“? Warum muß es ein Wanderer sein? Warum wandert man? Warum heißt der Wald „grasgrün“? Nenne Singvögelein im Walde! Wer ist jung und wer alt? Warum hört der Wanderer sie gerne singen? Warum heißt die Nachtigall „Frau“? Warum heißt sie die „Königin der Sänger“? Wodurch stört man sie in ihrem Gesange? Um welche Tageszeit singt sie am schönsten und meisten? Wie weckt ihr Lied den Wiederhall? Warum heißt es „wonniglich“? Wie können die Blumen und Vögel „lauschen“, d. h. gespannt hören? Wie kommt's, daß die Nachtigall jetzt in der Ferne singt? Wodurch entsteht das „hinauf und hinab“? Was nützt dem Wanderer der Stab? Wodurch wird dem Wanderer wohl und leicht?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist ein taufrischer Frühlingsmorgen. Der Wald prangt im grünen Blätterschmucke, und in dem Grase blühen Frühlingsblumen. Ein Wanderer mit dem Ränzchen auf dem Rücken und dem Stabe in der Hand schreitet rüstig durch den Wald, bald auf den Hügel hinauf, bald in das Thal hinab. Oft bleibt er lauschend stehen, um den lieblichen Gesang der Singvögel in den Zweigen, besonders aber den Gesang der Nachtigall im Gebüsch am Ufer eines Baches zu hören.

2. Charakteristik. Wie sind und was thun: der Wald, der Wanderer, die Vögelein, die Blumen, Frau Nachtigall?

3. Gedankengang. Str. 1. Das Konzert der Singvögel im Walde. Str. 2. Der wundervolle Gesang der Nachtigall. Str. 3. Weg und Stimmung des Wanderers und das allmähliche Verhallen des Nachtigallenliedes.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche dies Gedicht mit „Wandersmann und Lerche"! b) Suche andere Gedichte, die von der Schönheit eines Frühlingsmorgens und von dem Gesange der Vögel handeln! c) Der Wanderer soll seinen Morgengang durch den Wald schlicht erzählen! P.

236. Drescherlied.*)

Joh. Heinr. Voß. Sämtl. poetische Werke. Leipzig 1835. S. 173.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Im Herbst und Winter wird auf den Dörfern in den Scheunen unter lautem Klippklapp der Dreschflegel das Getreide aus den Hülsen gedroschen (geschlagen). Im Sommer sind die Mandeln oder Hocken (Garbenhaufen) vom Felde als reiche Segenslast auf dem Wagen eingefahren worden. Oft brachen fast von der Last die Achsen, an denen sich die Räder drehen. Die Garben liegen in der Banse, einem Fache oder Raume in der Scheune neben der Tenne, bis zum Dache aufgehäuft oder in einem Schober (aufgeschichtetem Garbenberge) vor der Scheune oder im Felde. Die Tenne oder Diele besteht aus festgestampftem Lehm. Hier werden die Garben aufgebreitet; mit den Dreschflegeln werden im Takte die Körner ausgeklopft, dann geworfelt, d. h. durch Fortwerfen von der Spreu oder den Hülsen gereinigt, in Säcke gesteckt, aufgehuckt (huckepack) und in die Mühle gebracht. Den Hafer bekommen die Rosse für ihre treue Arbeit im Sommer. Das Stroh (Halme) wird den Kühen gestreut, damit sie warm liegen. Auch die Vögel (Hennen oder Hühner, Krähen oder Raben und Sperlinge) holen ihr bescheidenes Teil Speise von der Tenne. Wenn die Schule aus ist, kommen gern die Kinder in die Scheune, wälzen sich auf dem Stroh und singen den Dreschern das Drescherlied vor.

1. Klipp und klapp! dreschet auf und ab!
Hochgehäuft zum Dache, liegt das Korn im Fache,
Und ein Schober steht vor der Scheun' erhöht.

2. Klipp und klapp! dreschet auf und ab!
Weizen, Gerst' und Roggen stand in langen Hocken,
Daß die Achse fast brach von Segenslast.

3. Klipp und klapp! dreschet auf und ab!
Von der Worfeldiele eilt das Korn zur Mühle;
Lustig huckepack eilet Sack auf Sack.

4. Klipp und klapp! dreschet auf und ab!
Wiehert, Ross', im Stalle! Hier ist Korn für alle,
Fetter Hafer sei Dank für eure Treu!

---

*) Ursprünglich: „Dröscherlied", und „dröschet auf und ab!" Str. 3 ist weggelassen; sie lautet: „Unsre Händ' erstreben Menschenkraft und Leben, daß, von Freude satt, jauchze Dorf und Stadt."

5. Klipp und klapp! dreschet auf und ab!
Ihr, für Milch und Butter, schwelgt, ihr Küh', im Futter,
Wiederkäut und froh brummt im warmen Stroh!

6. Klipp und klapp! dreschet auf und ab!
Sperling, Kräh' und Henne, hüpft getrost zur Tenne!
G'nug hat Gott beschert, der die Vögel nährt.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Wintertag. Bauernhof. Offene Scheuer. Getreide in der Banse bis unter das Dach. Auf dem Hofe ein Schober (Feimen). In der Remise der Erntewagen, Pflug und Egge. Auf der Tenne aufgebreitete Garben. Drescher bewegen im Takt die Dreschflegel. Hühner, Raben und Sperlinge nähern sich der Scheune. Im Stalle brummen Kühe und wiehern Pferde. In der Nachbarschaft klappert eine Mühle.

2. Personen. Wie sind und was thun: die Drescher, der Müller, die Rosse, die Kühe, die Vögel und Gott der Herr?

3. Gedankengang. Str. 1. Es giebt Getreide die Fülle. Str. 2. Die Wagenachse brach fast beim Einfahren des Segens. Str. 3. Es wird gedroschen, geworfelt, eingesackt und in die Mühle gebracht. Str. 4. Die Pferde laben sich am Hafer. Str. 5. Die Kühe liegen warm auf Stroh. Str. 6. Die hungrigen Vögel bekommen auch etwas. —

4. Eigentümlichkeit. Der Takt und Ton der Dreschflegel wird durch klipp und klapp und die kurzen Reimpaare nachgeahmt. Jede Strophe fängt mit „Klipp und klapp! dreschet auf und ab!" an, um die fortgehende Thätigkeit der Drescher zum Besten der Menschen und Tiere anzudeuten.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. a) Aller Augen warten auf dich, Herr, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit; du thust deine milde Hand auf und sättigest alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. b) Gott läßt seine Sonne aufgehen über Böse und über Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. c) Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte. — d) Vom Finklein (Nr. 104). — e) Vögel vor der Scheuer (Nr. 145, II).

2. Aufgaben. a) Wo und wie erzählt die biblische Geschichte vom Ernten und Dreschen?

b) Von welchen Teurungen berichtet sie? P.

237. Das Bauernlied.

Matthias Claudius. Sämtl. Werke. 4. Bd. 8. Aufl. Gotha. S. 30. (Gekürzt.)

I. **Vorbereitung.** Wenn mehrere Bauers- (Land- oder Dorfleute) zusammen sind, so singen sie gern. Das geschieht besonders beim Feste des Erntekranzes, beim Erntedankfeste und im Winter in den Spinnstuben. Bei solchen Gelegenheiten singen sie auch wohl das Bauernlied von Claudius. Es handelt von dem Leben und den Arbeiten des Bauers, zählt nacheinander die vielen Gaben des lieben Gottes auf und

preist den guten Geber dafür. Ein Vorsänger singt die einzelnen Strophen, die von den Gaben Gottes handeln, allein vor; am Schlusse jeder Strophe fallen dann alle im Chorgesange ein und singen: „Alle gute Gabe kommt oben her von Gott, vom schönen, blauen Himmel herab.“ Diese immer wiederkehrenden Schlußzeilen gründen sich auf das Bibelwort Jak. 1, 17: Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab von dem Vater des Lichts. —

II. Vorlesen, Abfragen und Einlesen des Liedes.

1. Im Anfang war's auf Erden
Nur finster, wüst und leer,
Und sollt' was sein und werden,
Mußt' es wo anders her.
Alle gute Gabe kam oben her von Gott,
Vom schönen, blauen Himmel herab.

2. So ist es hergegangen
Im Anfang, als Gott sprach,
Und wie sich's angefangen,
So geht's noch diesen Tag.
*) Alle gute Gabe kommt oben her ꝛc.

3. Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land,
Doch Wachstum und Gedeihen
Steht nicht in unsrer Hand.
Alle gute Gabe ꝛc.

4. Der thut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf
Und träuft, wenn wir heimgehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.
Alle gute Gabe ꝛc.

5. Der sendet Tau und Regen
Und Sonn= und Mondenschein,
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künstlich ein.

6. Und bringt ihn dann behende
In unser Feld und Brot.
Es geht durch seine Hände,
Kommt aber her von Gott.

7. Was nah' ist und was ferne,
Von Gott kommt alles her, —
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

8. Von ihm sind Büsch' und Blätter
Und Korn und Obst von ihm,
Von ihm mild Frühlingswetter
Und Schnee und Ungestüm.

9. Er, er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf,
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

10. Er schenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns frisch und rot,
Er giebt den Kühen Weide
Und unsern Kindern Brot.

11. Darum, so woll'n wir loben
Und loben immerdar
Den großen Geber oben; —
Er ist's! und er ist's gar!
Alle gute Gabe kommt oben her von Gott,
Vom schönen, blauen Himmel herab!

III. Erläuterungsfragen. In welche biblische Geschichte verweist uns der Anfang des Liedes? Erzähle den Anfang derselben! Was sollte aus den wilden, wüsten Stoffmassen (Chaos) werden? Woher anders mußte Kraft und Weisheit zur Gestaltung der Erde kommen? Wodurch schuf Gott die Stoffe und bildete die Erde? Was „geht so“ bis diesen Tag? Welches sind die Hauptgeschäfte des Landmannes? Wie zeigt sich das Wachstum (Wuchs) und das Gedeihen? Warum stehen sie nicht in der Hand (Macht) des Bauern? Wer ist in Str. 4 „der“? Wie thut er sich heimlich auf? Was träuft, trieft, tröpfelt? Wovon gehen die Landleute heim? Wie ist der Segen Gottes zart und künstlich in den Himmel wie das Kind in die Windel gewickelt? Wie bringt er ihn behende (geschwind) in das Feld und in das Brot?

*) Wiederholt sich bei jeder Strophe!

Weil der Segen Gottes durch die „Hände des Himmels“ geht, durch ihn vermittelt wird, was ist der Himmel nur? Welche geringen und welche großen Dinge hat Gott erschaffen? Wann giebt's Büsche und Blätter, Korn und Obst, Frühlingswetter, Schnee und Ungestüm? Wann und wie thut Gott den Himmel auf? Was hat das „Vieh“ mit der „Freude“ zu thun? Wovon sind frische, rote Backen ein Zeichen? Was sind wir für die vielen Gaben schuldig? Was ist Gott „ganz und gar“?

IV. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Vom Anfang bis heute, der ganze Jahreslauf. Felder mit Getreide; Weiden mit Vieh; Gärten mit Obst; Wälder mit Bäumen und Büschen; der Himmel mit Sonne, Mond, Sternen, Wolken, Winden; die Dörfer mit fröhlichen Menschen.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten Gottes und der Bauersleute aus dem Liede nachzuweisen!

3. Gedankengang. Str. 1—2. Das Chaos im Anfange und die Schöpfung durch Gottes Wort. Str. 3. und 4. Die Arbeit der Bauern am Lande und Segen und Gedeihen von Gott. Str. 5. und 6. Der Himmel als Vermittler des Segens. Str. 7—9. Die größten und die kleinsten Geschöpfe, das Nützlichste und Zierlichste, Licht, Wind und Wetter sind von ihm. Str. 10. Speise und Trank giebt er allen. Str. 11. Ihn allein sollen wir loben.

4. Eigentümlichkeit in der Form. Das Lied ist eine Ausführung bis ins einzelne von dem angeführten Spruche Jak. 1, 17. Die wiederkehrenden Schlußzeilen heißen Kehrreim oder Refrain.

V. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Tischgebete. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!“ — Ps. 103 und Ps. 104. Sprüche und Lieder, die Gott als Schöpfer und Geber preisen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Zähle nach dem Gedichte die Gaben Gottes auf!

b) Zeige, wie Gott in der Schöpfung seine Allmacht, Weisheit und Liebe kund gethan hat!

c) Was macht das Landleben so schön? P.

238. Die Sternseherin Lise.

Matthias Claudius. Bibliothek der deutschen Klassiker. Bd. VIII, S. 209.

1. Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Wenn niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

2. Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Wie Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur.

3. Und funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann mich satt nicht sehn. . . .

4. Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es giebt was Bessres in der Welt
Als all' ihr Schmerz und Lust.“

5. Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich danach.

I. **Erläuterungsfragen.** Was ist ein Sternseher und was eine Sternseherin? Was ist „Mitternacht“? Worin gleichen die Sterne den Lämmern auf der Flur oder Weide, worin einer Perlenschnur? Welcher Unterschied ist zwischen einem Rudel und einer Reihe? Worin besteht die Herrlichkeit des gestirnten Himmels? Warum wird der Himmel mit einem Zelt verglichen? Was macht uns auf der Erde Schmerz und was Lust und Freude? Wann kann man auf seinem Lager nicht einschlafen? Was ist das „es“, das die Seele sucht und wonach sie sich sehnt? Wo ist es zu finden? Wie finden wir es?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Nacht liegt auf der Erde. Eben stößt der Wächter des Dorfes in sein Horn und verkündigt die Mitternachtsstunde. Alle Lichter in den Häusern sind ausgelöscht, die Menschen zu Bett gegangen. Am Himmel funkeln unzählig viele Sterne. Aus dem Fenster einer Bodenkammer schaut ein stilles Angesicht hinauf zu den Sternen, und ein Händepaar faltet sich zum Gebete.

2. Charakteristik der Sternseherin. Die Sternseherin ist eine fleißige Magd, die bis Mitternacht gearbeitet hat. Sie hat ein sinniges Gemüt, denn sie kann sich nicht satt an den Sternen des Himmels sehen. Sie ist ein frommes Mädchen, denn von dem Schmerz und der Lust der Erde erhebt sie das Herz zu Gott. Ihr Herz sagt ihr das Rechte; sie wirft sich ermüdet aufs Lager, liegt lange sinnend wach, sucht und sehnt sich nach dem unvergänglichen Glück im Himmel.

3. Gedankengang. Str. 1. Nach der Arbeit des Tages betrachtet die Sternseherin die Sterne des Himmels. Str. 2. Sie vergleicht sie mit einem Lämmerrudel und einer Perlenschnur. Str. 3. Sie freut sich über die herrliche Lichterpracht. Str. 4. Sie erhebt ihr Herz über Lust und Schmerz der Erde; Str. 5. sinnt, sucht und sehnt sich nach einem unvergänglichen Glücke. — Grundgedanke: Von der Arbeit, dem Schmerz und der Lust der Erde erhebe deine Augen zu den Sternen und deine Sehnsucht zu Gott!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viele bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buche. Wer einmal in diesem Buche lesen kann, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.“ (Hebel.)

2. Bekanntes und Verwandtes. Vergleiche III in Nr. 31 „Gottes Auge“!

3. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe nach dem Gedichte und nach dem, was du sonst weißt, den gestirnten Himmel! b) Nenne Geschöpfe, die in Rudeln, und solche, die in Reihen ziehen, sitzen oder

stehen! c) Was erzählt die biblische Geschichte von Sternsehern? d) Was haben die Astronomen (Sternkundigen) zu thun? e) Warum kann uns der Blick auf den Himmel beruhigen und erheben? P.

239. Teure Eier.

Joh. Peter Hebel. Sämtl. Werke. Karlsruhe 1853. Bd. II, S. 108.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd' (leer, hungrig) im Magen, und er ließ sich in einem gemeinen Wirtshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eier geben. Als er damit (nämlich mit dem Essen) fertig war, forderte der Wirt dafür 300 Livres (spr. Liwr, = 240 Mark). Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar (selten) seien. Der Wirt lächelte und sagte: „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können!“ Der Fürst lächelte auch und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Wirt in seinem Reiche sich unterstand, solche unverschämte Überforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirtshause vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht.“ Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirtshause vorbeifuhr, sah er kein Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und — das war auch gut.

I. **Erläuterungsfragen.** Was ist mit „seiner Zeit“ gemeint? (Eine gewisse, nicht näher bestimmte.) Wo war der Fürst fremd? Wodurch war die Öde oder Leere im Magen entstanden? Was für Gäste kehrten gewöhnlich in dem gemeinen (gewöhnlichen, Dorf-) Wirtshaus ein? Was bewog den Wirt zu seiner übermäßigen Forderung? (Habgier und die günstige Gelegenheit.) Warum lächelte der Wirt? (Über den erhofften Gewinn und seinen Scherz.) Warum lächelte der Fürst? (Über den Scherz und den Schelm, der die Gelegenheit so benutzte.) Warum war es gut, daß der Fürst das Geld bezahlte? (Man muß sich mit gemeinen Menschen nie herumzanken.) Warum wurde die Sache dem König als „Spaß“ erzählt? Was nahm er sehr übel (wurde darüber erzürnt)? (Die Frechheit eines Wirtes; die Überteurung der Gäste.) Was nennt man Überforderungen? Worin besteht die Gerechtigkeit? (Daß jeder nach Verdienst behandelt werde.) Was zeigt das Wirtshausschild an? Wie sind die Wirtsschilder, und was sieht man darauf? Wie war und wozu diente aber der Schild eines Ritters? Was bedeutete die Entfernung des Wirtsschildes? (Das Haus hat die Gastgerechtigkeit verloren.) Was bedeutete das Zumauern der Thüren und Fenster? (Niemand soll wieder in das Haus gehen, weil es wie eine Räuberhöhle gefährlich ist.) Was ist wohl aus dem Wirte geworden? Wofür ist er hart bestraft worden? (Für seine Unverschämtheit und Ungerechtigkeit und seinen Betrug, ja Raub an einem Gaste.) Warum war das auch gut? (Es war Gerechtigkeit geübt und ein abschreckendes Beispiel für andere gegeben.)

II. **Aufgaben.** a) Was ist spaßhaft und was bitter-ernst in der Erzählung? b) Wie denkst du dir den Schauplatz der Erzählung?

c) Zeige, daß der Fürst reiselustig, hungrig, friedlich, anständig und gerecht, der Wirt habgierig, unverschämt, witzig, gerecht bestraft, der König erzürnt, gerecht und streng war! d) Welche Stellen der Erzählung handeln 1. von der Einkehr des Fürsten, 2. von der unverschämten Forderung des Wirtes, 3. von der witzigen, aber frechen Begründung der Forderung, 4. von der Bezahlung, 5. von dem Unwillen des Königs, 6. von seinem Versprechen, 7. von der Bestrafung des Wirtes? e) Welche Lehren findest du für Herz und Leben in dieser Erzählung? P.

240. I. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

Friedrich Rückert, Gedichte. Frankfurt 1872. S. 57.

1. Denk an! Das Büblein ist einmal
Spazieren gegangen im Wiesenthal;
Da wurd's müd' gar sehr
Und sagt': „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

2. Da ist das Bächlein geflossen kommen
Und hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!"

3. Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt.
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat's gefroren gar sehr;
Es sagt: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

4. Da ist das Schifflein geschwommen kommen
Und hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt!"

5. Aber siehst du! Das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: Da fall' ich einmal.
Da fürcht't es sich gar sehr;
Und sagt: „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

6. Da ist die Schnecke gekrochen kommen
Und hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt!"

7. Aber denk! Die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein ging's langsam zu sehr;
Es sagt: „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

8. Da ist der Reiter geritten kommen,
Der hat 's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!"

9. Aber gieb acht! Das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopst drauf hin und her
Und schreit: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

10. Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch;
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.

11. Das Kind fragt:
„Ist denn das Büblein gestorben?"
Antwort:
„Nein, es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir 'naus und thun's 'runter."

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Dieses Märchen und noch vier andere („Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", — „Vom Bäumlein, das spazieren ging", — „Der Spielmann", — „Das Männlein in der Gans") hat Friedrich Rückert „zum Einschläfern fürs Schwesterlein" gedichtet. Die lieblichen Gedichte werden aber auch von andern Kindern gern gehört und gelesen. Das Schwesterlein, dem diese Märchen erzählt wurden, ist leider frühzeitig als Kind schon gestorben.

Unser Gedicht ist so einfach und verständlich, daß nach einem guten Vorlesen nur wenig zu erläutern bleibt.

Str. 1. Ein Büblein geht spazieren („gangen" anstatt „gegangen" sagt der Dichter des Wohllauts halber) und wird müde. Das ist ihm unangenehm, drum wünscht es: „Wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Str. 2 und 3. Das Bächlein kommt und nimmt das Büblein mit („geflossen kommen" ebenfalls des Wohllauts wegen), was ihm auch anfangs behagt; denn es braucht nicht zu laufen. Aber bald wird ihm die Kälte des Wassers unangenehm, und das Büblein wünscht etwas anderes.

Str. 4 und 5. Das Schifflein kommt und nimmt unser Büblein auf. Nun reist es im Trocknen. Aber auch auf dem schmalen Schifflein gefällt's ihm nicht, weil es fürchtet, ins Wasser zu fallen. Das dünkt ihm gefährlich und ist ebenfalls unangenehm.

Str 6 und 7. Nun kommt die Schnecke, die geht wohl sicher einher, aber gar zu langsam. Das ist wiederum unangenehm.

Str. 8 und 9. Jetzt aber kommt der Reiter und nimmt das Büblein mit aufs Pferd. „Das ging wie der Wind" so schnell. Aber das hopst gar zu sehr, das thut dem Büblein weh; drum muß etwas anderes kommen.

Str. 10. Da das Büblein in allen Bewegungen etwas Unan=

genehmes findet, so hört endlich jegliche Bewegung auf. Der Baum nimmt das Büblein beim Haar und hängt es auf. Nun zappelt es.

Str. 11. Damit es nicht umkommt, wollen wir es morgen wieder 'runter (abgekürzt für herunter) thun.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Gedichts. I. Abschnitt (Str. 1). Einleitung: Spazierengehen macht müde. II. Abschnitt (Str. 2—9). Hauptteil: Andere Bewegungen haben auch ihr Unangenehmes: a) Das Wasser des Baches ist kalt. b) Das schmale Schiff ist gefährlich, denn man kann leicht ins Wasser fallen. c) Die Schnecke kriecht gar zu faul. d) Das Pferd hopst gar zu sehr. III. Abschnitt (Str. 10 u. 11). Schluß: Die Strafe und die Erlösung von derselben.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften des Bübleins. Das Büblein geht spazieren, wird müde, wünscht es immer besser zu haben, findet bei jeder Bewegung etwas Unangenehmes, es friert, es fürchtet zu fallen, es geht ihm zu langsam, zu geschwind, es ist unzufrieden, es schreit, es zappelt. —

III. **Verwertung.** 1. Lehren für Herz und Leben. Wer immer etwas Besseres wünscht und mit dem, was er hat, nicht zufrieden ist, der wird zuletzt bestraft. — Wer gut sitzt, lasse das Rücken. — Zufrieden sein ist Kunst.

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildung: Das Mädchen spielt mit der Puppe, dann mit dem Balle, dann mit dem Sprungseile, endlich mit dem Hündchen, welches es beißt und am Kleide festhält. b) Vergleichung mit dem unten stehenden Gedichte: „Vom Bäumlein, das spazieren ging".

A. Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sind Märchen. Das Büblein sowohl wie auch das Bäumlein wollten es besser haben als früher. Beiden wurde ihr Wunsch gewährt. Beide merkten, daß ihr früherer Zustand besser war als der spätere. Beide mußten viele Unannehmlichkeiten erfahren. Welche? Beide wünschten sich in die alten Verhältnisse zurück. Beiden ging es anfangs gut, später mußten sie ihre unvorsichtigen Wünsche bereuen und wurden bestraft. Auf welche Weise?

B. Verschiedenheiten: In dem ersten Gedichte ist von einem Büblein, im andern von einem Bäumlein die Rede. Das Büblein befindet sich zuerst im Wiesenthal, das Bäumlein im Walde. Dem Büblein kommt das vermeintliche Bessere entgegen (Bächlein, Schifflein, Schnecke, Reiter und Baum). Das Bäumlein sucht sich das Bessere selbst ꝛc.

II. Vom Bäumlein, das spazieren ging.

Friedrich Rückert, Gedichte. Frankfurt 1872. S. 60.

1. Das Bäumlein stand im Wald
In gutem Aufenthalt.
Da standen Busch und Strauch
Und andre Bäumlein auch;
Die standen dicht und enge,
Es war ein recht Gedränge;
Das Bäumlein mußt' sich bücken
Und sich zusammendrücken.

2. Da hat das Bäumlein gedacht
Und mit sich ausgemacht:
Hier mag ich nicht mehr stehen;
Ich will wo anders gehen
Und mir ein Örtlein suchen,
Wo weder Birk' noch Buchen,
Wo weder Tann' noch Eichen
Und gar nichts desgleichen;
Da will ich allein mich pflanzen
Und tanzen.

3. Das Bäumlein, das geht nun fort
Und kommt an einen Ort,
In ein Wiesenland,
Wo nie ein Bäumlein stand;
Da hat sich's hingepflanzt
Und hat getanzt.

4. Dem Bäumlein hat's vor allen
An dem Örtlein gefallen;
Ein gar schöner Bronnen
Kam zum Bäumlein geronnen:
War's dem Bäumlein zu heiß,
Kühlt's Brünnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
War ihm auch zugericht'.
War's dem Bäumlein zu kalt,
Wärmt' die Sonn' es bald.
Auch ein guter Wind
War ihm hold gesinnt;
Der half mit seinem Blasen
Ihm tanzen auf dem Rasen.

5. Das Bäumlein tanzt' und sprang
Den ganzen Sommer lang,
Bis es vor lauter Tanz
Hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
Ist ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,
Das Bäumlein hat keines mehr.
Die einen lagen im Bronnen,
Die andern in der Sonnen,
Die andern Blättlein geschwind
Flogen umher im Wind.

6. Wie's Herbst nun war und kalt,
Da fror's das Bäumlein bald;
Es rief zum Brunnen nieder:
„Gieb meine Blättlein mir wieder,
Damit ich doch ein Kleid
Habe zur Winterszeit!"
Das Brünnlein sprach: „Ich kann eben
Die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe sie alle getrunken,
Sie sind in mich versunken."

7. Da kehrte von dem Bronnen
Das Bäumlein sich zur Sonnen:
„Gieb mir die Blättlein wieder,
Es friert mich an die Glieder!"
Die Sonne sprach: „Nun eben
Kann ich sie dir nicht geben;
Die Blättlein sind längst verbrannt
In meiner heißen Hand."

8. Da sprach das Bäumlein geschwind
Zum Wind:
„Gieb mir die Blättlein wieder,
Sonst fall' ich tot darnieder!"
Der Wind sprach: „Ich eben
Kann dir die Blättlein nicht geben;
Ich hab' sie über die Hügel
Geweht mit meinem Flügel."
Da sprach das Bäumlein ganz still:
„Nun weiß ich, was ich will;
Da haußen ist mir's zu kalt,
Ich geh' in meinen Wald,
Da will ich unter die Hecken
Und Bäume mich verstecken."

9. Da macht sich's Bäumlein auf
Und kommt in vollem Lauf
Zum Wald zurückgelaufen
Und will sich stell'n in den Haufen.
'S fragt gleich beim ersten Baum:
„Hast du keinen Raum?"
Der sagt: „Ich habe keinen!"
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Der hat wieder keinen;
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Es fragt von Baum zu Baum;
Aber kein einz'ger hat Raum.
Sie standen schon im Sommer
Eng' in ihrer Kammer;
Jetzt im kalten Winter
Stehn sie noch enger dahinter.
Dem Bäumchen kann nichts frommen,
Es kann nicht unterkommen.

10. Da geht es traurig weiter
Und friert, denn es hat keine Kleider;
Da kommt mittlerweile
Ein Mann mit einem Beile,
Der reibt die Hände sehr,
Thut auch, als ob's ihn frör'.
Da denkt das Bäumlein wacker:
Das ist ein Holzhacker,
Der kann den besten Trost
Mir geben für meinen Frost.

11. Das Bäumlein spricht schnell
Zum Holzhacker: „Gesell,
Dich friert's so sehr wie mich
Und mich so sehr wie dich.
Vielleicht kannst du mir
Helfen und ich dir.

Komm, hau mich um
Und trag mich in deine Stub'n,
Schür ein Feuer an
Und leg mich dran!
So wärmst du mich,
Und ich dich."

12. Das deucht den Holzhacker nicht schlecht;
Er nimmt sein Beil zurecht,
Haut's Bäumlein in die Wurzel, —
Umfällt's mit Gepurzel.
Nun hackt er's klein und kraus
Und trägt das Holz nach Haus
Und legt von Zeit zu Zeit
In den Ofen ein Scheit.
Das größte Scheit von allen
Ist uns fürs Haus gefallen.
Das soll die Magd uns holen,
So legen wir's auf die Kohlen;
Das soll die ganze Wochen
Uns unsre Suppen kochen.
Oder willst du lieber Brei?
Das ist mir einerlei.

W. D.

241. Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

Matthias Claudius. Werke. Breslau 1777. Bd. IV, S. 141. (Um Str. 2 und 3 gekürzt.)

I. **Vorbereitung.** Es ist ein harter (strenger) Winter. Alles zittert vor Kälte, reibt sich die steifen Finger, eilt nach gethaner Arbeit in die Stube und drängt sich, besonders des Abends, um den warmen Ofen. Draußen ist's finstere Nacht, auf dem Tische aber brennt die traute Lampe. Draußen braust der eisige Wind vorüber, in der Stube aber verbreitet der Ofen eine behagliche Wärme. Den Leuten hinter und neben dem Ofen ist's gar warm und wohl zu Mute. Sie stimmen ein Winterlied an und vergleichen den Winter mit einem rechten, kernfesten und dauerhaften Manne. Er ist ein rechter Mann, weil er keine Furcht kennt, kernfest wie gesundes Eichenholz und von Dauer, weil er sich nicht leicht verjagen läßt. Sein Fleisch ist das wie Eisen feste, kalte Eis und der gefrorene Erdboden. Er läßt sich in seiner Zerstörungsarbeit nicht irre machen durch Süßes oder Saures (durch freundliche oder finstere Gesichter, Bitten oder Drohungen). Er macht sich nichts aus Blumen, die in dem warmen Drange (Triebe, Wehen) des Frühlings hervorgesproßt sind, und aus dem Gesange der Vögel, die von der Frühlingswärme wieder zu uns gelockt worden sind und den lieben, warmen Klang ihrer Lieder ertönen lassen. Er haßt alles, was Leib und Seele erwärmt und erfreut. Er freut sich, wenn die Füchse vor übergroßem Froste recht bellen, das Holz im Ofen in der Kälte knittert, Herr und Knecht, also alle im Hause, sich zitternd und die Hände reibend um den Ofen scharen. Er will sich totlachen vor Vergnügen, wenn Stein und Bein (Felsen und lebendige Wesen) vor Frost zerbrechen, die Eisdecke auf den Gewässern (Teichen und Seen) unter Krachen zerspringt. Das ist die Musik, die ihm gefällt. Sein Schloß (Hauptwohnung) von glitzerndem Eis liegt nach der Gegend des Nordpols am Strande (Rande) des Eismeeres, wo das ganze Jahr Schnee und Eis die Erde und das Wasser bedecken. Doch macht er auch Lustreisen in das Schweizerland, wo er sich auf den hohen Alpenbergen in den Gletschern (Schnee- und Eisfeldern) ein Sommerhaus gebaut hat. An diesen beiden Orten führt er gut Regiment, d. h. er regiert unbeschränkt, ganz nach seinem Gefallen. Zu uns kommt er nur auf der

Durchreise vom Nordpol nach den Alpen. Aber wenn wir den grausigen Gast kommen sehen, so stehen wir erschrocken still, sehen ihn an und zittern vor Frost.

II. **Vorlesen, Abfragen und Einlesen** des Gedichts.

1. Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

2. Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

3. Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

4. Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er tot sich lachen. —

5. Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

6. Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Beschreibe das Winterschloß beim Nordpol, das Sommerhaus in den Alpen und den Aufenthalt des Winters bei uns nach den im Gedichte gegebenen Zügen!

2. Charakteristik. Wie ist der Winter ein rechter Mann, kernfest und dauerhaft, ein Verächter warmer Sachen, schadenfroh, wanderlustig, hart? Was thut er, und was thut er nicht?

3. Gedankengang. Str. 1. Er ist ein eisenfester Mann, Str. 2 haßt alles, was warm ist und warm macht, Str. 3 freut sich über die Frostigen, Str. 4 lacht über die Zerstörungen, Str. 5 hat beim Nordpol sein Winterschloß, in der Schweiz sein Sommerhaus, Str. 6 kommt zu uns auf dem Durchzuge; sein Anblick erkältet uns bis ins Herz.

4. Eigentümlichkeit. Die Jahreszeit Winter ist als Mann behandelt (personifiziert), hat Fleisch und Bein, Eigenschaften und Gewohnheiten, Wohnungen und macht Reisen. Weise die Vergleichspunkte zwischen Mann und Winter nach!

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe die Kleidung des Winters! b) Was haben die Bauersleute im Winter draußen und was in der Stube zu thun? c) Welches sind die Freuden des Winters? d) Wo regt sich im Winter draußen noch Leben? e) Führe Winterlieder und Geschichten an, die sich im Winter zugetragen haben! P.

242. Die kluge Versammlung.

Nach Äsop. Vergl. Äsops Leben und Fabeln von K. Simrock. Frankfurt a. M. Gedruckt in diesem Jahre. S. XIV.

Einst waren die Mäuse in großer Not, denn die Katze fing und tötete alle, welche sich sehen ließen. Als nun die Katze eines Tages ausgegangen war, hielten sie eine Versammlung und berieten, wie sie dem Übel Einhalt

thun möchten. Aber da war guter Rat teuer; die erfahrensten Mäuse bedachten sich vergeblich. Endlich setzte sich ein junges Mäuschen auf die Hinterfüßchen und sagte: „Ich weiß, wie wir es machen. Wir hängen der Katze eine Schelle um, dann können wir sie schon von weitem kommen hören und schnell in unsere Löcher fliehen." Alle Mäuse riefen: „Das ist ein guter Vorschlag, das wollen wir thun," und blickten fröhlich umher. Die Freude war aber von kurzer Dauer, denn eine alte Maus erhob sich und sprach: „Ja, wer wird aber der Katze die Schelle umhängen?" Da riefen alle Mäuse: „Ich nicht! Ich auch nicht!" Und weil kein Mäuschen verwegen genug war, so blieb es beim alten, und die Katze geht heute noch ohne Schelle.

Aufgabe. Unterstreiche in deiner Abschrift die Wörter, welche beim Lesen mit richtiger Betonung hervorzuheben sind! (Zuvor vom Lehrer mit den Schülern durchzugehen!)

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** In welcher Not waren die Mäuse? Warum tötete die Katze alle Mäuse? Woran merkten die Mäuse, daß die Katze ausgegangen war? Wie fanden sie sich zu einer Versammlung zusammen? Wie thut man einer Sache Einhalt? Nenne Beispiele! (Dem Feuer durch Löschen, dem Bach durch einen Damm, dem rollenden Wagen durch Hemmzeug, der Hungersnot durch Verteilung von Speisen ꝛc.) Was nennt man teuer? (Was selten ist und darum viel kostet.) Wie hatten die alten Mäuse ihre Erfahrungen gesammelt? Warum fand ihr Nachdenken kein Mittel der Rettung? (Weil die Katze zu stark, wachsam, listig war.) Warum stellte sich die junge Maus auf die Hinterfüße? (Um sich sehen zu lassen und sich recht wichtig zu machen.) Wie unterscheidet sich die Schelle (hohle Metallhalbkugel zum Schellen) von der Glocke? Was sind Fuß-, Hand- und Maulschellen? Warum klang der Rat gut und hatte den Beifall der Menge? (Weil er den Mäusen eine sichere Rettung versprach. Gerade die geräuschlose Annäherung der Katze ist das Verderben der Mäuse.) Warum war er aber herzlich dumm? (Weil es für die schwachen Mäuse unmöglich war, der starken und gewandten Katze eine Schelle anzuhängen; das vorgeschlagene Mittel beruhte also auf einer unmöglichen, unerfüllbaren Vorbedingung.) Wie zeigt sich die Verwegenheit? (Sie stürzt sich tollkühn in die Gefahr, ja in das gewisse Verderben, wagt alles und achtet kein Bedenken.) Warum müßte die Versammlung nicht eine kluge, sondern eine thörichte genannt werden?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Weil so viele Mäuse bei einander sind, muß sich die Handlung wohl in einer Scheuer oder auf einem großen Speicher zugetragen haben. Strohbündel oder Geräte liegen umher. An den Wänden sind Löcher, aus denen die Mäuse gekommen sind.

2. Personen. Die Katze ist wachsam, stark, raubgierig, erbarmungslos; die Mäuse sind schwach, furchtsam, bedrängt, versammelt, ratlos; die junge Maus ist eitel, vorschnell und dumm, die alte erfahren und spöttisch, die Menge

thöricht, wankelmütig, verblendet. Beweise diese Charaktereigenschaften aus der Fabel!

3. Gedankengang. I. Die Not der Mäuse. II. Die fruchtlosen Beratungen. III. Der kecke Rat der jungen Maus. IV. Der Beifall der Menge. V. Der Einwand der alten Maus. VI. Die Fruchtlosigkeit der Versammlung.

4. Grundgedanke. Der Ausdruck „Wer will der Katze die Schelle umhängen?“ bedeutet: „Wer hat den Mut, einem Mächtigen bittere Wahrheiten zu sagen oder ihm etwas Übles anzuthun?“

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Raten ist leichter als Thaten! Das beste Mittel bleibt nutzlos, wenn man nicht Mut, Kraft und Geschick hat, es ordentlich anzuwenden.

2. Verwandtes. Was hilft es, daß man viel gelobe? In Thaten liegt die beste Probe. „Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.“ Als dem König David ein geliebtes Kind gestorben war, hatte kein Diener den Mut, es ihm zu sagen, bis er es aus ihrem Geflüster merkte. „Wer will dem Löwen seinen Raub wehren?“ Johannes der Täufer hatte den Mut, dem Könige Herodes und der Herodias die Wahrheit zu sagen.

3. Rede- und Stilübungen. a) Suche Beispiele, in denen jemand mutig den Mächtigen die Wahrheit sagt! (Elia dem Ahab, Nathan dem David, Christus den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, Paulus dem Hohenpriester 2c.) b) Suche Fabeln, in denen von Mäusen oder Katzen die Rede ist! P.

243. Knabe und Schmetterling.

50 Fabeln für Kinder von Wilhelm Hey. S. 33.

I. **Vorbereitung.** Draußen am Bache ist eine grüne Wiese. Diese ist im Mai mit bunten Blumen besetzt. Auf dieser Wiese spielen lustig Knaben und Mägdlein. Auf den daneben stehenden Bäumen singen die muntern Vögel ihre lustigen Weisen. Im hellen Sonnenschein schwirren Schmetterlinge umher. Sie haben bunte Flügel. Die Schmetterlinge flattern von einer Blume zur andern. Ein kleiner Knabe hat ihnen lange schon zugeschaut und möchte gern einen Schmetterling haben, um ihn genau zu betrachten. Aber immer fliegen die Tierchen davon, als wenn sie den Knaben necken wollten. Endlich sieht er einen Schmetterling auf einer gelben Blume sitzen. Das Tierchen scheint müde zu sein. Gewiß will es ausruhen. Ihm naht sich der Knabe und spricht: „Schmetterling, kleines Ding, sage, wovon du lebst, daß du nur stets in Lüften schwebst?“ — Der Knabe wundert sich, daß der Schmetterling nicht einmal inne hält in seinem Flattern, um zu essen und zu trinken. Er weiß nicht, daß derselbe aus jeder Blume, auf die er sich setzt, Nahrung saugt. Auch weiß er nicht, daß der Sonnenschein für ihn stärkend ist. Darauf spricht der Schmetterling: „Blumenduft, Sonnenschein, das ist die Nahrung

mein." Größere Tiere brauchen viel Speise und Trank; der kleine Schmetterling nährt sich von den unsichtbaren Düften der Blumen, trinkt mit seinem feinen Saugrüssel ein Tröpfchen Honigsaft aus dem Kelche der Blume. Die warmen Sonnenstrahlen geben seinem zarten Körper Kraft. Noch sitzt das Tierchen und atmet tief. Da streckt der Knabe sein Händchen aus, um den kleinen Schwärmer zu fangen. Aber husch! flattert er fort in die Luft und setzt sich dann auf eine andere Blume. Eiligst wendet sich der Knabe dorthin, nimmt sein Hütchen und will damit das Tierchen zudecken. Da zittert es, weil ihm angst und bang ist, und spricht bittend: „Lieber Knabe, thu es nicht, laß mich spielen im Sonnenlicht! Störe mir nicht die kurze Freude, wozu mich der liebe Herrgott geschaffen hat! Ehe vergeht das Abendrot, lieg' ich doch schon kalt und tot."

Der Schmetterling hat ein sehr kurzes Leben; oft stirbt er am Abende des Tages, an dem er aus der Puppe kroch. Wenn die Sonne untergegangen ist und das Abendrot am Himmel steht, ist auch oft das Ende des Schmetterlings da. Er stirbt. Tote Körper sind kalt; deshalb der Ausdruck „kalt und tot".

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen, abschnittweises Lesen.

Knabe:	Schmetterling:
Schmetterling, Kleines Ding, Sage, wovon du lebst, Daß du nur stets in Lüften schwebst?	Blumenduft. Sonnenschein, Das ist die Nahrung mein.

Der Knabe, der wollt' ihn fangen,
Da bat er mit Zittern und Bangen:
„Lieber Knabe, thu es nicht,
Laß mich spielen im Sonnenlicht!
Eh' vergeht das Abendrot,
Lieg' ich doch schon kalt und tot."

III. **Vertiefung.** Beschreibe die Wiese! Beschreibe den Schmetterling, besonders schöne Schmetterlinge! Er entsteht aus der garstigen, häßlichen Raupe, welche die Blätter und Blüten der Bäume, Sträucher und Stauden frißt und oft großen Schaden anrichtet. Darum müssen schon die Raupennester an den Bäumen vertilgt werden. — Vergleichung zwischen Ei, Raupe, Puppe und Schmetterling. (Beschreibe ein Schmetterlingsnetz! Schmetterlingssammlung.)

Der Knabe ist wißbegierig. Er ist gütig gegen das bittende Tier. Es wird uns nicht erzählt, daß er es gefangen habe. Er gönnt ihm seine Freiheit und Freude.

IV. **Anwendung:** Schone das Leben der Tiere, so dir ihr Tod keinen Nutzen und ihr Fortleben keinen Schaden bringt!

1. Vergleichung. Keinem Würmlein thu ein Leid! (Nr. 11.)
2. Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts.

E. Elschner.

244. Der ehrliche Knabe.

Thomas Scherr. Spruchbüchlein für das 2. Schuljahr. Zürich 1867. S. 26.

Arnold fand auf der Straße ein Messer. Er besah dasselbe und freute sich darüber; denn das Messer hatte zwei Klingen und ein schönes Heft (schöne Schale). Er ging beiseite und schnitt sich eine Rute aus der Hecke. Da kam ein Mann, der sah den Knaben nicht; er blickte auf den Boden, als ob er etwas suche. Der Knabe aber sah den Mann und dachte: Der hat wohl das Messer verloren. — Und der Knabe ging zum Manne und fragte, was er suche. Ein Messer mit zwei Klingen in einem weißen Hefte, sprach der Mann. Da griff Arnold in die Tasche und gab dem Manne das Messer, das er gefunden hatte. Er dachte daran, daß wir niemals etwas nehmen oder behalten dürfen, was anderen gehört.

Die unterrichtliche Behandlung dieses Lesestücks hat sich mit der Erläuterung der Erzählung: Der Knabe vor dem Apfelkorbe (s. Nr. 85 A) ziemlich ähnlich zu gestalten. Außerdem Vergleichung beider Erzählungen.

I. **Ähnlichkeiten:** 1. In beiden Erzählungen ist von einem Knaben die Rede. 2. Hier wie dort haben die Knaben so gehandelt, daß wir sie als ehrliche bezeichnen müssen. 3. Beide Knaben hatten etwas Annehmbares gefunden, der erste (in Nr. 85) einen Korb mit Äpfeln, der andere ein schönes Messer. 4. Beide Knaben waren zur Zeit des Fundes allein an Ort und Stelle. 5. Beide freuten sich sehr über ihren Fund. 6. Beide schwankten schon in ihrer Ehrlichkeit. Der erste Knabe griff bereits in den Apfelkorb, und der zweite hatte schon das Messer in seine Tasche gesteckt. 7. In beiden Knaben fand ein Kampf statt zwischen ihren fleischlichen Gelüsten und ihrer Vernunft. 8. Dennoch siegte bei beiden Knaben die Ehrlichkeit: der erste Knabe nahm den Apfel nicht, der zweite gab das gefundene Messer freiwillig wieder heraus.

II. **Unterschiede:** 1. Der Knabe in Erzählung I fand einen Korb mit Äpfeln in einer Stube, in welcher, wie er meinte, niemand zugegen war, der Knabe in II fand auf der Straße ein Messer, was — wie anzunehmen ist — niemand gesehen hatte.

2. Der Knabe in I ging in sich, hielt ein Selbstgespräch, und der Gedanke an Gott, den Allwissenden, hielt ihn von der Sünde ab. Der Knabe in II dachte nur, daß das gefundene Messer dem herzukommenden Manne gehöre, und daß man gefundene Sachen, die andern gehören, nicht nehmen und behalten dürfe. Den ersten Knaben hielt demnach der Gedanke an Gott, den zweiten nur sein Pflichtgefühl von der Unehrlichkeit ab.

3. Der ehrliche Knabe in der ersten Erzählung wird zum Dableiben aufgefordert, ob seiner Ehrlichkeit laut belobt und für dieselbe reichlich belohnt. Von alledem ist bei dem zweiten Knaben keine Rede. Er wird weder belobt noch belohnt.

4. Die Erzählung vom Knaben und Apfelkorbe endigt mit einer guten Lehre, was bei der Erzählung vom Knaben, der ein Messer fand, nicht der Fall ist. R. D.

245. I. Bessere, weil es Zeit ist!

Karl Runkwitz. Kinderschatz. Altenburg 1869. II, S. 107.

I. **Vorbereitung.** Ein treuer und gewissenhafter Knecht, der auf dem Boden des Pferdestalles Häcksel geschnitten hatte, bemerkte dort ein Loch im Dache, durch welches der Regen eingedrungen war. Als er mit seiner Arbeit fertig war, ging er hinunter zu seinem Herrn, hoffte ihm einen Dienst zu erzeigen und sagte:

„Hört," sagte Christoph zu seinem Herrn, „auf unserm Dache fehlt ein Ziegel; laßt ihn nachstecken!"[1]) — Aber der liederliche Hausherr[2]) sagte: „Ach was! ein Ziegel mehr oder weniger, das schadet nichts!"

Mit der Zeit aber kam der Wind, kroch[3]) durch das Loch im Dache und hob[4]) auch noch andere Ziegel aus. Dann kamen der Regen und der Schnee zum Dache hinein, legten[5]) sich auf den Boden, daß die Balken faulten. Endlich mußte der Zimmermann kommen, denn das Haus war baufällig[6]) geworden.

„Es ist schlimm," sagte der Zimmermann, „aber unter hundert Gulden kann ich euch die Sache nicht wieder herstellen.[7]) Vor ein paar Jahren freilich, als nur der eine Ziegel fehlte, wär's mit sechs Kreuzern abgemacht gewesen."[8])

II. **Vermittlung.** 1. Nachstecken = laßt ihn durch einen neuen Ziegel ersetzen, der an Stelle des alten eingeschoben wird. 2. liederlicher Hausherr, der allzu leichthin im Haushalt nach Sinn und Thun, also unordentlich war. 3. Der Wind kroch, d. h. ging gleich einem Tiere, einer Katze, und blies durchs Loch. 4. und hob aus, d. i. er warf noch andere Ziegel heraus. 5. Schnee und Regen legten sich auf den Boden, d. i. sie fielen hernieder und blieben hier liegen; Balken und Bretter wurden beständig naß und verfaulten endlich. 6. Baufällig ist, was einzufallen droht und darum wieder gebaut werden muß, oder was fällt, wenn nicht gebaut wird. 7. wieder herstellen = den Schaden ausbessern. 8. wär's abgemacht = hätte es gekostet. (1 Kreuzer = 3 Pfg.)

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang: A. Ein kleiner Schaden. a) Der Knecht zeigt dem Herrn das Fehlen eines Dachziegels an. b) Er rät ihm, den Ziegel ersetzen zu lassen. c) Der Herr ist liederlich und leichtsinnig und befolgt den Rat nicht; denn d) er achtet den Schaden viel zu gering.

B. Folgen des kleinen Schadens. a) Der Wind konnte ins Haus eindringen und vergrößerte das Loch. b) Regen und Schnee durchnäßten den Boden. c) Sie verursachten das Faulwerden der Balken und Sparren, und d) das ganze Haus ward baufällig.

C. Taxe und Abschätzung des Schadens. a) Der ursprüngliche Schaden war durch Einziehung eines Ziegels für 20 Pfennige zu beseitigen, während b) der nunmehrige Schaden nur durch Zimmermann, Maurer, Dachdecker rc. auszubessern war und zwar für den Preis von 100 Gulden (1 G. = 2 M.). c) Der letzte Schaden war demnach tausendmal größer als der erste.

2. Eigenschaften: a) des Herrn, b) des Knechtes.

3. Grundgedanke: Aus kleinen Anfängen entstehen oft große Schäden, aus kleinen Ursachen oft große Wirkungen.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung für Verstand und Herz: a) Bessere stets zur rechten Zeit! b) Beseitige sofort kleine Schäden, um große Nachteile zu verhüten! 2. Sprichwort: Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. 3. Anwendung der Lehre auf unser sittliches Verhalten: Aus kleinen Fehlern werden mit der Zeit große Laster. 4. Verwandtes: a) Der Herr und sein Knecht von Fr. Rückert. b) Aus kleinen Sünden erwachsen Laster.

Wer ist das, wen führen sie dort ins Gericht?
Einen Räuber, einen Mörder, einen Bösewicht.
Bis dahin zu kommen, das dacht' er wohl nicht,
Da er als Knabe zum erstenmal
Dem Nachbar ein Händchen voll Kirschen stahl.
(G. Dinter.)

5. Rede- und Stilübungen. A. Nachbildungen: a) Im Rade fehlt eine Speiche. b) Am veredelten jungen Obstbaume fehlt ein Band am Pfahle. c) Aus einem Näscher ward ein Mörder.

B. Vergleichung mit der Grimmschen Erzählung:

II. Der Nagel.

Kinder- und Hausmärchen. Gr. Ausg. 2. Aufl. Berlin 1873. S. 635.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldkatze mit Gold und Silber gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Hause sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Gelde auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt. Als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor, sprach aber: „Herr, am linken Hinterfuße fehlt im Hufeisen ein Nagel.“ „Laß ihn fehlen!“ erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl festhalten. Ich habe Eile.“ Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Rosse Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, eurem Pferde fehlt am linken Hinterfuße ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?“ „Laß es fehlen!“ antwortete der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile.“ Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Hause gehen, wo er spät erst in der Nacht anlangte. „An allem Unglück,“ sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld.“ Eile mit Weile! —

I. **Ähnlichkeiten.** 1. In beiden Erzählungen wird von einem Herrn und einem Knechte berichtet. Zwiegespräch.

2. Hier wie dort macht der Knecht den Herrn auf einen kleinen Schaden aufmerksam.

3. In beiden Fällen achtete der Herr des kleinen Schadens nicht. Beide Herren waren leichtsinnig und fahrlässig.

4. Der kleine Schaden wuchs allgemach zu einem großen Nachteile an: 200 Mark Baukosten, Verlust des Reitpferdes.

5. Es wird von beiden Herren nicht berichtet, daß sie zur Erkenntnis ihrer Schuld und zur Reue über ihre Nachlässigkeit gelangt seien.

II. **Verschiedenheiten.**

I.

1. Der Hausherr befindet sich daheim in seinem Hause.
2. Der Hausherr wird von seinem eigenen Knechte auf den kleinen Schaden aufmerksam gemacht.
3. Der Hausherr wird nur einmal gewarnt und ihm ein guter Rat erteilt.
4. Der Schaden des Hausherrn wird durch Wind, Schnee, Regen und Nässe vergrößert.
5. Dem Hausherrn kostete die Ausbesserung des entstandenen Schadens 200 Mark.

II.

1. Der Kaufmann ist auf der Heimreise von der Messe begriffen.
2. Der Kaufmann hingegen wird von einem fremden Knechte, einem Hausknechte, gewarnt.
3. Der Kaufmann wird zweimal von verschiedenen Personen auf den Schaden aufmerksam gemacht.
4. Das Unglück des Kaufmanns wird durch das lang anhaltende und schnelle Reiten verursacht.
5. Der Kaufmann verlor durch seine Fahrlässigkeit sein Reitpferd durch den Tod.

R. D.

246. Auf der Wiese.

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 29.

I. **Vorbereitung.** Es ist Frühling geworden, und der rauhe Winter hat endlich das Feld gänzlich geräumt; neckisch ruft ihm der Kuckuck nach. Laue Lüfte umwehen unsere Stirn. Die Sonne lacht am blauen Himmel; die Vögel jubilieren; Felder und Wiesen grünen und sind mit bunten Blumen ohne Zahl geschmückt. Weiße und buntfarbige Schmetterlinge flattern darüber hin, die Bienen umschwirren summend die bunten Blüten. Die muntern Lämmlein ziehen blökend zur grünenden Weide, und eine fröhliche Kinderschar spielt am Rande der Wiese; die Mädchen sitzen und fertigen von der Kettenblume einen Schmuck für Hals und Brust an.

Freudig erregt erhebt sich eine der Gespielinnen; sie blickt auf die bunten Blumen und stimmt ein in das Lied des Dichters, das wir jetzt lesen und hören wollen.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Viel tausend Blumen stehen
Im Sonnenglanze hier,
Kann sie nicht alle sehen,
Wünsch' aber alle mir.
Hätt' ich doch tausend Augen
Und Hände ohne Zahl!
Könnt' sie wohl alle brauchen;
Die Wiese pflückt' ich kahl,

Möcht' alle Blumen bringen
Den lieben Eltern mein,
Zu ihnen lustig springen
Mit hundert Sträußelein!
Jed' Blümlein freundlich nicket,
Als wollt's mit mir nach Haus;
Ich habe schon gepflücket
Den allerschönsten Strauß.

F r a g e n n a c h I n h a l t, W o r t- u n d S a c h b e d e u t u n g. Wieviel Blumen stehen hier? Warum heißt es: „Viel tausend"? Warum kann sie das Kind nicht alle sehen? Welche Blümchen verstecken sich

gern? Warum wünscht sich das Kind „tausend Augen" und „Hände ohne Zahl"? Was will es damit thun? Was heißt: „Die Wiese kahl pflücken"? Darf man das thun? Was will es damit nur sagen? Was will es aus den Blumen verfertigen? Welcher Unterschied ist zwischen Sträußlein und Kranz? Wem will es die Blumen bringen? Was will es seinen Eltern damit bereiten? Wem nickt das Blümlein zu? Wie antwortet das Kind darauf?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Ein sinniges Mädchen steht im Monat Juni an einer blumenreichen Wiese und hält ein Selbstgespräch, das der Dichter in die Worte des obigen Liedes gefaßt hat.

2. Gedankengang. Str. 1. Das Kind steht vor der Wiese und erblickt unzählige Blumen, die es alle gern haben (besitzen) möchte. Str. 2. Es wünscht sich viel Augen und Hände, damit es alle Blümchen sehen und pflücken könne, um nach Str. 3 den lieben Eltern zur Freude ein Sträußchen zu bringen; es folgt (Str. 4) seinem Verlangen, und nachdem es den schönsten Strauß gepflückt hat, eilt es beglückt zur Mutter.

3. Sprachliche Schönheiten: Die Wiese hat viel tausend Blumen, aber das Kind nur zwei Augen und zwei Hände. In den Worten „hätt' ich doch tausend Augen und Hände ohne Zahl" drückt sich so schön des Kindes große Freude an den Blumen und sein herzliches Verlangen nach ihrem Besitz aus. Das freundliche Locken der Blumen: „Jed' Blümchen freundlich nicket, als wollt's mit mir nach Haus."

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Der Frühling bringt allen Geschöpfen Freude, insonderheit auch den Kindern. Gute Kinder erfreuen sich an der Blumenpracht, und wo es erlaubt ist, pflücken sie der Mutter einen Strauß; sie suchen Kettenblumen und schlingen eine Halskette, oder sie winden wohl auch einen Kranz; das thun sie besonders gern am Johannistage. Sie danken dem Schöpfer, der alle diese Pracht zu ihrer Freude und Lust gemacht hat.

2. Anklänge an Bekanntes: Mutter, laß mich gehen hinaus! — Ich ging im Walde so für mich hin (Nr. 303). — Wer hat die Blumen nur erdacht? (Nr. 227 B.)

3. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe die Wiese! Die Wiese ist ein großer Grasplatz; sie liegt gewöhnlich in der Nähe eines Baches oder Flusses. (Fluß der Heimat.) Um die Wiese herum stehen viele Bäume: Weiden, Pappeln, Eichen, Ellern und dergl. Auf der Wiese wachsen unzählige Gräser, Kräuter und Blumen. Die Blumen geben ihr ein buntes Aussehen (Teppich) und machen mir viel Freude. Ich sehe die Dotterblume, die Kettenblume (Löwenzahn), den Wiesensalbei, das Vergißmeinnicht und noch viele andere, deren Namen ich noch nicht kenne. Über die Wiese schreitet der langbeinige Storch in seinem schwarzweißen Kleide, und mit seinem langen Schnabel fängt er Frösche und Schnecken; über meinem Haupte schwebt kreisend der Kiebitz und ruft eintönig seinen Namen. Bunte Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, und da-

zwischen fliegen summend die Bienen und Hummeln. Wenn das Gras dicht und lang genug ist, dann wird es abgemäht und getrocknet; das Heu ist für Pferde, Rinder und Schafe während des Winters unentbehrlich. Nach der Heu- und Grummeternte weiden Rinder- und Schafherden auf der Wiese. b) Erzähle von dem Schmetterlinge, der Biene, der Hummel, dem Storche, dem Kiebitze, dem Kind und dem Mäher!

L. Wolf.

247. Der Löwe und der Fuchs.

Wilhelm Gleim, Fabeln. Berlin 1786. S. 20.

Zum Löwen sprach der Fuchs: „Ich muß
Dir's endlich nur gestehen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende. —
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmut
Sei zweifelhaft, du gäbst ihm keine Proben
Von Großmut und Gerechtigkeit,
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht lieben und nicht loben."
Ein Weilchen schwieg der Löwe still,
Dann aber sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will,
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!"

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Welche Eigenschaften werden gewöhnlich dem Löwen beigelegt? (Stark, mutig, großmütig, gerecht, dankbar.) Welche dem Fuchs? (Listig, verschlagen, schadenfroh, lügenhaft.) Welches war der wahre Grund von des Fuchses Anklage? (Er wollte den Löwen ärgern, den Esel ins Unglück stürzen und sich beliebt machen.) Wie soll der Esel die guten Eigenschaften des Löwen angezweifelt haben? Was liebt und lobt man? Was ist das Gegenteil von lieben und loben? (Hassen und tadeln.) Warum schwieg der Löwe eine kleine Weile (kurze Zeit)? Warum verachtet der Löwe die Urteile des Esels? (Weil der Löwe sich seiner Vorzüge bewußt ist, den Esel für zu dumm zu einem richtigen Urteile hält, und weil er dem Fuchs mit seinen Angebereien nicht traut und ihn zurückweisen will.)

II. **Aufgaben.** a) Vergleiche den Esel und den Löwen nach ihrer Gestalt, ihren Eigenschaften und Thätigkeiten!

b) Erzähle kurz den Inhalt der Fabel! Wann kann man fremde Urteile über uns verachten?

c) Welche Fabeln kennst du vom Esel, welche vom Löwen?

d) Welche biblischen Geschichten erzählen von Verleumdungen?

P.

248. Das Wunderkästchen.

Christoph v. Schmid, Gesamm. Schriften. 3. Aufl. München. 1876. Bd. XVI, S. 151.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler (der fern von der Welt ein stilles, einsames und frommes Leben

führte), erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wißt ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelfen?"

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, ging in die Nebenkammer seiner Zelle, brachte über eine Weile ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt ihr ein Jahr lang dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht in Küche, Keller, Stallungen und andern Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück!"

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Kote, und die Pferde hatten anstatt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt (d. h. mit einem Blechkamm vom Schmutze gereinigt). So hatte sie alle Tage einen andern Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästlein noch ein Jahr, es enthält ein gar treffliches Mittel!"

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht lassen, das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt ihr haben." Er öffnete das Kästchen, und sieh! es war nichts darin als ein weißes Blättchen Papier, auf dem geschrieben stand:

„Soll alles wohl im Hause stehn,
So mußt du selber wohl nachsehn."

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Warum heißt das Kästchen W u n d e r k ä s t c h e n? (Weil es wunderbare Wirkungen hervorbringen sollte.) Welche U n g l ü c k s f ä l l e können einen Haushalt treffen? Welches sind die Glieder eines Hauses? Wo wohnen und was thun E i n s i e d l e r? Wie ist ihre Wohnung, Kleidung und Nahrung? Warum waren die Umstände der Frau b e t r ü b t oder sprachrichtiger: betrübende? Worin suchte sie die Ursache des Übels? (In Zauberei und Hexerei.) Woher wußte der Einsiedler den Grund des Zurückganges in dem Haushalte? (Er erriet als kluger Mann alles aus den Worten der Frau.) Warum sagte er ihr nicht die Wahrheit, sondern verhüllte dieselbe durch das geheimnisvolle Kästchen? (Weil die Frau abergläubisch war, den natürlichen Zusammenhang nicht begriff und darum auch nicht in diesem Sinne gehandelt haben würde. Wie sie das Unglück in übernatürlichen Ursachen suchte, so glaubte sie auch nur auf diesem Wege Heilung zu finden. Der Einsiedler konnte darauf rechnen, daß sie ein geheimnisvolles Heilmittel pünktlich, ein natürliches aber nachlässig anwenden würde. Auch wollte er sie von ihrem Aberglauben heilen.) Worin bestand das Unglück in ihrem Haushalte? (In der Unordnung, Trägheit, Verschwendung und dem Mangel an Aufsicht.) Wie kamen der Knecht zum Biere und die Mägde zum Eierkuchen? Wohin war der Hafer gekommen? Was schadet die Unreinlichkeit im Stalle? Wie kam sie das erste und wie das zweite Mal zum Einsiedler und warum? Warum wollte die Frau das Kästchen noch länger behalten, der Einsiedler ihr es aber nicht lassen? Wie hat

der Einsiedler das Kästchen geöffnet? Warum kann man das Blättchen Papier ein gutes Rezept nennen? Was wird die Frau jetzt eingesehen haben? (Daß nicht das Kästchen, sondern die fleißige Aufsicht geholfen hat.)

II. **Vertiefung.** 1. Beschreibe den Schauplatz und nimm möglichst viele Momente der Erzählung darin auf! (Ein großer Bauernhof. Die Ställe stehen offen; das Vieh sieht schmutzig und ruppig aus und steht tief im Kote. Eine Magd steckt in einem Winkel Eier weg. Auf der Kellertreppe steht ein Knecht mit einem Bierkruge. Ihm begegnet die Hausfrau mit dem Kästchen unter dem Arme. Nicht weit von dem Hofe sieht man einen Wald, in dem der Einsiedler lebt.)

2. Beweise, daß die Hausmutter betrübt, ratlos, abergläubisch, folgsam, kurzsichtig, beschämt; der Einsiedler fröhlich, klug und scharfsichtig, hilfreich; das Gesinde träge, unreinlich, diebisch und naschhaft war!

3. Der kurze Inhalt der Erzählung ist: Eine Frau klagt einem Einsiedler den Rückgang ihres Haushaltes. Er läßt sie bei Tag und Nacht ein versiegeltes Kästchen in alle Räume des Hauses tragen. Sie entdeckt und bessert dabei allerlei Fehler. Als sie das Kästchen noch länger behalten will, zeigt ihr der Einsiedler, daß es nur einen beschriebenen Zettel mit einer guten Mahnung enthält. — Der Grundgedanke ist im Schlußreim ausgesprochen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Selber ist der Mann. Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut. Sorgen und wachen sind Herrensachen. Des Herrn Auge macht das Vieh fett. Wie der Herr, so der Knecht. Gut braucht Hut. Wie die Zucht, so die Frucht.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wann geht es in einer Wirtschaft vorwärts und wann zurück? b) Welche Räume hat ein Haus, und wie werden sie benutzt? c) Zähle verschiedene Arten von Aberglauben auf! P.

249. Der Bär und die Bienen.

Gustav Dinter. Gedächtnisübungen zur Nahrung für Verstand und Herz für Kinder von 6—9 Jahren. Neustadt a. d. Orla.

I. **Vorbereitung.** Die Bienen sind nützliche Insekten. Sie liefern uns Honig und Wachs. Man thut deshalb bei uns die Bienenvölker in kleine Häuser aus Holz oder zusammengeflochtenem Stroh, daß sie ihre Waben dahinein bauen und den Honig, den sie aus den Blütenkelchen saugen, darin aufsammeln. Die Männer, welche die Bienen warten und pflegen und ihren Honig und ihr Wachs benutzen, nennt man Imker (von Imme, d. i. Biene) oder auch Bienenväter. In manchen Ländern und Gegenden wohnen aber auch Bienenvölker (Königin = Weiser) in hohlen Bäumen der Wälder und tragen viel Honig ein. In dem Lande Polen giebt es in den großen Wäldern viel solche Bienenvölker. In diesen

Wäldern wohnt auch der zottige Bär. Er nährt sich von Fleisch- und Pflanzenkost. Seine Lieblingsspeise ist Honig. Mit seiner Nase riecht er schon von weitem den Honig. Geschwind trollt er nach dem Baume und brummt behaglich vor sich hin: „Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!“ Er meint ein Recht dazu zu haben, denn er sagt: „Ich bin so groß und ihr so klein, ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein.“ Weil die Bienen kleine Tierchen sind, während er groß ist, so denkt er, es kann ihm gar nicht fehlen. Er meint, der Kleinere müsse dem Größeren nachgeben. Die Bienchen hatten daran gar nicht gedacht; sie meinten sich in ihrem hohen Hause ganz sicher. Aber der Bär klettert den Baum hinan. Mit seinen Tatzen weiß er sich fest zu halten. Er „klammert sich fest“ und brummt, um die Bienen zu erschrecken. Die Bienen aber fürchten nichts und summen behaglich weiter.

Da befiehlt der Bär, daß sie zurückgehen und ihm den Honig geben sollen. Aber die Bienen wollen sich ihr Eigentum, das sie mühsam zusammengetragen haben, erhalten. Sie verweigern die Herausgabe. „Es wird nichts draus; es wird nichts, Herr Bär!“ sagen sie. Er geht aber ernsthaft darauf los, denn je näher er kommt, desto lüsterner wird er. Seine stumpfe Nase steckt er in das Flugloch, um mit seinen Lippen und Zähnen die Honigwaben zu fassen. Er meint, Gewalt gehe vor Recht, der Honig sei sein Eigentum. Da gebrauchen die kleinen Bienchen ihre Waffe, den Stachel, den sie am Hinterteil ihres Körpers tragen. In großer Menge kriechen und fliegen sie nach seiner Nase, an die Augen, in die Ohren, in den zottigen Pelz, ja auf die Zunge, die er schon nach dem süßen Honig ausstreckte, und stechen mit den kleinen, giftigen Stacheln tüchtig darauf los. Sein Knurren und Brummen, sein Bösesein hilft ihm nichts. Es hilft ihm auch nichts, daß er mit der Tatze die Bienen von der Nase, den Ohren und Augen wegjagen und abstreifen will. Die Bienenstiche jucken und schmerzen gar sehr! Zunge, Nase und Augenlider schwellen schnell an. Er steigt eiligst vom Baume herab und sucht das Weite. Er wird ein armer Thor genannt, ein bedauernswerter Dummkopf, weil er nicht überlegt hat, was er thut. Mit Trotz und Übermut war er gekommen, mit Schimpf und Schande muß er abziehen. Die Bienen freuen sich darüber, sie jubeln. Ihr Summen klingt nicht ängstlich, sondern fröhlich. Das Knurren des Bären war traurig. Und als er den Rücken kehrte und von den Bienen weglief, da war es ihm, als flögen noch einige Bienchen hinterher und riefen ihm zu: „Soll's dich nicht jucken, laß andre in Ruh'!“ Er hatte eine gute Lehre bekommen.

II. Unmittelbare Darbietung:

1. In Polen brummt ein wilder Bär:
„Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!
Ich bin so groß und ihr so klein,
Ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein.“
2. Und eh' die Bienen sich's versahn,
So klettert der Bär den Baum hinan.

Er klammert sich fest und brummt und brummt,
Das Bienlein summt, das Bienlein summt.

3. „Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!"
„„Es wird nichts draus, es wird nichts, Herr Bär!""
Der Bär steckt schon die Nase hinein:
„Weg da, ihr Bienen, der Honig ist mein!"

4. Die Bienlein stechen frisch drauf los:
„„Sind wir gleich klein und du bist groß,
Doch soll's deiner Nase gar schlimm ergehn,
Läßt du nicht gleich den Bienenstock stehn!""

5. Der Bär wird bös. Es hilft ihm nicht.
Er knurrt und brummt. Das Bienlein sticht.
Wie juckt's ihn auf Zunge, auf Nase und Ohr!
Er muß entlaufen, der arme Thor.

6. Die Bienlein jubelten: „Summ, summ, summ!""
Der Bär, der knurrte: „Brumm, brumm, brumm!"
Und als er floh, rief's Bienchen ihm zu:
„„Soll's dich nicht jucken, laß andre in Ruh!""

Vorlesen und Lesen in Abschnitten, dazu Lesen mit Verteilung der Rollen (Erzähler, Bienen, Bär). Auswendiglernen und Vortrag.

III. **Vertiefung**. 1. Schauplatz. Das Land Polen, im Osten unseres Vaterlandes, hat viele und große Waldungen. Dort hausen noch Bären und Wölfe und machen die Gegenden unsicher. Im Walde eine hohle Eiche, die leicht zu erklettern war und in der sich ein Bienenschwarm befand.

2. Gedankengang. Str. 1. Der Bär verlangt den süßen Honig.

Str. 2. Da er ihn nicht gutwillig bekommt, so will er ihn holen und klettert den Baum hinan.

Str. 3. Wortstreit zwischen Bär und Bienen.

Str. 4. Verteidigung der Bienen und Abweisung des Bären.

Str. 5. Kampf und Sieg.

Str. 6. Jubel der Bienen und Demütigung des Bären.

3. Beschreibung der Biene (3 Arten), des Bienenstocks, der Honigwaben. Beschreibung des Bären.

Eigenschaften des Bären: lüstern, herrisch, übermütig, kleinmütig.

Eigenschaften der Bienen: fleißig, ordnungsliebend, reinlich, mutig und kampflustig.

(Bienenstich; Anschwellung; Mittel dagegen. Nutzen des Honigs und des Wachses.)

IV. **Nutzanwendung**. Jedem das Seine! Du sollst nicht stehlen! Gewalt geht nicht vor Recht. Vereinte Kräfte schaffen viel. Einigkeit macht stark. (Rutenbündel des sterbenden Vaters.) Gott hat den kleinsten Tieren Waffen zur Verteidigung gegeben.

Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht.

Man soll seinen Feind nicht zu gering ansehen.

Durch Schaden wird man klug. (Mancher auch nicht!)
Parallele: „Die Stufenleiter: Ein Sperling fing auf einem Ast“ 2c.

E. Elschner.

250. Wassertröpflein.

Aus „Der Kinder Lustfeld“.

Tröpflein muß zur Erde fallen, muß das zarte Blümchen letzen, muß mit Quellen weiter wallen, muß das Fischlein auch ergötzen, muß im Bach die Mühlen schlagen, muß im Strom die Schiffe tragen. Und wo wären denn die Meere, wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

I. **Vermittlung.** Tröpflein (Tröpfchen, kleiner Tropfen; Tropfen ist eine kleine Menge Wasser, welche sich kugelförmig gestaltet) muß zur Erde fallen. Dies geschieht beim Regen. Auf der Erde muß es das zarte Blümchen (gewählt als Vertreter für die Pflanzenwelt) letzen (tränken und dadurch laben und erquicken). In die Erde eingedrungen, kommt es mit vielen seiner Brüder als Quell (der Quell, die Quelle) wieder zu Tage, wallt (fließt) als Bach weiter, bietet den Fischlein in demselben angenehmen Aufenthalt, treibt die Mühle, indem es entweder von oben auf deren Triebrad fällt (oberschlächtige Mühle) oder bei reichlicher Wassermenge an die Schaufeln schlägt oder stößt und dadurch die Bewegung bewirkt (unterschlächtige Mühle). Bäche und Flüsse bilden den Strom (das größte fließende Gewässer); im Strome muß es die Schiffe tragen (kleine Wasserfahrzeuge nennt man Kähne, große: Schiffe). Schließlich gelangt das Tröpfchen mit der ungezählten Schar seiner Brüder zum Meere und hilft dieses bilden.

II. **Vertiefung.** (1. Mündlich und unter III schriftlich.) Wie entsteht der Regen? Die Wärme, gespendet von der Sonne, verwandelt das Wasser in Dampf. Dieser steigt seiner größeren Leichtigkeit halber in der Luft auf, schwimmt in derselben und wird als Wolke sichtbar. Wird dem Dampfe durch kalte Luftströme die Wärme wieder entzogen, verwandelt er sich zurück in Wasser, wird dadurch schwerer als die atmosphärische Luft und muß, dem Gesetze der Schwere folgend, zur Erde fallen.

2. Thätigkeiten des Wassers (nach dem Gedichte).

3. (Für die Oberklasse.) Bedeutung des Wassers (mündlich und unter III schriftlich):

a) für die tote Natur; von ihm hängt das Aussehen des Himmels ab, verschiedene Wolkenbildungen: das Wetter (gutes, schlechtes).

b) für die Pflanzenwelt als Auflösungs- und Verdünnungsmittel der Nahrung, ja wohl als solche selbst; Reinigungsmittel, um die Pflanzen zu befreien von Staub.

c) für die Tierwelt als Auflösungs- und Verdünnungsmittel der Nahrung, als Reinigungsmittel, als Aufenthaltsort, dauernder bei Fischen, vorübergehender für Insektenlarven, Reptilien, Amphibien, manche Vögel und Säugetiere.

d) für die Menschen ebenfalls als Nahrungs- und Reinigungsmittel;

sodann aber als Arbeitskraft (es muß Mühlen schlagen, Hammer- und Pochwerke treiben), ferner als Beförderer von Handel und Industrie (Schiffahrt, Fischfang, Gerben, Färben 2c.), endlich als Rohmaterial zur Bereitung des gewaltigen Wasserdampfes.

e) für die Erdkörper, indem es die Gewässer bildet, die Oberfläche durch Zerstörung der Gesteine verändert, im Innern der Erde Höhlen auswäscht, Neubildungen durch Absetzen aufgelöster Stoffe veranlaßt.

III. **Verwertung.** A. Mahnung. 1. Achte das Kleine nicht gering! Es ist die Ursache des Großen; das Große setzt sich aus ihm zusammen.

2. Sprichwörter: 1. Viele Bäume machen einen Wald; 2. viele Federn machen ein Bett; 3. viele Körner machen einen Haufen. 4. Wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.

3. Bedeutung des Kleinen im entgegengesetzten Sinne als Mahnung für den Verschwender: 1. Immer eine Feder auf einmal macht zuletzt die Henne kahl. 2. Gutschmecke macht Bettelsäcke.

B. Rede- und Stilübungen.

1. Der Kreislauf des Wassers.

2. Der Nutzen des Wassers.

3. Verderbliche Wirkungen des Wassers (Wolkenbruch, Überschwemmung, Sturmflut).

Fr. Francke.

251. A. Von den schönen Sternen.

Johannes Staub. Kinderbüchlein in 12 Heften. 6. Aufl. St. Gallen. Heft V, S. 136.

1. Vater, sag mir doch geschwind,
Was die schönen Sterne sind!

2. Ist's ein Licht, das niemand kennt?
Ist's ein Feuer, das da brennt?

3. Sind die Sterne lauter Gold,
Weil sie glänzen lieb und hold?

4. Sind es Himmelsfenster gar,
Die da glitzern wunderbar?

5. Hör und merke, liebes Kind,
Daß es Gottes Augen sind;

6. Sorglich schauen sie herein
In ein jedes Kämmerlein.

7. Gottes Augen sehn bei Nacht
Alles, was da schläft und wacht.

Erläuterungsfragen. Wer fragt, und wer antwortet? Was will das Kind von den Sternen wissen? Was haben sie mit dem Lichte, mit dem Feuer, mit dem Golde, mit den Fenstern, mit den Augen gemein? Warum sind sie das alles aber nicht wirklich? Warum sind sie nicht wirklich Gottes Augen? (Sie sind Himmelskörper wie unsere Erde, Gott aber ist ein Geist, ohne Körper. Sie stehen an ihrem bestimmten Orte, Gott aber ist überall und allwissend.) Warum sind sie aber Bilder der göttlichen Allgegenwart und Allwissenheit? (Weil sie immer da sind, immer leuchten, nie erblassen und einschlafen, immer und überall am Himmel, der Wohnung Gottes, stehen.)

B. Das Lied vom Monde.

Hoffmann v. Fallersleben. Kinderlieder von Lionel von Donop. 2. Aufl. Berlin 1878. S. 266.

1. Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond,
Der hinter unsern Bäumen am Himmel drüben wohnt.

2. Er kommt am späten Abend, wann alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause zum Himmel leis' und still.
3. Dann weidet er die Schäfchen auf seiner blauen Flur,
Denn all' die weißen Sterne sind seine Schäfchen nur.
4. Sie thun sich nichts zuleide, hat eins das andre gern,
Und Schwestern sind und Brüder da droben Stern an Stern.
5. Und soll ich dir eins bringen, so darfst du niemals schrein,
Mußt freundlich wie die Schäfchen und wie ihr Schäfer sein.

Erläuterungsfragen. Wer spricht, und zu wem wird gesprochen? Womit ist der Mond und womit sind die Sterne verglichen? Warum sind die Sterne die schönsten Schäfchen? Wann kommt der Mond, woher kommt er, wie zieht er über den Himmel, und wohin geht er? Welches ist die blaue Flur? Worin besteht das Weiden nicht, worin aber wohl? Warum sind die Sterne mit Schwestern und Brüdern verglichen? Was meinen die Kinder, daß der Vater wohl mit den Sternchen thun könne? Unter welcher Bedingung sollen sie ein helles, himmlisches Schäfchen erhalten? Warum hat der Vater oder die Mutter dem Kinde das Lied vom Monde gesagt? (Es soll aufmerksam werden, nicht schreien und mit den Geschwistern verträglich sein.)

C. Sonne, Mond und Sterne.

Ernst Moritz Arndt, Gedichte. Vollst. Samml. 2. Aufl. Berlin 1865. S. 121.

1. Und die Sonne machte den weiten Ritt um die Welt, und die Sterne sprachen: „Wir reiten mit um die Welt." Und die Sonne, sie schalt sie: „Ihr bleibet zu Haus! denn ich brenn' euch die goldnen Äugelein aus bei dem feurigen Ritt um die Welt."

2. Und die Sternlein gingen zum lieben Mond in der Nacht, und sie sprachen: „Du, der auf Wolken thront in der Nacht, laß uns wandeln mit dir; denn dein milder Schein, er verbrennt uns nimmer die Äugelein!" Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

3. Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond, in der Nacht! Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt in der Nacht. Kommt und zündet die himmlischen Lichter an, daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann in den freundlichen Spielen der Nacht!

I. **Erläuterungsfragen.** Die alten Griechen glaubten, daß der Sonnengott auf einem feurigen Wagen mit himmlischen Rossen täglich durch den Himmelsraum um die Erde führe. Welche Ausdrücke im Gedichte erinnern an diesen heidnischen Glauben? Wie brennt die Sonne mit ihrem hellen Lichte den Sternen am Tage wirklich die Augen aus? (Man kann die Sterne am Tage nicht sehen, weil ihr Licht vor dem hellern Sonnenlichte erbleicht.) Warum brennt der milde Mondenschein den Sternen nicht die Äuglein (ihr Licht) aus? Warum heißen Mond und Sterne himmlische Lichter? Da ich mit meinem Körper an die Erde gebunden bin, wie kann ich da mit Mond und Sternen am Himmel umherschwärmen und spielen?

II. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Alle drei Gedichte zeigen uns den Himmel zur Nachtzeit, reden von den leuchtenden Himmelskörpern, von ihrem Wesen, von ihrer Bewegung und von ihrem Einfluß auf die Menschen. Alle drei personifizieren die Himmelskörper.

2. Verschiedenheiten. A handelt nur von den Sternen, B von Mond und Sternen, C von Sonne, Mond und Sternen. A sagt, was die Sterne sind, B zeigt ihr Verhältnis zum Monde, C zu Sonne und Mond. A nennt die Sterne Gottes Augen, B Schäfchen des Mondes, C Gesellen und Reisebegleiter des Mondes in der Nacht. A zeigt Vater und Kind im Zwiegespräch, B Erzählung und Versprechen von Vater oder Mutter an das Kind, C ein Wechselgespräch zwischen Sonne und Sternen, Mond und Sternen, Kind und Sternen. In A werden die Sterne Lichter, Feuer, Gold, glitzernde Fenster, in B Schäfchen des Mondes, Schwestern und Brüder, in C Wandergesellen des Mondes, verständnisvolle Freunde der Menschen und Spielgenossen unserer Gedanken genannt. In A werden die Sterne als schön, licht, feurig, golden glänzend, glitzernd, in B als schön, folgsam, friedlich, erreichbar, in C als kühn, ausgescholten, bittend, folgsam, leuchtend, schwärmend und spielend geschildert. In A werden wir an die Allwissenheit Gottes, in B an den Frieden des Himmels, in C an den himmlischen Freund und Vertrauten erinnert.

III. **Aufgaben.** a) Was sagen die Dichtungen: „Wo wohnt der liebe Gott" (Nr. 32), „Gottes Auge" (Nr. 31), „Märchen vom Manne im Monde", „die Sternthaler" (Nr. 288, I) u. a. von Mond und Sternen? b) Wo wird in der biblischen Geschichte von Sonne, Mond und Sternen erzählt? c) Warum kann ich die Sterne „Lichter", „Fenster", „Feuer", „Schäfchen", „Gesellen des Himmels", „Schwestern und Brüder" und „Gottes Augen" nennen? (Ich kann die Sterne „Lichter" nennen, weil sie gleichsam jeden Abend angezündet werden und die ganze Nacht leuchten. Ich kann sie Fenster nennen, weil sie am Himmelszelte wie erleuchtete Fenster eines Hauses aussehen. Ich kann sie Feuer nennen, weil sie brennen, Licht und Wärme ausstrahlen 2c.) P.

252. Das Gewitter.

F. Gittermann. Schreiblesefchüler. 53. Aufl. Magdeburg 1875. S. 93.

I. **Vorbereitung.** Es war ein heißer, schwüler Sommertag, als eine fromme Witwe nebst ihrem einzigen Kinde in ihrem Häuslein vor dem Dorfe sich allein befand. Im Westen türmten sich schwarze Gewitterwolken auf, und schon hörte man von Ferne das dumpfe Rollen des Donners. Ein jäher Sturmwind löste die völlige Windstille ab, und in großer Hast zog das Wetter immer näher heran. Da kam das Kind, das draußen gespielt hatte, mit bleichem, ängstlichem Antlitz zur Stube herein und rief: „Ach, liebe Mutter, höre nur, wie's draußen donnert, sieh nur, wie's blitzt!" Da rief die Mutter ihr Kind zu sich und sprach mit dem Dichter folgende Worte:

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen, noch besser, Vortrag des Gedichts aus dem Gedächtnisse:

1. Nun falte deine Hände geschwind[1])
Und schau zum Himmel auf, mein Kind!

Da zieht herauf ein Wetter schwer,
Das schickt der liebe Herrgott her.[2])
Blick nur hinauf und hab Vertrauen[3]),
Kannst da wohl Gottes Stärke schauen!

2. Da fliegt ein Blitzstrahl, wie so schnell!
Und leuchtet an dem Himmel hell;
Den schleudert über Stadt und Land
Der liebe Gott mit starker Hand[4]);
Muß stets nach seinem Ziele gehen,
Das ihm der Herr hat ausersehen.[5])

3. Nun rollt der Donner, wie so laut!
Daß es dir in der Seele graut,
Bebt wohl die Erde unterm Fuß;
Das ist vom lieben Gott ein Gruß.[6])
Drin zeigt er seine Macht und Stärke,
Daß jedes Kindlein fromm es merke.

4. Nun rauscht der Regen, wie so mild!
Und tränkt das durstende Gefild.
Drin zeigt Gott seine Lieb' und Treu',
Daß jedes Kind sich drüber freu'.
Schau! wie die Bäume sich bewegen,
Wenn durch die Zweige rinnt der Segen.[7])

5. Jetzt fliehn die Wolken, wie so schnell!
Die Sonne strahlt am Himmel hell.
Horch, wie im Wald der Vöglein Chor
Ein Danklied schickt zu Gott empor!
Mußt auch nun gleich ein Verslein singen
Und Dank dem lieben Vater bringen.[8])

III. **Vermittlung und Vertiefung.** 1. Zwischen den Zeilen: „und bete zu deinem himmlischen Vater, sprich gläubig: Gott sei uns gnädig!" denn das Gewitter ist eine Aufforderung zum Gebet.

2. Das Gewitter, eine Schickung Gottes! Sir. 11, 14: Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum.

3. Das Gewitter, eine Mahnung zum Gottvertrauen! Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilf' am nächsten.

4. Das Gewitter, eine Offenbarung der Allmacht Gottes, 5. eine Offenbarung der Weisheit des Schöpfers, 6. ein Gruß von Gott an fromme Menschenherzen und 7. eine Offenbarung der Liebe und Gnade unseres himmlischen Vaters, der im Wetter gnädig an uns vorüberging.

8. Das Gewitter, eine Aufforderung zu Lob, Preis und Dank des Allerhöchsten, worin die Vöglein im Walde unser Vorbild sind.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung. Kind, bei jedem Gewitter bete zu deinem Gott, vertraue deinem himmlischen Vater, ergieb dich ihm mit Leib und Seele! und hat er dich beschützt, so bringe ihm Lob, Preis und Dank von ganzem Herzen dar! 2. Verwandtes. a) Der Landgraf Philipp von Hessen im schweren Gewitter: „Was nennt ihr mich gnädig? Niemand ist gnädig, denn Gott der Herr, der eben im Wetter gnädig an mir vorüberging." b) (Oberklasse:) Zschokke und A., der Gottesleugner im Gewitter. A. leugnet das Walten Gottes im Gewitter. Zsch.

„Frevle nicht, sonst könnte sein Blitzstrahl dich treffen!“ A. „Thäte er's doch, so sähe ich, daß er wäre!“ Und der Herr fuhr hernieder in seinem Blitze und traf den Gottesleugner und lähmte ihm seine Zunge — nun glaubte er an Gott.

3. Rede- und Stilübungen. a) Das Gedicht enthält eine Ansprache der Mutter an ihr einziges Kind. Gieb dieses Gespräch in ungebundener Rede ohne Reim und mit Benutzung der Einleitung wieder, so daß es zu einer Erzählung sich gestaltet. An den in dem Gedichte bezeichneten Stellen 1—8 gieb an, was das Gewitter ist, wie euch eben unter III gelehrt wurde, und leite diese acht Behauptungssätze durch das Bindewort „denn“ ein! z. B. Nun falte geschwind deine Hände, mein Kind, und bete: „Gott sei uns gnädig!“ denn das Gewitter ist eine Aufforderung an uns, zum Herrn zu beten ꝛc. Die Überschrift deines Aufsatzes sei diese: „Die Rede der Mutter zu ihrem Kinde bei einem schweren Gewitter.“

b) Als Schluß der Unterredung benutze der Lehrer aus Gossels „Botschaft des Heils“ (S. 10) die schöne Strophe von Möller:

Wenn die Wolken heim gezogen,
Wenn der Donner schlafen geht,
Dann der liebe Regenbogen
Freundlich an dem Himmel steht.
Schaut doch an die bunte Brücke,
Blau und grün und gelb und rot! —
Dahin führt der Weg zum Glücke,
Wenn vergangen unsre Not.

R. D.

253. I. Der Reiche und der Arme.

Gotthilf Salzmann.

Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Gasthofe an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brot geben ließ. Er war dabei unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und dabei nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, was er in seinem Wagen verzehrte. Kunz sah ihm neidisch zu und dachte: „Wer es doch auch so hätte!“ Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?“ — „Das versteht sich,“ antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; „steige der Herr nur aus und gebe mir alles, was Er hat, ich will Ihm alles geben, was ich habe.“

Jetzt befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. — Gott! welcher Anblick! Seine Füße waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „Nun?“ fragte der Reiche, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“

„Bei Gott nicht!“ gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Ich will lieber Schwarzbrot essen und mein eigener Herr sein als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von andern umherführen lassen. Gott behüte Ihn!“ Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine ge-

sunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, alles dafür haben."

„Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel!"

I. **Vermittlung.** Kunz, ein junger schlichter Handwerker, reiste einmal zu Fuß. Wie mußte die Reise gewesen sein, da er matt war? Warum war er verdrossen und unzufrieden? Wie sieht schwarzes Brot oder richtiger Schwarzbrot aus? Nicht schwarz, sondern graubraun. Schwarz hier also nur zum Gegensatz von weiß, und nicht eigentlich schwarz. Nenne sinnverwandte Wörter für „schöner Wagen", für „gerollt"! Wer ist neidisch? Wer andern die ihnen verliehenen Gaben und Güter mißgönnt und sie sich nur wünscht. Der Arme redete den Reichen, wie es vor hundert Jahren üblich war, mit „Er" an. Wie würde er zu ihm gesprochen haben, wenn er ihn „Ihr" genannt hätte? Wie, wenn er ihn mit „Sie" angeredet hätte? (Vollständige Sätze!) Welche zwei Wörter beweisen, daß der Reiche zwei Bedienten bei sich hatte, vielleicht den Kutscher und den Leibjäger? — „seinen" und „sie". Wodurch war der Arme zur Erkenntnis seines voreiligen, thörichten Wunsches gekommen? Durch den Anblick des gelähmten Reichen. Welchen Entschluß sprach der Arme aus? —

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang: a) Der gesunde Arme ist unzufrieden, fühlt sich unglücklich. b) Der Anblick eines Reichen macht ihn neidisch und scheelsüchtig und c) erweckt das Verlangen, mit dem Reichen zu tauschen. d) Der hilflose Zustand des unglücklichen Reichen erschüttert den Armen und zugleich seine Bereitwilligkeit zum Tausche. e) Nochmalige Frage des Reichen. f) Entschiedene Verneinung des Armen. g) Zustimmung des Reichen und andauernde Bereitwilligkeit mit dem Armen zu tauschen. h) Lehre.

2. Eigenschaften des Armen. Er war gesund, ermattet, verdrossen, unzufrieden, — er war neidisch, voreilig und kurzsichtig in seinem Urteil, bereitwillig zum Tausche, — er war erschüttert, belehrt und bekehrt und nunmehr zufrieden mit seinem Geschick. Weise jede einzelne Eigenschaft aus dem Texte nach!

III. **Verwertung.** 1. Mahnung für Herz und Leben: Bei Beurteilung deines Geschicks, das dir aus Gottes Vaterhand zu teil geworden, blicke allewege unter dich! Hier wirst du immer noch viel Unglücklichere und Elendere, denn du bist, finden.

2. Sprichwörter: a) Gesundheit ist der größte Reichtum. b) Der Gesunde weiß nicht, wie reich er ist. c) Ein gesunder Armer ist glücklicher als ein reicher Krüppel.

3. Sprüche der heiligen Schrift. Sirach 30, 14—16: Es ist besser, einer sei arm und dabei frisch und gesund, denn reich und ungesund. Gesund und frisch sein ist besser denn Geld, und ein gesunder Leib ist besser denn groß Gut. Es ist kein Reichtum zu vergleichen einem gesunden Leibe und keine Freude des Herzens Freude gleich. Sir. 37,

30: Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist; und siehe, was ihm ungesund ist, das gieb ihm nicht!

4. Sinnsprüche. Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut!

5. Rede- und Stilübungen. a) Der Reiche und der Arme. (Eine Vergleichung.) Der Mann vor der Thür des Wirtshauses war arm, mußte zu Fuße gehen, konnte zur Stillung seines Hungers sich nur Schwarzbrot kaufen. Er war von der anstrengenden Reise ermattet und verdrossen und überhaupt mit seinem Schicksal unzufrieden. Beim Anblick des reichen Mannes war er neidisch und mißgünstig gegen denselben. Trotzdem aber war er frisch und gesund und sein eigener Herr. Der Mann im Wagen war vornehm, hochangesehen und reich; er hatte eine prächtige Kutsche (Equipage), in welcher er täglich fahren konnte. Braten und Wein und andere kostbare Speisen waren seine tägliche Nahrung, und er hatte Bedienten zu seiner Bequemlichkeit bei sich. Aber er hatte ein unheilbares Leiden, er war gelähmt und daher krank. Er mußte an Krücken gehen und sonst sich halten und führen lassen wie ein kleines Kind. Bei allem Reichtum war er unglücklich und nicht sein eigener Herr.

II. Der Trost im Unglücke.

Krummacher nach Liebeskind und Herder. Erlesene morgenländische Erzählungen. Berlin 1875. S. 164.

Ein armer Derwisch[1]) wallfahrtete[2]) barfuß nach Mekka[3]), weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße bekleiden konnte. Der heiße Sand[4]), über den er ging, brannte sie wund; er klagte über die Härte seines Schicksals[5]) und nannte die Vorsehung ungerecht[6]), weil sie ihm nicht einmal so viel geschenkt habe, als sie den Tieren des Feldes gebe.[7]) Als er endlich die Stadt Kufa erreicht hatte, sah er an der Thür der großen Moschee[8]) einen armen Mann sitzen, dem beide Füße abgehauen waren. Dieser Anblick machte ihn klug.[9]) „Meine Klagen über die Vorsehung waren verwegen," sprach er bei sich selbst. „Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin als dieser Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Orte zum andern kriechen muß?" Er ging in die Moschee, kniete nieder, bereuete seine Ungeduld und setzte seine Wanderung zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart, und er kam nach Mekka, ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über heißen Sand gewandert sei.

I. **Erläuterungen.** 1. Ein mohammedanischer Mönch 2. pilgerte nach dem Geburtsorte des Propheten Mohammed. 3. Hierbei ist die Hedschra von Mekka nach Medina, nach welcher die Mohammedaner ihre Jahre rechnen, kurz zu erwähnen, sowie auch der Grund der Wallfahrt. — (Kaaba ꝛc.) 4. Der heiße Wüstensand bereitete ihm Schmerzen. 5. Er klagte über sein hartes Geschick. 6. Er murrte wider Gott und meisterte dessen Regierung. 7. Die Schweine und andere Dickhäuter haben vollständige Hornschuhe, die Wiederkäuer gespaltene Hornhufe und das Pferd einen massiven Hornhuf zur Bekleidung ihrer Füße von der Natur erhalten. 8. Moscheen sind die Tempel der Mohammedaner. Sie sind nicht wie unsere Kirchen mit dem Kreuz geziert, sondern mit dem Halb-

mond. 9. Der Derwisch kam zur Einsicht, er bereuete sein Murren und sein Klagen, betete im Tempel und dankte Gott; er war zufrieden und kam glücklich und wohlbehalten nach Mekka.

II. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. 1. In beiden Erzählungen wird uns von einem armen Menschen berichtet, der zu Fuß wandern muß. 2. Hier wie dort werden die unzufriedenen Wanderer durch den Anblick eines andern, viel unglücklicheren Menschen, als sie sind, belehrt und bekehrt. 3. Beide fühlen sich durch den Anblick beschämt und nunmehr glücklich. 4. Kunz sowohl als der Derwisch halten ein Selbstgespräch, in welchem sie zur Erkenntnis ihres Glücks und der ihnen verliehenen Güter gekommen sind.

2. Verschiedenheiten. a) Der eine Wanderer war ein Tagelöhner, der andere ein Derwisch. b) Kunz ist verdrossen, unzufrieden und mißgünstig, weil er zu Fuß gehen mußte und nichts Besseres zum Essen und Trinken sich kaufen konnte; der Derwisch fühlt sich unglücklich und murrt wider Gott, weil er barfuß gehen muß. c) Dem Kunz wird ein Tausch angeboten, dem Derwisch nicht. d) Der Unglückliche in Salzmanns Erzählung war ein reicher Mann, dem die Füße nur gelähmt waren, der hingegen in Herders Erzählung war ein armer Mann, der beide Füße verloren hatte. e) Kunz erklärt, er wolle nun zufrieden sein, der Derwisch hingegen bereut außerdem seine Ungeduld, sein Klagen und sein Murren wider Gott.

III. Der Reichtum.

Jäger. Kinderfreund von Preuß und Vetter. Königsberg 1869. S. 27.

Ein armer Jüngling kam einst mit seinem früheren Lehrer zusammen und klagte ihm bitter, wie es ihm so übel erginge, wie es dieser und jener seiner ehemaligen Schulgenossen weit besser hätte; sie wären reich begütert, er dagegen litte Mangel an allem. „Bist du denn wirklich so arm?“ sprach der Lehrer, „du stehst ja in voller Gesundheit vor mir. Diese Hand,“ fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff, „kräftig und geschickt zur Arbeit, würdest du sie wohl um tausend Thaler dir abnehmen lassen?“ „Bewahre mich Gott!“ sprach der Jüngling, „wie könnte mir das einfallen!“ „Und deine Augen“, fuhr der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?“ „Gewiß nicht!“ antwortete der Jüngling. „Nun denn,“ versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist; du hast Güter, die alles Geld überwiegen.“

I. **Eigentümliches** im Vergleich zu den beiden vorigen Erzählungen. Der arme Jüngling wird nicht durch den Anblick eines Unglücklichen von selbst zur Erkenntnis der Grundlosigkeit seiner Unzufriedenheit und seines Murrens mit seinem Geschick gebracht, sondern durch die Betrachtung seiner vollen Gesundheit, seiner starken und geschickten Hand, seiner klaren Augen und seines guten Gehörs bringt ihm sein früherer Lehrer die Überzeugung bei, daß er nicht arm ist, sondern hohe Güter besitzt, die alles Geld, allen Reichtum weit überwiegen.

II. **Gegenstück** (Aufsatz). Vier Brüder, die Söhne eines Millionärs, gingen mit ihrem Lehrer im Park spazieren. Sie hatten aber ein jeder ein Leiden an sich. Der erste war sehr schwach und engbrüstig, der zweite hatte die rechte Hand eingebüßt, der dritte hatte sehr schwache Augen, und der vierte war infolge des Scharlachs sehr schwerhörig. Ihnen begegnet im Arbeitsanzuge der Gärtnerbursche, ein kräftiger, gesunder Jüngling, der sie höflich grüßt. Sie aber sind stolz und hochmütig und danken ihm nicht. Tadel des Lehrers. Die vier Brüder entgegneten: Er ist ja ein so armer und geringer Mensch, der sein Lebtag von früh bis spät schwer arbeiten muß. Warum sollten wir einen so gewöhnlichen Menschen beachten! Da rief der Lehrer den Gärtnerburschen zurück und stellte ihn vor die vier stolzen Brüder und fragte den ältesten: Was würdest du wohl geben, wenn du so gesund wärest und eine so starke Brust hättest wie dieser Jüngling? Und du, fragte er den zweiten, was gäbest du darum, wenn dir der Jüngling seine geschickte, starke Hand geben könnte? Und du, dritter, was für seine gesunden Augen? und du endlich, jüngster, was für sein gutes Gehör? Da antworteten alle vier Brüder wie aus einem Munde: „Wir wollten ihm gern die Hälfte unseres Erbes dafür abtreten!" — „Seht also," sprach ihr Lehrer, „er ist reicher denn ihr und möchte mit keinem von euch tauschen. Die meisten irdischen Güter überragen weit an Wert den Reichtum und die Vornehmheit. Deshalb laßt ab von eurem lächerlichen Hochmute und eurem Geldstolze!"

R. D.

254. Wiegenlied. (Im Herbst.)

Robert Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1878. S. 44.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Eine Mutter sitzt abends an der Wiege ihres Kindes, schaukelt dieselbe mit dem Fuße, klopft leise und taktmäßig mit der Hand auf die Decke und singt mit leiser Stimme das folgende Wiegen- oder Schlaflied. Die drei Schlußzeilen mit ihrem Summ- und Säusellaute wiederholen sich bei jeder Strophe. Die gleichmäßige Bewegung und die gleichartigen Laute wirken einschläfernd.

1. Sonne hat sich müd' gelaufen, spricht: „Nun lass' ich's sein!"
Geht zu Bett und schließt die Augen und schläft ruhig ein.
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

2. Bäumchen, das noch eben rauschte, spricht: „Was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum 2c.

3. Vogel, der im Baum gesungen, spricht: „Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum 2c.

4. Häschen spitzt die langen Ohren, spricht: „Was soll das sein?
Hör' ich keinen Vogel singen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum 2c.

5. Jäger höret auf zu blasen, spricht: „Was soll das sein?
Seh' ich keinen Hasen laufen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum rc.

6. Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: „Was soll das sein?
Kein Jäger lauscht? Kein Häschen springt?
Kein Vogel singt? Kein Bäumchen rauscht?
Kein Sonnenschein? Und's Kind allein sollt' wach noch sein?"
Nein, nein, nein!
Lieb' Kindchen macht die Augen zu.
Lieb' Kindchen schläft schon ein!

II. **Erläuterungsfragen.** Wie hat sich die Sonne müde gelaufen? Was will sie sein lassen? Wohin geht sie zu Bett? Wie macht sie die Augen zu? Was soll das sum, sum, sum bedeuten? Was soll das Kindchen „ebenso" machen? Wann ist das Kindchen „nicht dumm"? Warum unterläßt das Bäumchen sein Rauschen? Wie entstand das Rauschen? Warum hört der Vogel auf zu singen? Was hat er mit dem Bäumchen zu thun? Wann spitzt der Hase die Ohren? Warum will er sich nach dem Vogel richten? Was bedeutet das Blasen des Jägers? Wann kann er zu Bette gehen? Nach wem guckt der Mond herunter? Wo und wie findet er Jäger, Häschen, Vogel, Bäumchen und Sonne? Was soll das Kind von allen lernen?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Zeichne das Bild eines Herbstabends und nimm die einzelnen Züge des Gedichts darin auf!

2. Personen. Wie sind und was thun: Sonne, Bäumchen, Vogel, Häschen, Jäger, Mond und Kind?

3. Gedankengang. Str. 1: Die Sonne geht unter, Str. 2: das Bäumchen hört auf zu rauschen, Str. 3: der Vogel zu singen, Str 4: das Häschen zu laufen und die Ohren zu spitzen, Str. 5: der Jäger zu blasen. Str. 6: Der Mond bemerkt das alles und rät dem Kinde, es ebenso zu machen und einzuschlafen. Grundgedanke: Alles ist am Abend müde und geht zur Ruh'; eins macht's dem andern nach. Willst du allein munter bleiben, Kindchen? Nein, du folgst ihrem Beispiele und schläfst ein!

4. Schönheiten. Sonne, Bäumchen, Vogel, Häschen und Mond denken, reden und handeln wie Menschen. Eine Strophe greift in die andere wie die Glieder einer Kette. Die Sprache ist kindlich und lieblich. Das Summen der Mutter ist glücklich nachgeahmt. Die öfteren Wiederholungen der gleichen Klänge sind den gleichmäßigen Schwingungen der Wiege angepaßt und wirken mit einschläfernd.

IV. **Verwertung.** a) Suche andere Wiegenlieder! b) Wie und wo schlafen die verschiedenen Geschöpfe? c) Was thust du alles beim Schlafengehen? P.

255. Gottes treue Hand.

Wilhelm Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Anhang S. 5.

I. **Vorbereitung.** Habt ihr schon das Meer gesehen? Da geht das Wasser so weit, daß man das Ende nicht erschauen kann. In weiter

Ferne scheint es mit dem Himmel zusammenzufließen. Und dieses Wasser ist so tief, daß man an vielen Stellen keinen Grund findet, wenn man auch ein noch so langes Seil hinabläßt. Wie die Erde von allerlei Tieren belebt ist, so hat auch das Meer viele, viele Bewohner. Das sind die muntern Fische, die schwimmen hin und her, auf und nieder; bald kommen sie an die sonnige Oberfläche, bald gehen sie hinab in den dunkeln Grund; da sind große Fische und kleine, schlanke und breite, dunkelfarbige und helle, die alle freuen sich ihres Lebens. Und wenn die Luft ruhig ist und die Sonne scheint hell und klar, da spiegelt sich der ganze Himmel im Meere wieder, und da ist es eine Freude, im sichern Schiffe über den blanken Spiegel zu fahren; aber wenn sich der Himmel verfinstert, schwere, düstere Wolken heraufziehen und heftige Stürme kommen, da wird auch das Meer unruhig, das Wasser schlägt Wellen, die haushoch gehen, die glatte Fläche ist verschwunden, die Wogen stürzen auf und nieder und schlagen weißen Schaum, und das Schiff gerät in große Not wie das Schifflein in dem galiläischen Meere, in dem unser Heiland mit seinen Jüngern sich befand. Und dann kommt über die Menschen Angst und Furcht.

Aber der liebe Gott, der auch das Meer geschaffen hat und alles was darin ist, ist größer und mächtiger als der Sturm und das Meer. Und der treue Gott verläßt die Seinen nicht. Wie er für die Fischlein sorgt, so sorgt er auch für die Menschen; wie er die Fischlein nährt, so giebt er auch den Menschen ihre Nahrung, wie er die Fischlein auf und ab führt, so leitet er auch die Menschen wunderbar, denn alles regiert er mit seiner treuen Hand. Und auch in dem größten Sturme leitet uns Gott sicher: der Sturm hört auf, das Meer wird ruhig, der Himmel ist wieder hell, das Wasser klar, und das Schifflein fährt ans Land. Das hat der liebe Gott gethan. —

II. Unmittelbare Darbietung. Wir wollen darüber ein kleines Gedicht hören.

1. Das Meer ist tief, das Meer ist weit,
Doch gehet Gottes Herrlichkeit
Noch tiefer als des Meeres Grund,
Noch weiter als das Erdenrund.

2. So viele Fischlein wohnen drin,
Der Herr sieht freundlich auf sie hin,
Reicht allen ihre Speise dar,
Führt ab und auf sie wunderbar.

3. So hoch die wilden Wogen gehn,
Wenn er gebeut, sie stille stehn;
Da führet seine treue Hand
Das Schifflein hin ins fernste Land.

Anschaulich tritt uns vor Augen: 1. Das Meer, 2. die Fische im Meere, 3. die Stürme, die das Meer aufwühlen, und 4. das Schiff auf dem Meere.

Aber nicht bloß in die großartige und gewaltige Natur will uns der Dichter führen, sondern er läßt uns tiefer schauen; über der Natur steht Gott, und den will er uns erkennen lehren, und zwar zeigt sich uns 1. Gottes Herrlichkeit in seiner Größe, Allmacht und Allweisheit;

2. Gottes Freundlichkeit, denn er giebt auch den vielen Fischen Nahrung und führt sie auf und ab; 3. Gottes Liebe und Treue, denn er führt das Schiff, nachdem er das Toben des Meeres beschwichtigt hat, endlich in den sichern Hafen. So erkennen wir Gott in seinen Werken.

III. **Vertiefung.** Das Gedicht ist eine Verherrlichung des Wesens, namentlich der versorgenden und rettenden Liebe Gottes. Es wird uns darin vorgeführt:

1. Das Meer als Gleichnis des Wesens Gottes. Wie das Meer tief ist, so ist es Gottes Wesen noch mehr; er ist unerforschlich und unergründlich. Das Meer ist weit, Gott aber reicht noch über das Meer und das Erdenrund, er ist unendlich. Das Meer ist mächtig, seinen haushohen Wogen können die gewaltigen Schiffe nicht widerstehen: mächtiger und gewaltiger aber ist Gott, er ist der Allmächtige. Gottes Herrlichkeit geht über alle irdische Herrlichkeit.

2. Das Meer als Hinweis auf Gottes treue Führung. Er sorgt auch für die stummen Fischlein, giebt ihnen Nahrung, bereitet ihnen Freude (führt sie auf und ab), er freut sich ihrer (sieht freundlich auf sie hin). Anwendung auf den Menschen: er giebt uns Nahrung, Kleidung, und Freuden die Fülle, den Kindern die lieben Eltern, einen heitern Sinn, er schmückt für uns die Erde so schön im Frühlinge und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte; er erfreut uns im Herbste durch Obst und allerlei Früchte; er hat uns die schönen Feste gemacht, vor allem das liebe Weihnachtsfest, er führt uns auch auf und ab, oft wunderbare Wege, aber sein Thun ist lauter Segen. Auch die Stürme leitet uns Gott zum Heil. Beispiele!

3. Der Hauptpunkt aber ist die Symbolik, die in der dritten Strophe liegt, und die den gereifteren Schülern klar zu legen ist. Die wilden Wogen, Kummer, Trübsal, Angst und Furcht, die das Herz bewegen, und die Gott allein nur beschwichtigen kann. Das Schifflein als Bild des Menschenlebens, das von den wilden Wogen hin und her getrieben wird; nur Gott kann Frieden bringen in das bewegte Menschenherz. Das fernste Land als die ewige Heimat, der wir zusteuern. Gottes treue Hand lenkt endlich unser Lebensschifflein in den Hafen der ewigen Ruhe.

Zur Vertiefung kann auch in formeller Beziehung auf die wirksame poetische Form der Wiederholung hingewiesen werden. Was man wiederholt, will man kräftiger darstellen, eindringlicher machen: Das Meer ist tief, das Meer ist weit. (Wie drücken wir das in gewöhnlicher Rede aus?); noch tiefer, noch weiter; so viele Fischlein wohnen drin; so hoch die wilden Wogen gehn. Auch auf die Alliteration **w**ilden **W**ogen ist aufmerksam zu machen.

IV. **Verwertung.** 1. Das Gedicht befestigt den Glauben an Gott und seine treue Führung. Nenne Geschichten aus der heiligen Schrift, aus denen wir Gottes treue Hand erkennen! Welche Sprüche reden von Gottes Herrlichkeit? (Der Lehrer hüte sich hier vor allem Dogmatisieren,

das raubt dem Gedichte seinen poetischen Schmelz; er ziehe nur poetische Stücke herbei aus den Psalmen und den Gleichnissen.)

2. Beschreibe das Meer!

3. Suche Wiederholungen in andern Gedichten!

4. Vergleiche das Leben der Menschen mit einem Schiffe und seiner Fahrt!

5. Für gereiftere Schüler einen Aufsatz über das Schillersche Distichon von verwandtem Inhalte:

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis.

L. W. Seyffarth.

256. Die freche Gesellschaft.

Robert Reinick. Märchen-, Lieder- u. Geschichtenbuch. Bielefeld und Leipzig 1873. S. 119.

I. **Vorbereitung.** Die Kinder wohlhabender Eltern aus einer großen Stadt wohnten mit denselben im Sommer vor der Stadt in einem schönen Landhause, das von einem großen, prächtigen Garten (Park) umgeben war. An einem schönen Sommernachmittage hatten sie ihre besten Freunde (Freundinnen) zum Geburtstage eingeladen. Da wurde denn nicht im Zimmer, sondern draußen im Garten gespeist und getrunken, und zwar heute zum Geburtstage Schokolade mit Kuchen und allerlei süßem Backwerk. Als sie nun völlig gesättigt waren und ein jeder überdies von seinem Getränk und Essen noch etwas übrig gelassen hatte, gingen sie in den herrlichen Gartenanlagen, die namentlich aus englischem Gesträuch und dichtem Gebüsch bestanden, spazieren. Was sie nun, als sie nach einer Weile wieder zurückkehrten, an ihrem Tische vorfanden, das erzählt uns folgendes lustige Gedicht des Dichters Reinick.

(Vorlesen zunächst bis zur Zeile: „Ja, ihr meint, 's wär nicht zu glauben?" und wie ein Rätsel zu behandeln, dann Lesen bis zum Schluß.)

Wir Kinder hatten im Garten gesessen,
Hatten getrunken dort und gegessen,
Gingen spazieren drauf durch die Büsche,
Kamen zurück und — ei, der Tausend!
Eine Gesellschaft fanden wir schmausend,
Trinkend und jubelnd an unserm Tische!
— 's waren Leut' ganz anders als wir,
Hatten so ihre eigne Manier:
Schön in Kleidern mit Federn geziert,
Thaten sie doch ganz ungeniert,
Standen frech auf Tisch und Bank,
Schrieen gewaltig mit lautem Zank,
Konnten das Kratzen und Beißen nicht lassen,
Stiegen zuletzt gar in Teller und Tassen.
Ja, ihr meint, 's wär nicht zu glauben?
Gut, so hört die Namen an:
Jungfer Ent' und Fräulein Tauben,
Madam Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn
Nebst Familie waren da;
Aber kaum, daß man uns sah,
Flogen sie alle in Saus und Braus
Wie der Wind zum Garten hinaus,
Und aus war es mit dem Schmaus.

II. **Vermittlung.** a) Erklärung der Fremdwörter: 1. spazieren = lustwandeln, zum Vergnügen, zur Erholung umher gehen, sich ergehen, wohl auch schlendern. 2. Manier = eigne Art und Weise, Lebensart, Eigentümlichkeit. 3. ungeniert = ohne Zwang, zwanglos, ohne

Furcht zu haben. 4. Madame (spr. Madamm) früher allgemeines Anredewort für verheiratete Frauen aus den mittleren und vornehmen Ständen. b) Begriffserklärung: frech = frei, kühn, keck, ungezähmt, begierig, allzufrei, anmaßend, unverschämt. (Die Bedeutung dieses Wortes, das im Alt- und Mittelhochdeutschen fast gleichbedeutend mit frisch, frei, tapfer war, hat sich völlig verändert und wird jetzt nur noch als frei im übeln Sinne gebraucht.)

III. **Rede- und Stilübungen.** Nenne ähnliche Redensarten wie Saus und Braus! Gang und gäbe — Sang und Klang — Sing und Sang — über Stock und Stein — durch dick und dünn — frank und frei — mit Ach und Krach — mit Sack und Pack — Rock und Stock — kreuz und quer — wie Kraut und Rüben — mit Stumpf und Stiel! R. D.

257. Der Mensch und die Haustiere.

Franz Wiedemann. Samenkörner für Kinderherzen. 9. Aufl. Dresden 1875. S. 74.

Kommt, ihr Tiere, 'mal all' heran
Und sagt: Was habt ihr mir Gutes gethan?
Der Hund spricht: „Ich bewache dein Haus."
Die Katze schreit: „Ich fange die Maus."
Das Pferdchen wiehert: „Ich ziehe den Wagen dir."
Die Kuh brummt: „Milch und Butter kommt von mir."
Die Ziege meckert: „Mein Käse schmeckt gut."
Das Schwein grunzt: „Ich geb' dir mein Fleisch und Blut."
Das Schäfchen blökt: „Ich schaffe dir Wolle und Zeug."
Das Gänschen schnattert: „Ich stopfe dein Bettchen weich."
Die Henne gackert: „Ich bringe dir Eier herzu."
Das Täubchen girrt: „Meine Kinder bratest du."
„„So, Kinder, seid ihr unsre Herrn:
Drum habt uns lieb, wir geben's euch gern!""

I. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. 1. Aufforderung des Menschen oder des Kindes an die Tiere, zu ihm einmal heranzukommen. 2. Frage: Was habt ihr mir für eine Wohlthat erwiesen oder: Was für einen Nutzen bringt ihr mir? 3. Jedes einzelne Haustier giebt das Gute, die Wohlthat an, welche es den Menschen erzeigt. 4. Zugeständnis der Tiere, daß der Mensch (das Kind) ihr Herr ist. 5. Bitte der Tiere an die Kinder: Habt uns lieb! Seid uns gut! Quält uns nicht! 6. Versprechen: Wir geben alles, was wir haben, euch gern.

2. Thätigkeiten der Tiere, ihre eigentümlichen Stimmen. (Füge auch bei Hund und Katze den besonderen Ausdruck für deren Stimme hinzu!)

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Gieb die Bezeichnung für die Stimmen von andern Tieren an! 2. Nenne bei jedem einzelnen Tiere noch andere Thätigkeitswörter für ihr Thun und Treiben! 3. Zähle alle die Wohlthaten auf, welche die hier genannten Tiere den Menschen erweisen! 4. Nenne außer den hier aufgeführten Tieren noch acht andre und sage von ihnen aus, welchen Nutzen sie dem Menschen gewähren! (Ochse, Esel, Jagdhund, Schwan, Ente, Bock, Biene und Seidenraupe.)

5. Verwandtes: a) Pferd, Kuh, Schaf und Hund. Fabel von Hektor Zollikofer (Nr. 67). b) Keinem Würmlein thu ein Leid! (Nr. 12.) c) Aus der Schöpfungsgeschichte. R. D.

258. Einer Schildwache lächerlicher Irrtum.

Nach Joh. Peter Hebel. Sämtl. Werke. Karlsruhe 1853. Bd. II, S. 83.

Ein gewisser Soldat auf der Schildwache (oder dem Wachtposten) muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab und ab und auf schritt er in der Mitternacht und betrachtete zur Abwechselung die benachbarten Häuser und die Türme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternturm (die Sternwarte), auf welchem die Sternseher (Astronomen) sich aufhalten und achthaben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr (durch welches man ferne Dinge näher und größer sieht) heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?" Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lange!" Endlich schoß ein Stern, wie man's nennt. (Diese sogenannten Sternschnuppen sind keine fallenden Sterne, sondern feurige Naturerscheinungen, über die ihr in der Oberklasse unterrichtet werden sollt.) Da geriet der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Galle (potztausend)," sagte er überlaut, „der kann's!" Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt und ihn vom Himmel heruntergeschossen, wie man einen Sperling vom Dache schießt. „Der hat sein Teil," sagte er, „der kommt nimmer." Also giebt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden von den Sternsehern.

Aufgaben. 1. Was ist eine Schildwache? Wo wird sie aufgestellt und wann? Was hat sie zu thun? Warum ist ihre Beschäftigung sehr langweilig? 2. Welche Veränderungen (Phasen) seiner Gestalt zeigt der Mond? (Der unsichtbare Neumond, das erste Viertel wie der Anfangsbogen eines Z (Zu), der Vollmond und das letzte Viertel, wie der erste Bogen vom geschriebenen A (Ab). 3. Was sieht die Schildwache auf einem erhöhten Posten während der Mitternacht? 4. Wozu dienen die Fernrohre und Vergrößerungsgläser? 5. Wie ist ein Blasrohr, wie und wozu gebraucht man es? 6. Was beobachten und berechnen die Astronomen oder Sternseher, und was haben sie mit dem Kalender (Zeitweiser) zu thun? 7. Welche Interjektionen (Ausrufs- oder Empfindungsworte) kennst du? 8. Was sind „schießende Sterne" oder Sternschnuppen? 9. Worin bestand der spaßhafte oder lächerliche Irrtum der Schildwache? (Er hielt die Sternwarte für einen Schießturm, den Astronomen für einen geschickten Sternschützen, das Fernrohr für ein Blasrohr oder Schießgewehr, die Sternschnuppen für herabgeschossene Sterne.) 10. Erzähle von andern lächerlichen Irrtümern! (Z. B. Der Wolf und der Mensch von Jakob und Wilhelm Grimm: Der abgedankte Soldat ist ein Mensch gewesen, das Kind will einer werden, und der Jäger mit der Doppelflinte ist einer. Die Flinte nennt der Wolf einen Stock, in den der Jäger zweimal unter Blitz und Donner geblasen, das Bleischrot einen Hagel, der ihm ins

Gesicht geflogen und entsetzlich gekitzelt, den Hirschfänger eine blanke Rippe, die er aus dem Leibe gezogen und ihm um die Nase geschlagen habe.) 11. Laß die Schüler die in der obigen Erzählung nach der richtigen Betonung hervorzuhebenden Wörter aufsuchen, unterstreichen und dann das ganze Lesestück richtig betont im Chore lesen! P.

259. Seltsamer Spazierritt.

J. P. Hebel. Sämtl. Werke in 3 Bd. Karlsruhe 1853. Bd. II, S. 60.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wandrer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen; du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose (wunderliche) Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vorderen Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hinteren Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim. — So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

I. **Erläuterungsfragen.** Nenne andere Ausdrücke für „Bube“! Woher kommen Vater und Sohn wohl? Was tadelt ein jeder der vier Wanderer? (1. Bequemlichkeit des Vaters, 2. Unkindlichkeit des Sohnes, 3. Unverstand und Tierquälerei beider, 4. Wunderlichkeit beider.) (Wie heißt „Wandersmann“ in der Mehrzahl?) Welchen Grund giebt jeder an? Was heißt selbstdritt, selbander? (Selbst und ein anderer, die beiden selbst und ein Dritter.) Wie kam der Pfahl an die Straße, und warum heißt er B a u m pfahl? Was für Pfähle giebt es noch? (Zaunpfahl, Grenzpfahl, Laternenpfahl ꝛc.) Warum wurden dem Esel die Beine zusammengeschnürt? Mit welchen Tieren macht man es wohl so? Worin liegt die spaßhafte Übertreibung? Warum ist das Tragen des Esels am Baumpfahl undenkbar? Wie würde ein fünfter Wanderer bei dem Anblick gesagt haben? (Die beiden Menschen haben den Verstand verloren ꝛc.) Welcher vernünftige Ausweg würde den Tadlern den Mund geschlossen haben? (Vater und Sohn gehen und reiten abwechselnd ein Stück.)

II. **Vergleichung** mit Chr. von Schmids: „D e r M ü l l e r u n d s e i n S o h n“. Die Erzählung ist bei Hebel und Schmid ganz dieselbe, nur von letzterem mehr ausgeschmückt. Vater und Bube sind hier der Müller und sein Sohn. Sie reiten nicht nach Hause, sondern treiben den Esel auf den Markt, um ihn dort zu verkaufen. In der Erzählung von Chr. von Schmid läuft zuerst der Esel leer, dann reitet der Sohn, hierauf der Vater, zuletzt reiten beide. Die fünfte Möglichkeit, den Esel

mit zusammengebundenen Füßen auf der Stange zu tragen, führen sie nicht aus, sondern der Vater deutet sie nur als letztes Mittel an, um es den Leuten recht zu machen. Der erste Begegnende ist ein Mann zu Pferde, der zweite ein Fuhrmann mit einem Lastwagen, der dritte eine Bäuerin mit einem Korbe voll Obst auf dem Kopfe, der vierte ein Schäfer, der seine Herde am Wege hütet. Der Reiter sagt lachend: Ihr seid nicht gescheit (nicht klug, wißt nicht zu unterscheiden)! Der Fuhrmann schilt laut den Sohn, er sollte sich schämen. Die Bäuerin nennt den Vater unbarmherzig, weil er den Sohn im tiefen Sande nachwaten lasse. Der Schäfer schilt beide laut Tierquäler. Zuletzt giebt Chr. von Schmid den Rat: „Such deine Sachen wohl und gut zu machen und laß die Tadler schimpfen oder lachen."

III. **Aufgaben.** 1. Warum geht, reitet oder fährt man spazieren? (Bewegung — frische Luft — kräftiges Atmen — Stärkung der Augen am Grün — Freude an den Blumen, Bäumen, Feldern und dem Gesange der Vögel — ungestörtes Nachdenken — fromme Betrachtungen.) 2. Was ist seltsam an dem Spazierritte, und welche Dinge würdest du sonst noch seltsam nennen? 3. Was tadelt jeder der vier Wanderer, und wie begründet er seinen Tadel? 4. Unterstreiche in der Erzählung die zu betonenden Wörter! P.

260. Gruß aus der Heimat.

Volkslied (Hochdeutsch).

I. **Vorbereitung.** Eine arme Waise*) zog mit ihrem Stiefvater weit fort von der Heimat in ein fernes Land. Bruder und Schwester aber blieben daheim. Obgleich es ihr erträglich ging, fühlte sie sich hier doch ganz verlassen und fremd. Es verstrich Jahr um Jahr, und wenn der Winter kam, tröstete sie ihr Stiefvater, daß sie zum nächsten Sommer wieder in die Heimat zurückkehren würden, was jedoch niemals in Erfüllung ging. So waren bereits zehn Jahre vergangen, und die Waise zur Jungfrau (zum Jüngling) herangereift, da erfaßte sie ein heftiges Sehnen nach der Heimat, das Heimweh. An einem wonnigen Sommerabend saß sie allein vor der Laube ihres Gartens und sang folgendes Lied:

1. Kommt ein Vogel geflogen,
Setzt sich nieder auf mein'n Fuß,
Hat ein Briefchen im Schnabel
Mit'm freundlichen Gruß.

2. Ach, so fern ist die Heimat,
In der Fremde bin ich hier;
Und es fraget kein Hündlein,
Und kein Kätzlein nach mir!

3. Hab' mich allweil vertröstet
Auf die sommerliche Zeit,
Und der Sommer ist kommen,
Und ich bin noch so weit.

4. Liebes Vöglein, flieg weiter,
Bring gar herzinnigen Gruß!
Ach! ich kann dich nicht begleiten,
Weil ich hier bleiben muß.

---

*) In Knabenschulen erzähle der Lehrer: ein armer Knabe, in Töchterschulen: ein armes Mädchen; die Zugehörigkeit der Schüler erhöht das Interesse der Erzählung.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen des Gedichts durch den Lehrer. Ist die Melodie des Liedes bereits früher eingeübt, dann Vorsingen von seiten der Schüler.

III. **Vermittlung.** Str. 1. Auf der Unterstufe und teilweise auch noch auf der Mittelstufe erläutere der Lehrer Str. 1 als ein wirkliches Faktum, ohne irgendwie daran herum zu deuteln. Ein Vöglein kam aus der Heimat ꝛc. und brachte Brief und Gruß von Bruder und Schwester. In der Oberklasse interpretiere der Lehrer anstatt Vogel eine Taube, da durch Tauben ja wirklich Briefe befördert werden. Der Vorzug gebührt aber hier wohl der poetischen Deutung: „Ein Vöglein, vielleicht eine Nachtigall kam zur Laube, setzte sich dicht zu Füßen der Waise und sang ihr Lied genau so, wie es die Waise in der Heimat gehört hatte. Da war's ihr, als ob Bruder und Schwester (Brief) Botschaft, Nachricht und Gruß ihr gesandt hätten." Str. 2. Hervorzuheben ist die volkstümliche Ausdrucksweise: „Um mich kümmert sich weder Hund noch Katze." Str. 3. Ich habe mich allweil, d. i. schon manches Jahr getröstet, d. h. ich habe gehofft, im Sommer in meine Heimat zurückzukehren. Der Sommer ist nun zwar gekommen, aber ich bin noch so weit von der Heimat entfernt wie immer, und — meine Hoffnung ist geschwunden. Str. 4 drückt die völlige Ergebung der Waise in ihr trauriges Geschick aus: „Liebes Vöglein, flieg zurück in mein unvergeßliches Heim und bring Bruder und Schwester meinen herzinnigsten Gruß; sag ihnen auch, daß ich dich nicht begleiten, nicht mit dir reisen konnte, weil mir das harte Schicksalslos gefallen ist, daß ich hier in fremdem Lande bleiben muß!"

IV. **Verwertung.** Gieb die Gründe an, warum es in der Heimat schöner ist als anderswo! 1. Benutze dazu die Gedanken, welche in folgendem Gedichte ausgesprochen sind!

1. In der Heimat ist es schön,
Auf der Berge lichten Höhn,
Auf den schroffen Felsenpfaden,
Auf der Fluren grünen Saaten,
Wo die Herden weidend gehn:
In der Heimat ist es schön!

2. In der Heimat ist es schön!
Wo die Lüfte sanfter wehn,
Wo des Baches Silberwelle
Murmelnd hüpft von Stell' zu Stelle,
Wo der Eltern Häuser stehn:
In der Heimat ist es schön!

3. In der Heimat ist es schön,
Wo ich euch zuerst gesehn,
Wo mein Herz euch hat gefunden,
Ewig sich mit euch verbunden,
Dort werd' ich euch wiedersehn:
In der Heimat ist es schön!

(Von dem Liederkomponisten Karl Zöllner zuerst veröffentlicht, von Th. Ballien für Kinder verändert. Liederschatz für Schule und Haus. Brandenburg. 10. Aufl. 1871. S. 210.)

2. Wird das Gedicht auf der Oberstufe einer Knabenschule behandelt, so ist die Begründung des Wertes der Heimat aus den Dichtungen 1. von Salis-Seewis zu führen (s. Band II, Nr. 222 B!): „Traute Heimat meiner Lieben, sinn' ich still an dich zurück!" 2. von R. F. H. Magenau: „Nach der Heimat süßer Stille" (s. Dietleins Lesebuch II, S. 115).

R. D.

261. I. Einkehr.

L. Uhland. Werke. Stuttgart 1863. I, 97.

1. Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

I. **Vermittlung.** In unserm Gedichte vergleicht ein Wanderer den Apfelbaum mit einem Wirte. Zunächst giebt der Wanderer die Haupteigenschaft des Wirtes an: er war „wundermild", d. h. so mild und freundlich, daß man sich wundern muß.

Sodann lernen wir die Zeit kennen, in welcher der Gast bei dem Wirte war, „jüngst", d. h. vor kurzer Zeit. Wie jedes Wirtshaus ein Schild hat, so auch dieses:

„Ein goldner Apfel war sein Schild."

Dieses Schild ist das Erkennungszeichen für die Gäste. Damit dasselbe deutlich hervortritt, haben manche Wirtshäuser das Erkennungszeichen an einem großen, hölzernen Arme befestigt; auch das Schild unseres Gasthauses hängt an einem langen Aste, damit man es aus der Ferne sehen kann.

Alle diese Bezeichnungen passen nun auch auf den Apfelbaum, welchen uns der Gast erst in der zweiten Strophe nennt:

„Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret."

Nun erzählt der Gast, was ihm sein Wirt, der gute Apfelbaum, dargeboten hat. Zunächst ist es die gute Kost und der frische Schaum. Beides bietet uns der Apfel, denn sein Fleisch ist wohlschmeckend und sein Saft (Schaum) gar sehr erfrischend, wenn der Apfel reif ist. Aber wie man im Wirtshause nicht bloß Speise und Trank bekommen kann, so giebt auch der Apfelbaum noch mehr. Ein guter Wirt sorgt auch für die Unterhaltung seiner Gäste. Auch der Apfelbaum gewährt diese, denn es heißt:

„Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste."

Das grüne Haus sind die Zweige und die leichtbeschwingten Gäste die Vögel. Diese unterhalten den Gast, der sich unter dem Apfelbaume befindet, denn der Dichter sagt:

„Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste."

Da hatte also der Gast Unterhaltung genug. Er sah das fröhliche Hüpfen der Vögel, er sah, wie sie Schmaus hielten, d. h. wie ihnen die Insekten und Würmer, welche den Apfelbaum bewohnten, wohlschmeckten, und er erfreute sich an ihrem Gesange. Endlich aber verlangt der Gast nach Ruhe; auch die findet er bei dem Wirte:

„Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten."

Diese weichen, grünen Matten sind die Rasenplätze, welche sich unter dem Apfelbaume ausbreiten. Hier ruht sich's, besonders zur heißen Sommerzeit, gar schön. Und welches ist die Decke, die der fürsorgliche Wirt über den Gast breitete? Das ist der kühle Schatten, den das Laubdach des Baumes verbreitet.

So bietet der gute Apfelbaum seinem Gaste alles, was er verlangen kann: Speise, Trank, Unterhaltung und einen Ruheplatz. Aber in einem unterscheidet sich der Apfelbaum von anderen Wirten doch. Wenn die Gäste das Wirtshaus verlassen, so fragen sie nach der Zeche, und der Wirt macht ihnen die Rechnung. Anders ist's beim Apfelbaume:

„Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt er den Wipfel."

Also ohne Bezahlung bewirtet er den Gast; das ist ein seltener Wirt! Da kann es denn auch der Gast nicht unterlassen, dem guten Gastgeber mit einem herzlichen Segenswunsche zu lohnen:

„Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!"

Mit gewissem Rechte hat man darum dem Gedichte eine zweite Überschrift gegeben: „Der gute Wirt."

II. **Vertiefung.** 1. Inhalt der einzelnen Strophen.

Str. 1. Ein Wanderer kehrte bei dem Wirte zum „Goldenen Apfel" ein.

Str. 2. Der Wirt war der Apfelbaum, welcher den Wanderer „wohl genähret" hat.

Str. 3. Der Apfelbaum bewirtet viele leichtbeschwingte, singende Gäste.

Str. 4. Auch eine Ruhestätte findet der Wanderer bei dem Wirte.

Str. 5. Da der Wirt keine Bezahlung verlangt, segnet ihn der Wanderer.

2. Ort und Zeit der Handlung. Der Vorgang findet im Hochsommer in einem Garten statt.

3. Thätigkeiten und Eigenschaften des Apfelbaumes sind nach der Erläuterung des Inhalts leicht zu finden.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Der Apfelbaum, ein guter Wirt.

2. Vergleiche das Gedicht mit dem folgenden!

II. Das Frühlingsmahl.

W. Müller, Gedichte. Leipzig 1868. I, S. 87.

1. Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

2. Und hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt,
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

3. Er ist es selbst gewesen,
Der gute, reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

4. Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

6. Hört ihr des Wirtes Stimme?
Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

7. Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk an mich!

1. **Worin ähneln sich beide Gedichte?**

a) In beiden Gedichten wird von einem Wirte und einem Mahle gesprochen.

b) In beiden Gedichten verlangt der Wirt von den Gästen keine Bezahlung.

c) Beide Gedichte sind in jambischem Versmaße geschrieben.

d) In beiden Gedichten wechseln männliche mit weiblichen Reimen ab.

e) Beide Gedichte bestehen aus vierzeiligen Strophen.

2. **Wodurch unterscheiden sich die beiden Lieder?**

a) „Einkehr" ist ein Sommerlied, „Das Frühlingsmahl" ist ein Frühlingslied.

b) In „Einkehr" ist ein Mensch der Gast, im „Frühlingsmahl" sind es alle Bewohner der Erde.

c) In „Einkehr" besteht das Mahl in den saftigen Früchten des Apfelbaumes, im „Frühlingsmahl" sind es die süßen Düfte der Blüten.

d) In „Einkehr" ist der Wirt der Apfelbaum, im „Frühlingsmahl" ist es Gott.

e) In „Einkehr" ist der Apfelbaum das Wirtshaus, im „Frühlingsmahl" ist es das ganze Land, in welchem Pflanzen wachsen.

f) In „Einkehr" wird der Gast durch das Schild eingeladen, im „Frühlingsmahl" ladet der „gute, reiche Herr" seine Gäste selbst ein 2c.

W. D.

262. Die Biene.

Georg Christian Dieffenbach. Kinderlieder. 2. Aufl. Mainz. S. 31.

I. **Vorbereitung.** Ein Lehrer in einer größeren Stadt machte an einem schönen Sommertage mit den Schülern seiner Klasse einen Ausflug nach dem nächsten Dorfe. Unterwegs sprach er mit ihnen über alles, was die

Natur eben zur Besprechung darbot, über die Pflanzen, Tiere und Gesteine, die sie bei ihrem Gange wahrnahmen. Als sie nun an das erste Gehöft im Dorfe kamen, erblickten sie in dem Garten ein bunt bemaltes kleines Häuslein, das von Tausenden von Bienen umschwärmt wurde. Da riefen die Kinder alle wie aus einem Munde: „Was ist das dort, Herr Lehrer?“ Der aber sprach: „Tretet alle her zu mir, ich will es euch erklären!“

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vortrag des Gedichts durch den Lehrer.

Da steht das kleine Bienenhaus, die Bienchen ziehen ein und aus, die kleinen, muntern Leute.[1]) Sie fliegen nach den Blumen hin und suchen süßen Honig drin mit rechter Lust und Freude.[2])

Schmeckt's ihnen gut, so summen sie, ist's Blümchen leer, so brummen sie und fliegen fort im Jagen[3]); und haben sie sich satt geleckt, dann wird noch Honig eingesteckt, so viel sie können tragen.[4])

Sie schleppen ihn zu ihrem Haus und packen ihn dort eilig aus und ruhen eine Weile[5]); dann putzen von den Flügelein den Staub sie ab gar fein und rein und fliegen fort in Eile.[6])

So geht es wohl den ganzen Tag, bis kühl der Abend kommen mag, es sind gar fleiß'ge Leute; und ist ihr Haus auch nur von Stroh, so sind sie dennoch immer froh und summen stets voll Freude.[7])

Sie machen kleine Fäßlein sich von weißem Wachs fein säuberlich, die sie voll Honig tragen[8]); und kommt der rauhe Winter dann, so zapfen sie die Fäßlein an und trinken mit Behagen.[9])

Doch wenn der Winter kaum vergeht, die Frühlingsluft erst linde weht und Veilchen blühen wieder, — da kommt aus seinem kleinen Haus das Bienchen auch geschwind heraus, fliegt emsig auf und nieder.[10])

III. **Erläuterungen.** 1. Jedes Bienenvolk, bestehend aus Königin, Arbeitsbienen und Drohnen, lebt abgesondert in einem hohlen Raume, Bienenstock genannt: Korb, Stülpe, Walze, Dzierzonkasten ꝛc. und zieht bei günstigem Wetter täglich und stündlich aus und ein. 2. Der Bienen Hauptarbeit ist, aus jedem Blümchen, jeder Blüte den süßen Pflanzensaft, Honig genannt, auszusaugen und den Blumenstaub, zu kleinen Keulchen geformt, an ihren Hinterfüßen heim in ihre Wohnung zu tragen. 3. Dichterische Wortspielerei. 4. Die Bienen saugen nicht nur so viel Honig ein, als sie zu ihrer Sättigung brauchen, sondern so viel sie immerhin nur einzusaugen vermögen, um ihn heim in ihre Wohnung zu tragen. Die ausziehenden Bienen sind schmächtig, die heimkehrenden viel größer und dicker. 5. In ihren Stock heimgekehrt, speien die Bienen den eingesammelten Honig in die leeren Honigzellen aus, 6. putzen und säubern mit Zunge und Füßen ihre Flügel und den ganzen Körper von Blumenstaub und Honig rein und fein ab und fliegen sofort wieder eiligst auf Tracht aus. 7. Jede einzelne Biene fliegt daher des Tages, je nachdem sie fern oder nah den Honig findet, 20—40 mal aus. An einem honigreichen Sommertage trägt ein starkes Bienenvolk nicht selten 10—12 Pfund Honig ein. Ob auch der Bienenkorb nur von Stroh oder ihr Kasten von Holz ist, so herrscht doch in einem gesunden Bienenvolke (auch Bien genannt) immer Freude und Lebenslust. 8. Je mehr der Honigvorrat und die Stärke des

Bienenvolkes wächst, um so mehr bauen sich die Bienen nun Zellen von weißem Wachs. Die Wachswaben (Tafeln) sind von beiden Seiten mit sechseckigen Zellen, die der Regel nach eine wagerechte Richtung haben, versehen. Wie bereitet die Biene das Wachs? Jedes Tier, das viel Nahrung zu sich nimmt und gemästet wird, wird fett, im Bienenkörper erzeugen sich nun zwar bei reichlichem Honiggenusse ebenfalls kleine Teilchen Fett. Dieselben aber werden sofort wieder durch die hinteren Bauchringe der Biene in Form von feinen, winzigen Blättchen abgesondert und von ihr zu Wachs geknetet, wobei Rüssel, Zunge und Vorderfüße die Hauptrolle spielen, und endlich zum Zellenbau verwendet. Hier sind Wunder über Wunder. Anfangs ist das Wachs der Bienen schneeweiß. Durch die Ausdünstung der Bienen und des Honigs wird es gar bald schön gelb und endlich durch das Ausbrüten der Bienenlarven in den Zellen, sowie durch erhöhte Temperaturgrade braun und brauner und zuletzt fast schwarz. Die Zellen haben einen doppelten Zweck; sie dienen einesteils zur Erbrütung der jungen Bienen: Ei, Made, Nymphe, Biene (vollständiges Insekt); anderenteils zur Honigaufbewahrung. Die Zellen werden möglichst vollgefüllt und dann mit einem feinen Wachsüberzug verdeckelt, d. i. luftdicht verschlossen. Die Bienen tragen und speichern instinktiv die Honigvorräte stets im oberen Teile ihrer Wohnung auf. 9. Im Winter zieht sich nun das Bienenvolk, einen dichtgedrängten Klumpen bildend, von unten nach oben, wo eben die Honigvorräte aufgestapelt sind. Nun werden die Wachsdeckelchen gelöst und die Bienen genießen den lautersten Honig. Drei, vier, ja selbst fünf Monate müssen die Bienen bei uns in Norddeutschland in ihren Wohnungen verbleiben, ohne ein einziges Mal ausfliegen zu können. 10. Kommt dann der erste warme Frühlingstag, so kommen die Bienen aus sämtlichen Stöcken heraus, spielen in großen Scharen vor, fliegen aus, um sich zu entleeren — was von der Biene im gesunden Zustande niemals im Stocke geschieht — und Wasser und Blumenstaub einzutragen. Beim ersten Vorspiel der Bienen im Frühjahre sind mehr Bienen vor der Bienenhütte als an einem warmen Sommertage. Daher auch das starke Gesumme und Gebraus.

NB. Die Erläuterungen sind nach dem neueren Standpunkte der Naturgeschichte der Biene, wie er durch Dzierzon begründet ist, gegeben und zwar in ziemlich ausführlicher Weise, um einmal den immer noch häufig im Unterricht vorkommenden falschen Ansichten über die Bienen zu begegnen und anderenteils den Lehrern auf den verschiedenen Unterrichtsstufen genügendes Material zur Besprechung der hier erwähnten Punkte über die Bienen herbeizuschaffen, wovon dann ein jeder nach dem Bedürfnisse seiner Klasse sich auswählen möge.

R. D.

263. Der Tannenbaum.

Ernst Gebhard Salomo Anschütz. Gesangbuch für Schulen. Köln 1850. S. 39.

1. O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit.

2. O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du thust mir sehr gefallen!
Wie oft hat schon zur Weihnachtszeit
Ein Baum von dir mich hocherfreut!

3. O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Dein Kleid will das mich lehren:
Die Hoffnung und Beständigkeit
Giebt Trost und Kraft zu jeder Zeit.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum sind die Blätter der Tanne treu oder ausdauernd? Wie heißen sie? Wie unterscheiden sie sich von den Laubblättern? Warum bleibt die Tanne auch im Winter grün? Wie sind die übrigen Bäume und die Erde um diese Zeit? Wie sagen wir meist statt „Du thust mir gefallen“? Warum gefällt uns die Tanne besonders zu Weihnachten? Wodurch ist der Weihnachtsbaum so schön? Welches ist das Kleid der Tanne? Wie zeigt sich die Hoffnung in der Trübsal und die Beständigkeit in der Arbeit und in der Versuchung? Was tröstet uns im Unglück, und was giebt uns Kraft in der Arbeit und bei Versuchungen (Lockungen) zur Sünde?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Beschreibe die Tanne im Walde während des Winters! Beschreibe die Tanne als Weihnachtsbaum!

2. Charakter. Zeige, daß die Tanne treu, immergrün, dienstfertig, beständig und ein Vorbild für die Menschen ist!

3. Gedankengang. Str. 1. Die immergrünen Tannennadeln sind ein Bild der Treue. Str. 2. Der Weihnachtsbaum ist eine Quelle der Freude. Str. 3. Die Tanne ist ein Bild der Hoffnung und Beständigkeit. — Grundgedanke: Von der Tanne kann der Mensch Trost und Kraft in Trübsal geben.

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. „Im Walde steht ein Tannenbaum mit Nadeln spitz und fein.“ — Die vergoldeten Nüsse am Weihnachtsbaume. — Tanne und Birke. — Der Wanderer in der Sägemühle: „Die bahnte lange Wege durch einen Tannenbaum.“ — Sprichwörtliche Redensart: Er ist wie eine Tanne gewachsen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Welches sind die Haupteigenschaften der Tanne? b) Was nützt die Tanne dem Menschen? c) Die Tanne soll den Inhalt des Liedes sprechen! P.

264. Der Pilger.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. XVI. Bd. 3. Aufl. München 1876. S. 227.

In einem schönen Schlosse (mit festen Mauern umgeben), von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist (das also zerstört und zur Ruine geworden ist), lebte einst ein sehr reicher Ritter (adeliger Streiter zu Pferd). Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß prächtig auszuzieren; den Armen aber that er wenig Gutes.

Da kam einmal ein armer Pilger (der nach heiligen Stätten wandert

oder wallfahrtet) in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus." Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich weiter gehen." Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt ihr immer fragen; ich will euch gern antworten." Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor euch in diesem Schlosse?" — „Mein Vater!" sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor eurem Vater da?" — „Mein Großvater!" antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?" fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn." „Nun," sprach der Pilger, „wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnt und immer einer dem andern Platz macht, was seid ihr denn anders hier als Gäste (vorübergehende Besucher)? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das euch nur kurze Zeit beherbergt; thut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel!" Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
Nur, was wir Gutes thun, besteht.

I. **Erläuterungsfragen.** Nenne bekannte und berühmte Schlösser! Wie unterscheidet sich ein Schloß von einem Palast und wie von andern Wohnhäusern? Was ist eine Ruine? Wodurch wurden Schlösser zu Ruinen? Was hatten die Ritter zu thun? Wie kann ein Schloß ausgeschmückt werden? Wie hilft man den Armen? Nenne heilige Stätten, nach denen Pilger oder Wallfahrer zogen! Was findet man in einem Gasthause? Nenne andere Namen dafür! Unter welcher Bedingung wollte der Ritter antworten? Warum wollte er den Pilger nicht beherbergen? Wie bewies der Pilger, daß das Schloß ein Gasthaus wäre? Auf welche Weise macht ein Besitzer dem andern Platz? Woran erinnerte also der Pilger den Ritter? Warum machte das einen tiefen Eindruck auf den Ritter? Wann nimmt man etwas zu Herzen? Welche Früchte trug die Zurechtweisung?

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wo lag das Schloß, womit war es umgeben, wie gelangte man hinein, woraus bestand es, und welche Ausschmückungen hatte es?

2. Personen. Beweise, daß der Ritter reich, prunkliebend, hartherzig, trotzig, zum Antworten willig, betroffen und bekehrt, der Pilger arm, fromm, gelassen, mutig und klug war! Führe die Thätigkeiten des Ritters und des Pilgers auf!

3. Gedankengang. a) Der reiche Schloßherr schmückt das Schloß aus, ist aber unbarmherzig gegen die Armen. b) Er verweigert einem Pilger die Nachtherberge, weil das Schloß kein Gasthaus sei. c) Er beantwortet ihm aber drei Fragen. d) Aus seinen Antworten beweist ihm der Pilger, daß das Schloß ein Gasthaus sei, da es seine Besitzer nur kurze Zeit beherberge. e) Der Ritter folgt der Mahnung des Pilgers und wird wohlthätig.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Reichtum und Pracht schließen oft das Herz zu. — Seid gastfrei ohne

Murren! — Alle Herrlichkeit der Erde währt nur kurze Zeit und vergeht bald. — Erbarmet euch des Armen, so werdet ihr einen Schatz im Himmel haben!

2. Verwandtes. Der reiche Mann und der arme Lazarus. — Die Frau zu Sunem nahm den Propheten Elia gastlich auf und richtete ihm eine eigene Kammer ein. — Die Wallfahrten ins gelobte Land und die Kreuzzüge. — Der barmherzige Samariter führte den Verwundeten in die Herberge und pflegte sein. — Jesus spricht Matth. 25, 40: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan."

3. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle aus der biblischen Geschichte Beispiele von Gastfreundschaft! b) Von welchen Pilgerfahrten erzählt die biblische Geschichte? c) Welches sind die Werke der christlichen Barmherzigkeit? (Wir sollen Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackende kleiden, Obdachlose beherbergen, Kranke pflegen, Witwen und Waisen sowie Gefangene besuchen und Tote begraben.) P.

265. Der große Birnbaum.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Original-Ausgabe von letzter Hand. XVI. Bd. 3. Aufl. München 1876. S. 22.

I. **Vorbereitung.** Es war ein sonniger, warmer Herbstnachmittag, da saß ein Greis, ein schlichter Handwerker, der nur ein kleines Häuschen mit einem Vorgarten besaß, im Schatten eines großen Obstbaumes. Um ihn her spielten seine Enkel und baten ihn, doch einige Birnen für sie vom Baume zu schütteln. Der Großvater ergriff eine bereitstehende lange Stange, oben mit einem Hacken versehen, und that, wie die Kinder gebeten. Die aber lasen die goldgelben Birnen emsig auf, ließen sich's gut schmecken, konnten die süßen Früchte nicht genug loben und frugen den Großvater: „Wie ist denn wohl dieser große Birnbaum hierher gekommen?" Da erzählte der Großvater.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Der Lehrer trägt die Geschichte mit Hinweglassung der ersten vier Zeilen vor und beginnt mit den Worten: Vor mehr als fünfzig Jahren &c.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaums vor seinem Hause. Seine Enkel aßen von den Birnen und konnten die süßen Früchte nicht genug loben. Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hierher kam.

Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armut. „Ach!" sagte ich, „ich würde gern zufrieden sein, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte." Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh! hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, sind mehr als hundert Thaler in dem Boden versteckt. Mache nur, daß du sie herausbringst!"

Ich war damals noch ein unverständiger, junger Mensch und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Thaler. Als der Nachbar am andern Morgen das Loch

sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt, und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnstamm schenken, den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorscheine kommen."

Ich setzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs und wurde der große, herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er nun seit vielen Jahren her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein, und noch immer ist er ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deshalb das Leibsprüchlein des klugen Nachbars nicht vergessen; merkt es euch auch:

Den sichersten Gewinn
Bringt Fleiß und guter Sinn."

Aufgabe. Unterstreiche bei deiner Abschrift die zu betonenden Wörter!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Siehe Vorbereitung! 2. Gliederung des Inhalts. a) Der feiernde Großvater. b) Die an Obst sich labenden Enkel. c) Der Greis erzählt die Geschichte des Birnbaums. d) Er klagt als Jüngling dem Nachbar seine Armut. e) Guter Rat des Nachbars. f) Mißverständnis, Aberglaube und thörichtes Handeln Ruperts. g) Des Nachbars Lachen über Rupert und sein Geschenk an denselben. h) Befolgung des guten Rates. i) Lob des Birnbaums. k) Mahnung des Großvaters an seine Enkel. 3. Eigenschaften: a) des Greises. Als Jüngling war er unzufrieden, arm, unverständig, abergläubisch, thöricht, einfältig, verlacht, beschenkt, als Greis war er erfreut, nicht mehr arm, liebreich und ermahnend. b) des Nachbars. Er war klug, schalkhaft, lachend, gütig und uneigennützig. 4. Weise nach, wie der Obstbaum ein beträchtliches Kapital war, das reiche Zinsen getragen!

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: „Im kleinsten Raum pflanz einen Baum und pflege sein, er bringt dir's ein!" (Bädeckers Obstbaumzucht.) „Ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig; wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen." (J. P. Hebel.)

2. Rede- und Stilübungen. 1. Beschreibung der Birne. 2. Beschreibung der Veredlung des Obstbaumes. 3. (Für die Oberklasse.) Über den Nutzen der Obstbaumzucht. Einleitung: Annehmlichkeit und verschiedene Verwendung des Obstes. Nutzen. Schon das Heranwachsen der kleinen veredelten Bäume, mehr noch die Fülle der herrlichen weißen und rötlichen Blüten, am meisten aber der Wohlgeschmack der saftreichen und gewürzigen Früchte erfreuen des Menschen Herz. Mannigfache Verwendung der einzelnen Obstarten: Kirschen, Pflaumen, Birnen, Äpfel, Nüsse, Pfirsiche, Aprikosen 2c. Die Einträglichkeit der Obstbäume im einzelnen, im allgemeinen. Noch immer liegen fast in jedem Dorfe große Plätze brach da, die durch gute Obstkultur und deren Ertrag nicht selten die ganzen Gemeindesteuern decken könnten. Nutzen endlich der Obstbaumschulen, die auf geeignetem Boden eine hohe Rente geben.

R. D.

266. Das seltsame Rezept.

Joh. Peter Hebel. Sämtl. Werke. Karlsruhe 1853. Bd. II, S. 96.

Es ist sonst kein großer Spaß (kein Vergnügen) dabei, wenn man ein Rezept (d. h. eine ärztliche Vorschrift zur Zubereitung der Arznei) in die Apotheke (d. h. Heilmittelladen) tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hofe (d. h. von einem einzeln liegenden Bauerngute) eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren (Zugochsen) vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große, tannene Stubenthüre ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen (vor Verwunderung) und sagte: „Was wollt ihr da, guter Freund, mit euerer Stubenthüre?“ Dem sagte der Mann, der Doktor (Arzt) sei bei seiner kranken Frau gewesen und hab' ihr wollen ein Tränklein (Arznei) verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubenthüre geschrieben, und nun solle der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen.

Item (nun), wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß!

I. **Erläuterungsfragen.** Warum war das Rezept seltsam oder sonderbar? Wie sehen sonst ärztliche Rezepte aus? Was hat der Arzt und was der Apotheker bei Krankheiten zu thun? Wie wußte sich der Doktor und wie der Bauer zu helfen? Warum lud der Bauer die Thür sorgsam (vorsichtig) ab? Warum machte der Apotheker große Augen? In welcher Form werden die Heilmittel den Kranken gegeben? Wie kam's, daß im ganzen Hause weder Feder, noch Papier, noch Tinte war, wohl aber ein Stückchen Kreide? Wann wird man sagen können, die Arznei oder Medizin hat gut gethan (geholfen)? Was bedeutet das lateinische Wort item (ingleichen, ferner) hier? (Die Hauptsache bleibt, daß das Tränklein hilft.)

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Der Marktplatz einer Stadt. An demselben liegt eine Apotheke. Man erkennt sie an dem Schilde (Löwen-, Mohren-, Schwanen- und andere Apotheken). Vor der Thür hält ein Wagen, an den zwei Ochsen gespannt sind. Ein Bauersmann ladet vorsichtig eine Thür von Tannenholz ab. Der Apotheker sieht neugierig und verwundert durch das Ladenfenster.

2. Personen. Zeige, daß der Bauer kein Freund vom Lesen und Schreiben, gewissenhaft, sorgfältig, aber etwas einfältig, der Apotheker verwundert und erheitert, der Doktor rasch entschlossen und spaßhaft ist! Führe die Thätigkeiten der einzelnen Personen an!

3. Gedankengang. Die Bäuerin auf einem einsamen Hofe ist krank. Der Arzt will ein Rezept schreiben, findet aber nichts zum Schreiben als ein Stückchen Kreide. Er schreibt damit das Rezept an die Stubenthür. Der Bauer fährt die Thür auf einem zweispännigen Wagen in die Stadt und bittet den Apotheker, das vorgeschriebene Heilmittel zu kochen.

4. Eigentümlichkeit. Die kleine Erzählung ist ein Spaß oder zum Lachen (zur Erheiterung). Das Ergötzliche liegt in den

Gegensätzen: Das Rezept ist gewöhnlich ein kleiner Papierstreifen, hier eine große Thür. Es wird sonst mit Tinte geschrieben, hier mit Kreide. Es wird sonst in der Tasche zur Apotheke gebracht, hier mit einem Ochsenwagen. Spaßhaft ist auch der Mangel an allem Schreibzeug im Bauernhause, der rasche Entschluß des Doktors, der Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Bauern und seine treuherzige Erzählung. P.

267. Gute Nacht.

Karl Gerok.

1. Rings ist Ruh';
Schlaf auch du,
Thu getrost die Augen zu!

2. Schleuß die Thür,
Riegel für,
Daß kein Schelm das Haus durchspür'!

3. Brunnenrohr
Rauscht am Thor,
Singt ein Schlaflied dir ins Ohr.

4. Wächters Mund
Ruft die Stund',
Wachsam folgt der treue Hund.

5. Sternelein
Hüten dein,
Blicken dir aufs Bett herein.

6. Engelwacht
Nimmt bei Nacht
Gottes Kinder wohl in acht.

7. Gott im Licht
Schlummert nicht,
Uns bewacht sein Angesicht.

I. **Erläuterungsfragen.** Was ist mit „rings" gemeint? Wie zeigt sich die Ruhe? Woran sieht man, daß ein Mensch schläft? Warum soll die Thür geschlossen und ein Riegel vorgeschoben werden? Wofür steht die alte Form „schleuß"? Wofür steht „Riegel für"? Welche Schelme sind gemeint? Wie durchspüren sie zuweilen das Haus? Was für ein Brunnen steht vor dem Thor, und was für einer ist es nicht? Wodurch entsteht das Schlaflied? Was hat der Nachtwächter zu thun? Warum begleitet ihn ein Hund? Wie können die Sterne „hüten" und „blicken"? Wer hält in der Nacht Wache oder Wacht? Wer nur wird in acht genommen und bleibt behütet? Warum kann uns Gott allein bewachen? Wie bewacht uns sein „Angesicht"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Eine Straße bei Nacht. Alles ist still und schläft. Die Thüren sind zugeschlossen und zugeriegelt. Vor dem Thore rauscht ein Fließ- oder Laufbrunnen. Der Wächter schreitet mit seinem Hunde durch die Straßen. Die Sterne blinken am Himmel. Im Himmel wacht das Auge Gottes über seine Menschenkinder.

2. Charakteristik. Wer oder was ist ruhig, getrost, vorsichtig, rauschend, wachsam, leuchtend, achtsam, beschirmend? Was thut: der Mensch, das Auge, die Thür, der Riegel, der Dieb, der Brunnen, der Wächter, der Hund, das Sternenheer, die Engelschar, Gott?

3. Gedankengang. Str. 1. Alles schließt die Augen zum Schlummer. Str. 2. Das Haus wird durch Schloß und Riegel vor

Dieben geschützt. Str. 3. Der Brunnen rauscht das Schlummerlied. Str. 4. Der Wächter und sein Hund durchschreiten die Straßen. Str. 5. Die Sterne flimmern in die Schlafkammern. Str. 6. Die Engel bewachen Gottes Kinder. Str. 7. Gott schläft nicht und beschirmt uns.

4. Eigentümlichkeit. Die Verse haben kurze Füße und dreimal denselben Endreim.

III. **Verwertung.** Siehe Nr. 31! P.

268. Der Kanarienvogel.

Wilhelm Hey. 50. Fabeln für Kinder. Gotha o. J. S. 20.

I. **Vorbereitung.** Die Kinder eines Vaters, der sich eine große Hecke Kanarienvögel hielt, hatten einen schwefelgelben Kanarienvogel von ihm zum Geschenk erhalten. Der Vogel sang fast so schön wie eine Nachtigall und war so zahm, daß er sich auf den Ruf der Kinder auf deren Finger, Kopf oder Schultern setzte. Oft flog er im Zimmer umher und suchte sich auf den Dielen alle Semmel- und Brotkrümchen zusammen. Die Kinder hatten eine große Lust und Freude an ihrem Vöglein und sich so an dasselbe gewöhnt, daß sein Bauer des Morgens ihr erster und des Abends ihr letzter Gang war. Da war das Vöglein eines Tages so still und saß traurig da, und als die Kinder am andern Morgen aus ihren Bettlein aufgestanden waren und zu seinem Bauer kamen, da lag das arme Ding auf dem Rücken und war tot. Die Kinder sprachen betrübt:

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Die Schüler sprechen die erste Zeile im Chor. Vier Schüler treten hervor und sprechen jeder eine Klage aus. Den Schluß erzählt der Lehrer selbst.)

„Vögelchen, ach! da liegst du tot,
Suchst dir nie wieder ein Krümchen Brot,
Siehst mich nicht an mit den Augen hell,
Hüpfst mir nicht auf die Schulter schnell,
Singst nun nie mehr mit solcher Lust
Schmetternd dein Lied aus voller Brust."

Bald sind die Kinder gekommen und haben
Das arme Ding in den Garten begraben
Und drüber gepflanzt einen Rosenstrauch,
Der trug dann schöne Blüten auch.
Dort haben sie gar oft gesessen
Und den lieben Vogel nicht vergessen.

III. **Erläuterungsfragen.** Woran erkannten die Kinder, daß das Vöglein tot, d. i. kein Leben mehr in ihm war? Was fressen die Kanarienvögel außer Brotkrümchen noch am liebsten? Rübsen, Hanfsamen, frisches Kreuzkraut und Zucker. Wodurch haben wohl die kleinen Mädchen dem Vöglein bei seinen Lebzeiten ihre Liebe bewiesen? Sie haben ihm täglich sein Futter und frisches Wasser gereicht. Sie haben oft den Bauer gereinigt, mit weißem, feinem Sande bestreut und sein Futter- und

Trinkgläschen rein ausgewaschen. Wie hat das Vöglein gesungen? Nenne vier Eigenschaften! Wem hat es Dank gesungen? Den Kindern. Wem aber noch ganz besonders? Wofür hat es Gott gedankt? Worin war demnach das Vöglein den Kindern ein Vorbild? Wodurch haben die Kinder dem Vöglein nach seinem Tode ihre Liebe bewiesen? Trauer, Begräbnis, Pflanzen des Rosenstrauchs, Besuch des Grabes und Erinnerung und freundliches Gedenken an den Vogel.

IV. **Rede- und Stilübungen.** 1. Gieb ausführlich an, was die Kinder am Grabe von dem Vöglein gesagt haben! Erstes Kind: Wißt ihr noch, wenn wir das Thürchen seines Käfigs aufmachten, wie es dann schnell heraus kam, auf dem Fußboden herumhüpfte und die Brotkrümchen aufsuchte? Zweites Kind bis viertes Kind nach dem Texte. Wißt ihr noch 2c. 2. Vergleiche den Tod und das Begräbnis des Vögleins mit dem Tode und Begräbnisse eines Kindleins! Das Vöglein stirbt im Käfig — Kind im Bettlein; Vöglein wird begraben bloß und nackt — Kindlein im Sarge, mit Blumen und Kränzen in weißen Kleidern; Vöglein in den Blumengarten — Kind in den Garten Gottes auf dem Gottesacker; Vöglein ganz still — Kind mit Gebet und mit Gesang; das Vöglein verwandelt sich höchstens in ein Röslein — das Kind in einen Engel Gottes; es ist unsterblich und lebt in Ewigkeit fort.*) R. D.

269. Jung Bäumchen.

Friedrich Güll. Kinderheimat in Liedern. Gütersloh 1875. S. 82.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Der Gärtner hatte im Frühling ein junges Bäumchen im Garten gepflanzt. Gern kommt der Sturm oder starke Wind mit seinen Stößen, die dem Sprunge eines wilden Tieres gleichen, und reißt junge Bäumchen aus oder knickt (bricht) sie um. Um dies zu verhüten, hatte der Gärtner einen starken Pfahl neben dem Bäumchen in die Erde geschlagen und das Stämmchen mit Weidenschleifen (gedrehten Weidenruten) fest angebunden, so daß es wie an den Pfahl geklammert war. Darüber klagte und jammerte das Bäumchen den ganzen Sommer hindurch, denn die Weidenschleifen schneiden etwas in die Rinde (kneifen oder kneipen, drücken, schmerzen und quälen). Im Herbst endlich hat der Gärtner dem dummen Dinge den Willen gethan und hat es losgebunden — zu seinem Unglück!

1. Jung Bäumchen war geklammert
An einen Pfahl,
Darüber hat gejammert
Es manches Mal:

„O weh, die Weidenschleifen,
Wie die mich immer kneifen!
Das ist mir eine rechte Qual.“

---

*) Eine ausführliche Unterredung über diese Fabel, von demselben Verfasser in Frage und Antwort für die Elementarklasse bearbeitet, findet sich im „Praktischen Schulmann“ von Fr. Körner. I. Bd. Leipzig, Brandstetter, Jahrgang 1852. S. 523.

2. Der Gärtner hat das junge
Gebunden los.
Da kam der Sturm im Sprunge
Mit Schritten groß.
Ein jedes Blättlein pflückt er,
Und ab das Bäumlein knickt er, —
Nun ist der Jammer erst recht groß!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Garten im Herbste. Der Sturm rüttelt und biegt die Bäume. Ein Pfahl mit aufgelöster Weidenschleife, daneben ein geknicktes Bäumchen. Die Blätter sind abgerissen und fliegen umher.

2. Charakteristik. Zeige, daß der Gärtner vorsichtig und wohlmeinend, dann aber zu nachgiebig, das Bäumchen weichlich, unklug, erst angeklammert und geschützt, dann los, zerzaust, geknickt und unglücklich war! Führe die Thätigkeiten des Gärtners und des Bäumchens an!

3. Gedankengang. Str. 1. Das Bäumchen beklagt die strenge Zucht; Str. 2. Gerät ohne Zucht ins Unglück. Grundgedanke: Zucht bringt Frucht, Eigensinn nie Gewinn.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wenn es den Kindern nicht nach dem Kopfe geht, so weinen, schreien und klagen sie. Thut man ihnen den Willen, so sind sie still, aber sie gewöhnen sich an Eigensinn und Zuchtlosigkeit und kommen ins Unglück und Verderben. — Wie man sich gewöhnt, so hat man sich. — Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Je lieber das Kind, desto schärfer die Rute. — Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. — Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Rute. Beuge ihm den Hals, weil es noch jung ist; bleue ihm den Rücken, weil es noch klein ist, auf daß es nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde. Sir. 30, 1. 12. —

2. Rede- und Stilübungen. a) Das geknickte Bäumchen soll sein Schicksal erzählen! b) Suche Beispiele aus der Bibel und Geschichte von strenger Kinderzucht! c) Wende das vom Bäumchen Erzählte auf einen Knaben an, der nicht lernen wollte! (Ein Knabe mußte in die Schule gehen, um etwas Tüchtiges zu lernen. Das gefiel ihm aber gar nicht; er jammerte oft darüber und sprach: „Ich hasse die alte Schule, und das Lernen ist mir eine wahre Qual!" Die Eltern waren nachgiebig, ließen ihn oft die Schule versäumen und seine Arbeiten nicht machen. Der Knabe blieb unwissend und wurde roh, eigensinnig und wild. Er war im späteren Leben nirgends zu brauchen, verfiel von einer Sünde in die andere und kam zuletzt in das Gefängnis. Da bejammerte er seine Thorheit und Blindheit.) d) Zeige an einem willigen, geduldigen Bäumchen ein Gegenstück!

P.

270. Abendlied eines Bauern.

Matthias Claudius. Sämtl. Werke. Wandsbeck 1877. II, S. 17. (Mit Hinweglassung von Str. 4—8 und mit einer Wortveränderung.)

I. **Vorbereitung.** Es war in den heißen Tagen des Sommers, als ein Bauersmann, dessen Felder, Wiesen und Gärten rings um den

Bauernhof lagen, sehr spät von der Erntearbeit heimkehrte. Es war einer jener Abende, an welchem, als die Sonne unterging, bereits der Vollmond am Himmel stand. Die Bäuerin hatte noch im Garten und Hof zu schaffen, da kam der Bauer aus dem Wohnhause und trat zu ihr. Was er dabei zu ihr und den Kindern gesprochen, das hat Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, uns in einem hübschen Gedichte erzählt: (Vorlesen des Gedichts.)

1. Das schöne, große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf[1]);
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne[2]),
Lieb Weib, und dann tisch auf![3])

2. Kannst hier nur auf der Erde decken[4]),
Hier unterm Apfelbaum,
Da pflegt es abends gut zu schmecken[5])
Und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör, mich hungert sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste[6]),
Wenn er nicht schläft, mit her!

4. Es leuchtet*) uns bei unserm Mahle
Der Mond so silberrein[7])
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.[8]) —

5. Nun, Kinder, esset! Eßt mit Freuden
Und Gott gesegn' es euch![9])
Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich![10])

II. **Vermittlung.** 1. Die goldene Abendsonne geht nun unter. 2. Ich habe mich heute redlich geplagt, drum wisch mir den Schweiß von der Stirn, liebe Frau, und 3. bring mir recht bald das Abendessen auf den Tisch! 4. Decke denselben hier nur auf dem Rasen unter dem Apfelbaume! 5. Die reine Luft und die uns umgebende Natur bewirken, daß es uns im Freien meist besser schmeckt als im engen Zimmer. 6. Ruf dann all unsre Kinder herzu und bring auch den Kleinsten, falls er noch nicht eingeschlafen ist, mit aus seinem Bettchen (in der derben Bauernsprache: aus dem Neste!). 7. Sieh nur, wie der Vollmond uns zu unserm Abendbrote so hell leuchtet und uns von oben in die Schüssel guckt! (NB. Das Wort Schale statt Schüssel hat sich in dem Worte „Kaltschale", eine Schüssel kalten Essens, erhalten.) 8. Der Mond, als ein Bote Gottes, thut endlich auch den Segen in unsre Schüssel hinein. 9. Nun, Kinder, laßt's euch gut schmecken, und möge Gott euch das Essen segnen! Heute: „Gesegnete Mahlzeit!" 10. Zuletzt redet der Bauer noch den Mond an. Wie er vorhin den Mond nennt und Gott meint, da dieser ja nur allein uns Speise und Trank segnen kann, so wird er wohl auch hier, obschon er den Mond anredet, nur Gott allein im Sinne

---

*) Im Original: Es präsidiert.

gehabt haben, welchem er das treuherzige Bekenntnis seines Glückes und seiner Zufriedenheit macht.

III. **Vertiefung.** 1. Kernfragen. a) Was ist aus der Bitte des Bauern an sein liebes Weib: „Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne!“ zu folgern? aa) Daß sie vielleicht eben ein Taschentuch zur Hand hatte, bb) daß er mit ihr innig vertraut war und mit ihr so recht in Frieden und Eintracht lebte und auch, cc) daß er sich den Tag über rechtschaffen geplagt hatte. b) Warum schmeckt es uns im Freien weit besser als im dunstigen Zimmer? c) Welche Gesinnung des Bauern spricht aus den beiden Bitten an sein Weib in Strophe 3? (Daß er ein fürsorglicher und liebevoller Vater war.) d) Was beweist der Wunsch des Bauern beim Beginne der Abendmahlzeit? (Daß er ein frommer, gottesfürchtiger Mann war.) e) Was meint der Bauer, der nur ein kleines Gütchen und keine Knechte und Mägde hatte, mit dem Ausdruck: „und bin reich“? (Ich bin gesund und frisch, habe, was zur Leibes-Nahrung und Notdurft gehört, besitze einen zufriedenen Sinn, ein treues, liebes Weib und liebe, brave Kinder.)

2. Wie war der Bauersmann? Er war fleißig und arbeitsam; erhitzt und hungrig; er war mit seinem Weibe verträglich und liebevoll, gegen seine Kinder fürsorglich und gütig, gegen seine Familie freigebig und gutherzig, gegen Gott erkenntlich, fromm, dankbar und gottesfürchtig und endlich im allgemeinen zufrieden und glücklich. Nachweis aus dem Texte!

IV. **Rede- und Stilübungen.** 1. Gliedere den Inhalt des Gedichts! 2. Charakterisiere den Bauer! (S. III, 2!) 3. Der Lehrer schildere bei dieser Gelegenheit auf der Oberstufe einen norddeutschen Bauernhof, wie er sich in Westfalen, Hannover und Schleswig-Holstein findet, seine isolierte Lage, sein ganzes Besitztum rings um den Hof, sein Wohnhaus nebst Stallung, innere Einrichtung desselben 2c., und mache hierauf die schriftliche Wiedergabe der Schilderung zum Thema für den Aufsatz: Ein norddeutscher Bauernhof.

R. D.

271. Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Friedrich Rückert, Gedichte; Auswahl des Verfassers. 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1841. S. 540.

1. Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Äste
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sei'n.

2. Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Tau
Und wollten auch nicht schweigen;
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelblau.

3. Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken.
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

4. Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

5. Da trat ein starker Mann zum Baum
Und hob ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten
Und auseinander schwirrten;
Wohin sie flogen, weiß man kaum.

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Wer ist mit den grünen Sommervögeln gemeint? Warum heißen die Blätter Vögel, grün, Sommervögel? Warum scheint es bei mildem Frühlingswetter, als ob sie vom Himmel herabgeflogen wären? Wie entsteht das Gewimmel? (Viele drängen sich bunt durcheinander.) Warum saßen sie fest? Wie unterscheiden sich die Zweige von den Ästen? Warum heißen die Zweige schwank (biegsam), die Lüfte lau (weder kalt noch heiß, mildwarm)? Wie schaukeln oder wiegen sich die Blätter? (Im Luftzuge heben und senken sie sich mit den dünnen, biegsamen Zweigen.) Wovon leben die Blätter, und wie essen und trinken sie? (Der Sonnenschein erzeugt die Körnchen des Blattgrüns; durch feine Öffnungen saugen sie den Tau ein.) Wie entsteht der Tau? (Die Wasserdünste der Luft verwandeln sich abends an den kalten Blättern in feine Tröpfchen.) Wie singen sie? (Im Luftzuge reiben sie sich an einander und drehen sich auf ihren Stielen, wodurch leise Töne entstehen.) Warum wird das Gewitter Wetternacht genannt? (Die schwarzen Wolken verdecken Sonne und Himmelsblau und verwandeln den Tag fast in Nacht.) Wovon schwirren sie erschrocken, d. h. schwingen sich zitternd hin und her? (Von den Windstößen, den schweren Regentropfen und den Donnerschlägen.) Wodurch wird das grünende Gefieder (Blattkleid) immer grüner? (Der Regen wäscht den Staub ab und erfrischt das Blatt.) Wie werden die Blätter, wenn sie am Tage der scharfe oder heiße (Sonnen-) Strahl versengt (knitternd auf der Oberfläche verbrennt)? (Rötlich oder gelblich.) Wie besprengt, d. h. betupft oder betröpfelt der Frost (die Kälte) das Blatt mit Reif? (Die Tautröpfchen gefrieren zu zarten Schneesternchen.) Wie sehen die Blätter im Herbste aus? (Bunt, d. h. grün, rot, gelb, oder fahl, falb, d. h. bleich, gelblichgrau.) Wie heißt der starke Mann, der den Baum rüttelt und schüttelt, d. h. rasch hin und her bewegt? Wie wird die rasche, heftige Erschütterung noch genannt? (Schauer.) Wovon schauern wir? (Frost, Furcht.) Warum heißen die Vöglein jetzt bunt? Wie entsteht ihr Girren oder leises Seufzen? (Durch das Abbrechen der Stiele, das Reiben an einander und das Sausen im Winde.) Wohin sind sie geschwirrt? (In den Weg, die Hecken, Gräben, auf anderes Laub, die angrenzenden Felder, über Stock und Stein.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir werden in den Wald geführt und sehen das Leben der Blätter vom Frühling bis zum Herbst. Frühlingsbild: Kahle Bäume, schwellende Knospen, blauer Himmel, Sonnenschein, milde Lüfte, plötzlich im bunten Gewimmel hervorquellende

Blätter, schwankende Zweige, schwingende und singende Blätter, zarter Tau darauf. Sommerbild: Dunkle Wolken am Himmel, zuckende Blitze, rollender Donner, rinnende Regentropfen, grünende, erfrischte Laubkronen. Herbstbild: Scharfe Sonnenstrahlen am Tage, starke Fröste des Nachts, früh Reif auf den Blättern, bunte, fahle Farbe derselben, heftige Stürme, durchschüttelte Bäume, auseinander fliegende Blätter.

2. Charakteristik. Die Blätter sind mit Vögeln verglichen. Sie kommen geflogen, setzen sich auf den Bäumen nieder, schaukeln sich, essen und trinken, singen, schwirren umher, trocknen das nasse Gefieder, frieren, werden traurig, verfärben sich, girren, schwirren auseinander, fliegen fort wie Zugvögel. Beweise, daß sie grün, fröhlich, seßhaft, sanglustig, erschrocken, durchnäßt, trocken, bunt und fahl, traurig, endlich verschwunden sind.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Ankunft der sonderbaren Vögel. Str. 2. Ihr tägliches Leben. Str. 3. Ihre Angst beim Gewitter und das erfrischende Bad. Str. 4. Die Abnahme ihrer Kraft und Schönheit. Str. 5. Ihr Lebensende.

4. Eigentümliche Schönheiten. Von den leblosen Blättern wird wie von den lebendigen Vögeln geredet. Kein Ausdruck verrät, daß der Dichter nur bildlich spricht und keine wirklichen Vögel meint. — Schöne Ausdrücke: „Fröhliches Gewimmel" für das bunte Durcheinander voll Lebenslust; Licht essen und Tau trinken; „Wetternacht sitzt auf Wolken" wie ein König des Schreckens auf feurigem Wagen; die grüne, meist behaarte Blatthaut heißt „Gefieder", das Säuseln des Laubes „Singen, Schaukeln, Schwirren, Girren"; der Reif ist auf die Blätter gesprengt; der Wind ist ein starker Mann. — Viele Ausdrücke ahmen Laute und Bewegungen nach: Laue Lüfte, schwanke Zweige, tranken Tau, sangen leise, stille Weise, Tropfen rinnen nieder, scharfer Strahl, rütteln und schütteln, girren und schwirren. — Gegensätze: fliegen — sitzen fest; essen Licht — trinken Tau; singen — schwingen; Sonnenschein — Himmelblau; naß — trocken; grün — bunt und fahl; am Tage — nächtlich; Strahl — Frost; Tau — Reif; oberer Raum — unterer; girren — schwirren.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Was haben die Blätter mit den Vögeln gemein? (Sie kommen aus Knospen wie die Vögel aus Eiern; bestehen aus zwei gleichen Hälften; sitzen auf Bäumen; der Blattnerv gleicht dem Rückgrat, der Stiel den Beinen, die Spitze dem Schnabel, die Blatthälften den Flügeln, der grüne, behaarte Überzug dem Gefieder; sie fliegen her und hin; singen, werden naß und trocken, verändern ihre Farbe wie sich mausernde Vögel, werden im Herbst traurig, girren, schwirren und fliegen fort.) b) Wie unterscheiden sie sich von den wirklichen Vögeln? (Kommen aus Knospen, fliegen nicht herbei, sind angewachsen, grün, schmal und dünn, haben einen Stiel statt der Füße ꝛc.) c) Erzähle kurz das Leben der Blätter im Sommer! (Die Blätter quellen aus den Knospen. Mit dem Stiel sind sie ange-

wachsen. Sie haben eine grüne Farbe. Mit den Zweigen wiegen sie sich. Wenn sie sich im Luftzuge reiben, entsteht ein leiser Laut ꝛc.) d) Gieb den Inhalt der einzelnen Strophen in kurzen Sätzen an! (Die Blätter kommen wie Vögel geflogen und sitzen an den Ästen fest ꝛc.) e) Was für Vögel erwähnt die biblische Geschichte? f) Wo kommt das Laub in Gedichten vor? P.

272. Der Fuchs und die Katze.

Jakob u. Wilhelm Grimm. Kinder- u. Hausmärchen. Große Ausgabe. 11. Aufl. Berlin 1873. S. 301.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchse begegnete, und weil sie dachte, er ist gescheit und wohlerfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie geht's, wie steht's? Wie schlagt ihr euch durch in dieser teuern Zeit?“ Der Fuchs, alles Hochmutes voll, betrachtete die Katze vom Kopfe bis zu den Füßen und wußte lange nicht, ob er eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er: „„O, du armseliger Bartputzer, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Du unterstehst dich zu fragen, wie mir's gehe? Was hast du gelernt? Wieviel Künste verstehst du?““ „Ich verstehe nur eine einzige,“ antwortete bescheidentlich die Katze. „„Was ist das für eine Kunst?““ fragte der Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten.“ „„Ist das alles?““ sagte der Fuchs. „„Ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen Sack voll Listen. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht.““

Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf!“ rief ihm die Katze zu. Aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs,“ rief die Katze, „ihr bleibt mit euern hundert Künsten stecken. Hättet ihr heraufkriechen können wie ich, so wär's nicht um euer Leben geschehen.“

I. **Vermittlung.** Fuchs und Katze werden sprechend und handelnd zu unserer Belehrung vorgeführt (Fabel). Der Fuchs wird von der Katze dargestellt als gescheit (klug), wohlerfahren (weil er viel gesehen, gehört, gelernt und erlebt hat) und in der Welt angesehen. „Wie geht's, wie steht's?“ ist eine Redensart, um sich nach jemandes Befinden zu erkundigen. Durchschlagen in teurer Zeit = mit Mühe und unter Sorge leben in einer Zeit, wo die Bedürfnisse viel Geld kosten. Der Fuchs zeigt sich voll Hochmut und Stolz. Armseliger Bartputzer (die Katze putzt sich oft mit den Pfoten den Bart) = du hast eine wenig lohnende Beschäftigung. Buntscheckiger Narr = einfältiges Geschöpf mit einem vielfarbigen Kleide (dreifarbige Katzen), wie es ehemals die Hofnarren der Reichen trugen und jetzt die Narren auf Maskenbällen anlegen. Hungerleider = einer, der infolge ungenügender Nahrung ein dürftiges Aussehen zeigt, der an den Folgen ungestillten Hungers leidet. Mäusejäger nennt er die Katze mit Recht; denn sie fängt ja Mäuse. Du unterstehst dich, zu fragen = du wagst es, du bist so unverschämt, mich zu fragen. Wieviel Künste verstehst du? = was kannst du? Bescheidentlich = bescheiden. Retten = der Gefahr entgehen, der Not entfliehen, nicht umkommen. Herr über hundert

Künste = sehr viel verstehen, können. Ein Sack voll Listen = eine große Menge List, viel Schlauheit. Du jammerst = du dauerst mich, du thust mir sehr leid. Behend = flink, schnell. Gipfel = Wipfel, oberster Teil des Baumes. Verbergen = unsichtbar machen. Stecken bleiben = nicht weiter können. Heraufkriechen = heraufspringen, klettern. So wäre es nicht um euer Leben geschehen = ihr müßtet nicht sterben, ihr behieltet das Leben.

II. **Vertiefung.** a) Hauptgedanke ist: Hochmut thut selten gut; Hochmut kommt vor dem Falle.

b) Kennzeichne (charakterisiere) nach der Fabel das Wesen des Hochmütigen (erst mündlich, dann unter III schriftlich)! Der Hochmütige

1. hält sich für weit klüger als andre;

2. schätzt andere gering und erhebt sich weit über sie;

3. weiß nicht, ob er mit ihnen reden, ihnen antworten soll;

4. wenn er es dennoch thut, geschieht es in unschönen Worten, welche gern die Schwächen des Nächsten in Bezug auf Beschäftigung, Kleidung und Ernährung zum Gegenstand nehmen;

5. bezeichnet die vertrauliche Annäherung als Anmaßung;

6. zeigt sich prahlerisch; er stellt seine wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge in das hellste Licht und glaubt, er könne aller Welt Lehrmeister sein;

7. entpuppt sich in der Not als leerer Schlauch; da lassen ihn seine Künste im Stiche, er kommt in der Not um.

c) Kennzeichne den Bescheidenen nach dem Verhalten der Katze (Erst mündlich und unter III schriftlich)! Der Bescheidene:

1. denkt von seinem Nächsten gut, hält ihn für klug, achtet seine Stellung in der Welt;

2. ist freundlich gegen andere, grüßt sie, ist teilnehmend;

3. hält sich nicht für klug, sondern denkt von Gescheiten zu lernen; er denkt von seinen Vorzügen nicht hoch und prahlt nicht mit ihnen;

4. kommt in der Welt und auch in der Not gut durch.

III. **Verwertung.** A. Lebensregel: Sei nie hochmütig, sondern bescheiden!

a) Sprichwörter: 1. Hochmut kommt vor dem Falle.

2. Übermut thut selten gut.

3. Thorheit und Stolz wachsen auf einem Holz.

4. Kluge Hühner gehen auch in die Nesseln.

5. Lerne was, so kannst du was!

b) Sprichwörtliche Redensarten: 1. Das Hasenpanier ergreifen.

2. Jemand über die Achsel ansehen.

3. Zwischen Hammer und Amboß kommen (der Fuchs zwischen Hunden und Jägern).

c) Freidank: „Gott erhöhet alle Güte und erniedert Hochgemüte.“

B. Rede- und Stilübungen. a) Siehe unter II, b und c!

b) Zusammengedrängte Darstellung des Inhalts der Fabel.

c) Gegenstück: Der Fuchs rettet sich durch Klugheit vom Tode; die Katze dagegen kommt in der Not um. (Vergleiche Reineke Fuchs.)

d) Abhandlung: Hochmut kommt vor dem Falle.

Einleitung: Entstehung des Sprichwortes aus der Beobachtung von Vorgängen im Menschenleben.

I. Worterklärung.

II. Sinn des Sprichwortes.

III. Nachweis, warum Hochmut leicht den Fall bewirkt.

IV. Erfahrungsbeweise aus der profanen und heiligen Geschichte. Aus dem Volksmunde verwandte Sprichwörter. Schluß: Mahnung zur Bescheidenheit. Fr. Francke.

273. Bergmannslied.

Karl Simrock, Deutsche Volkslieder. S. Rochholz, Liederfibel. Stuttgart. 3. Aufl. S. 197.

1. Ein Bergmann ist eine edle Zier
Allhier auf dieser Welt,
Er bringt das Silber und Gold herfür,
Wie es dem König gefällt.
Mit Schlegel und Eisen,
Damit müssen wir es weisen.
Glück auf! Es kommt alles vom Bergmann her.

2. Der König könnte keine Krone nicht tragen,
Er könnte nicht fahren im silbernen Wagen,
Silber, Gold und Edelgestein,
Das würde in seiner Krone nicht sein.

3. Der Zimmermann könnte keine Häuser nicht bauen,
Wenn keine Bergleut' wär'n;
Das Beil und auch das Winkeleisen
Muß den rechten Weg dem Zimmermann weisen.

4. Der Hufschmied könnte keine Pferde beschlagen,
Wenn keine Bergleut' wär'n;
Die Zang und auch das Eisen,
Damit muß er's beweisen.

5. Der Schneider könnte keine Kleider nicht machen,
Wenn keine Bergleut' wär'n;
Nadel, Schere und Bügeleisen
Muß dem Schneider den rechten Weg weisen.

6. Man könnte das liebe Körnlein nicht schneiden,
Das liebe, liebe Körnelein,
Das liebe Körnlein nicht mahlen zu Brot,
Vor Hunger müßte man sterben tot;
Wenn's nur an Eisen gebricht,
So muß der Bergmann machen Schicht.
Glück auf! Es kommt alles vom Bergmann her!

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Im Mittelalter, als noch die Innungen und Zünfte blühten und die Zunftgenossen, vom Altmeister zur Lade gerufen, öfters Zusammenkünfte hielten; als hierbei noch die Meistersinger florierten und jeder Stand den seinigen als den wichtigsten und

schönsten pries: da existierte über jedes Handwerk ein Lob- und Preislied. Manche dieser Lieder sind im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, andere haben sich von Mund zu Munde bis auf den heutigen Tag erhalten. Hier ist eins derselben: das Bergmannslied. (Vorlesen desselben durch den Lehrer. Zunächst eine kurze Besprechung eines Bergwerks und des Lebens und Treibens eines Bergmanns.)

Die Bergleute sprechen und singen also von sich selbst: Str. 1. Der Bergmann ist eine edle Zier = Zierde der menschlichen Gesellschaft. Was holt er aus dem Innern der Erde? Wem gehören die Metalle, die sich unter der Erde finden? Was gefällt dem Könige? (Daß sich viel Erze in seinem Lande finden, und daß er mit Gold und Silber sich schmücken kann.) Welches sind die beiden Hauptwerkzeuge des Bergmanns? Was heißt: Damit müssen wir es w e i s e n? (Beweisen und zeigen, daß wir Bergleute sind.) Was tragen die Bergleute deshalb an ihren Mützen? Was sind die Worte: „Glück auf!" für den Bergmann? Was heißt: Alles kommt vom Bergmann her? (Alle übrigen Handwerker und Stände können ohne den Bergmann nicht bestehen und sind von ihm abhängig.) Str. 2. Warum zuvörderst der König? Str. 3. Warum auch der Zimmermann? Was findet derselbe mit dem Winkeleisen? Wie heißen die beiden andern Wegweiser für den rechten Weg, welchen der Zimmermann gehen soll? (Das Lot und die Setzwage.) Welche Richtung giebt diese, welche jenes an? Str. 4. Warum kann insbesondere der Schmied nicht ohne den Bergmann leben? Was muß für ihn und alle Metallarbeiter der Bergmann erst besorgen? (Arbeitsmaterial und Arbeitswerkzeuge.) Str. 5. Aus welchem Grunde bedarf selbst der Schneider des Bergmanns? Str. 6. Endlich kann auch der Mäher nicht ohne den Bergmann sein. (Hierbei ist „Getreide" für „Körnlein" zu setzen.) Was muß er ihm zur Ernte liefern? Desgleichen auch der Müller; aus welchem Grunde? Überhaupt: Wann und wo es an Eisen (Eisen für alle andern Metalle) fehlt (gebricht), da muß zuvor der Bergmann Rat schaffen, die Erze und Metalle aus der Erde fördern. Wie wird die Arbeit des Bergmanns hier genannt? (Schicht.) Was bezeichnet man mit dem Worte Schicht noch? (Ein bestimmtes Maß von Erzen; die Ruhezeit nach beendigter Arbeit; eine Lage von Gebirgsmassen.) Mit welchem Gruße schließt das Gedicht? Und mit welcher Schlußfolgerung? Drücke dies mit andern Worten aus! (Ohne den Bergmann kann kein anderer Beruf und Stand der Menschen bestehen!)

II. **Verwertung.** 1. M a h n u n g. a) Verachte keinen Stand und keinen Beruf der Menschen; er ist dir nützlich und fürs Ganze notwendig! b) Achte jeden Arbeiter, der fleißig und gewissenhaft ist! 2. V e r w a n d t e s: a) Der Streit der zehn Finger. b) Die Riesentochter und der Bauersmann. c) Der Magen und die Glieder. 3. R e d e- u n d S t i l- ü b u n g e n. 1. Nenne andere Berufsarten der Menschen und weise nach, daß sie des Bergmanns nicht entraten können! Angabe des Grundes!

2. Beschreibe ein Bergwerk! 3. Das Leben des Bergmanns. (Eine Schilderung.) 4. Der Bergmannsgruß: „Glück auf!“ Nachweis, wie bedeutungsvoll er ist. R. D.

274. Mach's ebenso!

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 182.

I. **Vorbereitung.** Ein Vater ging mit seinem zehnjährigen Sohne an einem schönen Maientage hinaus in Wald und Flur, und beide freuten sich der herrlichen Natur. Da sprach der Vater: „Sieh, lieber Sohn, wir wollen uns nicht allein über die Natur freuen, sondern es ihr auch nachthun, in vielen Stücken ihr nachahmen; denn die Natur will uns in vielen Dingen ein Vorbild und eine Lehrmeisterin sein.“ Der Knabe aber sprach: „Das verstehe ich nicht, lieber Vater, wie die Natur mir ein Vorbild und eine Lehrmeisterin sein soll.“ — „Nun wohl,“ entgegnete der Vater, „so will ich dir es an einzelnen Werken der Natur zeigen. Höre einmal das folgende schöne Gedicht!“

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Vorlesen des Gedichts durch den Lehrer.)

1. Die Sonne blickt mit hellem Schein
So freundlich in die Welt hinein[1]).
„Mach's ebenso!
Sei heiter und froh!“

2. Der Baum streckt seine Äste vor,
Zur Höhe strebt er kühn empor.[2])
„Mach's wie der Baum
Im sonnigen Raum!“

3. Die Quelle springt und rieselt fort,
Zieht rasch und leicht von Ort zu Ort.[3])
„Mach's wie der Quell
Und rege dich schnell!“

4. Der Vogel singt sein Liedlein hell,
Freut sich an Sonne, Baum und Quell![4])
„Mach's ebenso!
Sei rüstig und froh!“[5])

III. **Vermittlung.** 1. Die Sonne wird als eine Person dargestellt, die hell blickt und freundlich lacht, als ein Wesen, das die ganze Welt erheitert. Im Sonnenschein erscheint uns alles lieblicher und freundlicher. 2. Der Baum wächst und breitet sich nach allen Seiten aus. Selbst auf ganz schiefer oder schräger Halde wächst er in senkrechter Linie zur Höhe, d. i. zu seinem Scheitelpunkte, empor. 3. Die Quelle, aus dem Innern der Erde hervorgetrieben, springt = hüpft, und rieselt = fließt leise rauschend weiter und ruht und rastet nimmer, bis sie ihr Ziel erreicht hat. 4. Der Vogel singt sein Liedlein hell, das will sagen, er singt es freudig seinem Schöpfer zum Lob, Preis und Dank. Er erfreut sich der Werke der Natur, hier der drei genannten. 5. Statt r ü s t i g (von rüsten, hier sich zum Dank rüsten) ist bei der Erläuterung d a n k b a r zu setzen: dankbar, sich der Werke Gottes erfreuend, immer heiter und zufrieden.

IV. **Vertiefung.** A. G r u n d g e d a n k e. (Für die Oberklasse.) Die Natur in ihrem Wirken, unser Vorbild und unsere Lehrmeisterin.

1. Die S o n n e: in ihrer segenspendenden Darreichung von Licht und Wärme und in ihrem Wohlthun, ihrer Milde und Freundlichkeit;

2. der B a u m: in seinem steten Wachstum und Ausstrecken der Zweige nach allen Seiten hin und in seinem unabweichbaren Streben in gerader Linie nach oben, nach dem Himmel;

3. die Quelle: in ihrer Reinheit, in ihrem innern Drange nach Bewegung und Wirksamkeit und ihrer unaufhörlichen Thätigkeit bis zum Ausflusse in den Strom oder ins Meer;

4. der Vogel: in seinem dem Schöpfer Lob und Dank verkündenden Gesange, in seiner Fröhlichkeit und Zufriedenheit.

B. Erweiterung der gegebenen Gedanken. Worin sollen wir der Natur als einer Lehrmeisterin nachahmen? 1. Der Sonne? a) Verbreite wie sie um dich Licht und Wärme! Licht, indem du selbst deinen Geist ausbildest und erhellest, um später andere zu erleuchten; Wärme, indem du Liebe und Wohlthun um dich her verbreitest, die Nackenden bekleidest, die Hungrigen und Durstigen speisest und tränkest und den Frierenden Herberge und Feurung darreichest. b) Begegne allen Menschen mit Milde und Freundlichkeit, mit Wohlwollen und Leutseligkeit!

2. Dem Baume? a) Wachse stetig wie der Baum, wachse wie an Alter und an Körper, so auch an Geist, an Erkenntnis und Weisheit, an rechter sittlicher Freiheit und an Zufriedenheit und gutem Gewissen! b) Suche nach allen Seiten hin deine Thätigkeit und Wirksamkeit zu verbreiten, d. i. Gutes zu stiften! c) Strebe unverrückt deinem Ziele zu nach oben, nach dem Himmel, nach allem Guten, Edlen, Hohen, Schönen!

3. Der Quelle? a) Halte rein die Quelle aller deiner Gesinnungen und Handlungen: das Herz! b) Sei rastlos thätig und wirksam, sei rege und fleißig bis ans Ende = bis zum Austritt aus diesem Leben, bis zum Tode!

4. Dem Vogel? a) Singe wie er deinem Schöpfer täglich Lob, Preis und Dank! Freue dich wie er an den Werken der Schöpfung, sei wohlgemut, fröhlich und zufrieden!

C. Sprachgebräuchliches. (Siehe Dietleins Sprachschüler III, S. 33.) Nachahmen d. h. einer Person als Vorbild folgen, deren Art und Weise entlehnen, deren Sprache, Gang, Gebärden und Mienen sich anzueignen suchen, steht mit dem Dativ der Person (oder der personifizierten Sache); hingegen nachahmen, eine Sache, den Gegenstand, das Werk eines andern nachbilden, steht mit dem Accusativ der Sache. Mustersatz: „Sie müssen nicht das Werk, sondern dem Meister nachzuahmen suchen! (Lichtenberg.)

V. **Verwertung.** 1. Mahnung s. IV. A! 2. Rede- und Stilübung s. IV. B! „In welchen Stücken sollen wir der Natur, hier der Sonne, dem Baume, der Quelle und dem Vogel nachahmen?“

R. D.

275. Warum liebst du deine Mutter so sehr?

Robert Reinick. Abc-Buch für große und kleine Kinder. 4. Aufl. Leipzig 1876. S. 63. (Gekürzt.)

I. **Aufbau des Gedichts.** Die Mutter sitzt im Stübchen am Fenster und trägt auf dem Schoße ihr 3—4 jähriges Töchterlein. Dasselbe hat seine Ärmchen um den Hals der lieben Mutter geschlungen; es drückt

sein Köpfchen an ihre Wange und küßt dieselbe. Da öffnet sich die Stubenthür, und der heimkehrende Vater tritt herein; auch ihm lächelt das Kindlein entgegen. Er breitet seine Arme gegen dasselbe aus, aber aufs neue umfaßt es die Mutter, herzet und liebkoset sie und will sie nicht lassen. Da spricht der Vater: „Kindlein, o sprich! Warum liebst du dein Mütterchen doch so inniglich?" (so herzlich). Sprecht: Kindlein ꝛc. — Fragend sieht das Töchterchen nach dem Vater, als wollte es mit dem Dichter sprechen: „„Das weißt du nicht? — Weil's mich hegt und pflegt (schützt, bewacht, wäscht, ankleidet, versorgt), auf den Armen mich trägt."" Sprecht: Weil's ꝛc. — Das Kindlein war vor einiger Zeit recht sehr erkrankt. Es lag in seinem Bettchen in der Fieberhitze, konnte nicht laufen und spielen, nicht rufen und schlafen. Da setzte sich die treue, gute Mutter zu ihm, wehrte ihm die garstigen Fliegen ab, gab ihm heilsame Arznei und erzählte ihm vom Monde und seinen Schäfchen, von den Englein und vom lieben Gott. Sie wachte Tag und Nacht am Bett ihres Lieblings, denn der Vater hatte dazu nicht Zeit; er mußte seinem Berufe und Geschäfte nachgehen.

Mit Gottes Hilfe war es wieder genesen; die Mutter brachte ihm Milch und Semmel, zog ihm die Kleider an und nahm es auf ihren Arm; sie drückte es voll Freude an ihr liebendes Herz, küßte die bleichen Wangen, daß sie bald wieder frisch und rot wurden.

Es spricht: „„Wacht, wenn ich bin krank, giebt mir Speis' und Trank, giebt mir Kleider und Schuh' und viel Küsse dazu."" Sprecht: Wacht ꝛc. — Der Vater, die Großmutter und andere haben das Kindlein auch liebevoll gepflegt und gewartet; sobald es aber die Mutter erblickt, da jauchzet es laut auf, da streckt es die Händchen nach ihr aus und flüchtet sich auf ihren Schoß; denn nur hier meint es sich geborgen, weil es die treue Mutterliebe fühlt und ahnt. Darum spricht es weiter: „„Und ist mir so gut, wie's kein andrer thut; drum lieb' ich's so sehr, kann gar nicht sagen, wie sehr, wie sehr!"" Sprecht: Und ist mir so gut ꝛc.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorsprechen und lernen:

„Kindlein, o sprich! Warum liebst du dein Mütterlein doch so inniglich?"
Und das Kindlein spricht: „„Das weißt du nicht? —
Weil's mich hegt und pflegt, auf den Armen mich trägt,
Wacht, wenn ich bin krank, giebt mir Speis' und Trank,
Giebt mir Kleider und Schuh' und viel Küsse dazu
Und ist mir so gut, wie's kein andrer thut;
Drum lieb' ich's so sehr, kann gar nicht sagen, wie sehr, wie sehr!""

III. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen. a) Was thut die gute Mutter? b) Was thut ein gutes Kind? c) Erzähle von dem Spiele der kleinen Kinder! d) Sprich von dem kranken Kindlein! e) Gieb den Inhalt des Gedichtes an! f) Was lernst du aus demselben?

2. Ein Gegenstück. Erzählung vom Undanke der Kinder. Ein Vater hatte sechs Kinder, Söhne und Töchter; er hoffte im Alter auf ihre Liebe und Dankbarkeit, weil auch er sie treulich geliebt und versorgt hatte.

Er schenkte ihnen alle seine Habe, aber lieblos und mit Undank verstieß ihn eins nach dem andern, so daß er vor Kummer starb. Welcher Gegensatz!

3. Verwandtes. a) „Großvater und Enkel“ von Grimm. (Nr. 57).

b) „Scherz und Ernst“ von Güll! Das Kind kann dem Schneider die Kleider, dem Schuhmacher die Schuhe und dem Bäcker die Wecken bezahlen; aber wie steht es mit der Mutter? Ihr soll es Mühen und Sorgen vergelten; doch mit Geld läßt sich treue Mutterliebe nicht abfinden; sie kann nur durch wahre, dankbare Kindesliebe bis zum Grabe vergolten werden. (Nr. 155.)

c) Joseph ließ seinen Vater nach Ägypten kommen, stellte ihn vor Pharao und versorgte ihn.

d) Was fordert das vierte Gebot? L. Wolf.

276. Die heilige Nacht.

Volkslied aus dem Zillerthale; gedichtet vom Pfarrer Joseph Mohr im Salzburgischen 1820. Melodie vom Kantor Franz Gruber sen.

1. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Alles schläft. Einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh'!

2. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht!
Durch der Engel Hallelujah
Tönt es laut von fern und nah:
„Christ, der Retter, ist da!“

3. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Gottes Sohn, — o, wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund',
Christ, in deiner Geburt!

(NB. Für das Bedürfnis der einklassigen Volksschule bearbeitet.)

I. **Vorbemerkungen und Vorbereitung.** Das Gedicht will ungemein vorsichtig angefaßt und sehr zart behandelt sein. Eine falsche Behandlung kann geradezu das Wesen des Gedichtes zerstören und seine Wirkung illusorisch machen. Das Gedicht ist hochpoetisch und verlangt eine Behandlung, die von gleichem Geiste getragen ist.

Wenn je ein Gedicht, so bedarf dieses einer Vorbereitung; ohne dieselbe bliebe es unverständlich. Aber diese Vorbereitung ist meist schon gegeben durch die Behandlung der zu Grunde liegenden Thatsache im biblischen Geschichtsunterrichte. Der Lehrer dürfte also nur darauf zurückweisen; am besten aber erzählt er die Geschichte von der Geburt Christi noch einmal, indem er sich dabei an das Bibelwort anschließt; denn die Thatsache, die uns über das irdische Leben hinausführt, ist dem entsprechend in der heiligen Schrift auch mit poetischer Verklärung dargestellt. Das Weihnachtsevangelium (Luk. 2, 1—20) tritt in der idealsten Auffassung und den großartigsten epischen Formen auf und hat deshalb auch noch nie seine Macht auf das menschliche Gemüt verfehlt. (Viel nüchterner ist dagegen die Darstellung bei Matthäus [1, 18—25], die sich deshalb auch weniger zur vorbereitenden Grundlegung eignet. Man merkt es eben, daß Lukas für die Menschheit geschrieben hat, und darum weiß er auch die Saiten des menschlichen Herzens anzuschlagen.)

An diese epische Darstellung schließt sich nun die Lyrik unseres Gedichtes aufs ungezwungenste an; es giebt in verklärter Gestalt den Eindruck wieder, den die Heilsthatsache der Geburt des Welterlösers auf das Gemüt hervorbringt.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Für das Vorlesen dieses Gedichtes durch den Lehrer müssen wir ebenfalls einige Andeutungen geben. Das Gedicht ist keine epische Darstellung, wenn ihm auch eine geschichtliche Thatsache zu Grunde liegt, sondern ein lyrischer Erguß, und zwar eines in den geheimnisvollsten Tiefen ergriffenen, aber nicht stürmisch bewegten, sondern innig beseligten Herzens. Es ist getragen von himmlischer Ruh' und haucht göttlichen Frieden aus. Diese Grundstimmung muß den Vorleser beherrschen und ihm die rechte Weihe und den passenden Ton geben. Aber nur kein gekünsteltes Pathos!

Weiter ist auf die formelle Fassung des Gedichtes zu achten. Je tiefer das Gemüt bewegt ist, desto schneller gehen die Gedanken. Dieselben treten dann nicht in stetiger Entwickelung, sondern in überspringender Folge auf, so daß nur die Hauptgedanken hervortreten. Dies ist auch bei unserm Gedichte der Fall: in kurzen, prägnanten Sätzen wird die Thatsache dargestellt, dem Leser oder Hörer bleibt die Ausfüllung der Zwischenräume überlassen. Dabei läßt der Dichter nur die Gefühle anklingen, und diese sollen, wie eine angeschlagene Saite, ausklingen. Wir finden ähnliche Erscheinungen häufig in der Volkspoesie. Für den Vortragenden entspringt daraus die Verpflichtung, der Phantasie und dem Gefühle Zeit zu lassen, um die Zwischenräume auszufüllen. Solch ein Gedicht verlangt längere Pausen zwischen den einzelnen Gedanken, daher langsamen und ruhigen Vortrag.

Daß für die Behandlung dieses Gedichtes die passendste Zeit kurz vor Eintritt des Weihnachtsfestes ist, bedarf weiter keines besonderen Nachweises.

III. **Vertiefung.** Die heilige Nacht, in der der Heiland geboren wurde, stimmt die gläubige Seele zur Andacht und Anbetung, und so ergießt sich hier ihr inneres Leben in einen erhabenen Hymnus.

Die grundlegende Thatsache wird mit wenigen, aber kräftigen Strichen gezeichnet; es wird sogar mit Worten gekargt, damit ja kein überflüssiges den gewaltigen Eindruck der Thatsache abschwäche. Alle weichliche Sentimentalität ist vermieden. Die Sprache ist markig, und doch spricht sich darin ein so sinniges Gemüt, ein so tiefes Gefühl aus.

Die erste Strophe führt uns das glückselige Elternpaar vor mit dem friedlich schlummernden Kindlein; in der zweiten sehen wir die armen Hirten herzueilen und hören den Lobgesang der Engel, in den die ganze Schöpfung jubelnd mit einstimmt: „Heute ist uns der Heiland geboren!“ Die dritte enthüllt uns das Geheimnis der göttlichen Liebe in den zwei Worten: „Gottes Sohn!“ Für die verlorene Welt hat die Stunde der Erlösung geschlagen, die Stunde der Rückkehr in die ewige Heimat, das himmlische Vaterhaus.

Das Gefühl der Erlösung, das selige Bewußtsein der innigen Gemeinschaft mit Gott, dem himmlischen Vater, der im Sohne uns nahe tritt: darin konzentriert sich die Lyrik des Gedichtes, die um so tiefer auf das Gemüt wirkt, je zarter sie auftritt. Ungesucht wird diese Wirkung noch verstärkt durch die Gegensätze: Alles schläft — das Elternpaar wacht; die Nacht, wo alles Leben ruht — das ewige Leben im neugeborenen Kindlein; das schlummernde Kind — die freudig bewegten Eltern; die armen Hirten — die Engel des Himmels; die Stille der Nacht — der Jubelruf der ganzen Schöpfung; wir, die verlorene Menschheit — die rettende Stunde schlägt.

Zu einer verstandesmäßig trockenen Erklärung eignet sich das Gedicht nicht. Dunkle Stellen kommen darin nicht vor. (Der Wunsch in der ersten Strophe: „Schlaf in himmlischer Ruh!" hat neben dem Glückwunsche, daß nichts seinen Frieden stören möge, wohl hauptsächlich die Darstellung der Thatsache selbst zum Hauptzwecke. In der zweiten Strophe ist „erst" gleich „zuerst". In der letzten Strophe dient die Partikel „da" [uns schlägt die rettende Stund'] nicht zur Begründung, sondern zur Verbindung; es hätte auch „und" dafür stehen können, dadurch wäre aber ein störender Gleichklang entstanden: und — uns. Die ungewöhnliche Sprachweise, die indes keineswegs störend und auffallend ist, hebt das Gedicht aus dem gewöhnlichen Alltagsleben heraus.) Will der Lehrer das Gedicht erklärend besprechen, so gebe er eine im poetischen Geiste gehaltene Umschreibung. Auch in ungebundener Rede verlangt die Darstellung des Gedichtes die höchste poetische Weihe. Ein guter Vortrag jedoch genügt schon bei diesem Gedichte.

IV. **Verwertung.** Eine Nutzanwendung aus diesem lyrischen Ergusse eines beseligten Herzens ziehen zu wollen, hieße seinen poetischen Gehalt antasten; dies Gedicht ist nur bestimmt, unmittelbar zu wirken. Ebensowenig eignet sich dasselbe dazu, Themen zu schriftlichen Arbeiten daran zu knüpfen. Es genügt, daß die Kinder das Gedicht gut wiedergeben. Erleichtert wird bei diesem Gedichte die praktische Verwertung durch die Melodie, die in ihrer Einfachheit und Innigkeit dem Wesen des Liedes aufs treueste entspricht und seinen Eindruck erhöht.

L. W. Seyffarth.

277. I. Mein Lämmchen.

Heinr. Hoffmann von Fallersleben. Fünfzig neue Kinderlieder. Mannheim 1845. Nr. 12. S. 17.

1. Ich hab' ein Lämmchen, weiß wie Schnee,
Das geht auf grüner Weide;
Das ist so fromm, das ist so gut,
Thut keinem was zuleide.

2. Es suchet sich die Blümchen aus,
Die gelben und die weißen,
Den Quendel und den Thymian,
Und wie die Kräuter heißen.

3. Und wenn's genug gefressen hat
Und will nicht weiter grasen,
So lagert sich's am Erlenstrauch
Wohl auf dem kühlen Rasen.

4. Und wenn der Hirt nach Hause treibt,
Kommt auch mein Lämmchen wieder,
Dann hüpft es in den Stall hinein
Und blökt und legt sich nieder.

5. Dem Lämmchen bin ich gar zu gut,
Dem Lämmchen auf der Weide,
Und wer ihm was zuleide thut,
Thut mir auch was zuleide.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie ist das Lämmchen (das Junge des Schafes) gekleidet? Wann geht es auf die Weide und wann in den Stall? Nenne Tiere, die andern was zuleide thun! Nenne gelbe und weiße Blümchen auf dem Rasen! (Löwenzahn und Gänseblümchen.) Nenne außer dem würzigen, rotblühenden Quendel oder Thymian noch andere Kräuter! (Ehrenpreis, Fünffingerkraut, Frauenmantel rc.) Wie ist die Lagerstätte am Erlengebüsch? Wann treibt der Hirte (Schäfer) nach Hause, und wer hilft ihm dabei? Nenne Stimmen der verschiedenen Tiere? Warum legt sich das Lämmchen nieder? Wie zeige ich dem Lämmchen, daß ich ihm gut bin, es lieb habe? Was kann jemand dem Lämmchen zuleide thun?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Im Frühling und Sommer. Grüner Rasen mit gelben und weißen Blüten und würzigen Kräutern. Ein Bach, an dem dunkle Erlenbüsche stehen. Hirt, Hund und Herde. Nicht weit davon das Dorf. Die Thür des Schafstalls steht offen.

2. Charakteristik des Lämmchens. Beweise, daß es schneeweiß, fromm und gut, nahrungsuchend, müde, fröhlich, geliebt ist! Welche Thätigkeiten sind aufgezählt?

3. Gedankengang. Str. 1. Beschreibung des Lämmchens. Str. 2. Seine Nahrung. Str. 3. Seine Ruhe. Str. 4. Seine Heimkehr. Str. 5. Die Liebe des Kindes. Drücke den Inhalt der einzelnen Strophen in kurzen Sätzen aus! (1. Das Lämmchen wird beschrieben. 2. Es geht auf die Weide. 3. Es ruht am Erlenbusch. 4. Es kommt abends heim in den Stall. 5. Das Kind liebt das Schäfchen sehr.)

III. **Verwertung.** Aufgaben: a) Das Lämmchen soll abends dem Kinde erzählen, wie es ihm den Tag über gegangen ist! (Diesen Morgen bin ich mit der Herde auf die Weide gegangen. Auf dem Rasen suchte ich mir weiße und gelbe Blümchen aus, rupfte sie ab und fraß sie rc.) b) Suche noch andere Beispiele, wo Menschen freundlich gegen Tiere gewesen sind! (Minna fütterte die armen Vögel im Winter. Der gute Landmann nahm den Vogel am Fenster in die Stube. Die Leute gaben dem Raben, diesem schwarzen Bettelmann, im Winter Knochen und andere Tischabfälle. Der Knabe am Vogelnest nahm die Jungen nicht aus rc.) c) Was kannst du von dem Lämmchen und was vom Kinde lernen?

Vergleiche damit: „Das Lämmchen" von Friedr. Justin Bertuch.

II. Das Lämmchen.

Friedr. Justin Bertuch.

1. Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide.
Mutwillig sprang es in den Klee
Mit ausgelassner Freude.

2. Hopp, hopp! ging's über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
„Kind," rief die Mutter, „Kind, halt ein!
Es möchte dir mißlingen."

3. Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Bergauf, bergab in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.

4. Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen.
Sieh da, es springt und bricht ein Bein.
Aus war nun Lust und Springen.

5. Ihr lieben, muntern Kinder, schreibt
Es tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen.

1. Ort und Zeit. Beide Gedichte führen uns zur Sommerzeit hinaus auf eine Schafweide. Das erste Lämmchen bleibt auf der Weide, das andere springt in den Klee. Das erste ruht am Erlenstrauch, das andere springt bergauf, bergab und liegt endlich mit zerbrochenem Bein neben einem großen Steine auf dem Hügel. Das erste zieht abends heim und ruht im Stalle, das zweite muß heimgetragen werden und kann vor Schmerzen nicht schlafen.

2. Personen. Beide Lämmchen sind schneeweiß, fröhlich und geliebt, gehen auf die Weide, grasen und lassen sich's gut schmecken. Das erste ist fromm und gut, das zweite mutwillig und ausgelassen, das erste folgsam, das zweite ungehorsam, das erste vorsichtig, das zweite unvorsichtig, das erste belohnt, das zweite bestraft. Das erste thut keinem was zuleide, das zweite kränkt seine Mutter und macht sich unglücklich; das erste sucht Blumen und Kräuter, das zweite Klee; das erste ruht, als es satt und müde war, das zweite springt wild umher; das erste zieht abends nach Hause, hüpft in den Stall, blökt vor Freude und legt sich nieder, das zweite wird heimgetragen, in den Stall gelegt, wimmert vor Schmerz und kann nicht aufstehen.

3. Gedankengang. Str. 1 beschreibt das Lämmchen. Str. 2 zeigt das erste Lämmchen grasend, das zweite toll umherspringend, Str. 3 das erste ruhend, das zweite auf den Hügel kletternd, Str. 4 das erste heimziehend, das zweite mit gebrochenem Bein neben dem Steine liegend, Str. 5 das erste als Vorbild, das zweite als Warnung für die Kinder.

4. Nutzanwendung. Beide Gedichte ermuntern die Kinder zur Freude in der Natur; das erste mahnt zu Sanftmut, Gehorsam und Ordnung, das zweite warnt vor Leichtsinn, Wildheit und Ungehorsam.

P.

278. Kind und Ochse.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 15.

Kind: Ei, Ochse, worüber denkst du nach,
Daß du da liegst fast den ganzen Tag
Und machst so gar ein gelehrt' Gesicht?
Ochse: Hab Dank für die Ehre! so schlimm ist's nicht.
Die Gelehrsamkeit, die muß ich dir schenken;
Ich halte vom Kauen mehr als vom Denken.

Und als er noch gekaut eine Weile,
Er hatte nicht eben die größte Eile,
Da spannten sie vor den Wagen ihn;
Ein schweres Fuder sollt' er ziehn.
Das that er auch ganz wohlgemut;
Das Denken konnt' er nicht so gut.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum richtete der Knabe an den Ochsen die Frage: Worüber denkst du nach? Weil es ihm schien, als ob der Ochse nachsinne. Woraus schloß dies der Knabe? Weil der Ochse so vor sich hinsah und dabei die Augen halb geschlossen hatte. Welche Frage richtete er daher weiter an den Ochsen? „Und machst so gar" ꝛc. Welche Antwort gab der Ochse? Wie war die Antwort des Ochsen? Ablehnend, aber artig und höflich. Was teilt der Ochse dem Knaben zu, und was beansprucht er für sich? Das Nachdenken und die Gelehrsamkeit für den Knaben, das Kauen für sich. Warum hat der Ochse noch eine Weile fortgekaut, so er doch nicht dabei gefressen hat? Wiederkäuer. Welche Eigenschaft wird durch die Worte angedeutet: „Er hatte nicht eben die größte Eile?" Seine Langsamkeit und Trägheit. Was für ein Ochse ist er nach den folgenden zwei Zeilen gewesen? Ein Zugochse. Wie unterscheidet sich das Ziehen des Ochsen von dem des Pferdes? Er zieht schwere Lasten, geht aber dabei langsamer. Und wie vollbrachte er es? Gern und gut (wohlgemut). Wie heißt das Schlußurteil des kleinen Gedichts?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Ein schöner Herbsttag entweder in dem Ochsenstalle oder auf der Weide einer nahen Wiese am Hause des Landmannes. Der Ochse lag wiederkäuend da, und das Kind des Landmannes kam dicht zu ihm heran.

2. Gliederung des Inhalts:

a) Fragen des Kindes, gestützt auf falsche Voraussetzung.

b) Die ehrliche und unumwundene Antwort des Ochsen.

c) Das Verhalten des Ochsen und die Anforderung an denselben.

d) Die Lösung der Aufgabe und das Endurteil über den Ochsen.

3. Eigenschaften des Ochsen. Er war träge und wiederkäuend; artig und höflich, offenherzig und ehrlich, langsam und bequem, stark und kräftig, willig und geduldig.

III. **Verwertung.** 1. Lehren: a) Verlange von niemand mehr, als er seiner Natur nach vermag! b) Urteile nicht nach dem äußeren Scheine! c) Quäle nie die Tiere, die dir so treue Dienste leisten! d) Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden. e) Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den ziehenden Ochsen mit dem ziehenden Pferde! b) Gieb an, womit und woran der Ochse und womit und woran das Pferd zieht! (Mit dem Kopfe an dem Joche oder dem Stirnholze, auch Kopfholz genannt, und das Pferd

mit der Brust und den Schultern am Kumt oder auch am Sielzeug.) c) Beschreibe, wie ein Ochse und wie ein Pferd an den Lastwagen gespannt wird! R. D.

279. Der Hamster und die Ameisen.

Gotthold Ephraim Lessing. Werke. Berlin (Hempel). S. 196.

I. **Vorbereitung.** Viele Tiere des Waldes und des Feldes, namentlich alle die, welche während des kalten und harten Winters in die Erde oder in ihre Höhlen sich zurückziehen, sammeln während des Sommers und Herbstes sich Vorräte an Lebensmitteln, damit sie in der kalten Jahreszeit, in welcher sie nicht auf Nahrung ausgehen können, nicht Hunger leiden und verderben. So sammelt die Biene oft drei-, viermal mehr Honig, als sie für sich braucht; die Eichhörnchen legen wahre Magazine von Eckern und Nüssen an; der Dachs frißt im Herbste so viel, daß er so fett wird, um den Winter von seinem eigenen Fette zehren zu können; der Hamster schleppt an Getreidekörnern aller Art so viel zusammen, daß er ein ganzes Jahr davon leben könnte. Nur die Ameisen sammeln nicht mehr, als sie notdürftig zu ihrem Lebensunterhalte gebrauchen. Ein Hamster nun, dessen Höhle mit den Gängen der Ameisen in der Erde zusammenstieß, richtete einstmals folgende Frage an die Ameisen, woraus das nachstehende Zwiegespräch sich ergab:

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Vorlesen der Fabel.)

„Ihr armseligen Ameisen,“ sagte ein Hamster, „verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet!“ — „Höre,“ antwortete eine Ameise, „wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuern ausleeren und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen.“

III. **Vertiefung.** 1. Thätigkeiten und Eigenschaften. a) Des Hamsters. Er höhnte die Ameisen, erhob sich über dieselben und prahlte mit seinem Reichtum. Er war stolz, hochmütig, habsüchtig und geizig. b) Der Ameisen. Sie waren sparsam, bescheiden und genügsam. Sie tadelten den Hamster und erachteten seine Beraubung und seine Todesstrafe für völlig gerecht. 2. Grundgedanke. Die Menschen sollen zwar nach Geld und Gut streben, um in der Zeit der Not einen Sparpfennig zu haben, aber sie sollen nimmer habsüchtig und geizig sein. 3. Sprichwörter: Spare in der Zeit, so hast du in der Not! Geiz ist die Wurzel alles Übels. Habsucht und Geldgier ist ein Krebsschaden, der immer weiter um sich frißt.

IV. **Verwertung.** Versuche eine Nachbildung: Die Bienen und die Hummeln! (Die letzteren sammeln nur so viel für den Winter, daß die Hummelweibchen gerade durch den Winter kommen können.)

R. D.

280. Der Wald und der junge Bauer.

Nach Camerarius. Aug. Gottlieb Meißner. Fabeln. Wien 1813. S. 237.

Der Besitzer eines Bauerngutes hatte unter anderm (Besitz) einen ziemlich großen Busch (= Wald), der ihm bei weitem nicht so viel Nutzen trug, als ein gleich großes Stück Ackerfeld gebracht haben würde. Er trug daher seinem ältesten Sohne auf, die Bäume abzuhauen und auszurotten. Der Jüngling ging; doch als er die ganze, weite Strecke Landes übersah, dachte er unwillig: „Dies ist eine Arbeit, mit welcher ich lebenslang nicht fertig werden kann.“ Unmutig warf er sich unter einen Baum und brachte diesen und den folgenden Tag mit Murren, Schlafen und Nichtsthun zu.

So fand ihn der Vater und sah bald, worin er gefehlt. Statt auf den Ungehorsamen zu schmälen (schelten), wie der Sohn schon vermutet hatte, sagte er selbst: „Du hast recht, diese Mühe ist für einen einzigen Menschen allzugroß. Aber was meinst du? Getraust du dich wohl jenen Winkel (jene Ecke oder Strecke) von ungefähr zwanzig Schritten ins Geviert (ein Viereck, das auf jeder der vier Seiten 20 Schritte lang ist) ohne Gehilfen zu säubern?“ (von Bäumen, Büschen und Wurzeln sauber und rein zu machen.)

Der Jüngling war willig dazu, griff das Werk sogleich an und ward nach acht oder zehn Tagen damit fertig.

„Wie, wenn du es noch mit jenem Stücke, das nicht größer sein wird, auch versuchtest?“ fragte der Vater abermals und fand gleiche Bereitwilligkeit, gleichen Erfolg. So ging es noch sechs- oder siebenmal, und ehe der Sommer verflossen war, — lag der Wald darnieder.

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Was für Wald giebt es? (Busch- oder Niederwald, der nur aus Gesträuch, Hochwald, der nur aus Bäumen, gemischter Wald, der aus Büschen und Bäumen, Laubwald, der aus Laubbäumen, Nadelwald, der aus Nadelbäumen besteht.) Worin besteht der Besitz eines wohlhabenden Bauern? (Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Gärten, Ackerfelder, Wiesen, Wald.) Warum nützt ein gleich großes Stück Land mehr als Ackerfeld denn als Wald? Welche Landstrecken sind meist Wald? (Steinige, unfruchtbare, hochgelegene.) Wie und wann verwandelt man Wald in Ackerfeld? Warum hatte der Sohn nicht den Mut, die Arbeit anzufangen? Warum schalt der Vater nicht? Was kann uns den Mut und die Lust zu einer Arbeit nehmen? (Die Größe, Schwere, Erfolglosigkeit.) Warum getraute sich der Sohn, die kleinere Strecke urbar oder anbaufähig zu machen? (Er übersah die Arbeit, konnte sie mit seiner Kraft messen und durfte in kurzer Zeit auf einen Erfolg hoffen.) Was heißt: der Vater fand mit dem zweiten Stücke „gleiche Bereitwilligkeit, gleichen Erfolg“?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Wald, aus Bäumen und Gebüsch bestehend, im Sommer. Felder grenzen an denselben. In geringer Entfernung sieht man einen Bauernhof mit seinen Gebäuden und Gärten. Am Waldrande steht ein junger Mann mit der Axt, daneben sein Vater, der mit dem Finger ein Stück Wald zeigt und abgrenzt. Eine Anzahl Bäume sind umgehauen. Es liegen da Haufen von Wellen, Scheitklaftern und Wurzelstöcken.

2. Personen. Der Vater ist ein guter Landwirt, denn er verwertet den Boden auf die nützlichste Weise. Er überschätzt die

Einsicht des Sohnes, da er ihm eine scheinbar zu große Arbeit aufträgt, erkennt aber klug seinen Fehler, erbittert den Sohn nicht durch Vorwürfe, sondern macht ihm Mut durch Teilung der Arbeit. Der Sohn ist kurzsichtig und unerfahren, denn er sagt sich nicht, daß jedes Ganze aus Teilen besteht, und daß Geduld alle Schwierigkeiten überwindet. Er ist mißvergnügt über die große Arbeit, unzufrieden mit dem Vater, ohne Mut und Kraft, eine schwere, weitaussehende Arbeit anzufangen, aber er ist willig, voll Lust und Eifer, als er die Arbeit übersehen und das Ende derselben absehen kann.

3. Gedankengang. I. Der Auftrag des Vaters. II. Die Mutlosigkeit des Jünglings. III. Die Einsicht des Vaters. IV. Der Arbeitserfolg des Sohnes. — Grundgedanke: Teile und herrsche! (Divide et impera!)

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Steter Tropfen höhlt den Stein. Geduld überwindet alles. Geh Schritt für Schritt, Erfolg geht mit! Lust und Liebe zu einem Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe. Klein zu klein, so baut der Vogel das Nestchen sein. (Petit à petit, l'oiseau fait son nid.) Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden. Mit der Zeit pflückt man Rosen. — Der griechische Redner Demosthenes hat durch die größte Ausdauer alle Hindernisse (Stottern, schwache Stimme, Zucken mit den Schultern) überwunden und sich zu einem der größten Redner aller Zeiten ausgebildet.

2. Rede- und Stilübungen. a) Suche Beispiele von Ausdauer in der Arbeit, wo eine kleine Kraft nach und nach eine große Wirkung ausübt! b) Wie verwertet der Bauer den Grund und Boden? c) Nachbildung: Ein Knabe soll ein langes Gedicht auswendig lernen. Er weint und fängt gar nicht an. Der Lehrer giebt täglich bloß eine Strophe auf ꝛc. P.

281. Dieb und Hund.

Wilhelm Hey. Noch fünfzig Fabeln. Gotha o. J. Nr. 30.

I. **Aufbau der Fabel.** Es ist Nacht. Auf einem Bauernhofe schreitet der Hund als treuer Wächter auf und ab. Horch! Da nähern sich leise Schritte der Mauer, welche den Hof einfaßt, und es klettert jemand an der Mauer in die Höhe. Der Hund stutzt, steht still, horcht und schaut scharf nach der Stelle, von wo das Geräusch kam. Plötzlich erscheint auf der Mauer ein Mann, der in den Hof steigen, in das Haus einbrechen und stehlen will. Der treue Hund hat in dem fremden Manne gleich einen Dieb erkannt und fängt wütend an zu bellen. Der Dieb will den Hund beruhigen und giebt ihm die besten, schönsten Worte. Wie wird er sagen? „Sei still, liebes Hündchen! Belle doch nicht so! Ich will dir ja kein Leid thun!“ Ja, aus der Tasche zieht der Dieb eine schöne Bratwurst und hält sie dem Hunde hin. Wie wird er dazu sagen? „Ich will dir diese schöne Bratwurst geben. Wenn du gescheit (klug) bist, so lässest du sie dir schmecken und bellst nicht mehr.“

Wir wollen die Lockung des Diebes so lernen: „Still, Hündchen, still und sei gescheit! Bell nicht! Ich thu' dir ja kein Leid, will dir eine schöne Bratwurst geben."

Was wird der Hund auf die Lockung thun? „Er wird nicht folgen, die Bratwurst nicht nehmen." Zu seinem Glück! denn der Dieb hat sie gewiß erst vergiftet, um den Hund zu töten und ihn so zum Schweigen zu bringen. Wie wird der Hund kurz antworten: „Nein! Mit nichten!" Was thut er weiter? „Er bellt fort." Denn was hat er sehr wohl gesehen und erkannt? „Daß der Mann auf dem Hofe stehlen will." Welchen Zweck hatte das Schönthun (Schmeicheln) des Diebes? „Den Hund zum Schweigen zu bringen."

Wir lernen die Antwort des Hundes so: „Mit nichten! darum bell' ich eben. Ich seh's, du willst nur stehlen hier, darum thust du so schön mit mir."

Was that der treue Hund weiter? „Er bellte." Wie wohl? „Recht laut, mit Macht; so sehr er konnte." In der Nacht ist alles still, welche Wirkung hatte da das Bellen? „Man hörte es weithin."

Lernt: „Der Hund, der treue, bellte mit Macht, das hörte man weithin durch die Nacht."

Was geschah im Hause drinnen? „Die Leute wachten auf." Was zündeten sie an? „Ein Licht." Was merkte da der böse Dieb? „Daß er nicht stehlen konnte." Was that er? „Er lief oder schlich fort, von hinnen."

Lernt: „Es erwachten die Leute im Hause drinnen. Da schlich sich der böse Dieb von hinnen."

Der Hund war so wachsam und treu; was wird der Dieb nicht wieder versuchen? „Wiederzukommen, in dem Hause zu stehlen." Warum? „Er fürchtete sich vor dem Hunde." Alles war nun wieder ruhig und sicher; was konnte da der gute Hund auch thun? „Er konnte sich still in seine Hütte niederlegen."

Lernt: „Und fürchtete sich und kam nicht wieder; still legte der gute Hund sich nieder."

II. Zusammenhängender Vortrag.

Dieb: Still, Hündchen, still und sei gescheit!
Bell nicht! Ich thu' dir ja kein Leid,
Will dir eine schöne Bratwurst geben.

Hund: Mit nichten! Darum bell' ich eben.
Ich seh's, du willst nur stehlen hier,
Darum thust du so schön mit mir.

Der Hund, der treue, bellte mit Macht,
Das hörte man weithin durch die Nacht.
Es erwachten die Leute im Hause drinnen;
Da schlich sich der böse Dieb von hinnen
Und fürchtete sich und kam nicht wieder.
Still legte der gute Hund sich nieder.

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Beschreibe den Schauplatz der Handlung! 2. Zeige, daß der Hund wachsam, klug, scharfsichtig, treu und fest, der Dieb böse, schlau, furchtsam, enttäuscht war! 3. Gieb den Inhalt der Fabel in wenigen Sätzen an! 4. Was erzählt die biblische Geschichte von Dieben? 5. Wo und wie werden Hunde in der biblischen Geschichte erwähnt? P.

282. Die Schuhe.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 101.

Der arme Meinrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber so gering, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr an den Füßen; denn es war bereits spät im Herbste, und das Wetter sehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der wegen Diebstahl schon ein paarmal in das Zuchthaus gesperrt worden war, und sagte: „Mein Handwerk ist ziemlich einträglich. Geh zu mir in den Dienst, so lass' ich dir neue Schuhe machen. Dann darfst du dich nicht mehr so quälen und nicht mehr im Kote barfuß gehen.“ Allein der Knabe antwortete: „Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Kot beschmutzen, als mit den Händen Böses thun und die Seele mit schlechten Thaten beflecken.“

Arm, doch ehrlich und gerecht,
Das ist mehr als reich — und schlecht.

I. **Erläuterungsfragen.** Warum heißt Meinrad arm? Warum suchte er sich nicht einen einträglicheren Dienst? Wodurch wird das Wetter im Spätherbst (November) naß und kalt? Warum werden Diebe ins Zuchthaus gebracht? Was machte den Mann schon verdächtig? Was wußte Meinrad von ihm? Welches ist das Handwerk des Mannes? Warum war es einträglicher (trägt oder bringt mehr ein)? Wozu wollte der Mann den Knaben verleiten? Mit welchen drei Versprechungen lockte er ihn? (Schuhe — bequeme Arbeit — mehr Lohn.) Wozu wollte der Dieb den Knaben gebrauchen? Warum bringt Gott das Verborgene ans Licht? Wie hat der Mann erfahren, daß Gott das Böse straft? Welche doppelte Beschmutzung (Verunreinigung) giebt es? Welches ist die geringere?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist im Spätherbst, das Wetter nebelig und kalt. Am Rande eines Waldes weidet ein Knabe eine Ziegenherde. Er muß viel laufen und wehren, um die lustigen, eigensinnigen Tiere zusammen zu halten. Der Knabe ist ärmlich gekleidet und geht barfuß. Aus dem halb entblätterten Gebüsche tritt ein Mann von verdächtigem Aussehen! Er fängt mit dem kleinen Ziegenhirten ein Gespräch an.

2. Charakter der Personen. Beweise, daß Meinrad jung, arm, barfuß, fleißig, zufrieden, ehrlich, fromm und fest, der Mann unehrlich, bestraft, ungebessert, gewarnt ist! Führe die Thätigkeiten Meinrads und des Diebes an!

3. Gedankengang. I. Meinrads armselige Lage. II. Die Lockung des Diebes. III. Die Abweisung des Versuchers. — Grundgedanke: Ehrlich währt am längsten. Besser arm in Ehren als reich in Schande!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Das Glück steckt nicht in schönen Kleidern und Schuhen, in Bequemlichkeit und gutem Einkommen, sondern in der Zufriedenheit und in einem guten Gewissen. — Unrecht Gut gedeihet nicht. — Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. — Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. — Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. —

2. Verwandtes. Joseph ließ sich lieber in das Gefängnis werfen, als daß er in eine Sünde gewilligt hätte. — Der alte Eleasar starb lieber einen qualvollen Tod, als daß er das väterliche Gesetz übertreten hätte. — Jesus widerstand der dreifachen Lockung des Satans. — Die ersten Menschen erlagen der Versuchung, fielen in Sünde und Elend. —

3. Rede- und Stilübungen. a) Meinrad erzählt den Vorgang seiner Mutter. b) Ein wohlhabender Mann hat von der Ehrlichkeit und Armut Meinrads gehört, schickt ihm ein Paar Schuhe und bietet ihm einen guten Dienst an. (Briefform.)

4. Vergleichung von: „Der arme Meinrad“ und „Dieb und Hund“.

a) Ähnlichkeiten: Der Hund auf der Wacht ist wie Meinrad beim Ziegenhüten der Ungunst des Wetters ausgesetzt. Beiden naht ein Dieb und lockt zur Unredlichkeit. Beide widerstehen, fertigen den Versucher ordentlich ab, bleiben ehrlich und treu.

b) Verschiedenheiten: Dort ein Hund, hier eine Knabe; dort Nacht, hier Tag; dort auf der Wacht, hier beim Ziegenhüten; dort ein Dieb über die Mauer, hier aus dem Gebüsch; dort eine Bratwurst als Lockmittel, hier Schuhe und ein bequemes Leben; dort Verjagen des Diebes durch Bellen, hier durch ernste Worte. P.

283. I. Die Schildkröte und der Adler.

Nach Äsop, von August Gottlieb Meißner, Sämtl. Werke. VI. Bd. Fabeln. Wien 1813. S. 164.

Die Schildkröte kam auf den sonderbaren Einfall[1]), den Flug erlernen zu wollen, und bat sich vom Adler Unterricht darin aus. Vergebens stellte dieser ihr vor, daß ein solcher Vorsatz widersinnig sei[2]), und daß ihr jedes Erfordernis dazu gebreche.[3]) Je mehr er Schwierigkeiten machte, je hartnäckiger bestand sie darauf[4]), es wenigstens einmal zu versuchen.

Endlich, ihres Ungestümes müde[5]), — nachdem er ihr wirklich alles gezeigt, was sich nur zeigen ließ, aber sie auch nochmals gewarnt hatte, das Unmögliche nicht zu wagen — führte er sie einst mit sich in die Luft[6]) und ließ sie fallen[7]), als er ungefähr die Höhe eines Turmes erreicht hatte.

Der Erfolg bestätigte seine Vorhersagung; die Unglückliche zerschmetterte, als sie herab zur Erde kam.[8])

* * *

Strebe nie nach Dingen, welche die Natur dir verweigerte! Bemühungen dieser Art sind sträfliche Eitelkeit, die stets zur Schmach — ja nicht selten zum Verderben führt.

I. **Vermittlung.** 1. Ein Einfall ist ein plötzlich in unserm Geiste aufsteigender Gedanke, hier ein Begehren, ein Entschluß, das Fliegen erlernen zu wollen. 2. Ein Vorsatz ist widersinnig, wenn die Ausführung desselben nach den Gesetzen der Natur rein unmöglich ist und 3. jede Vorbedingung zu seiner Verwirklichung uns gebricht = fehlt und mangelt. 4. Beharrlicher Widerstand erzeugt erhöhtes, leidenschaftliches Begehren. 5. Endlich dem fortwährenden Drängen nachgebend, ergriff der Adler mit seinen Klauen die Schildkröte, 6. flog mit ihr zur Höhe, 7. ließ sie aus seinen Klauen los, 8. und die Unglückliche zerbarst beim Niederschlagen auf dem harten Erdboden.

II. **Vergleichung:**

II. Die Schildkröte und der Adler.

Äsops und anderer weiser Meister Fabelschatz von Karl Wild. Stuttgart 1868. S. 80.

(In vielen Lesebüchern kommt die Fabel in dieser Lesart vor:)

Eine Schildkröte war mit ihrem Stande gar nicht mehr zufrieden; daß sie immer auf der Erde herumkriechen mußte, kam ihr gar zu niedrig vor, und sie wollte gerne höher hinaus. Da ging sie zu einem Adler und bat ihn, er möchte sie doch auch das Fliegen lehren. Der Adler widerriet ihr solches Begehren mit den Worten: „Das kommt mit deiner Natur und deinem ganzen Bau nicht überein.“

Aber die Schildkröte ließ nicht ab, ihn zu bitten, und sagte: „Ich will gewiß recht aufmerksam und gelehrig sein.“

Darauf nahm sie der Adler zwischen seine Klauen und flog mit ihr in die Höhe. Als er hoch in der Luft war, sprach er: „Nun schicke dich an zum Fliegen; du hast schon an mir gesehen, wie man es machen muß!“ Er ließ die Schildkröte los, diese aber fiel aus beträchtlicher Höhe herab auf einen Felsen, zerschellte und mußte unter großen Schmerzen sterben.

a) In beiden Fabeln wird von der Schildkröte, einem plumpen und schwerfälligen Tiere, erzählt, daß sie fliegen lernen wollte; M. (Meißner) giebt als Triebfeder zu diesem Vorsatze nur einen sonderbaren Einfall, einen zufälligen Wunsch an; W. (Wild) hingegen nennt als Beweggrund zu diesem Entschlusse die Unzufriedenheit mit dem niederen Stande und mit dem steten, langsamen Umherkriechen auf der Erde. b) In beiden Fabeln wird gesagt, daß die Schildkröte einen Adler, den König der Vögel, gebeten habe, sie das Fliegen zu lehren, und daß der Adler nicht sogleich auf ihren Wunsch eingegangen ist. c) Bei M. stellt ihr der Adler vor, wie widersinnig ihr Vorsatz sei, und daß ihr jedes Erfordernis dazu fehle. Bei W. widerrät er ihr solch Begehren und sagt: „Das kommt mit deiner Natur und deinem ganzen Bau nicht überein.“ d) In beiden Fabeln wird hervorgehoben, daß die Schildkröte so lange den Adler durch ihr Bitten bestürmt habe, bis er ihren Wunsch erfüllte. Mit welchen Worten drückt dies M. und mit welchen W. aus? e) M. erzählt, daß der Adler ihr alles gezeigt und sie nochmals gewarnt habe. W. erwähnt hiervon nichts. f) M. sagt, daß der Adler sie mit in die Luft bis zur Höhe eines Turmes genommen habe. W. bestimmt die Höhe nicht genauer. Dagegen läßt er oben in der Luft den Adler mit

der Schildkröte sprechen, was bei M. nicht der Fall ist. g) M. sagt: „er ließ sie fallen“, W.: „er ließ sie los“. Bei M. fällt sie überhaupt nur zur Erde und zerschmettert; bei W. auf einen Felsen, wo sie zerschellt und an großen Schmerzen stirbt. h) M. fügt der Fabel am Schlusse eine Lehre hinzu, W. aber nicht.

III. **Verwertung.** 1. Was sollen wir aus dieser Fabel lernen? a) Wir sollen mit unserm Stande und unserm Schicksalslose zufrieden sein. b) Wir sollen keinen Stand und namentlich nicht den Arbeiterstand für gering erachten, c) sondern erwägen, daß ein jeglicher Stand in seiner Art löblich und notwendig ist. d) Wir sollen nicht zu hoch hinaus wollen, nicht stolz und hochmütig sein. e) Wir sollen erwägen: wer zu hoch steigen will, der fällt desto tiefer und härter. f) Wir sollen nicht nach Dingen streben, die zu errreichen uns nach den Gesetzen der Natur unmöglich ist. g) Wer es dennoch thut, verfällt in sträflichen Hochmut, der stets zu Schmach und Schande und nicht selten ins Verderben führt. h) Hochmut kommt vor dem Fall.

2. Welche Menschen sind der Schildkröte in der Fabel zu vergleichen? a) Alle, die mit ihrem Stande unzufrieden, höher hinaus wollen, z. B. die kleinen Kaufleute, die den Bankier, die Bauern, die den Rittergutsbesitzer spielen, und die Handwerker, welche als Rentiers leben wollen. b) Alle die Väter, die, ihren Stand gering achtend, ihre Söhne in höhere Stellungen bringen wollen. c) Weise nach, daß in der biblischen Geschichte Haman und Absalom und in der Weltgeschichte Wallenstein, der falsche Waldemar, Napoleon I. und Napoleon III. der Schildkröte in der Fabel gleichen! R. D.

284. Von den Engeln.

Rudolf Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin. S. 5.

1. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind, wie schön die guten Engel sind! Sie sind so hell von Angesicht, wie Erd' und Himmel im Frühlingslicht, sie haben Augen gar blau und klar und ewige Blumen im goldigen Haar, und ihre raschen Flügelein, die sind von silbernem Mondenschein. Bei Tag und Nacht schweben die Engel in solcher Pracht.

2. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind, wie die Englein fliegen leis und lind! So leis, als der Schnee vom Himmel fällt, so leis, als der Mond zieht über die Welt, so leis, als der Keim aus der Erde sprießt, so leis, als der Duft durch die Lüfte fließt, so leis, als vom Baume weht das Blatt, so leis, als das Licht über Land und Stadt: so leis und lind fliegen die Englein, mein liebes Kind.

3. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind, wozu die guten Engel sind! Wo ein Armer betet in seiner Not, da bringen sie in das Haus ihm Brot, wo beim kranken Kinde die Mutter wacht, da nehmen des Kindleins sie in acht, und wo in Gefahren ein Guter schwebt, wo jemand weinet, jemand lebt, dahin geschwind, gehen die Englein, mein liebes Kind!

4. Und willst du, mein Kind, die Englein sehn, das kann auf der Erde wohl nicht geschehn; doch wenn du hier lebest fromm und rein, wird stets ein Engel um dich sein, und wenn sich dereinst dein Auge bricht, du nicht mehr erwachest zum Tageslicht, dann wirst du ihn schauen, er winkt dir still, dann

folg ihm, wohin er dich führen will. Im Himmelsschein wirst du dann selber ein Engel sein.

Vorbemerkung. Diese liebliche Dichtung muß mit einem pietätvollen und kindlich gläubigen Herzen behandelt werden. Um den zarten Duft derselben nicht mit ungeschickter Hand abzustreifen, erläutere man nur die dunkeln Stellen, wie z. B. ewige, d. i. unverwelkliche Blumen; goldiges Haar, nicht Haar von Gold, sondern wie Gold glänzendes Haar. Um den Widerspruch zwischen Str. 1 und 4 zu beseitigen, ändere man ein wenig die Überschriften der beiden Strophen. Die Disposition der Dichtung ist klar und durchsichtig:

I. Wie sich die Menschen das Aussehen und die Gestalt der Engel denken und ausmalen! (Die fünf einzelnen Punkte ergeben sich aus dem Texte.)

II. Wie leis und lind die Englein fliegen! (An diesen zarten und so tiefpoetischen Worten, die Antwort auf die aufgeworfene Frage geben, deutle der Lehrer gar nicht herum. Er begnüge sich damit, die Antworten einzeln mit richtiger Betonung und mit ungekünsteltem Gefühle von den Schülern nachlesen zu lassen. Beim Vorlesen mache er durch markiertes Sprechen auf die vorhandene Allitteration aufmerksam: „so leis, als vom **B**aume weht das **B**latt, so leis als das **L**icht über **L**and und Stadt“ ꝛc.

III. Welches ihr Zweck und ihre Bestimmung ist! (Antwort a—d ergiebt sich aus dem Texte.) Der Lehrer lasse die Schüler den Erfahrungssatz finden: Gott bedient sich auf Erden oft guter Menschen, die in seinem Auftrage Engelsdienste verrichten müssen.

IV. Was gute Kinder von den Englein zu erwarten haben! a) Sie sind hier auf Erden unsichtbar, b) aber wenn du fromm bist, sind sie um dich Tag und Nacht ꝛc. c) Schluß. d) Bestätigung in der heiligen Schrift: Ps. 34, 8. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Ebr. 14, 1. Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit? Ps. 91, 11. 12. Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen; daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. R. D.

285. Der Bock und der Fuchs.

Nach Äsop. Karl Wild, Äsops und anderer weiser Meister Fabelschatz. Stuttgart 1868. S. 75.

Ein Bock und ein Fuchs hatten einmal großen Durst. Da kamen sie an einen Brunnen, aber das Wasser war tief, und sie mußten, um trinken zu können, hinabsteigen. Als sie den Durst gelöscht hatten, sagte der Bock: „Wie kommen wir nun wieder hinaus?“ Der Fuchs besann sich nicht lange, sondern sagte: „Stelle dich auf die hintern Füße und halte dich mit den vordern an die Mauer! Ich steige dann über deinen Rücken hinaus, und wenn ich draußen bin, will ich dir auch hinaushelfen.“ Der Bock that also; aber als der Fuchs glücklich draußen war, sprang er vor Freude herum, ohne sich weiter um den Bock zu kümmern. Dieser erinnerte ihn an sein Versprechen, aber der Fuchs

sagte: „Mein Freund, hättest du so viel Verstand als Haare im Barte, so hättest du bedacht, wie du herauskommen magst, ehe du hineingestiegen bist.“

Mit diesen Worten ging er lachend fort.

I. **Erläuterungsfragen.** Was muß das für ein Brunnen gewesen sein? (Ein völlig offener, ohne Brüstung und von geringer Tiefe.) Drücke den Satz: „Das Wasser war tief“ richtiger aus! (Das Wasser stand zu tief.) Was mußten sie daher thun? Woran dachte der Bock nun erst, als er seinen Durst gelöscht hatte? (An das Wiederherauskommen.) Wer hatte sich das schon vorher überlegt? Welchen Rat gab der Fuchs dem Bocke? Und welches Versprechen? Was that der Bock mit der Forderung und was mit dem Versprechen des Fuchses? Was aber that der Fuchs, als er sich mit Hilfe des Bockes gerettet hatte? Und wie handelte er, als ihn der arme, im Brunnen sitzende Bock an sein Versprechen erinnerte?

II. **Verwertung.** Mahnung. 1. Man soll dem Versprechen eines Fuchses, das ist eines schlauen und listigen Menschen, nicht glauben und Vertrauen schenken. 2. Man soll bei allen Unternehmungen bedenken, wie man sich wieder aus denselben zurückziehen kann. 3. Bei allem, was du thust, bedenke das Ende! 4. Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht. 5. Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darinnen um.

R. D.

286. Das Pferd und der Esel.

J. Wilh. Ludwig Gleim, Werke. Hildburghausen. B. H. S. 89.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts,“ sprach das geplagte Tier,
„Hilf, liebes Pferdchen, hilf, ich bitte dich, hilf mir!“
„Was? helfen?“ sagt' der grobe Gaul,
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
Trag zu!“ — „Ich sterbe, liebes Pferd.
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich.“
„Ich kann nicht!“ sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man dem groben Rappen auf,
Des Esels Haut noch obendrauf.

I. **Erläuterungsfragen.** Wie drückt man mit andern Worten aus: a) schmaler Rücken? b) „die fähig war“? c) ein ledig Pferd? d) das geplagte Tier? (überladene.) e) grober Gaul? f) der rechte Gast? g) ein wenig faul? h) ein Spiel für dich? Wie hätte das Pferd anstatt „Ich kann nicht“ eigentlich sagen müssen? „Ich will nicht.“ Was heißt „erlag der Esel“? Was versteht man unter „Sack und Pack“? Wähle einen edleren Ausdruck für „man schmiß auf“! Welche Farbe hat ein Rappe? Nenne andere Pferde nach der ihnen eigenen Färbung! (Schimmel, Fuchs, Brauner, Falbe, Schecke rc.)

II. **Verwertung.** 1. Mahnung. Hilf andern ihre Last mittragen, damit du sie endlich nicht ganz und allein zu tragen hast! Sei gegen jedermann hilfreich und gut! 2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche die Thätigkeiten und Eigenschaften des Esels mit denen des Pferdes! Das Pferd war ledig, während der Esel schwer beladen war. Der Esel bat herzlich und dringend. Das Pferd lehnte seine Beihilfe herzlos ab. Der Esel war höflich, das Pferd grob. Der Esel war zum Sterben müde und bat noch einmal. Das Pferd hatte für seine herzliche Bitte nur Hohn und Spott. Der Esel erlag und starb unter seiner Last. Nun mußte das Pferd die Last allein tragen und die abgezogene Eselshaut noch dazu. b) Weise nach, warum eigentlich das Pferd dem Esel nicht geholfen hat, seine schwere Last zu tragen!

c) Der Gärtner und der Großgrundbesitzer. Eine Nachbildung. Ein Gärter, der nur ein Grundstück von wenigen Morgen besaß, das durch den Strom, an welchem es lag, sehr gefährdet war, bat seinen Nachbar, der neben ihm stromab 100 Hektar Land und Wiese besaß, um seine Beihilfe, um einen Schutzdamm (Buhne) gegen das Reißen des Stromes am Ufer zu bauen. Grobe, abschlägliche Antwort. Das Hochwasser nimmt die wenigen Morgen des Gärtners mit hinweg, reißt aber auch die Wiesen des Gutsbesitzers mit fort und versandet noch obendrein den Acker desselben. R. D.

287. Gott der Herr.

Wilhelm Hey. Noch 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang S. 16.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Eine böse Seuche kam einst in das Land und tötete, wie der Würgengel in Ägyptenland, viele Leute. So starben auch einem armen Mädchen Vater und Mutter, und es war nun ganz allein in der Welt. Traurig stand es am Grabe der lieben Eltern. Ach, wie einsam, verlassen und unglücklich fühlte sich die arme Waise! Sie weinte und klagte: „Niemand kennt mich; niemand will etwas von mir wissen; niemand bekümmert sich um mich. O läge ich nur im Grabe bei meinen Eltern!“ Da nahete sich eine fromme Frau, der das einzige Töchterlein gestorben war, der armen Waise, faßte sie an der Hand und sprach: „Weine nicht mehr! Du bist nicht mehr allein und verlassen. Ich will hinfort deine Mutter sein. Sieh nach oben, wo jetzt deine Eltern und mein liebes Kind sind! Da wohnt Gott der Herr. Er weiß und ordnet alles und vergißt keins seiner Geschöpfe. Er hat mir befohlen in meinem Herzen, daß ich mich über dich erbarmen soll. Kennst du nicht das schöne Gedicht von seiner Fürsorge für alle?“

1. Weißt du, wieviel Sterne stehen an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

2. Weißt du, wieviel Mücklein spielen in der hellen Sonnenglut?
Wieviel Fischlein auch sich kühlen in der hellen Wasserflut?

Gott der Herr rief sie mit Namen, daß sie all' ins Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

3. Weißt du, wieviel Kinder frühe stehn aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein Friedhof an einem Sommerabend. Das Abendrot verglüht im Westen. Der blaue Himmel liegt wie ein Zelt über der Erde. Leichte Wolken ziehen über ihn hin. Ein Stern nach dem andern taucht auf. Ein Bach fließt am Friedhofe vorüber. Lustig hüpfen die Fische aus der Flut in die Höhe. Mückenschwärme spielen über dem Wasser in der Luft. Im Dorfe tönt die Abendglocke und ruft die Kinder in ihre Bettchen.

2. Gott ist allwissend, denn er kennt alle seine Geschöpfe mit Namen, hat sie gezählet, und keins kann ohne sein Wissen und seinen Willen fehlen. Er ist allmächtig, denn er hat sie alle geschaffen und sorgt für alle. Er ist gütig und liebevoll, denn er erbarmt sich über alle Kinder, giebt ihnen Speise und Freude und behütet sie.

3. Gedankengang. Str. 1. Gott der Herr hat die Sterne und Wolken am Himmel gezählet. Str. 2. Er hat die Mücken in der Luft und die Fischlein im Wasser geschaffen und macht sie fröhlich. Str. 3. Er kennt alle Kinder, auch dich, liebt, versorgt und beschützt sie. — Gott sind alle seine Werke bewußt von der Welt her. Er macht fröhlich, was da webet, beide, des Morgens und des Abends.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Vertrau auf Gott und laß ihn walten, er kann und wird dich wohl erhalten! — Befiehl du deine Wege —: „Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, wo dein Fuß ruhen kann." — Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Doch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind eure Haare auf dem Haupte alle gezählt.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie zeigen Mücken, Fische und Kinder ihre Fröhlichkeit? b) Welche Sorgen und Mühen können Kinder im Laufe eines Tages haben? c) Warum heißt der Himmel „Zelt", der Sonnenschein „Glut", das Wasser „Flut", die Stunden des Tages „Tageslauf", Gottes Lust „Wohlgefallen"? P.

288. Die Sternthaler.

Brüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. 11. Aufl. Gr. Ausgabe. Berlin 1875. S. 555.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leibe und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gieb mir etwas zu essen, ich bin so hungrig!" Es reichte ihm das ganze

Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's!" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenke mir etwas, womit ich ihn bedecken kann!" Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm seins, und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben," und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler; und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und war reich für sein Lebtag.

I. **Vertiefung und Verwertung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Die Armut und Verlassenheit des Mädchens. b) Seine Herzensgüte und Frömmigkeit. c) Sein unbegrenztes Vertrauen auf Gott. d) Seine selbstlose, alles opfernde Liebe gegen Notleidende. e) Der himmlische Lohn für sein Erbarmen, seine Gutherzigkeit und seine werkthätige Liebe.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten des Mädchens. Das Mädchen war sehr arm, denn es hatte keine Wohnung, kein Obdach und kein nächtliches Lager mehr. Es besaß nur noch das Allernotwendigste, die Kleider, die es eben trug, und ein Stück Brot, vom Mitleid ihm gereicht. Das Mädchen war von aller Welt verlassen, war eine Waise, denn Vater und Mutter waren ihm gestorben. Es fühlte sich aber nicht unglücklich, es klagte und murrte nicht, denn es war gut und fromm und hatte ein unbegrenztes Gottvertrauen. Es war aber auch barmherzig und hilfreich gegen Notleidende, die noch ärmer als es selbst waren. Es giebt sein ganzes Brot dem armen Manne, seine Kleider: die warme Mütze, das Jäckchen, das Röckchen und endlich sogar das Hemdlein, noch ärmeren Kindern, als es selbst war. Es giebt schnell, willig und gern. Es denkt dabei gar nicht an sich selbst, an seine Armut und Not, sondern nur an die seiner Nächsten. Und als es endlich sein Letztes, sein Hemdlein, hingeben soll, da läßt es sich hierzu nicht von der Kälte, die es nun selbst erleiden muß, bestimmen, sondern allein von seiner Schamhaftigkeit, die nun gegenstandslos geworden, da es völlig dunkel und Nacht ist, so daß es sich nun nicht zu schämen braucht. Das Mädchen empfängt sogleich den himmlischen, wunderbaren Lohn für seine opferfreudige Güte: Sterne fallen vom Himmel und werden zu großen Silberthalern, und es empfängt ein neues, langes und feines Hemdlein, in welchem es seinen erhaltenen Reichtum bergen kann.

3. Grundgedanke. Die selbstlose, alles aufopfernde Liebe findet am Throne Gottes reichen, himmlischen Lohn. Wahre Liebe rechnet nicht, sie hilft, sie giebt alles dahin.

II. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Als unser Herr und Heiland alles für seine Mitmenschen dahingegeben hatte: seine Gottheit, seine

Herrlichkeit, seine Familie, seine Freiheit, seine Kleider, um welche die Kriegsknechte das Los geworfen hatten, da gab er auch noch sein Blut und sein Leben dahin.

2. Mahnung. Nehmt euch ein Beispiel daran! — Gehet hin und thuet desgleichen!

3. Schriftworte: Jes. 58, 7. Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus! So du einen nackend siehest, so kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleisch! 1. Korinther 13, 5 und 7. Die Liebe suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern. — Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

4. Vergleichung mit dem L. Bechsteinschen Märchen: „Das Kätzchen und die Stricknadeln" (Märchenbuch, 29. Aufl. Leipzig 1874. S. 250):

„Es war einmal eine arme Frau, die ging in den Wald, um Holz zu lesen" ꝛc. R. D.

289. Wandersmann und Lerche.

Wilh. Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. S. 18.

I. **Vermittlung.** 1. Vorbesprechung. a) Der Wandersmann (Reisende, Fußgänger) tritt morgens, wenn kaum die Sonne aufgegangen ist, seine weite Reise an. Sein Weg führt ihn an Fluren und Feldern vorbei, und während seiner Reise hat er Zeit, so manches Merkwürdige in Feld und Wald zu sehen. Was wohl? Ist er ein frommer Wandersmann, so tritt er seine Reise nicht an, ohne daß er zu dem lieben Gott gebetet hat.

b) Die Lerche (nur ganz kurze Beschreibung derselben) ist auch schon frühmorgens munter. In der Nacht hatte sie sich im Getreidefelde versteckt und geruht; aber sobald die Sonne an den Himmel kommt, fliegt sie aus dem Felde auf, begrüßt die Morgensonne mit ihrem fröhlichen Lobgesange und schwingt sich senkrecht in die Höhe, so daß das Auge sie kaum noch sehen kann.

2. Aufbau des Gedichts. a) Ein Wandersmann befindet sich frühmorgens, während die Sonne aufgeht, auf dem Wege am Felde. Die Lerche ist auch schon da und steigt (fliegt) jubelnd in die Höhe. Beide fangen ein Gespräch zusammen an. Der Wandersmann beginnt: „Lerche, wie früh schon fliegst du jauchzend (mit hellem, munterem Gesange) der Morgensonne (der Sonne, wenn sie aufgeht) zu?" Die Lerche giebt den Grund ihres Singens und Aufsteigens an. Sie will dem lieben Gott mit ihrem Gesange dafür danken, daß er ihr Leben und Nahrung gegeben hat. Das ist von alters her (seit langer Zeit, jeden Tag) ihr Brauch (ihre Gewohnheit), und sie fragt den Wandersmann, ob es denn nicht sein Brauch auch sei, dem lieben Gott täglich Lob und Dank zu sagen? Die Lerche wartete die Antwort des Wandersmannes nicht ab. Sie stieg immer höher in die Luft und ließ schmetternd

ihren Gesang erschallen. Der Wandersmann aber schritt munter seines Weges weiter.

b) Während die Lerche nun so jubelnd ihr Morgenlied anstimmte und der Wandersmann seinen Weg fortsetzte, da war es so froh, so hell den Zwein im lieben, klaren Sonnenschein. (Das unpersönliche „es" ist hier durch Beispiele deutlich zu machen, z. B. es war ihnen angst, bange 2c.) Den Zwein (den beiden) war es so froh (sie freuten sich so sehr); es war ihnen hell (es kam ihnen alles viel schöner und klarer vor), weil die liebe, helle Sonne schien, und weil sie Gott ihren Dank dargebracht hatten.

c) Aber auch der liebe Gott im Himmel sah mit Wohlgefallen auf die beiden und hörte ihr Loben und Danken gar gern.

II. **Unmittelbare Darbietung:**

W. Lerche, wie früh schon fliegest du
Jauchzend der Morgensonne zu?
L. Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen!
Das ist von alters her mein Brauch;
Wandersmann, deiner doch wohl auch?
Und wie so laut in der Luft sie sang,
Und wie er schritt mit munterm Gang,
War es so froh, so hell den Zwein
Im lieben, klaren Sonnenschein.
Und Gott, der Herr im Himmel droben,
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

Nach erfolgter Vorbereitung ist das Gedicht gut vorzulesen, nach Inhalt, Wort- und Sacherklärung abzufragen und schließlich einzulesen.

III. **Vertiefung.** 1. Der Ort der Handlung ist zu beschreiben. — Warum stimmt die Morgenfrühe im Felde besonders zur Andacht?

2. Die Personen. a) Die Lerche. — Wie brachte sie ihren Dank dar? — b) Der Wandersmann. — Wie wird es dieser gethan haben?

3. Das Gefühl, welches beide empfanden. — Wodurch wurde dieses Gefühl hervorgebracht?

4. Ihr Lob- und Danklied. — Wie wurde es von Gott aufgenommen?

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. a) Auf welche Weise sollen fromme Kinder dem lieben Gotte danken? — Welchen Segen bringt das Morgengebet? Welchen Gefahren geht das Kind entgegen, welches überhaupt nicht betet? („Sein Engel bleibt zurücke.") Schöne Morgenlieder oder passende Sprüche. „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge, dem Geber aller Güter, dem frommen Menschenhüter." — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" 2c. — „Lobe den Herrn, meine Seele" 2c. „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich!" 2c. — „Sei dankbar wie das Huhn, das trinkend zum Himmel emporblickt!"

— b) Wofür dankte die Lerche? („Sehet die Vögel unter dem Himmel an!" 2c. Matth. 6, 26.) — „Aller Augen warten auf dich" (Ps. 145, 15). — c) Auch die Menschen haben dem lieben Gott zu danken, aber nicht bloß für Speise und Trank. Wofür noch mehr?

2. Anklänge an Verwandtes. „Mahnung zum Gebet" (s. oben Nr. 10): Wer nicht am Morgen betet, ist arm den ganzen Tag 2c.

L. Dosch.

290. Die verirrten Kinder.

Georg Scherer. Illustriertes Kinderbuch. II. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1877. S. 87.

I. **Vorbereitung.** Zwei Mädchen gingen an einem Sonntagnachmittage in ein benachbartes Dorf, um ihre Frau Patin dort zu besuchen. Der Weg führte erst durch Feld, dann durch Wald und zuletzt wieder durch Feld. Sie glaubten ihn genau zu kennen. Bei der Frau Patin gefiel es ihnen sehr gut. Sie fanden dort andere Mädchen, mit denen sie bis zum Abend spielten. Die Sonne war schon untergegangen, als sie sich auf den Heimweg machten. Als sie den Wald erreichten, war es schon ganz düster unter den Bäumen. Der bleiche Mond am Himmel verbarg sich hinter den Wolken. Sie kamen von dem richtigen Wege oder Pfade ab und verirrten sich in der Dunkelheit. Davon handelt das folgende Gedicht:

1. Sie gingen nach Haus, es war schon spat;
Die Armen verloren im Dunkel den Pfad.
Sie irrten so lange, sie waren so müd',
Rotkehlchen sang ihnen das Abendlied,
Und bei des Mondes bleichem Schein,
Da sanken sie hin und schliefen ein.

2. Doch zu den Schläfern im weichen Gras
Gesellten sich Täubchen, Reh' und Has';
Und auf die Schläfer unter dem Baum,
Da senkte sich nieder ein süßer Traum;
Und über die Schläfer in düstrer Nacht,
Da hielt ein heiliges Auge Wacht.

3. Du lieber Gott, wir bitten dich,
Hilf allen Kindern gnädiglich!
Und wo dich eines nicht versteht
Und von dir in die Irre geht,
Da sende deine Boten aus
Und führ's zurück ins Vaterhaus!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Der Wald in einer Frühlingsnacht. Unter den Bäumen ist's dunkel; am Himmel verbirgt sich der blasse Mond hinter den Wolken. Auf dem Grase unter einem Baume sitzen zwei schlafende Mädchen. Auf dem Busche sitzt ein Rotkehlchen und singt, auf dem Baume eine wilde Taube und girrt. Aus dem Dickicht kommen ein Reh und ein Hase behutsam näher.

2. Charakteristik. Beweise, daß die Kinder jung, etwas leichtsinnig, verirrt, müde, eingeschlafen, besucht, traumselig, beschützt sind, und zeige ihre und des himmlischen Vaters Thätigkeiten!

3. Gedankengang. Str. 1. Die Kinder verirren sich in der Nacht und schlafen ein. Str. 2. Sie werden von den Bewohnern des Waldes und von einem schönen Traume besucht. Str. 3. Wir bitten Gott, daß er alle verirrten Kinder ins Vaterhaus zurückführen wolle.

4. Grundgedanke: Wenn unser Fuß oder unser Herz sich vom rechten Wege verirrt, so kann uns nur Gott beschützen und wieder zurückführen.

5. Schönheiten. Manches in dem Gedichte muß zwischen den Zeilen gelesen werden. Die Rettung der Kinder wird nicht erzählt, sondern nur durch die „Macht eines heiligen Auges" angedeutet. Die letzte Strophe ist doppelsinnig, indem sie von dem Verirren im gewöhnlichen Sinne hinüberspielt auf die Verirrungen der Herzen, die Gottes Wort und Gebot nicht verstehen und befolgen; die Rettung der verirrten Kinder im Walde ist ein Bild der Rettung verlorner Kinder durch die göttliche Gnade.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Öffne deine Augen und sieh auf deinen Weg! Laß dich durch keine Lust zu einer Pflichtvergessenheit verlocken! In aller Not vertrau auf Gott! Bete zu ihm in allen Anliegen! Gott helfe allen Verirrten!

2. Verwandtes. Gar wohlgemut und guter Ding zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging. — Die Rettung: Zwei Mädchen hatten im Winter ihre Patin im Nachbardorfe mit ihren Spinnrädern besucht. Auf dem Heimwege verirrten sie sich im Walde beim Schneegestöber. Sie sanken nieder, und über ihnen baute der Schnee auf den Spindeln eine warme Höhle für die Kinder. An einer Spindel hatten sie ein Tüchlein befestigt, das den Rettern den Weg zu den eingeschneiten Kindern zeigte. — Der verlorne Sohn kehrte zurück in das Vaterhaus. — Der Stern zeigte den Weisen aus dem Morgenlande, die Wolken- und Feuersäule den Israeliten den Weg. — Ps. 91, 11. 12. Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf deinen Wegen. —

3. Rede- und Stilübungen. a) Lies in der ersten Strophe das Fehlende zwischen den Zeilen! (Zwei Mädchen waren bei ihrer Patin im Nachbardorfe zum Besuch gewesen. Als sie nach Hause gingen, war es schon spat oder spät am Abende. Weil es im Walde dunkel war und die Kinder nicht scharf auf den Weg sahen, so verloren sie den rechten Pfad und gingen auf einem falschen immer tiefer in den Wald hinein. Zuletzt waren die Füße müde vom Gehen, die Augen trübe vom Weinen und das Herz so schwer von der Angst. Sie setzten sich nieder und wollten ein wenig ausruhen, aber der Gesang des Rotkehlchens, der bleiche Schein des Mondes und ihre Müdigkeit wiegten sie in Schlaf.) b) Zeige an dem Gleichnis vom verlornen Schaf das Verirren, das Suchen und Wiederfinden! c) Erzähle von Menschen, die sich von Gott verirrt hatten, die aber durch seine Gnade wiedergefunden und gerettet worden sind!

P.

291. Eichhorn und Wind.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 5.

E. Huhu! wie bläst du kalt, Herr Wind!
Mein Thürchen stopf' ich zu geschwind
Und thu' mir ein andres auf da drüben.
W. Ich blase auch dort ganz nach Belieben.
E. So mach' ich jenes wieder zu
Und rufe vergnügt: Bleib draußen du!
Der Wind, der machte ein bös Gesicht,
Das Eichhorn sah es eben nicht.
Der Wind, der schüttelte an dem Baum,
Das Eichhorn drinnen merkt' es kaum,
Es ließ ihm draußen seinen Lauf
Und knackte sich ein Nüßchen auf.

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** Es ist ratsam, die Besprechung dieses Gedichts, welche am passendsten in die Zeit des Herbstes zu verlegen ist, einer ihr unmittelbar vorausgegangenen kurzen Beschreibung des Eichhörnchens und seiner Lebensweise anzuschließen. — Es ist Herbst. Der brausende Sturm raubt den Bäumen die letzten Blätter. Der Vögel muntrer Chor ist verstummt. Die Zugvögel haben ihre Wohnung in südlichen Ländern aufgeschlagen. — Winterschlaf vieler Tiere. — Auch das Eichhörnchen ist vorbereitet auf das Eintreten der rauhen Jahreszeit. — In der Freude und im Überflusse des Sommers gedachte es der bösen Winterzeit. In hohlen Bäumen hat es seine warme, mit mehreren Öffnungen versehene Wohnung und seine geräumigen Speicher angelegt und mit allerlei Vorräten angefüllt und guckt nun ungeduldig durch eine Öffnung aus seinem Nestchen heraus, neugierig nach dem Wetter ausspähend, ob es vielleicht noch eine lustige Galoppade durch das Geäst der Bäume machen könne. Aber von Norden her braust der Sturmwind durch die entblätterten Bäume, ein roher, grober Bursche, bläht sich und bläst die Backen auf und will ohne weiteres zur Thür herein. Das Eichhörnchen schauert vor Kälte zusammen, ruft:

„Huhu, wie bläst du kalt, Herr Wind!"

schlüpft zurück in sein trautes, warmes Heim, stopft das dem Sturme zugewendete Zugloch mit Moos schleunigst zu und öffnet auf der entgegengesetzten Seite ein Thürlein. Wohlgemut rollt es sich wie ein Kätzchen zusammen und lacht den darob erzürnten Sturmwind aus, indem es ihm aus seinem sichern Versteck durch die neu geöffnete Thür schalkhaft zuruft:

„Mein Thürchen — drüben."

Der Wind ist ja aber nicht gebunden, immer nach einer Richtung zu strömen; bald bläst — weht er vernehmbar durch sein schauerliches Geheul — von Norden, bald von Süden ꝛc.

Das Eichhörnchen ist deshalb bis jetzt für ihn nicht unerreichbar. Der Wind springt nach der entgegengesetzten Seite um und ruft dann frohlockend dem Eichhörnchen, durch die zuletzt geöffnete Thür in dessen Wohnung eindringend, zu: Da siehe,

„Ich blase auch dort ganz nach Belieben," — wie es mir gefällt. —

Was wird das Eichhörnchen thun, um dem frechen Eindringling zu wehren? — Antwort des Eichhörnchens? — Mit den Worten des Gedichts:

„So mache ich — draußen du.“

Das Eichhörnchen ist vergnügt. Warum? — Der Sturm kann seinen bösen Vorsatz nicht ausführen; darum — verdrießlich und ärgerlich — macht ein böses Gesicht: der Himmel — trübe, finster, regnerisch. Das vermag aber keinen übeln Eindruck auf das Eichhörnchen zu machen; es sieht nichts, was draußen vorgeht. Warum nicht?

„Der Wind, der — eben nicht.“

Nun sucht er mit Gewalt, wie ein grimmiger Kriegsherr, die Wohnung des Eichhörnchens zu erstürmen und zu zerstören. Was thut er? Warum ist all sein Wüten umsonst? Der Stamm ist stark und kräftig, widersteht dem Toben des Wüterichs, daß es das Eichhörnchen kaum merkt.

„Der Wind, der schüttelte — kaum.“

Das Eichhörnchen bleibt ruhig in seinem hochgelegenen, trauten Heim, unbekümmert um den rauhen Gesellen, läßt ihn toben, solange er Lust hat. Warum braucht es nicht zu hungern? —

„Es ließ ihm — Nüßchen auf.“

II. **Vertiefung.** Das Eichhörnchen schützt sich beizeiten vor dem Grimm der kommenden Herbst- und Winterzeit. Es sorgt in der Fülle des Sommers für eine schützende Wohnung = ist vorsichtig; sammelt Vorrat an Lebensmitteln, = ist sparsam; verschließt alle Eingänge seiner Wohnung = ist fürsorglich und unverdrossen. Der liebe Gott aber schickt ihm ein warmes Winterkleid. — Dem Toben und Wüten des Sturmes setzt es Gleichmut und Schalkheit entgegen; scherzt und neckt, ist fröhlich und guten Mutes; denn — seine Wohnung ist geschützt vor Sturm und Wetter; — sein angesammelter Vorrat an Nüssen, Buchecken, Obst und Tannenzapfen schützt vor Mangel und Hunger.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. — Junges Blut, spar dein Gut! Armut im Alter sehr wehe thut. — Spare in der Zeit, so hast du in der Not! — Schicke dich in die Zeit! — Joseph vor Pharao.

B. Rede- und Stilübungen. 1. Inhaltsangabe. 2. Was sollst du daraus lernen? 3. Wie sorgst du für die Zukunft? 4. Wie schützen sich die Menschen vor dem Grimm des Winters?

5. Gegenstücke. a) Grille und Ameise. Die Ameise sorgt für den Winter. Die Grille denkt nicht daran, zirpt den ganzen Tag. Der Winter kommt, kein Vorrat, muß darben und endlich verhungern. — b) Das junge Pferd. — Hat keine Lust zur Arbeit, reißt sich vom Wagen los, läuft in den Wald hinaus, freut sich sorglos seiner Freiheit, lebt im Sommer in Überfluß. Der Winter tritt ein, der Sturm entblättert die Bäume; die Felder sind leer von Früchten, der Schnee bedeckt

die Fluren. Nirgends Futter, nirgends ein Obdach. Die Reue — kommt zu spät; — es muß vor Frost und Hunger sterben. —

Robert Wernecke.

292. Der Zaunkönig.

Joachim Heinrich Campe. Fabeln und Erzählungen. Hamburg 1874. S. 31.

Es wollten einst die Vögelein
Beherrscht von einem König sein [1])
Und luden alle, groß und klein,
Zum königlichen Wettflug ein [2]);
Und alle schwangen sich empor,
Doch allen that's der Adler vor. [3])
Schon huldigt ihm der Vogel-Chor,
Als plötzlich unter ihm hervor
Der allerkleinste Vogel flog
Und ihn ums Königtum betrog. [4])
Es hatte nämlich dieser Kleine
Sich zwischen seine großen Beine,
Von ihm und allen unentdeckt [5]),
Bis dahin listig sich versteckt
Und flog nun kecklich jetzt hervor,
That's sonder Müh' dem Adler vor
Und wollte selbst nun König sein. [6])
Er ward's, allein zu seiner Schande;
Denn alle Vögel, groß und klein,
Verhöhnten ihn im ganzen Lande.
Wohin er flog, da flog die Schmach
Dem kleinen König spottend nach. [7])
Da fühlte seine Majestät,
Wie schlecht erlogne Würde steht [8]),
Und wohnt seitdem, um vor der Spötter Necken
Geschützt zu sein, in Zäunen und in Hecken. [9])

I. **Vermittlung.** Ausdruck der Gedanken mit veränderten Worten: 1. Einstmals faßten die Vögel den Beschluß, sich einen der Ihrigen zum König zu wählen, der sie dann regieren sollte. 2. Um den Würdigsten heraus zu finden, sollte ein Wettfliegen stattfinden; wer dabei am schnellsten, höchsten und anhaltendsten zu fliegen imstande wäre, der sollte König sein. 3. Der Wettflug begann, und als Sieger ging am Schlusse, anerkannt von allen, der Adler hervor. 4. Schon riefen die Vögel insgesamt: „Der Adler sei unser König!" als auf einmal aus dem Gefieder des Adlers, der ihn unbemerkt mit zur Höhe getragen hatte, 5. der listige Zaunschlüpfer hervorkam, und nun mit frischen Kräften zu fliegen anfing. 6. Ohne große Mühe flog er über den Adler, dessen Schwingen von stundenlangem Fluge ermüdet waren, hoch hinaus und rief: „Ich bin König! Ich bin König!" 7. Mit Unwillen und Verdruß erkannten ihn die Vögel als König an, allein zu seinem größten Leidwesen; denn allenthalben wurde er von der gesamten Vogelschar verhöhnt, verspottet, geschimpft und geschmäht. 8. Da fand der kleine König, daß die durch List und Betrug errungene Würde eine schwere Bürde war. 9. Er dankte als König ab und zog sich in sein früheres Reich, in Zäune, Dornensträuche und Hecken zurück. Hier war er sicher vor dem Hohn und Spott der Vögel, die ihm hierher nicht nachfolgen konnten. Seit dieser Zeit heißt der kleine Schlüpfer der Zaunkönig, und da er auch im Winter sein Schloß nicht verläßt, der Schneekönig.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts: a) Beschluß der Vögel, sich einen König zu wählen. b) Das Wettfliegen und der Sieger. c) Des Zaunschlüpfers List und sein Sieg. d) Die Folgen seines Sieges und seiner erlogenen Würde: Hohn, Spott, Schmach und Schande. e) Sein Verzicht auf das Königtum und seine Rückkehr in sein früheres Bereich.

2. **Kernfragen:** a) Was ist unter königlichem Wettflug zu verstehen? Ein Wettfliegen zur Erlangung der Königswürde. b) Was heißt dem Könige huldigen? Ihn zum König ausrufen und ihm Gehorsam und Treue schwören. c) Welcher Unterschied ist zwischen den Wörtern Königreich und Königtum? Königreich — das Land, welches der König beherrscht; Königtum — die königliche Würde, z. B. Preußen erhob sich unter Friedrich III. 1701 zum Königtum. d) Warum konnte der Zaunschlüpfer leicht über den Adler siegen? e) Warum konnte eigentlich der Zaunschlüpfer nicht der Sieger sein? Worin bestand seine Untreue? f) Warum gereichte der Sieg dem Zaunkönige zum Verdruß, zum Unglück?

3. **Grundgedanke:** Unrecht Gut gedeihet nicht. Durch List und Betrug erworbene Würde wird oft zur schwersten Bürde. Irdische Güter und Würden erscheinen dem, welcher sie entbehrt, als das höchste Glück; endlich errungen, gereichen sie ihrem Erstreber zum Unglück und Unheil.

4. **Verwandtes.** Jakob und das Recht der Erstgeburt. Absalom. Der falsche Waldemar. Napoleon I. und Napoleon III. 2c.

III. **Verwertung.** 1. **Mahnung.** a) Suche nicht durch List und Betrug dir Güter und Würden zu erschleichen! b) Der du auf den Schultern anderer stehest, z. B. deiner Eltern, Lehrer und Meister, erhebe dich nicht über dieselben, denn sie haben dich, ohne dein Verdienst, erst zu ihrer Höhe emporgehoben!

2. **Rede- und Stilübungen.** Erzähle die Fabel mit völlig verändertem Ausdruck! (S. I. Vermittlung!) R. D.

293. Schmetterlingslied.

Karl Enslin. Lebensfrühling. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 115.

I. **Vorbereitung.** An einem warmen, sonnigen Julitage flog ein schöner Schmetterling hin zur weißen Lilie, um den köstlichen Duft derselben zu atmen und aus deren Kelche Nektar zu schlürfen. Die Lilie aber fragte ihn: Wer bist du denn eigentlich, daß du nichts weiter zu thun hast, als nur immer umherzufliegen? Da erzählte der Schmetterling der Lilie seine ganze Lebensgeschichte. Ein Lehrer und Dichter, Karl Enslin, hat dieselbe in schöne Verse gefaßt und ein liebliches Gedicht daraus gemacht. Hört es an!

1. In den Lüften so lau [1]),
Unterm Himmel so blau [2]),
Über blühender Au'
Mich zu schaukeln [3]) —
Welche Wonne für mich! [4])
O wie glücklich bin ich,
Daß ich, Lilie, dich
Kann umgaukeln! [5])

2. Kroch einst schläfrig und matt,
Nagte Rinde und Blatt;
Und nimmer ward satt
Ich als Raupe. [6])
Und ich schlummerte drauf;
Doch ich wachte bald auf [7]),
Flog zur Sonne hinauf
Aus dem Staube. [8])

3. Und verwandelt, befreit
Von dem irdischen Kleid,
Ohne Sorge und Leid
Leb' ich fröhlich [9]);
Schlürfe Duft nur und Tau —
Über blühender Au,
Unterm Himmel so blau
Schweb' ich selig! [10])

II. **Vermittlung.** A. Gedankenausdruck mit andern Worten. (Katechetisch zu entwickeln.)

1. In warmen Sommerlüften, 2. bei klarem Sonnenschein, 3. über den Blumen der Gärten und den Blüten der Felder dahin zu schweben, 4. welche Freude und Seligkeit für mich! 5. Und wie wonnig ist's für mich, daß ich, du schöne, weiße Lilie, um dich spielen, fliegen und flattern kann. (Hier dürfte des klaren Verständnisses halber eine Frage der Lilie an den Schmetterling einzuschalten sein: „Und lebst du denn immer so glücklich und selig?“ worauf der Schmetterling weiter antwortet:) 6. „Ach nein, früher war ich eine langsam kriechende, häßliche und verachtete Raupe, ich fraß Blüten und Blätter und war schier unersättlich. 7. Darauf spann ich mir meinen eigenen Sarg und schlummerte darin wie Dornröschen im verzauberten Schlosse. Doch bald kam der Junker Frühling und erweckte mich, die schlafende Puppe, zum schönsten Leben. 8. Nun kroch ich nicht mehr im Staube, am Baume und Blatt, sondern flog auf zur Höhe, flog auf zum hellen, warmen Sonnenschein. 9. In dieser meiner schönsten Verwandlung, befreit von dem starren und unbeweglichen Puppenkleide, leb' ich nun eine kurze Zeit glücklich und heiter, ohne Kummer und Sorgen, 10. atme Blumenduft, schlürfe süßen Blumensaft (Nektar) und schwebe dahin glücklich und selig!“ (Eignet sich auch zur Rede- und Stilübung.)

B. Grundgedanke: Die vier Verwandlungen des Schmetterlings sind vier Stufen zu immer größerer Vollkommenheit: Erst Ei, dann Raupe, dann Puppe oder Larve, dann vollkommenes Insekt: Schmetterling.

III. **Verwertung.** (Auf den untern Stufen beschränke sich die Verwertung auf ein wortgetreues Einprägen der Dichtung und einen guten Vortrag derselben. Für die Oberstufe hingegen dürften folgende Gedanken der Erwägung zu unterbreiten sein.

Der Schmetterling, ein bedeutsames Symbol auf den Leichensteinen der Menschen. Wie der Tod des Eies, der Raube und der Pupppe ein jedesmaliger Übergang zu größerer Vollkommenheit des Schmetterlings ist, so wird auch unser Tod hier auf Erden nur die Geburt zu einem höhern, himmlischen Leben sein. Bedenke Kind, wenn schon hier auf Erden die Natur durch die Verwandlung von Raupe und Puppe so völlig verschiedene und immer vollkommenere Geschöpfe hervorzubringen vermag, wie viel mehr wird Gott im Himmel unsere Seele zur Vollkommenheit und Gottähnlichkeit erheben können! R. D.

294. Der Fuchs und die Fische.

Moses Mendelssohn. Der Philosoph der Welt von J. J. Engel. Berlin 1860. S. 83.

Der Fuchs ging einst am Ufer des Flusses auf und nieder und sah die Fische bald hier, bald dort sich zusammendrängen. „Was lauft ihr da so ängstlich umher?“ fragte der Fuchs. „Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus,“ antworteten die Fische, „und wir suchen ihnen zu entkommen.“ „Wißt ihr was?“ erwiderte der Fuchs. „Kommt zu mir aufs Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll.“ — „Bist du

der Fuchs," war ihre Antwort, „den man sonst für das klügste unter den Tieren hält? Du mußt das einfältigste sein, wenn du uns diesen Rat im Ernste erteilest. Sieh! hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, rätst du uns, in das Element des Todes zu fliehen?"

I. **Worterklärung.** 1. lauft = schwimmt. 2. Menschenkinder = die Fischer. Warum werfen sie ihre Netze aus? 3. zu entkommen = zu entfliehen, entrinnen, entgehen, frei zu werden. 4. aufs Trockene = aufs Land. 5. nachstellen = verfolgen, nach dem Leben trachten. 6. klug = gescheit, einsichtsvoll, weise. 7. einfältig = unwissend, unklug, dumm. 8. Element — sonst Urbestandteil, Anfangsgrund, hier Lebensstoff, Grundbedingung.

II. **Vertiefung.** 1. Fragen: a) Warum oder aus welchem Grunde fragte der Fuchs die Fische? Nicht aus Teilnahme und Mitleid, sondern aus Eigennutz. b) Wozu forderte der Fuchs die Fische auf? c) Aus welchem Grunde that er dies abermals? Er wollte sie nicht retten, sondern sie verderben, um ihrer habhaft zu werden. d) Was war das Fischen mit Netzen für die Fische? Ein Übel. e) Was wäre auch das Verlassen des Wassers und der Aufenthalt auf dem Trockenen für die Fische gewesen? Ebenfalls ein Übel. f) Vergleiche die beiden Übel mit einander! Die Nachstellung der Fischer war das kleinere Übel, denn sie konnten gefangen werden; der Austritt aus dem Wasser und der Aufenthalt auf dem Lande wäre ein größeres, ja das schlimmste Übel für die Fische gewesen, denn hier mußten sie alle verderben und sterben. g) Zwischen zwei Übeln stehend, werden wir gewiß stets welches wählen? Das kleinere. h) Drücke dies als eine Lebensregel aus! Von zwei Übeln wähle stets das kleinere! i) Wie nennen wir die Gedanken und Empfindungen in unserm Innern, die uns zum Handeln antreiben? Triebfedern. k) Welches waren die Triebfedern, die den Fuchs zu seinem Ratgeben veranlaßten? Verstellung, Eigennutz und Heuchelei. l) Welche Überschriften könnten wir der Fabel wohl geben? Von zwei Übeln wähle stets das kleinste! oder: Ehe du den Rat anderer befolgst, prüfe denselben genau! oder: Trau, schau, wem!

2. Verwandtes. Die Fabel a) „Vom Fuchs und dem Haushahn", b) „Von Fuchs und Ente".

III. **Verwertung.** 1. Mahnung für Herz und Leben. (s. II. 1. l!)

2. Rede- und Stilübung. Der Bauer und die Hasen. (Eine Nachbildung.) Ein Bauer wohnte allein im weiten und breiten Felde. Als er an einem kalten Herbsttage aus seinem Gehöft heraustrat, sah er, wie mehrere Hasen ängstlich hin und her liefen. Frage nach dem Grunde. Siehst du dort nicht die vielen Jäger mit den Hunden? Rat: „Kommt herein in meine Scheune oder in meine Ställe! da will ich euch an einen Ort bringen, wo euch kein Jäger schießen kann." Einwand der Hasen: „Das Feld ist das Element unserer Freiheit und unseres Lebens; deine Scheune und Ställe aber würden unser Gefängnis, unsere Totengrube sein."

R. D.

295. Die Suppe.

Christoph v. Schmid. Gesammelte Schriften. Augsburg 1861. Bd. XVI. S. 129.

I. Vorlesen.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzt (im Original: geschmalzen, mit Schmalz oder Fett versetzt); ich kann sie nicht essen!" sagte die kleine Gertrud und legte den Löffel weg. „Nun wohl!" sagte die Mutter, „ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen."

Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel (Kartoffeln) heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln. Nachdem beide nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser." Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittag stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast."

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmecket jede Suppe gut!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das kleine Ereignis hat sich auf einem Dorfe im Herbste zur Zeit der Kartoffelernte an einem Nachmittage zugetragen. An ein einfaches Bauernhaus stößt ein großer Kraut- oder Gemüsegarten. Eine Frau gräbt mit einer mehrzinkigen Gabel die Kartoffeln aus. Ihr Töchterlein liest sie auf in einen Korb und steckt sie dann in Säcke. Man sieht viele weiße Kartoffeln ausgegraben auf dem schwarzen Boden liegen und einige gefüllte Säcke auf dem Lande stehen.

2. Personen. Das Mädchen heißt Gertrud. Sie ist kürisch oder wählerisch, weil sie die Suppe nicht essen will; gehorsam und fleißig, denn sie hilft der Mutter ohne Murren bei der Arbeit; hungrig, denn sie ißt das ganze Schüsselchen voll aus; kurzsichtig, denn sie merkt nicht, daß die Mittags- und Abendsuppe eine und dieselbe ist; beschämt wegen ihrer Tadelsucht und belehrt über den Wohlgeschmack der Suppe. Die Mutter ist geduldig, denn sie hört den Tadel des Mädchens ruhig an, ja verspricht ihm eine bessere Suppe zum Abendessen; fleißig, denn sie arbeitet bis zum Sonnenuntergange; klug, denn sie hatte gleich erkannt, warum dem Mädchen die Mittagssuppe nicht schmeckte, und wandte das beste Mittel an, um das Kind zu beschämen, vor voreiligen Urteilen zu warnen und über den Grund seiner veränderten Meinung zu belehren.

3. Gedankengang. I. Der Tadel des Mädchens. II. Das Versprechen der Mutter. III. Die gemeinsame Arbeit. IV. Das Lob des Abendessens. V. Die Belehrung und Zurechtweisung des Mädchens durch die Mutter.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Hunger ist der beste Koch. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Die Kinder Israel nannten in der Wüste das Manna eine „lose Speise". Dem

reichen Prasser haben die kostbaren Gerichte nicht so köstlich gemundet wie dem armen Lazarus die Brosamen. Der verlorne Sohn wollte sich mit den Trebern sättigen, die die Säue fraßen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Wann schmeckt uns das Essen? (Gute Zubereitung; Hunger nach fleißiger Arbeit; Gesundheit; bei regelmäßigen Mahlzeiten.) b) Beschreibe die Kartoffelernte! (Die erwachsenen Arbeiter gehen mit Gabeln oder Spaten oder Karst und leeren Säcken, die Kinder mit Körben auf den Kartoffelacker. Mit einem dieser Werkzeuge werden die Kartoffelbüsche aus der Erde gehoben und die weißen oder rotblauen Knollen von den Wurzeln abgeschüttelt. Die Kinder lesen die Knollen in ihre Körbe. Sind die Körbe voll, so werden sie in einen Sack ausgeleert. Ist der Sack voll, so wird er zugebunden 2c.) c) Nachbildung: Ein Hauptmann tadelt die Speisen, besonders von Kartoffeln, die seine Frau auf den Tisch bringt. Er rühmt die Kochkunst seines Dieners Johann. Eine Kartoffelsuppe besonders, die derselbe gekocht, schmecke ihm noch heute gut. Johann wird gerufen und soll das Rezept dazu zum besten geben. Nach einigem Zögern erzählt er: Angestrengte Märsche; zwei Tage nichts gegessen; endlich ein paar Dutzend Kartoffeln gefunden; im Feldkessel gekocht; Wasser aus einer Pfütze, Salpeter als Salz und ein Stückchen Talglicht als Schmalz. d) Erzähle Beispiele, wo Hunger oder Durst Speise und Trank gewürzt haben! P.

296. Lüftlein, Wind und Sturm.

Claus Harms.

Lüftlein müssen im Haine säuseln,
Müssen im Bächlein die Wellen kräuseln.
— Winde müssen im Walde sausen,
Machen die Wellen des Meeres erbrausen,
Müssen die Wolken zum Lande jagen,
Segelnde Schiffe zum Ziele tragen,
Müssen am Hügel die Mühlen treiben
Und so die Körner zu Mehl zerreiben.
— Doch plötzlich braust der Sturm daher,
Da türmt sich die Welle hoch auf im Meer,
Und Schiffe müssen an Klippen zerschellen,
Im Walde müssen die Bäume zerspellen,
Und alles wanket und knarret und kracht,
— Das ist des Sturmwinds zerstörende Macht!

I. **Erläuterungsfragen.** Welche dreifache Luftbewegung zeigt uns das Gedicht? Wie merkt man das Lüftlein? Wovon ist „säuseln und kräuseln" die schwächste und mildeste Form? Welche Haine oder kleine Wäldchen erwähnt die biblische Geschichte? Wie entstehen Wellen? Wie zeigt der Wind die größere Stärke? Welchen Segen bringt er? Was hilft dem Walde das Sausen des Windes? Wie entsteht das Brausen des Meeres? Warum muß der Wind die Wolken vom Meere über das Land treiben? Wie bringt er die Segelschiffe ans Ziel (in den Hafen)? Wie und wo hilft er beim Mahlen des Ge-

treides? Wann wird der Wind zum Sturme? Wie türmt er die Wellen oder Wogen (Wasserberge) des Meeres auf? Was sind Klippen, und wie zerschellen (scheitern und zerbrechen) daran die Schiffe? Was geschieht beim Zerspellen (Zerspalten) der Bäume? Was wanket was knarret, was kracht? Welche Zerstörungen (Verwüstungen) richtet der Sturm an?

II. Vergleichung des obigen Gedichts mit dem Gedicht:

Wassertröpflein.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen letzen,
Muß mit Quellen weiter wallen,
Muß das Fischlein auch ergötzen,
Muß im Bach die Mühle schlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen.
Und wo wären dann die Meere,
Wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

1. Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. Das erste Gedicht zeigt die Steigerung und verschiedenartige Wirkung der Luftbewegung vom Lüftlein bis zum Sturme, das zweite Wachstum und Wirken des Wassers vom Tröpflein bis zum Meere. Das erste enthält also gleichsam den Lebensgang der Luft, das zweite den des Wassers. Beide zeigen die allmähliche Entwicklung und den vielseitigen Segen von Luft und Wasser: Luft und Wasser sind notwendige Lebensbedingungen für Pflanzen und Tiere. Sie schlagen beide Mühlen, tragen oder treiben Schiffe und dienen der Pflanzenwelt.

2. Schauplatz. Luft und Wasser sind überall auf der Erde, die Luft ist besonders über, das Wasser auf und in ihr. Besonders fühlbar (nutzbar oder verderblich) macht sich die Luft im Walde, auf den Meeren, in den Wolken und bei den Mühlen, das Wasser im Regen, in den Pflanzen, in den Quellen, im Bache, im Strome, auf der Mühle und im Meere.

3. Charakteristik. Das schwache Lüftlein säuselt im Hain und kräuselt das Wasser, das kleine Tröpflein labt die Blumen. Der starke Wind saust, braust, jagt, trägt, treibt. (Was und wo?) Der ansehnliche Bach und Strom ergötzt, schlägt und trägt. (Was und wo?) Der gewaltige Sturm braust, türmt auf, zerschellt, zerspellt, zerstört. (Was und wo?) Segen und Fluch vom Meere soll jeder selbst aufsuchen!

4. Der Gedankengang ist im allgemeinen derselbe. Nur zeigt das erste Gedicht, wie das Übermaß zerstörend und verderblich wirkt, wie dieselbe Kraft aufbaut und zerstört, wie Segen sich in Fluch verwandeln kann, während das zweite nur den Segensgang des Wassers schildert und die Verheerungen, z. B. durch Überschwemmungen, schweigend übergeht.

III. **Rede- und Stilübungen.** a) Beschreibe den Kreislauf des Wassers!

b) Wie verheert und zerstört das Wasser die Werke der Menschen?

c) Was erzählt die biblische Geschichte von der Wirkung der Luft und des Wassers? P.

297. Der Tierquäler.

Wilhelm Curtman. Geschichten für Kinder. 5. Aufl. Gießen 1850. S. 27.

I. **Vorbereitung.** Als der schöne Frühling einzog, kehrten die muntern Singvögel wieder zurück. Das liebe Rotschwänzchenpaar, das im vorigen Jahre unter dem Fenster des Landmannes sein Nest in einer Ritze oder Spalte der Mauer gebaut hatte, kam auch zurück und suchte sein Plätzchen auf. Wie gut waren die zutraulichen Vöglein! Wenn die Sonne aufging, saßen sie am Fenster des Landmannes und sangen ihm ein feines Liedchen vor. Also machten sie es auch am Mittag und Abend. Wollten die Fliegen in des Landmanns Stube hinein, dann haschten sie dieselben weg, und kamen kleine Raupen in den Garten an die Blätter der Bäume, dann suchten sie die Garstigen auf und verzehrten sie. Dabei bauten sie ein Nest in der Ritze, legten Eier hinein und brüteten sie aus. Das machte dem Landmanne große Freude. Aber hört, was geschah! (Lehrer liest vor:)

Schon waren die jungen Rotschwänzchen herangewachsen und beinahe flügge, als der böse Peter einmal die Alten aus der Ritze der Mauer herausfliegen und bald wieder mit Futter hineinfliegen sah. „Aha!" dachte er, „da ist ein Vogelnest, dahin muß ich einmal klettern und nachsehen, was in dem Neste ist." Und sogleich kletterte er an der Mauer hinauf und kam bis an die Ritze, worin das Nestchen stand, und da hörte er die Jungen zwitschern und sah sie die Schnäbel aufsperren, weil sie meinten, ihre Mutter käme. Der böse Peter aber wollte sie aus dem Neste herausreißen und wollte mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie tot wären. Es ging aber nicht so, wie er dachte. Das Loch, wo die Vöglein ein- und ausflogen, war so enge, daß er seine Hand nicht leicht hindurchstecken konnte. Nun drückte er zwar so lange, bis er die Hand hindurch gezwängt hatte; als er sie aber drinnen und die armen Vögel gefaßt hatte, konnte er die Hand nicht wieder herausziehen. Er mochte ziehen und zerren, wie er wollte, es half ihm nichts, die Hand stak fest. Zuletzt that es ihm wehe, und er fürchtete, die Hand werde gar nicht wieder herausgehen. Da fing er erbärmlich an zu schreien, so daß die Leute herbeigelaufen kamen. Die halfen ihm zwar endlich nach vieler Mühe aus dem Loche heraus, aber sie schalten ihn auch, daß er die armen Rotschwänzchen habe stören und quälen wollen, und sagten es seinem Vater. Der strafte ihn hart.

II. **Vermittlung.** 1. Die jungen Rotschwänzchen waren beinahe flügge. (Warum flügge?) 2. Was sah der böse Peter? 3. Was dachte er? 4. Was that er? 5. Was hörte er? 6. Was meinten die kleinen Vögel? 7. Welche Gedanken aber hatte Peter? 8. Was that er auch? 9. Wie erging es aber dem Buben? 10. Was that er in seiner Not? (Erkläre: „Erbärmlich schreien".) 11. Was geschah? (Leute kamen, halfen, schalten und sagten es dem Vater. Was heißt: Sie schalten?) 12. Was that der Vater?

III. **Vertiefung.** 1. *Das liebe Rotschwänzchen.* a) Es ist ein *zutraulicher* Vogel, der sein Nest in der Nähe der menschlichen Wohnungen baut und sich nicht stören läßt; b) ein *fleißiger* Vogel, da er vom März bis Oktober täglich und schon vor Sonnenaufgang sein Lied ertönen läßt; c) ein *nützlicher* Vogel, der von Fliegen und andern schädlichen Insekten sich nährt.

2. Der böse Peter. a) Er freute sich nicht über die zutraulichen Rotschwänzchen, die sich in der Nähe der Menschen ein Nest gebaut hatten. b) Er ergötzte sich nicht an dem Gesange der munteren Tierchen. c) Er fühlte keinen Dank im Herzen für den Nutzen der Rotschwänzchen. d) Er fühlte kein Mitleid mit den Jungen, die ihn anblickten und die Schnäbel aufsperrten, weil sie meinten, die Mutter käme mit Futter. e) Er wollte sie aus dem Neste herausreißen und mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie tot wären.

3. Die Strafe des bösen Peter: a) Er konnte die Hand nicht wieder herausziehen, sie stak fest; b) sie that weh, seine Angst war groß, und er schrie erbärmlich; c) die Leute schalten ihn, daß er die armen Rotschwänzchen habe stören und quälen wollen; d) sie sagten es seinem Vater, der strafte ihn hart.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Es ist eine Sünde, Tiere zu quälen; sie aber zu schützen, bringt Freude in das Herz. b) Das Böse bleibt nie ungestraft.

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildung. Die Fische spielten im Sonnenschein am Ufer. Ein Knabe lockte sie mit Brotkrumen in einen Graben und verschüttete ihn am Uferrande, so daß die Fische gefangen waren. Er will sie herausholen und mit ihnen spielen, bis sie tot sind. Als er danach hascht, beißt ihn ein Hecht so in den Finger, daß er nicht wieder loskann. Da schreit der Knabe erbärmlich u. s. w. b) Beantworte die Fragen unter II. 1—12 schriftlich! c) Vergleiche den Tierquäler mit dem guten Mäher! (Siehe Nr. 56!)

Eduard Wiessner.

298. Sommerlied.

Robert Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld u. Leipzig. S. 137.

1. Dem Sommer, dem bin ich absonderlich gut,
An alt und an jung so viel Gutes er thut;
2. Giebt Guten und Bösen ihr tägliches Brot
Und trocknet viel Thränen und stillt manche Not;
3. Und spricht zu den Kindern: „Nun kommt 'mal und seht,
Was zwischen dem Korn ich für euch hingesä't!
4. Die Kornblumen so blau und den klatschroten Mohn,
Die pflückt euch und macht euch ein Kränzel davon!
5. Und wünscht ihr noch recht etwas Lust'ges dazu,
Da schick' ich die Schmetterling' auch noch euch zu.
6. Und der Kuckuck soll rufen, die Frösch' sollen schrein.
Nun kommet und spielet und vertraget euch fein!"

I. **Erläuterungsfragen.** Wie kannst du statt absonderlich auch noch sagen? Wie giebt der Sommer Guten und Bösen ihr tägliches Brot? Indem er ihnen gnädig in der Ernte Roggen, Weizen, Gerste, Kartoffeln 2c. verleiht. Was macht er dadurch mit den Thränen (den Augen) der Armen? Was mit der Not derselben? Was schenkt der Sommer den Menschen in Garten, Wald und Flur noch außerdem?

Junges Gemüse und Obst aller Art. Führe das erstere einzeln und namentlich an! Spargel, Petersilie, Salat, Schoten ꝛc. Führe auch die Obstarten einzeln auf, die der Sommer uns schenkt: Kirschen, Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren, Birnen, Heidelbeeren ꝛc. Sondere sie in Beeren-, Stein- und Kernobst! Was spricht der Sommer zu den Kindern? Was ist unter Korn zu verstehen? Welche Blumen des Feldes hat der Dichter nicht mit genannt? Wie sagen wir statt „Kränzel“? Was versteht der Dichter unter „recht etwas Lust'ges“? Der Sommer bringt uns auch Vogelgesang. Statt vieler hat der Dichter nur einen Vogel genannt. Welchen? Füge die noch fehlenden Vögel des Sommers hinzu! Auch ein Insekt und eine Amphibie führt das Gedicht als Gabe des Sommers mit an; welche? Welche Lehre giebt schließlich der Sommer den Kindern? Wir sollen kommen. Wohin wohl? Ins Freie. Was sollt ihr thun? Spielen, täglich im Freien spielen. Aber was sollt ihr dabei thun? Uns fein vertragen.

II. **Aufgaben.** 1. Welches sind die sämtlichen Gaben des Sommers, unseres großen Wohlthäters an alt und jung? (Einzeln aufzuführen!) 2. Nenne all das Üble, das zuweilen der Sommer in seinem Gefolge hat! (Ausführlich darzustellen!) R. D.

299. Der Wald und die Äxte.

David Friedländer. Der Philosoph der Welt von J. J. Engel. Stereot.-Ausg. Berlin 1860. S. 36.

Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Äxten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf dem Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung. „Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle!“ So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: „Fürchtet nichts! Solange keiner von euch diesen Äxten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nichts schaden.“

I. **Zur Erläuterung.** 1. Eisenschmiede = Eisenhammer, wo durch Dampf- oder Wasserkraft zentnerschwere Hämmer in Bewegung gesetzt und große Stücke, z. B. Amboſſe, große Hämmer, Glockenklöpfel, Äxte ꝛc. geschmiedet werden. Unterschied von Eisengießerei, — Schmiedeeisen, Gußeisen. 2. **ob** der Erscheinung = über die Erscheinung. („Konrad ragte hervor **ob** allem Volk“ = über alles Volk.) **Ob** regiert, wenn es den Grund angiebt, den Dativ oder Genetiv, — **über** hier den Accusativ. 3. Angstgeräusch = undeutliches Angstgeschrei.

II. **Verwertung.** 1. Anwendung auf ähnliche Verhältnisse: a) Aus einer Zeugschmiede kam ein Wagen voll großer, blanker Sägen ꝛc. b) Früher, zur Zeit als man Feuer nur vermittelst Stahl, Stein und Schwamm anmachen konnte, kamen viele Steinsprenger in einen großen Steinbruch, in welchem nur Flint- und Feuersteine gebrochen wurden. Da erbebten alle Steinblöcke. Der größte derselben aber sagte: Wenn ihr dem Stahl nicht dienet und stille haltet ꝛc. 2. Anwendung auf tierische Verhältnisse. Ein Kammerjäger legte in einen Stall, der ganz von Ratten unterwühlt war, vergifteten Speck. Mittlerweile kam

die alte Ratte mit ihren Jungen, und diese klagten ꝛc. Die alte Ratte antwortete: Wenn ihr eure Neigungen nicht dem Specke zuwendet, so kann euch das Gift nichts schaden. 3. Übertragung auf menschliche Verhältnisse. Kinder klagen über Selbstschüsse, die der Gärtner in dem Garten gelegt hat.

III. **Grundgedanke.** Es giebt sehr viel Gefahrbringendes auf Erden: Feuer, Wasser, Dynamit ꝛc., doch wenn nicht erst ein zweites sich zu ihnen gesellt, kann es nicht schaden. Oder: Das Gefährliche wird uns nur dann schädlich und verderblich, wenn wir es selbst entfesseln, ihm gleichsam entgegen kommen und hilfreiche Hand bieten. R. D.

300. Die Singvögel.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München. S. 48.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Ästen und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögel. Im Herbste aber waren alle Zweige reichlich mit Äpfeln, Birnen und Zwetschen beladen.

Da fingen einmal einige böse Buben an, die Nester auszunehmen und zu zerstören. Die Vögel wurden dadurch verscheucht und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vöglein mehr singen. Alles war ganz still und traurig.

Die schädlichen Raupen aber, die sonst von den Vögeln hinweggefangen wurden, nahmen überhand und fraßen Blätter und Blüten ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Überflusse zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu essen.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
Ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind,
Die Tierchen, die unschädlich sind!

I. **Vorbereitung.** Zu den gefährlichsten Feinden der nützlichen und lohnenden Obstbäume gehören die schädlichen Raupen, welche in ihrer Gefräßigkeit nicht nur die Blätter der Bäume verzehren, sondern auch die Blüten vernichten, so daß der lieblichste Schmuck einer Gegend oft mitten im Sommer wie dürres Besenreis erscheint, und daß kein Apfel den freundlichen Weihnachtsbaum der Kinder schmückt.

Mit der lebhaftesten Freude müssen wir daher auch die unermüdlichen Vertilger dieser gefräßigen Räuber, die lieblichen Singvögel, begrüßen, welche sich hauptsächlich von den Raupen ernähren und darum nicht nur unserer Liebe wert, sondern auch unseres Schutzes und unserer Fürsorge würdig sind, da es ohne ihre erfolgreiche Hilfe bald weder Blätter noch Früchte noch Bäume geben würde.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Nach erfolgter Vorbereitung ist das Sprachstück gut vorzulesen, nach Inhalt, Wort- und Sachbedeutung abzufragen und schließlich einzulesen.

Freundliches Dörflein, welches auf den Beschauer einen angenehmen Eindruck macht; Lage lieblich, Häuser nett, Straßen reinlich; Gärten.

Nisten = Nester bauen. Zwetschen = Pflaumen. Flur = Feld, im Gegensatz zu Gärten und Wiesen; überhandnehmen = sehr vermehren. Traurig = einen wehmütigen Eindruck verursachend.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Beides nur kurz angedeutet. Ein Dörflein, umgeben von einem Walde fruchtbarer Obstbäume; unten im Thale am Bache Äpfel- und Birnbäume, an den umgebenden, aufsteigenden Höhen Aprikosen, Pflaumen und Kirschen; dazwischen einfache Strohhütten und liebliche Landhäuser für die Hüter und Besitzer der freundlichen Anlagen.

Frühling, Herbst, Winter, nachweisen aus der Erzählung!

2. Personen. a) Die Buben zerstören die Nester, verscheuchen die Vögel, bestrafen sich selbst, sind ungehorsam gegen Eltern, Lehrer und Gesetze; gefühllos gegen Tiere (Keinem Würmlein thu ein Leid), undankbar gegen Gott und schadenbringend ihren Mitmenschen (aus dem Lesestücke nachweisen!).

b) Die Singvögel singen und nisten auf den Ästen und in den Hecken; fangen und fressen die schädlichen Raupen; ihre Nester werden ausgenommen und zerstört; sie werden verscheucht und ziehen nach und nach aus der ganzen Gegend hinweg; ihr Gesang wird in den Gärten und auf der Flur nicht mehr gehört; sie können die Raupen nicht mehr vertilgen.

c) Die Bäume umgeben das Dörflein, blühen und duften im Frühlinge auf das lieblichste; auf ihren Ästen singen und nisten allerlei muntre Vögel; im Herbste sind ihre Zweige häufig mit Äpfeln, Birnen und Zwetschen beladen; ihre Blätter und Blüten werden von den Raupen abgefressen; sie stehen kahl da, wie mitten im Winter, und geben kein Obst.

d) Die Raupen nehmen überhand, sind schädlich, denn sie fressen Blätter und Blüten und berauben uns so des schönen Obstes.

3. Gliederung. a) Das Dörflein vor der That der bösen Buben. (Bäume, Vögel.) b) Die That der bösen Buben. c) Das Dörflein nach der bösen That. (Vögel, Fluren, Raupen, Bäume.) d) Strafe für die That.

4. Grundgedanke. Schützet, heget und pfleget die Singvögel! Sie sind nicht nur die fröhlichen Sänger der göttlichen Liebe und Ehre, sondern auch die treuen Beförderer unserer leiblichen Wohlfahrt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Belehrung über die gesetzlichen Vorschriften zum Schutz der Vögel und ihrer Nester.

b) Ermahnung zur Anlegung von Nistkästen, Futterplätzen rc.; Vogelschutzverein.

c) Was ein Vogelnest wert ist: Eine Schwalbe braucht zu ihrer Nahrung täglich 50, monatlich also 1500 Raupen; eine Familie von nur 5 Schwalben also in einem Monat 7500 Stück. Jede Raupe frißt täglich ihr eigenes Gewicht an Blättern und Blüten; vernichtete sie täglich nur 2 Blüten, so beschützt also die kleine Schwalbenfamilie 450000

Kirschen, Äpfel, Pflaumen, Pfirsiche u. s. w. in der Blüte. Berechnung nach dem Geldwerte.

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes; Vergleichungen. „Sperling und Pferd" (Nr. 42); „Vögel vor der Scheune" von Hey (Nr. 244). „Die kleine Wohlthäterin" von Krummacher (Nr. 77). „Gedenket der Vögel im Winter" von Rittershaus (Nr. 34).

Vergleichung mit „Knabe und Vogelnest". Der Knabe findet zufällig ein Nest, — die bösen Buben suchen die Nester geflissentlich auf. Der Knabe stand behutsam still von fern, — die bösen Buben nehmen sie aus und zerstören sie. Das Vöglein dankt dem Knaben, — die Vögel verlassen die Gegend. Das Vöglein vertilgt die Raupen, — die Raupen fressen Blätter und Blüten. Die Bäume prangen im grünen Schmuck, — die Bäume stehen kahl. Die Bäume tragen wohlschmeckende Früchte, — die bösen Buben bekommen keinen Apfel mehr zu essen, rc.

3. Rede- und Stilübungen. a) Wiedergabe des Lesestücks mit Benutzung der vorangegangenen Erläuterungen. b) Beschreibung der um das Dorf gelegenen Obstwaldungen vor und nach der That der bösen Buben. c) Beschreibe die Lage deines Wohnortes mit besonderer Beachtung der darin und darum gelegenen Obstanlagen! d) Wie kann sich schon ein Kind um den Schutz der Vogelwelt verdient machen? e) Wie versündigten sich die bösen Buben an dem ganzen Wohnorte? That und Folgen.

Th. E. Roeser.

301. Der Sandmann.

Hermann Kletke. Gedichte. Berlin 1875. S. 55

I. **Vorbemerkung und Vorbereitung.** Der Lehrer behandle dieses kleine sinnige Gedicht ganz wie ein Märchen. Er erinnere die Kinder daran, daß es in früherer Zeit — nach dem Glauben der Menschen — eine Menge wunderbarer Wesen gegeben habe: Zwerge und Gnomen, Elfen und Nixen, Kobolde und Alraunen, Hausunken und Wichtelmänner und so auch einen guten Hausgeist, den Sandmann. Von demselben will ich euch jetzt, liebe Kinder, etwas erzählen.

Karl, ein kleiner, muntrer Knabe, fragte einmal seine Mutter: Mama, wie geht es nur zu, wenn man einschläft? Als du mir gestern Abend das schöne Märchen erzähltest, weiß ich noch alles, was du von Dornröschen mir berichtetest, wie sie aber erlöst wurde, habe ich nicht mehr gehört, da war ich auf einmal eingeschlafen. Oft habe ich's mir schon vorgenommen, einmal recht acht zu geben, wie der Schlaf kommt. Ehe ich mich's aber versehen habe, bin ich jedesmal eingeschlafen und weiß nichts, gar nichts davon. „Ja," entgegnete die Mutter, „das weiß kein Mensch. Denn sieh, da kommt ungesehen ein guter Hausgeist zu dir, der Sandmann, der macht, daß du sofort einschläfst. Gestern Abend, als er dich so schnell in die Arme des Schlafs geführt hat, da habe ich ihn gefragt, wer er denn eigentlich wäre, was er mache und was er wolle. Da hat er mir folgendes geantwortet:

Zwei feine Stieflein hab' ich an,
Mit wunderweichen Söhlchen dran;
Ein Säcklein hab' ich hinten auf,
Husch! trippl' ich rasch die Trepp' hinauf.
Und wenn ich in die Stube tret', —
Die Kinder beten das Abendgebet, —
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Äugelein;

Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorübergehn, —
Nun risch und rasch mit Sack und Stab
Nur wieder jetzt die Trepp' hinab:
Ich kann nicht länger müßig stehn,
Ich muß noch heut zu vielen gehn —
Da nicken sie schon und lachen im Traum,
Und öffnete doch mein Säcklein kaum.

II. **Vermittlung.** Was soll das heißen: „Zwei feine Stieflein hab' ich an, mit wunderweichen Söhlchen dran"? Ich trete so leise auf, daß mich niemand hören kann. Warum hat der Sandmann nur einen kleinen Sack auf dem Rücken? Weil schon zwei Körnlein aus demselben hinreichen, einen einzuschläfern. Wann kommt denn der Sandmann? Am liebsten abends, wenn die Kindlein schon im Bette liegen und ihr Abendgebet sprechen. Welches Mittel zum Einschläfern wendet der Sandmann an? Warum ist der Sandmann ein guter Hausgeist? Was will er, wie's im Liedchen heißt? „Den frommen Kindern — gehn." Er hat's aber eilig und muß sogleich wieder fort. Warum denn? Er muß noch zu allen Kindern heut' Abend, um sie einzuschläfern. Einmal aber wendete er sich doch noch um und sah nach euch Kindern. Da sprach er lachend und triumphierend: „Da nicken sie 2c. — kaum."

III. **Verwertung.** Nur Auswendiglernen und Vortrag.

R. D.

302. Kind und Zugvögel.

Angeblich von Wilhelm Hey.

I. **Aufbau des Gedichts.** Im Herbste versammeln sich die Schwalben in großen Scharen auf dem Kirchendache, die Störche auf den Wiesen, die Stare auf Pappeln, Weiden und Rohrhalmen. Alle scheinen sich eifrig unter einander zu beraten, hüpfen und fliegen unruhig hin und her. Ein Kind sieht dies, wundert sich und fragt die Vögel; wie denn wohl? „Ihr Vögel, was habt ihr denn vor, wohin wollt ihr?" Die Vögel wissen, daß sie im Winter nicht in der lieben Heimat bleiben können; es wird kalt; das Wasser friert zu, und Schnee bedeckt die Erde, so daß sie kein Futter mehr finden können. Ihr Sinn (Denken) wird nach andern Ländern, wo sie Wärme und Futter finden, gerichtet sein. Wie werden sie also auf die Frage des Kindes antworten? „Nach wärmeren Ländern."

Lernt nun: K. Ihr Vöglein alle, wohin, wohin? V. Nach wärmeren Ländern steht unser Sinn.

Der Weg dahin ist aber gar weit. Worüber hinweg führt er? „Über Dörfer und Städte, Berge und Thäler, Wälder und Felder, Flüsse und Meere." Der Weg führt durch die Luft, und kein Wegweiser steht da; was ist da leicht möglich? „Daß sie sich verirren." Wie wird das Kind die Vögel fragen? „Werdet ihr euch auf dem weiten Wege nicht verirren?"

Lernt: K. So weit über Berg' und Feld und Meer? Verirrt ihr euch nicht gar zu sehr?

Auf wen verlassen sich die Vögel? „Auf den lieben Gott." Was hat er ihnen schon gesagt? „Daß sie vor dem Winter wegziehen sollen." Wie ist er gegen alle Geschöpfe? „Gütig und liebevoll." Und weil er alles kann und weiß? „Allmächtig und allwissend." Wohin wird er sie führen? „Ins warme, ins rechte Land."

Lernt die Antwort der Vögel: Der liebe Gott mit seiner Hand, der führet uns immer ins rechte Land.

Nun brechen sie auf und fliegen fort. Was wird das Kind noch lange thun? „Es wird ihnen weit nachsehen." Was wird es ihnen wünschen? „Glückliche Reise." Warum wird die Reise gewiß glücklich von statten gehen? „Weil sie der liebe Gott begleitet." Was ist das für ein Geleit? „Ein gutes, sicheres, das beste."

Lernt: Das Kind sah ihnen nach so weit. „Zieht hin, ihr habt ein gut Geleit!"

Endlich sind die Vögel verschwunden; wohin wird das Kind noch blicken? „Zum Himmel hinauf." An wen wird es denken? „An den lieben Gott." Das Kind hat im Leben auch viele Wege oder Bahnen zu gehen, auf denen es sich verirren und ins Unglück geraten kann. Wenn es daran denkt, wie wird es da Gott bitten? „Führe mich immer auf rechtem Wege (rechter Bahn)!"

Lernt: Es blickte zum Himmel dann hinan: „Herr, führ auch mich auf rechter Bahn!"

Was thut der liebe Gott mit frommen Gebeten? „Er erhört sie." Denn wie ist er? „Gütig, gnädig." Was wird er in seiner Gnade mit den Vögeln und mit dem Kinde auf ihrem Wege oder Pfade thun? „Er wird sie bewahren, beschützen, behüten."

Lernt: Der hört' es gern in seiner Gnade, bewahrte sie beide auf ihrem Pfade.

II. **Zusammenhängender Vortrag und dann Einübung des Gedichts.**

Kind: Ihr Vögelein alle, wohin, wohin?
Vögel: Nach wärmeren Ländern steht unser Sinn.
Kind: So weit über Berg' und Feld und Meer?
Verirrt ihr euch nicht gar zu sehr?
Vögel: Der liebe Gott mit seiner Hand,
Der führet uns immer ins rechte Land.

Das Kind sah ihnen nach so weit:
„Zieht hin, ihr habt ein gut Geleit!"
Es blickte zum Himmel dann hinan:
„Herr, führ auch mich auf rechter Bahn!"
Der hört' es gern in seiner Gnade,
Bewahrte sie beide auf ihrem Pfade.

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Welche Vögel nennt man Zugvögel und warum? 2. Führe Zug- und Standvögel (die im Winter bei

uns bleiben und standhalten) an! 3. Warum können die Zugvögel im Winter nicht bei uns bleiben, und warum kommen sie im Frühling wieder? 4. Wie finden sie den Weg hin und zurück? 5. Worin gleicht das Kind den Zugvögeln? (Es hat im Leben viele Wege zu machen, kann sich leicht verirren, hat Gott zum sichern Führer und Begleiter, bleibt dann auf allen Pfaden vor Unglück und Verderben bewahrt.) 6. Verwandle die einzelnen Züge des Gedichts in ein Bild! 7. Wie zeigt sich das Kind aufmerksam, teilnehmend, wißbegierig, fromm, gottvertrauend? 8. Gieb den Inhalt der Fabel in wenigen Sätzen an! 9. Vergleiche sie nach Nr. 156 mit dem Wegzug der Störche!

P.

303. Gefunden.

Joh. Wolfgang v. Goethe. Sämtl. Werke in 40 Bänden. Stuttgart 1869. Bd. 1. S. 9.

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** a) Ein Kind erzählt seinen Waldspaziergang. Es beginnt:

Ich ging im Walde so für mich hin,

(d. h. allein, in Gedanken vertieft und vor mich hinsehend). Sein Sinn, d. h. seine Absicht war es nicht, etwas Besonderes zu suchen, aber es sah gleichwohl im Schatten (d. h. da, wo die Bäume und Gebüsche dichter standen und es weniger hell war) ein Blümchen stehen, dessen herrliche Blüten in der Mitte gelb und nach dem Rande zu blau gefärbt waren, und die es mit den Worten beschreibt: wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön. — Das sollte heißen: wie flimmernde Sterne glänzten die einzelnen Blüten aus dem Waldesdunkel hervor und blickten das Kind so treuherzig an, wie dies die Augen eines frommen Menschen thun.

Lernt: Wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.

b) Nun kam dem Kinde rasch der Gedanke, das schöne Blümchen zu brechen (abzupflücken) und mitzunehmen. Aber dieses war darüber betrübt, denn wenn es abgepflückt worden wäre, so wäre es welk geworden (d. h. Stengel, Blätter und Blüten hätten sich schlaff herabgebogen), und mit der Schönheit des Blümchens wäre es aus gewesen.

c) Da sagt dasselbe fein, d. h. leise und voll Besorgnis: Soll ich zum Welken (Verwelken und Verderben) gebrochen sein? — In dieser vorwurfsvollen Frage liegt auch schon die Antwort, daß der liebe Gott das Blümchen nicht deshalb so schön hat wachsen lassen, damit es nur abgepflückt werden und in der Hand des Kindes verwelken soll. —

Wiederholt die Frage des Blümchens!

d) Auch dem Kinde thut es leid, daß das Blümchen verwelken soll, aber es möchte es doch auch gerne behalten, und darum gräbt es dasselbe mit allen Würzlein (warum wohl?) aus und pflanzt es (setzt es in die Erde) in den Garten, welcher an dem hübschen Hause seiner Eltern liegt. Da aber das Blümchen im Walde im Schatten gestanden hatte, so pflanzt es dasselbe auch wieder am stillen Ort (es setzt

es an ein schattiges, verborgenes Plätzchen) und nicht in die Mitte des Gartens, wo es in der Sonnenhitze leicht hätte verwelken können.

e) Das Kind hatte eine große Freude daran, und auch dem Blümchen behagt es in dem Garten, denn nun zweigt es immer (wuchs und brachte neue Äste und Zweige hervor) und blüht so fort, d. h. es entfaltete fortwährend so schöne Blüten, wie es im Walde auch gehabt hatte.

II. **Unmittelbare Darbietung.**

Ich ging im Walde so für mich hin,
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten[3]) sah ich ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön.
Ich wollt' es brechen[5]), da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken gebrochen sein?"
Ich grub's mit allen den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's am hübschen Haus
Und pflanzt' es wieder am stillen Ort;
Nun zweigt es immer und blüht so fort.

Vorlesen des Gedichtes und Abfragen des Inhaltes unter Hinzufügung knapper Wort- und Sacherklärung.

III. **Vertiefung.** 1. Ort der Handlung. Das Kind geht in den Wald. Wie herrlich ist es darin! (Keine Beschreibung des Waldes, welche den poetischen Hauch nur verwischen würde.) Im Walde braucht man nicht lange zu fragen, was man suchen will; der Wald mit seinen hohen, gewaltigen Bäumen und seinem Dämmerlichte ist ja prächtig an und für sich und zeigt auch im einzelnen Schritt für Schritt Schönes und Wunderbares, ohne daß man besonders danach sucht. Darum konnte das Kind auch sagen: Ich ging im Walde rc.

2. Gedankengang. Str. 1. Das Kind geht in den Wald ohne die bestimmte Absicht, etwas zu suchen. Str. 2. Es findet aber ein schönes Blümchen. Str. 3. Es will dasselbe abbrechen, doch das Blümchen bittet um Schonung. Str. 4. Das Kind gräbt es samt den Wurzeln aus und pflanzt es in den Hausgarten. Str. 5. Hier gedeiht das Blümchen gut und bringt neue Zweige und Blüten.

3. Eigentümlichkeiten in der Form. Die beiden Personen — Kind und Blümchen — werden redend eingeführt, und dadurch wird die Erzählung sehr lebendig und anschaulich. Jede Strophe bildet für sich einen neuen Gedanken, der jedesmal mit kurzen Sätzen und wenigen, aber sehr treffenden Worten ausgedrückt ist, so daß sich dadurch eine leichte Übersicht über das inhaltreiche Gedicht gewinnen läßt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Mahnung: Störe durch deinen Genuß nicht das Glück und das Leben deiner Mitgeschöpfe!

b) Man lernt nicht bloß in der Schule. Das Kind hat auch auf seinem Gange in den Wald gelernt.

aa) Es lernt da so manchen Spruch aus der Schule verstehen. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel“ ꝛc.

bb) Es lernt Barmherzigkeit mit den Notleidenden, denn es hört auf die Bitte des Blümchens. „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist“! (Warnung vor jeder mutwilligen Zerstörung.)

cc) Es lernt sich freuen an den Werken der Natur, ohne dabei jemandem Schaden zuzufügen. (Selbstsucht sowie Gleichgiltigkeit gegen des Nächsten Wohl und Wehe oder gar Schadenfreude ist ein häßlicher Fehler.)

dd) Es lernt den sorgsamen, frommen Sinn für alles Schöne und Edle.

Dem Blümchen selbst können wir darum den Namen „Wunderhold“ geben, und wer es bewahrt in einem feinen, guten Herzen, dem wird es jederzeit die schönsten Blüten und Früchte bringen.

2. Anklänge an Verwandtes und Bekanntes. Vergleiche „Knabe und Vogelnest“ von W. Hey (Nr. 20)! Wie lautete die Bitte der Vogelmutter und wie die des Blümchens? Wie benahm sich der Knabe an dem Neste und wie das Kind vor dem Blümchen? Wie heißt das Gefühl, von welchem beide bewegt wurden?

3. Kernfragen. In welcher Absicht ging das Kind in den Wald? Wie beschreibt es das Blümchen? Was hatte es anfangs mit ihm für eine Absicht? Warum führte er seine Absicht nicht aus? Wie lautete die Bitte des Blümchens, und was wollte es damit sagen? Wo finden wir den Garten, wo das Blümchen Wunderhold gepflegt werden muß, und welches ist seine tägliche Nahrung? „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott“ ꝛc. Was gefällt dir besonders an dem Kinde und was an dem Blümchen? Das Kind folgt nicht seiner Begierde aus Selbstsucht und Mutwillen, um das Blümchen zu brechen, sondern hat Mitleid mit ihm. „Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg; sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg.“ Das Blümchen, obgleich seiner Schönheit sich bewußt, steht bescheiden im Schatten und erfährt deshalb auch an sich das Wort: „Wer sich selbst erniedrigt, soll“ ꝛc. Wahre Tugend und edler Sinn stellt sich nicht zur Schau vor aller Welt, um bewundert zu werden, sondern wird immer nur in der Stille gepflegt und zur Blüte gebracht.

4. Rede- und Stilübungen. a) Lernet das schöne Gedicht auswendig und bemüht euch, es mit guter Betonung vorzutragen!

L. Dosch.

b) NB. Wird das Gedicht auf der Oberstufe*) behandelt, so kann

*) Es muß dem Lehrer in Oberklassen überlassen bleiben, ob er die historische Veranlassung zu dem Gedicht: „Das Zusammentreffen des Dichters mit seiner späteren Gemahlin, der Vulpius“, seinen Schülern mitteilen will oder nicht. Nur feines Taktgefühl und methodische Gewandtheit werden imstande sein, es mit Geschick und Nutzen zu thun; lehrreich ist es für die dichterische Umsetzung eines ganz individuellen Moments in ein natürliches, allgemeines.

folgender Aufsatz sich daran schließen: Übertragung auf menschliche Verhältnisse. Der Konsistorial- und Schulrat Dr. Dinter fand einst bei seiner Schulrevision einen überaus geweckten und talentvollen Schüler. Vom Lehrer erfuhr er dazu noch, daß er außerdem auch ein sehr gehorsamer und sittlich guter Knabe sei. Dr. Dinter, der ehe- und kinderlos war, sprach daher seine Absicht aus, ihn mit nach Königsberg zu nehmen und dort studieren zu lassen. Der Knabe aber bat, ihn doch in der Heimat zu lassen, denn er könne als einziges Kind ohne seine Mutter, die eine Witwe war, nicht leben und sie nicht ohne ihn. Da ging der Schulrat Dinter hin zur Mutter, trug ihr sein Vorhaben vor und nahm Mutter und Sohn mit nach Königsberg rc.

c) Vergleichung mit dem Erdbeerlied von Krummacher (Nr. 70).

R. D.

304. Der Bauer und sein Sohn.

Julius Sturm, Gedichte. 4. Auflage. Leipzig 1873. S 44.

I. **Vorbereitung.** Ein Landmann ging am Sonntagmorgen eines schönen Sommertages mit seinem Söhnlein hinaus auf seinen Acker, um zu sehen, wie die Früchte des Feldes ständen. Das Korn hatte bereits Ähren, war mannshoch und wallte und wogte wie ein Meer, und zwischen den Ähren blühten in Hülle und Fülle blaue Kornblumen (Cyanen,) feuerroter Mohn (Klatschrosen) und lilafarbene Raden. Während nun der Vater das Getreide mit kundigem Auge betrachtete, hatte der Sohn, in der Furche entlang wandelnd, einen großen Blumenstrauß sich gepflückt. Was ein jeder der beiden hierbei gedacht, empfunden und gesagt hat, das hat der Pfarrer Julius Sturm, ein echter Kinderliederdichter, in folgendem Liedchen ausgesprochen:

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan."

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
Mit bunten Blüten reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht."

II. **Vermittlung und Vertiefung.** Welche sinnverwandte Ausdrücke kannst du für Bauer, welche für Feld setzen? Welche Gefühle bewegten das Herz des Bauern, daß er die Stirne kraus in Falten zog? Ärger und Mißfallen. Welche fünf Punkte gehören zur guten Bestellung des Ackers? Reichlich düngen, tief pflügen, tüchtig walzen, fein eggen und reinen, guten Samen darauf säen. Setze für „eins" ein ander Wort! Welche Pflanzen meint der Bauer, wenn er hier von Unkraut spricht? Wie heißt der böse Feind in der heiligen Schrift? Welche Gefühle veranlaßten den Bauer zu seinem Urteil: „Das hat der böse Feind gethan"? Mißmut und Eigennutz. Was den Vater mißmutig stimmte, wie machte dies den Knaben? Was trug er in seinen Händen? Woher hatte er die Blumen? Was machte er laut, während

der Vater still sich ärgerte? Er jauchzte. Welches Urteil fällte er? Welche Gefühle durchzogen das Herz des Knaben und veranlaßten ihn zu seinem Urteil? Innige Freude an der Natur, Liebe zu den Blumen und Wohlgefallen am Bunten und Schönen. Welchem Urteile stimmt ihr, liebe Kinder, zu?

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: Urteile nicht aus Mißmut und Eigennutz! Urteile aber auch nicht bloß nach dem äußern Schein! (Kommt die Dichtung auf der Oberstufe nochmals zu einer kurzen Erörterung, so ist dieselbe besonders geeignet, die Schüler über die zwei entgegengesetzten Weltanschauungen der Menschen zu unterrichten, nach welcher die einen [Pessimisten] meinen, daß die Welt durchaus schlecht sei, während die andern [Optimisten] der Lehre von der besten Welt zustimmen. Zu welcher Partei gehörte der Vater, zu welcher der Sohn?) 2. Verwandtes. Der Schulrat G. Dinter läßt in einem kleinen Gedichte einen ältern Bauernknaben einen vermittelnden Gedanken aussprechen:

„Wie schön die blauen Blumen
Im grünen Kornfeld blühn!
Doch säh's mein Vater lieber,
Das ganze Feld wär' grün."

R. D.

305. Der beste Wein.

Aus: Der Schneider von Burgund. Festkalender von Pocci und von Görres. München und Wien. Heft VIII. Nr. 6. (Gekürzt.)

1. Der beste Wein für Kinder
Der weiße ist's fürwahr,
Der aus der Felsenquelle
So lustig fließt und klar.

2. Er fließt durch grüne Auen,
Ihn trinken Hirsch und Reh
Und Lerch' und Nachtigallen,
Er macht den Kopf nicht weh.

3. Und ist er gut für Kinder,
Der klare, weiße Wein,
Mich dünkt, er muß nicht minder
Auch gut für Große sein.

4. Schon mancher hat's erfahren,
Wie seine Feindschaft thut;
Er mußt' es teuer büßen
Mit Ehre, Gut und Blut.

I. **Erläuterung.** In dem kleinen Liedchen ist alles klar, nur der Ausdruck: „Wie seine Feindschaft thut" ist dahin zu erklären, wer ein Feind und Hasser des Wassers als Getränk ist und an dessen Stelle Bier, Wein oder Branntwein zu seinem täglichen Trunk erkoren hat, der wird es oftmals teuer büßen müssen, indem er, dem Trunke ergeben, sich den größten Schaden bereitet an Ehre, Gesundheit, Gut und Leben.

II. **Aufgabe.** Gieb den Segen des Wassers im allgemeinen an! Benutze dabei das Gedicht „Das Wasser" von Wolfram von Eschenbach!

Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
Befeuchtend giebt das Wasser Kraft
Aller Kreatur der Welt.
Vom Wasser wird das Aug' erhellt,
Wasser wäscht manche Seele rein,
Daß kein Engel mag lichter sein.

Die drei letzten Zeilen sind dem Schüler vorher zu erklären.

R. D.

306. Beim Aussäen des Samens.

Christoph v. Schmid.

I. **Vorbereitung.** Ein Kind hat von seinem Vater ein Plätzchen im großen Garten zugewiesen bekommen, um sich ein Blumengärtchen anzulegen. Nun hat es mit einem kleinen Spaten oder Grabscheit den Boden umgegraben, denselben mit dem Rechen zart geharkt und dann das Ganze in Beetchen abgeteilt. Auch Blumensamen hat ihm der Vater gegeben. Den säet es nun in die Erde und spricht dabei zu dem Körnlein:

1. Sink, o Körnlein, denn hinab, sink ins stille, kühle Grab, in das Bett von Erde! Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich nichts mehr von dir sehen werde.

2. Wüßtest du, was ich da thu', hättest Sprache du dazu, ach, du sprächst mit Beben: „Nie seh' ich die Sonne mehr, in dem Dunkel um mich her endet alles Leben!"

3. Aber, Körnlein, habe Mut! Sieh, du liegst da sanft und gut, hast bald ausgeschlafen! Blickst dann aus dem Grab hervor, blühst als Blume schön empor, bist ganz neu geschaffen.

4. Ich auch sinke einst hinab so wie du ins kühle Grab, mich auch deckt die Erde; aber herrlicher noch ruft aus der stillen, düstern Gruft mich des Schöpfers: „Werde!"

II. **Vertiefung.** 1. Beschreibe das Gärtchen des Kindes im Frühjahr!

2. Zeige, wie das Kind *fleißig*, *behutsam*, *freundlich*, *tröstend*, *nachdenklich*, *fromm*, und wie das Körnlein scheinbar *tot* ist, aber nur *schläft*, wie es *hinabsinkt*, *begraben* wird, im Dunkel *liegt*, bald *ausschläft*, aus dem Grabe *blickt*, als Blume *aufblüht* und *neugeschaffen* ist!

3. Str. 1. Das Körnlein sinkt ins Erdenbettchen. Str. 2. Hätte es Bewußtsein, würde es vor dem Dunkel zittern und beben. Str. 3. Das Kind tröstet es mit dem baldigen Wiedererwachen. Str. 4. Das Kind denkt an sein eigenes Begräbnis und seine einstige, herrlichere Auferstehung.

III. **Verwertung.** 1. Auch wir müssen alle wie Samenkörner in die Erde gesenkt werden, hoffen aber so gewiß auf eine schöne Auferstehung durch das göttliche Schöpferwort: „Es werde!" wie die Körnlein zu neuem Leben aufkeimen.

2. Am Anfang schuf Gott die Erde durch sein allmächtiges „Werde!" Jeden Frühling ruft er dies Werde in die Natur. Am jüngsten Tage wird er durch sein „Werde" die Toten erwecken. — Der Tod ist der Bruder des Schlafes. „Weinet nicht, das Mägdlein ist nicht tot, sie schläft nur!" „Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in *Kraft*!"

3. Vergleiche mit dem vorstehenden Gedicht „Das Samenkorn" von W. Hey! (50 Fabeln. Gotha. Anhang. S. 9.)

Wer merkt's am Samenkorn so klein,
Daß drin ein Leben könnte sein?
Kaum hab ich's in das Land gesteckt,
Da ist auch seine Kraft erweckt,
Da dringt es aus der Erde vor,
Da steigt es in die Luft empor,
Da treibt's und wächst und grünt und blüht:
Da lobt den Schöpfer, wer es sieht.

a) Wo findet sich in dem ersten Gedichte das „kleine Samenkorn", das „Leben drin", das „Stecken ins Land", die „erweckte Kraft", das „Vordringen aus der Erde", das „Treiben, Wachsen, Grünen und Blühen", das „Lob des Schöpfers"? b) Was hat das erste Gedicht ganz allein? P.

307. Die Schwalben.

Nach A. v. Chamisso. Werke. Berlin 1856. XV. III, S. 337.

I. **Vorbereitung.** Unter den Sims (Bretterrand) eines Daches hatte ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut, die Tochter des Hauses aber stundenlang der fleißigen und geschickten Arbeit der beiden Tierchen zugesehen. So war das Nest fertig gemauert und wie ein Kleinod (wie ein wertvoller Schatz) behütet worden. Was aber dann weiter geschah, konnte das Kind nicht alles mehr sehen, denn es wurde krank, lag tagelang im Bette und mußte viele Schmerzen leiden. Nur zuweilen hörte es die Schwalben vor dem Fenster zwitschern, als ob sie ihm etwas erzählen wollten; aber es klang so betrübt und undeutlich wie die Rede eines Menschen, der in der Freude oder Trauer viele Wörter verschluckt. Endlich wurde das Mädchen wieder gesund. Zum erstenmal öffnet es heute wieder das Fenster, um die milde Frühlingsluft zu atmen und nach seinen lieben Schwalben zu sehen. Aber was muß es sehen? Das ist ja der alte Schwalbenhaushalt nicht mehr! Voll Freude ruft das Kind die Mutter herbei und sagt ihr (in dem folgenden Gedichte), was es von den Schwalben sieht und weiß.

II. **Gutes Vorlesen des Gedichts.**

1. Mutter, Mutter! unsre Schwalben —
Sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie.

2. Als die lieben, kleinen Schwalben
Wundervoll ihr Nest gebaut,
Hab' ich stundenlang am Fenster
Heimlich sinnend zugeschaut;

3. Und wie erst sie eingerichtet
Und bewohnt das kleine Haus,
Haben sie nach mir geschauet
Gar verständig klug hinaus.

4. Ja, es schien, sie hätten gerne
Manches heimlich mir erzählt,
Und es habe sie betrübet,
Was zur Rede noch gefehlt.

5. Eins ums andre, wie ein Kleinod,
Hielten sie ihr Haus in Hut;
Sieh doch, wie die kleinen Köpfchen
Streckt hervor die junge Brut!

6. Und die Alten, eins ums andre,
Bringen ihnen Nahrung dar;
O wie köstlich ist zu schauen
So ein liebes Schwalbenpaar!

7. Mutter, weißt du noch, wie neulich
Krank im Bett ich lag und litt?
Pflegtest mich so süß, und abends
Brachte Vater mir was mit.

Erläuterungsfragen. Warum sagt das Kind „unsere Schwalben“? Woher sind die jungen Schwalben gekommen? Warum heißen sie „Brut“? Woraus haben die Schwalben das Nest gebaut? Wie schaute das Kind „heimlich“ zu? Wann fehlt noch etwas an der „Rede“? Welches waren die Kleinodien der Schwalben? Warum strecken sie die Köpfchen aus dem Flugloche? Was machen die Schwalben „eine um die andere“ oder abwechselnd? Woraus besteht die Schwalbennahrung? Wo und wie finden sie dieselbe? Was litt das kranke Kind? Wie pflegte die Mutter ihr Kind? Was brachte wohl der Vater mit? Worin gleichen die Schwalben den Eltern?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Es ist im Monat Mai. Unter dem Dache eines schönen Hauses ist über dem Fenster auf einem Brettchen ein Schwalbennest. Aus dem Flugloche gucken die Köpfchen der jungen Schwalben. Die Alten fliegen ab und zu und bringen ihren Kindern Futter. Am Fenster steht ein Mädchen mit leuchtenden Augen. Es wendet sich um und winkt die Mutter herbei.

2. Personen. Beweise, daß die alten Schwalben fleißig, geschickt, klug und verständig, liebevoll und fürsorglich, teilnehmend und wachsam gewesen sind! Bezeichne die Thätigkeiten der alten und der jungen Schwalben, des Mädchens und seiner Eltern!

3. Gedankengang. Das Mädchen ruft die Mutter herbei und zeigt die jungen Schwalben (Str. 1), erzählt, wie die Alten das Nest gebaut (Str. 2) und es bewohnt haben (Str. 3), wie sie mit dem Kinde geplaudert (Str. 4), das Haus gehütet und die Jungen ausgebrütet (Str. 5), sie gefüttert haben (Str. 6), vergleicht damit die liebevolle Pflege des kranken Kindes durch die Eltern (Str. 7).

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Gott sorgt für alle seine Geschöpfe, giebt ihnen Speise und Freude, Obdach und Pflege. — Die Natur ist ein Spiegel des Menschenlebens.

2. Verwandtes. Es ist kein Mäuschen so jung und klein — (Nr. 45). Ps. 84, 4. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie ihre Jungen hinlegen. — Dem alten Tobias fiel der Kot der Schwalben aus ihrem Neste also heiß in die Augen, daß er davon blind ward. — Schwalbenlied: „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer. Als ich wieder kam, als ich wieder kam, war alles leer.“ Sprichwort: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

3. Rede- und Stilübungen. a) Wie bauen die Schwalben ihr Nest? b) Wie ätzen oder füttern sie ihre Jungen? c) Worin gleicht

das kranke Mädchen den kleinen Schwalben? (Beide lagen hilflos auf dem Lager und schauten sehnsüchtig zum Fenster hinaus; aber aus dem Hause konnten und durften sie nicht, weil sie zu schwach waren. Beide werden von den Eltern gepflegt und mit Speise und Trank versorgt. Beide werden bald ins Freie können, sich dann freuen und den guten Eltern dankbar sein.)

In der oben gegebenen Fassung findet sich das Gedicht in einigen Lesebüchern. Ursprünglich heißen Str. 5—7 (in den „Lebensliedern und -Bildern“):

5. Also hab' ich, liebe Schwalben,
Unverdrossen euch belauscht,
Und ihr habt mit euren Rätseln
Wunderseltsam mich berauscht;
6. Jetzt erst, jetzt hat das Geheimnis,
Das ihr meintet, sich enthüllt,
Eure heimlich süße Hoffnung
Hat sich freudig euch erfüllt.
7. Sieh doch hin! Die beiden Alten
Bringen ihnen Nahrung dar.
Giebt es Süßeres auf Erden
Als ein solches Schwalbenpaar?

Des Schwalbenpaares Nestbau, die Hoffnung auf, die Freude an und die Sorge für seine Jungen sind ein zarter Spiegel der Elternhoffnung, Elternfreude und Elternsorge. Durch das Mädchenherz zittert wie ein heiliger Rausch die Ahnung künftigen Mutterglückes. Bei einer schulmäßigen Behandlung des Gedichtes in der ursprünglichen Form muß natürlich diese tiefste Beziehung der Dichtung verschwiegen werden. Folgende Abänderungen in der gegebenen Behandlung machten sich dann nötig:

1. In der Vorbereitung ist von der Krankheit des Mädchens nichts zu sagen.

2. Erläuterungsfragen. Warum lauschte das Mädchen unverdrossen, d. h. ohne Verdruß, so lange es auch dauerte? Von welchem Rätsel, d. i. etwas zum Erraten, zwitschern die Schwalben? (Was wohl aus den Eiern kommen wird.) Wodurch wird das Mädchen gar eigentümlich entzückt, gleichsam berauscht? (Daß die Schwalben heimlich von ihren Hoffnungen zwitschern.) Welche süße (beglückende) Hoffnung haben die Schwalben? (Daß aus jedem Ei ein junges Schwälbchen kommen wird.) Warum ist das noch ein Geheimnis? (Die Eierschalen verhüllen oder verbergen die Jungen.) Wann hat sich die schöne Hoffnung erfüllt? Wie zeigen die alten Schwalben ihre Fürsorge für ihre Kinder? (Daß die Alten ihre Jungen füttern und sie mit ihrem Gefieder warm zudecken.)

3. Gedankengang. Str. 5. Das Mädchen lauscht entzückt dem rätselhaften Gezwitscher der Schwalben. Str. 6. Die Hoffnungen erfüllen sich, und das Geheimnis wird offenbar. Str. 7. Die Fürsorge der Alten für ihre Jungen ist der lieblichste Anblick. P.

308. Die Erdschwämme oder Pilze.

Christoph von Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 36.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme (oder Pilze) zu suchen, weil sie der Vater sehr gern aß. „Mutter,“ rief das Mädchen, als sie zurückkam, „diesmal hab' ich recht schöne gefunden! Da, siehe nur!“ sagte sie und öffnete das Körbchen, „sie sind alle schön rot wie Scharlach und wie mit weißen Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen und unansehnlichen, von denen du neulich brachtest; sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen.“ — „O du einfältiges, thörichtes Kind!“ rief die erschrockene Mutter. „Diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und die du verschmähtest, gehören ungeachtet ihres schlechten Aussehens unter die besten. — So, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in der Welt. Es giebt Tugenden, die wenig Aufsehen machen, und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja, der betrügerische Schein des Bösen kann uns leicht zur Sünde verführen.“

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
Ist süßes Gift — o trau ihr nicht!

I. **Vermittlung.** Die Schüler sind zuvörderst über die Schwämme oder Pilze zu belehren, über die eßbaren sowie auch über die giftigen. Kann ihnen der Fliegenpilz und der Brätling nicht in natura vorgezeigt werden, so muß es in einer guten Nachbildung von papier maché, wie sie jetzt existieren, oder zur Not in einer getreuen, farbigen Abbildung geschehen. Im übrigen ist in dieser Erzählung alles klar, und es bedarf keiner besonderen Worterklärung.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Sie fand statt in den Sommermonaten im Daheim eines Walddorfes, wohin die kleine Tochter von 10—12 Jahren zu ihrer Mutter zurückgekehrt war.

2. Gliederung des Inhalts. a) Die Mutter sendet die Tochter mit dem Auftrage, Pilze zu sammeln, in den Wald. b) Die Rückkehr der Tochter und ihr Jubel über den schönen Fund. c) Der Tadel der erschrockenen Mutter. d) Die Mutter belehrt ihre thörichte Tochter. e) Lehre des Dichters.

3. Grundgedanke: Der Schein trügt.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Traue nicht dem äußeren Scheine! b) Suche das wahre Wesen und den wahren Wert der Dinge zu ergründen! c) s. Lehre unter der Erzählung!

2. Rede- und Stilübungen. a) Nenne: aa) unscheinbare, aber überaus nützliche Pflanzen! Die Gräser, die Getreidearten, die Kartoffeln, die Rüben 2c. bb) Unscheinbare, aber wohlriechende Blumen! Veilchen, Reseda, Minze, Salbei, Basilikum 2c. cc) Schöne, prahlerische, aber schädliche und giftige Pflanzen! Der Kellerhals, der rote Fingerhut, Goldregen, Eisenhut 2c. dd) Prächtige, aber nicht wohlriechende Blumen! Tulpen, Narzissen, Georginen, Geranien 2c. ee) Unscheinbare, aber überaus wichtige und notwendige Mineralien! Eisen, Kupfer, Zink, Kohlen,

Salz 2c. ff) Glänzende, herrliche, aber entbehrliche und nur zum Schmuck dienende Metalle und Steine! Gold, Silber und Edelsteine. gg) Unscheinbare, aber überaus nützliche Tiere! Das Kamel, das Schiff der Wüste, die plumpe Kuh, das Schaf, das unreinliche Schwein, die kleine Biene 2c. hh) Umgekehrt: schöngeschmückte, aber nicht eben nützliche Tiere! Der Pfauhahn, Papagei, Paradiesvogel, Kolibri 2c. b) Übertragung auf menschliche Verhältnisse. aa) Nicht immer sind die reichen, geputzten und vornehmen Menschen auch die besten, sondern oft schlichte Arbeiter im Leinenkittel: Bürgers braver Mann, Seumes Kanadier, Goethes Johanna Sebus. bb) Für Mädchenschulen: Nicht das schöne Antlitz, der schöne Wuchs, überhaupt nicht die Schönheit verleiht der Frau (dem Weibe) den wahren Wert, sondern nur allein wahre Religiosität, ein keusches, edles Herz, ein liebevolles Gemüt, Fleiß, Reinlichkeit und Ordnungsliebe. cc) Verwandtes aus der heiligen Schrift: Schöngetünchte Gräber, aber inwendig Moder und Gebein. Menschen in Schafskleidern, aber inwendig reißende Wölfe. Der Pharisäer und Zöllner. c) Nenne Tugenden, die wenig Aufsehen machen! Die Ehrlichkeit, die Wahrheitsliebe, die Berufstreue, die Reinlichkeit, die Ordnungsliebe; (nach der heiligen Schrift:) das andächtige Beten im stillen Kämmerlein, das Geben mit der rechten Hand, von welchem die linke nichts weiß. d) Nenne glänzende Fehler, die der Thor bewundert! Die Putz- und Modesucht, die Schwelgerei und Wollust, das Glücksspiel, die Verschwendung, die Prahl- und Ruhmsucht. e) Wie kann der betrügerische Schein leicht zur Sünde verführen? R. D.

309. Morgenlied.

Des Knaben Wunderhorn. Berlin 1876. II, S. 500.

I. **Vorbereitung.** Die Nacht hat sich ausgebreitet über die Erde. An allen Orten ist es finster und still. Alles schläft so sanft in der Ruhe der Nacht. — Da wird es lebendig! Am Morgen steigen die Strahlen der Morgenröte herauf, die finstere Nacht zu vertreiben. Aber sie will nicht weichen, sondern sendet die düstern Nebel, diese Freunde der Nacht, der Morgenröte entgegen. Doch siehe! Jetzt tritt die helle und gewaltige Sonne selbst in den Kampf. Vor ihrem Glanze weichen die düstern Nebel und mit ihnen die dunkle Nacht. Die Sonne erleuchtet den Erdkeis und erweckt alle Schläfer. Schnell erwachen die Vögel und stimmen ihre Lieder an. Auch in den Wohnungen der Menschen regt es sich allerwärts. Der Vater ruft die Diener des Hauses und geht zur Arbeit, die Mutter bereitet das Morgenbrot und trägt es auf. Inzwischen ist die immer heller strahlende Sonne höher gestiegen. Aber noch schlafen die Kinderlein. Schnell eilt die Mutter zur Kammer und ruft:

1. Steht auf, ihr lieben Kinderlein,
Der Morgenstern mit hellem Schein
Läßt sich sehen frei gleich wie ein Held
Und leuchtet in die ganze Welt.

2. Sei willkommen, du lieber Tag!
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag;
Leucht uns in unsre Herzen fein
Mit deinem himmelischen Schein!

II. **Vermittlung.** Erklärung. Str. 1. Wer wird angeredet? Die Kinderlein. Wie lautet die Anrede? — Wer redet die Kinder an? — Warum Kinder**lein**? — Was sollen sie thun? — Warum sollen sie aufstehn? — Wer ist der Morgenstern, der die ganze Welt erleuchtet?*) — Warum nennt der Dichter die Sonne Morgenstern? — Wie schildert er der Sonne Thätigkeit? Sie kommt mit hellem Schein, sie erscheint frei wie ein Held (hat alle Gegner überwunden und sendet auf ihrem Zuge hellstrahlend ihr Licht über den Erd- und Himmelsraum). Die Kinder lesen Str. 1 einzeln und im Chor. Der Lehrer fährt fort:

Die Kinder haben den Ruf der Mutter vernommen und sind aufgestanden. Neubelebt schauen sie nach den Stunden der Nacht der Sonne in das Angesicht. Ihr Herz ist fröhlich, darum rufen sie beglückt aus (Str. 2):

„Sei willkommen, du lieber Tag!“

Wer wird hier angeredet? — Wer redet an? — Was ist in den Worten ausgedrückt: „Sei willkommen“? — Froher, herzlicher Gruß. Warum lieber Tag? Weil die Nacht nicht vor ihm bleiben mag; die Sonne hat die Finsternis überwunden und den schönen, lichten Tag wieder gebracht. Woher kommt der schöne Sonnenschein? Vom Himmel. Wie heißt darum der Sonnenschein? Himmlischer Schein. Wohin soll er auch leuchten? In unsere Herzen. Wie ist das gemeint? Die Sonne verkündet Gottes Liebe und Herrlichkeit; sie soll uns veranlassen, den gütigen Vater im Himmel wieder zu lieben und in seinen Wegen zu wandeln. Fein leuchten? Schön, lieblich.

III. **Vertiefung.** a) Gedankengang. Str. I. 1. Die Mutter ermuntert die schlafenden Kinderlein aufzustehen.

2. Sie verkündigt ihnen den Aufgang der Sonne.

3. Sie rühmt die Herrlichkeit derselben.

Str. II. 1. Die erwachten Kinder begrüßen den Tag.

2. Sie freuen sich seiner Macht und Herrlichkeit.

3. Sie bitten das Himmelslicht, in ihre Herzen einzukehren.

b) Behandlung des Gedichts als Zwiegespräch. Der Lehrer oder ein größerer Schüler liest unter Hinwendung zu den Kindern Str. I vor, worauf die Schüler Str. II im Chore vorlesen.

---

*) Auf der Unterstufe ist es wohl nicht nötig, darauf hinzuweisen, daß der Dichter, wenn er die Sonne Morgenstern nennt, mit den astronomischen Bezeichnungen in Widerspruch tritt.

c) Zeige an dem Thun der Sonne: Wer ist ein Held? 1. Der mutig den Kampf mit den Feinden unternimmt. 2. Der vorsichtig, tapfer und besonnen den Kampf ausführt. (Sonne sendet erst die Strahlen der Morgenröte, tritt in der Gefahr mit Macht ein.) 3. Der nach dem Siege seine Freude daran findet, Segen zu bringen.

d) Warum ist uns der Tag lieber als die Nacht? 1. Der Tag erleuchtet die Welt, daß wir Gottes Werke, unsere Mitmenschen, unsere Pfade und unser Thun schauen können. 2. Er führt uns zu neuer Arbeit, die uns das Leben versüßt. 3. Er läßt Gefahren, die uns bedrohen, erkennen. 4. Er will uns zu Gott, dem Brunnen alles Guten, führen.

e) Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts.

Eduard Wiessner.

310. Täubchen.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln. Gotha. Nr. 19.

Kind: Täubchen, du auf dem Dache dort,
Sage, was girrst du in einem fort,
Wendest das Köpfchen so her und hin?
Täubchen: Weil ich so gar zu fröhlich bin,
Weil mich vom Himmel der Schöpfer mein
Wärmt mit dem lieben Sonnenschein.

Droben das Täubchen girrte so,
Unten der Knabe spielte froh,
Mochte am lieben Sonnenschein
Jedes sich recht von Herzen freun.
Und vom Himmel der Schöpfer sah
Gerne die Lust der beiden da.

I. **Vorbereitung und Aufbau des Gedichts.** Max hat seine Schularbeiten für den andern Tag vollendet. Er tritt hinaus in den sauber gefegten Hof. Der Himmel ist klar und hell. Die Sonne sendet ihre warmen Strahlen freundlich hernieder auf die Erde. — Noch unentschlossen, was er beginnen soll, vernimmt er ein ununterbrochenes „Gurr, gurr“ von der Höhe eines Daches herab. Er richtet die Augen hinauf. Wen erblickt er? — Die Taube ruft: gurr, gurr, — sie girrt. — Was thut die Taube mit ihrem Köpfchen, wenn sie girrt? — Wer verwundert sich darüber? Was möchte er wohl gern erfahren? Welche Frage richtet er darum an das Täubchen?

„Täubchen, du auf — fort und fort?“

Frage des Lehrers: Wie ist dir zu Mute, wenn du beim muntern Spiel lachst und singst? Was giebt nun wohl das Täubchen durch das Girren und Wenden des Köpfchens zu erkennen? Welche Antwort giebt die Taube deshalb dem danach fragenden Knaben?

„Weil ich so gar zu fröhlich bin.“

Max aber war heute noch gar nicht so fröhlich gestimmt und wundert sich gewiß über den Frohsinn des Täubchens. Welche Frage

wird er wohl gleich an die Antwort des Täubchens knüpfen? — Diese Frage erwartete auch das Täubchen und fügt deshalb, ehe der Knabe sie ausspricht, die betreffende Antwort hinzu. — Das Täubchen wendete das Köpfchen nach allen Seiten, nach oben, erblickt über sich den klaren, blauen Himmel und an ihm die alles erleuchtende, erwärmende Sonne, — Hof und Garten prangen im glänzenden Sonnenlicht. Der liebe Gott aber ist der Schöpfer dieser Herrlichkeit. — Dies alles erzählt das Täubchen dem Knaben. —

„Weil mich — Sonnenschein.“

Dieses Lob- und Dankgebet der Taube erinnert den Knaben an seine unterlassene Pflicht, ein Gleiches zu thun. Er schämt sich über seine Undankbarkeit, stimmt mit ein in die Dankesworte der Taube. Auge und Herz ist ihm geöffnet. Die Folge davon ist Frohsinn und Munterkeit; fröhliches Spiel.

„Droben das Täubchen — von Herzen freun.“

Kein Mensch sah und hörte das fromme Zwiegespräch, beobachtete das fröhliche Spiel der beiden. — Und dennoch waren sie nicht allein. — Der liebe Gott sah ihr Spiel und ihre Lust und hatte an den beiden sein Wohlgefallen.

„Und vom Himmel — beiden da.“

II. **Vertiefung.** Entwicklung des Hauptgedankens: Der liebe Gott ist der „Schöpfer aller Dinge“. — Gott ist der „Geber aller Güter“; er hat sein Wohlgefallen an der unschuldigen Lust und Freude der Menschen. — Darum: Sei dankbar! — Die Taube ist das Bild der Unschuld und Reinheit des Herzens. Bibel: Noah in der Arche. — Jesu Taufe. — „Seid ohne Falsch wie die Tauben!“ — Hey hat ganz treffend der Taube so großen, wohlthuenden Einfluß auf sanften Sinn, Verträglichkeit, stille Freude für den beobachtenden, mit ihr umgehenden Menschen (Kn.) beigelegt. — Das Girren und Wenden des Köpfchens im Sonnenschein dort auf dem Dache sind charakteristische Merkmale dieser dem Menschen so zugethanen Vöglein.

III. **Verwertung.** A. Nutzanwendung für Herz und Leben: Gott erfüllet alles (Ps. 145, 15). Groß sind die Werke des Herrn ꝛc. — Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend! — Sehet die Vögel unter dem Himmel an! — Gott im Himmel hat an allen seine Lust, sein Wohlgefallen, kennt auch dich und hat dich lieb. — Was sie uns verkündet nun, nehmen wir zu Herzen: wir auch wollen lustig sein, lustig wie die Vögelein ꝛc. — Danket dem Herrn, denn ꝛc. —

B. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts! b) Max erzählt selbst das Erlebnis. c) Was lernen wir von dem Knaben? Der Knabe betrachtet mit offnen Sinnen das Thun und Treiben der Taube, ist empfänglich für die Belehrung der Taube, folgt ihrer Aufforderung und findet sich reichlich belohnt. — Folgt seinem Beispiel! d) Was lernen wir von der Taube? Die Taube erkannte

die große Liebe des Schöpfers in seinen Gaben, freut sich ihrer und ist uns ein Vorbild, wie wir Gott durch rechten Genuß der empfangenen Wohlthaten loben und danken sollen.

e) Vergleichung dieses Stücks mit der Fabel „Wandersmann und Lerche“ (Nr. 289): Beide Gedichte enthalten 1. einen Hinweis auf Gottes Liebe, 2. eine Aufforderung zum frohen Genusse des Lebens, 3. eine Ermahnung zum Danke gegen den allgütigen Spender all dieser Gaben, und 4. die Versicherung, Gottes Wohlgefallen dadurch zu gewinnen.

Robert Wernecke.

311. Der Schlaf der Blumen.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Anhang S. 11

I. **Vorbereitung.** (Die folgenden Gedanken werden mit den Kindern gesucht.) Wie lebendig und heiter sind die Kinder in den Stunden des Tages! Gleich lustigen Vögeln hüpfen sie spielend und singend umher. Das ist ein Leben und Treiben in allen Gassen und auf allen freien Plätzen! Kommt aber der Abend, dann wird es still. Dann fragt man verwundert: „Wo sind alle Kinder hin?“ Die Antwort lautet: „Sie schlafen im Kämmerlein und haben sich mit dem weichen Federbettchen zugedeckt.“ Die Mutter spricht: „Stille nur, daß sie nicht aufgeweckt werden!“ — Am Morgen, wenn die Sonne durch die Fenster schaut, da machen sie die hellen Augen auf und kommen vergnügt aus den Betten. — Ist's mit den Blumen nicht auch also? Wenn der Winter kommt, dann sprechen wir:

II. **Unmittelbarkeit und Vermittlung.** a) Vorlesen durch den Lehrer.

Wo sind alle die Blumen hin?
Schlafen in der Erde drin,
Weich vom Schneebettchen zugedeckt.
Stille nur, daß sie niemand weckt!
Übers Jahr mit dem Sonnenschein,
Tritt der liebe Gott herein,
Nimmt die Decke hinweg ganz sacht,
Ruft: „Ihr Kinder, nun all' erwacht!“
Da kommen die Köpfchen schnell herauf,
Da thun sie die hellen Augen auf.

b) Abfragen des Inhalts (Schneebettchen, — ganz sacht ꝛc.).

III. **Vertiefung.** 1. Der Blumen Schlaf. Sie sind müde im Herbste, — legen ihre Kleider ab, — ruhen in der Erde (nennt solche Blumen!), — das Schneebettchen deckt sie zu im kalten, finstern Winter. — Wecke sie nicht auf (laß sie in der Erde ruhen)! — Der liebe Gott kommt mit dem Sonnenscheine des Lenzes, nimmt die Schneedecke leise hinweg und ruft sie. Da kommen die Blumen herauf, heben die Köpfchen und haben helle Augen. (Wieso Köpfchen und helle Augen?)

2. Das Schneebettchen. Die weißen Federn wehen vom Himmel,

sie sind weich und warm, decken die schlafenden Blumen zu und schützen sie in der finstern Zeit des Winters. Laß die Decke still liegen bis zur Frühlingszeit, wo sie Gott selbst wegnimmt!

3. Der liebe Gott und die Blumen. Die Blumen blühen so schön und künden Gottes Herrlichkeit. Wenn sie müde sind und der kalte Winter kommt, der sie töten will, da hat Gott ein Bett in der Erde besorgt und sendet vom Himmel eine Decke. Nun kann ihnen der Winter nichts schaden. Kehrt der Frühling wieder, da sendet Gott die Sonne, welche die Decke leise und langsam wegnimmt. Warum leise und langsam? Wie ruft er?

IV. **Verwertung.** 1. Aufgaben. a) Welchen Nutzen hat der Schnee? Er beschützt die Blumen und Saaten vor des Winters Kälte; er giebt der Erde Nässe und Fruchtbarkeit und bringt den Kindern Schlittenfahrt, Schneebälle und Schneemänner.

b) Warum ist der Schlaf eine Wohlthat aus Gottes Hand? Er bringt den Müden Ruhe und Erholung, stärkt und erquickt sie in finsterer Nacht, läßt den Notleidenden Kreuz, Schmerz und Leid vergessen und giebt neue Kraft zur Thätigkeit und Arbeit.

c) Vergleiche den Schlaf der Blumen mit dem Schlafe des Menschen!

d) Auswendiglernen und Vortragen des Gedichts.

2. Vergleichung mit dem Gedicht: Der Blümlein Tod. „In meines Vaters Garten" 2c. Siehe: Ballien, Liederbuch, S. 41, Nr. 98!

Eduard Wiessner.

312. Sommerabendlied im Freien.

Georg Karl Claudius. Liederschatz für Schule und Haus von Th. Ballien. Brandenburg 1861. S. 40.

I. **Vorbereitung.** Der Tag mit seiner Hitze, seinem Lärm und seiner Arbeit ist vergangen. Wie haben sich alle nach dem stillen, kühlen Abend gesehnt! Nun sitzen in der Laube des Gartens Vater, Mutter und Kinder. Um das Haus liegt ihre kleine Flur, ihr Feld. Die Sonne ist hinter den Bergen untergegangen, aber ihr Nachglanz, die Abendröte, liegt auf dem Thale (ist gleichsam als rötlicher Schleier herabgestiegen, herabgesunken). Erst strahlten die Berghäupter noch im Sonnenfeuer; aber allmählich wird der Glanz immer bleicher, bis der letzte Strahl und Schein verschwunden ist. Mit dem Verschwinden der Sonne ist es angenehm kühl im Thale geworden. Die Arbeit der Landleute hat aufgehört, und alles schweigt. Nur aus den Zweigen der Büsche und Bäume schwingt sich das Abendlied (der Nachtgesang) der Vögel, die einen vielstimmigen Sängerchor bilden, zum Himmel, zu Gott empor. Da stimmen auch die Kinder in der Laube ein Abendlied an, preisen die Schönheit der Natur und laden den Abend ein, noch oft als lieber Gast zu ihnen zu kommen. Hört nun ihr Sommerabendlied, das sie im Freien gesungen haben!

II. Vorlesen, Abfragen und Einlesen des Gedichts.

1. Komm, stiller Abend, nieder
Auf unsre kleine Flur;
Dir tönen unsre Lieder:
Wie schön bist du, Natur!

2.*) Die Abendröte steiget
Herab ins kühle Thal,
Und allgemach erbleichet
Der Sonne letzter Strahl.

3. Allüberall herrscht Schweigen;
Nur singt der Vögel Chor
Noch aus den dunklen Zweigen
Den Nachtgesang empor.

4. Komm oft noch, Abend, wieder
Auf unsre kleine Flur;
Dir tönen unsre Lieder:
Wie schön bist du, Natur!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Nach der Vorbereitung zu beschreiben!

2. Charakteristik. Zeige, daß der Abend still, schön, kühl, beglänzt von der Abendröte, verschönt durch Gesang und eingeladen zum Wiederkommen ist!

3. Gedankengang. Str. 1. Der Abend ist eingeladen zum Kommen, Str. 2. beglänzt von dem Abendrot, Str. 3. verschönt durch den Nachtgesang der Vögel, Str. 4. eingeladen zum öfteren Wiederkommen. Grundgedanke: Wie ist ein schöner Abend für Leib und Seele labend!

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Freue dich der schönen Natur! Genieße nach der Arbeit die Ruhe, nach dem Lärm die Stille, nach der Glut die Kühle! Lerne von den Vögeln, wie man Gott loben soll!

2. Verwandtes. Abendlieder und Abendgebete: Müde bin ich, geh' zur Ruh —. Nun ruhen alle Wälder —. Goldne Abendsonne, wie bist du so schön! — Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sterne prangen am Himmel hell und klar; — &c. Sprichwörter, die den Abend erwähnen: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben &c. Biblische Geschichten, die vom Abend handeln! Sündenfall: Am Abend ging der Herr im Garten! — Am Abend kam Joseph von Arimathia und begrub den Leichnam Jesu. — Die Jünger auf dem Wege nach Emmaus sprachen: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget! — &c.

3. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Tag mit dem stillen, ruh- und friedevollen, kühlen, von Gesang verschönten und vom Abendrot beglänzten Abend! b) Vergleiche das „Abendlied" mit der „Abendfreude" von Fritz v. Ludwig!

1. Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!
Du bist so erquickend und labend,
Drum sei mir auch herzlich gegrüßt!

2. In deiner erfreulichen Kühle
Vergißt man die Leiden der Zeit,
Vergißt man des Mittages Schwüle
Und ist nur zum Danken bereit.

P.

*) Ursprünglich (als „Hirten-Abendlied") hieß diese Strophe: „Schon steigt die Abendröte — hinab ins kühle Thal, — schon glänzt auf unsrer Flöte — der Sonne letzter Strahl."

313. Sonnenschein.

Karl Enslin. Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend. 3. Aufl. Leipzig 1859. S. 40.

I. **Vorbereitung.** In der Morgendämmerung geht einsam ein Wanderer (der Dichter Karl Enslin) seinen Pfad. Die feuchten Nebel ziehen über die Fluren hin, und dunkle Schatten liegen auf der Erde. Ängstlich sucht das Auge des Wanderers den rechten Weg, keine freundliche Seele ist zu erblicken, die ihn zurecht weist. Da gehet am Morgen die Sonne auf. Es fliehet die Finsternis, und mit ihr weichen die feuchten, kalten Nebel. Die ganze Welt erglänzt im hellen Lichtstrahle, die Pfade sind klar, neues Leben erwacht. Da klingt es fröhlich aus dem Herzen des Wanderers:

II. **Unmittelbare Darbietung und Vermittlung.** 1. (Vorlesen des Gedichts durch den Lehrer.)

Sonnenschein,
Klar und rein,
Leuchtest in die Welt hinein,
Machst so hell, so warm und schön
In den Thälern, auf den Höhn,
Die du alle überstrahlst
Und so hold und lieblich malst.

Sonnenschein,
Klar und rein,
Kehr auch in das Herz mir ein!
Wenn ich habe heitern Sinn,
Gut und froh und freundlich bin,
Dann ist's in dem Herzen mein
Wunderbarer Sonnenschein.

2. Abfragen und Erklären des Inhalts. Str. 1. Wie ist der Sonnenschein? — Klar, durchsichtig, läßt alle Gegenstände erkennen; rein = frei von Nebeln und feuchten Dünsten, frei von der Finsternis und den Schatten der Nacht. Was thut der Sonnenschein? Erleuchtet die ganze Welt, macht sie hell, warm und schön; die Thäler, die Höhen überstrahlet er und zeigt ihren Farbenschmuck. Str. 2. Welche Worte klingen wieder? — Sonnenschein, klar und rein. Welche Bitte ergeht an den Sonnenschein? — Kehr auch in das Herz mir ein! — Ist das möglich? — Geht das? — Nein. Und doch! — Auf welche Weise? — Wenn ich habe heitern Sinn, wenn ich freundlich und gut bin; dann ist's in dem Herzen mein wunderbarer Sonnenschein. — Also bildliche Rede. — Wunderbarer = wunderschöner, herrlicher, unbeschreiblicher Sonnenschein. Sonnenschein = Glück, Frieden, Freude, Ruhe, Seligkeit.

III. **Vertiefung.** 1. Gieb an die Eigenschaften und Thätigkeiten des Sonnenscheins! — Klar, rein, er leuchtet 2c.

2. Wer ist der größte und beste Maler in der Welt? Die im Keller wachsende Kartoffel sieht bleich aus, der in der Erde liegende Wurm ist farblos und blaß, die aus den Eiern kommenden Vögel sehen fahl aus. Im Sonnenscheine werden die Blätter grün, die Blumen bunt, die Vögel prächtig. Je mehr Sonnenschein, desto prächtigere Farben. Der Sonnenschein ist der größte und beste Maler.

3. Rätsel: Welches Licht überstrahlt alle Lichter am Himmel und auf Erden?

4. Der Sonnenschein im Herzen. Wie kommt er? Wie lange bleibt er? Wann vergeht er? Warum übertrifft er den Sonnen-

33*

schein in der Welt? Er scheint auch, wenn die Sonne nicht scheint, verläßt uns selbst im Tode nicht. Wie heißt er darum? Wunderbarer Sonnenschein.

5. Schönheit des Gedichts. Die zwei Strophen des Gedichts haben gleiche, liebliche Form und in den kurzen Versen gleichen Reim, der auf den Hauptgedanken (Sonnenschein) hinweist.

IV. **Verwertung.** 1. Lebe und strebe so, daß immerdar Sonnenschein in deinem Herzen ist!

2. Was sagt Gellert vom Sonnenschein? — Dich predigt Sonnenschein. — Wen? — Wie so? —

3. Vergleiche den Sonnenschein am Himmel mit dem Sonnenscheine in dem Herzen der Menschen!

4. Auswendiglernen und Vortragen. Eduard Wiessner.

314. I. Vom wohlgefälligen Wandel.

Friedrich Rückert. Erbauliches und Beschauliches. Berlin. B. II, S. 69.
(Für die Bedürfnisse der einklassigen Volksschule.)

Mensch, wenn ich ein Wohlgefallen haben soll an deinem Wallen, so gebeut den Gliedern allen: deinem Auge, daß es spähe Gutes fern und in der Nähe und nicht auf das Böse sehe; deinem Ohre, daß es höre weisen Rat und fromme Lehre lieber als der Thorheit Chöre; deiner Zunge, daß sie bringe Dankesopfer und lobsinge, nicht von Eitelkeit erklinge; deinen Händen, daß sie spenden, das Erworbene nicht verschwenden, es zu Gottes Preis anwenden; deinen Füßen, daß sie gern gehen zu dem Haus des Herrn und dem Haus der Weltlust fern! So gebeut den Gliedern allen, Mensch, wenn ich an deinem Wallen haben soll ein Wohlgefallen!

I. **Vorbereitung.** Von dem 12jährigen Jesus heißt es (Luk. 2, 25): Jesus nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. So soll auch eines jeden, frommen Christenkindes Bemühen darauf gerichtet sein, Gott zu gefallen in seinem Sinn und Wort und Wandel. Darum lehrt uns auch Dr. Martin Luther in dem Morgensegen beten: „Du wollest mich diesen Tag auch behüten vor Sünd' und allem Übel, daß dir all' mein Thun und Leben gefalle;" und in dem schönen Morgenliede von Gellert singen wir in Str. 7: „und lehre du mich selber thun nach deinem Wohlgefallen!"

Wie aber wird ein Kind, „dem Herren zu gefallen", leben? Darauf giebt uns das kleine vorstehende Gedicht eine schöne, poetische Antwort.

Nach dieser Vorbereitung ist das Sprachstück gut vorzulesen, durch die nachfolgende

II. **Vermittlung und Vertiefung** zum Verständnis und zur Aneignung zu bringen und schließlich einzulesen.

Wie der liebe Gott in der heiligen Schrift oft zu den Menschen redet, so stellt uns der Dichter in diesem Gedichte Gott auch dar, als ob er selbst zu uns spräche und uns selbst den Weg zeigte, ihm zu gefallen.

Wandel und Wallen = ganzes Leben.

Soll dein Thun dem Herrn wohlgefallen, so gebeut = so befiehl mit heiligem Ernste, deinen Gliedern = allen deinen Gliedmaßen und Sinnen:

1. Deinem Auge, daß es spähe, mit Ernst, Fleiß und Aufmerksamkeit wahrnehme, Gutes, a) was gut ist. Es ist dir gesagt, Mensch &c.; b) wer Gutes thut, sei es Freund oder Feind, Glaubensgenosse, Landsmann oder nicht; c) wo Gutes geschieht, fern und in der Nähe, — und laß dir dies alles zum Vorbilde dienen, daß du dem Guten nachstrebst; daß es aber nicht auf das Böse sehe, kein Wohlgefallen daran finde, noch weniger dasselbe nachahme.

2. Deinem Ohre, daß es höre, daß es mit Fleiß achte auf weisen, klugen, verständigen Rat; suche diesen aber nicht bei der Thorheit Chören! d. h. bei deinen unerfahrenen, oft thörichten Altersgenossen oder schlechten Leuten, sondern bei verständigen und frommen Leuten, und laß es dich nicht befremden, wenn dir der Rat zuweilen nicht zusagen sollte. Rehabeam; fromme Lehre, wo? von wem? — Es fällt kein Meister vom Himmel. Niemand sage, daß er zum Lernen zu alt ist. Gute Lehren soll man üben, nicht bloß hören. Seid aber Thäter des Worts!

3. Deiner Zunge, deinem Munde, als dem Werkzeuge der Sprache, des redenden Geistes und Herzens, daß sie nie vergesse, Gott Dank zu sagen für alles das Gute, das er dir täglich, reichlich und unverdient erweist. 1. Art. 2. Gebot. Wo aber die rechte Stellung des Herzens zu Gott ist, da merkt man es auch im Verhalten der Zunge gegen den Nächsten: nicht fälschlich belügen, — sondern; 8. und 2. Gebot. Wer leben will und gute Tage sehen —. Nicht von Eitelkeit erklinge, d. h. nicht in thörichter Weise von seinem eingebildeten Werte und seinen vermeintlichen guten Thaten rede. Pharisäer und Zöllner. Lasset kein faul Geschwätz &c.

4. Deinen Händen, all' deinem Thun. a) Sei fleißig und arbeitsam! Im Schweiße deines Angesichts. — Gehe hin zur Ameise! — Wer nicht arbeiten will. — Zur Arbeit, nicht zum Müßiggang. — Bin ich gleich noch jung. — Unsere Arbeit beruht auf göttlichem Befehle. b) Sei sparsam! Joh. 6, 12. Jesus. Spare in der Zeit, so hast du in der Not! Junges Blut, spar dein Gut! Armut im Alter wehe thut. Zu Gottes Preis anwenden. c) Sei auch wohlthätig! Wer den Armen giebt, der leihet Gott. Wohlzuthun und mitzuteilen. — Zehr-, Spar-, Notpfennig. — Geiz ist die Wurzel alles Übels.

5. Deinen Füßen, bildliche Bezeichnung auch für unser Thun: Hände mehr äußere Thatgemeinschaft, Füße innere Herzensgemeinschaft, die sich vorzugsweise offenbart in der fleißigen Teilnahme an den schönen Gottesdiensten des Herrn; gern, 3. Gebot, aus innerem Herzensdrang, nicht Gewohnheit, nicht Heuchelei, nicht Eitelkeit u. s. w. und dem

Haus der Weltlust fern, d. h. weile aber nicht, wo man unsittliche, unzüchtige, unpatriotische Reden und ein sündliches Leben führt! Schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Wohl dem, — der nicht sitzet, da die Spötter sitzen.

Wenn unser Thun und Lassen, unser Wollen und Bemühen, unser ganzes äußeres und inneres Wesen, so auf Gott gerichtet ist, dann wird es ihm auch wohlgefallen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendungen sind in hinreichender Auswahl in die Vermittlung des Verständnisses organisch eingeflochten.

2. Anklänge: Was das Kindlein alles hat: Zwei Augen hab' ich. Drei Paare und Einer. Der Reichtum.

3. Aufgaben: a) Erzähle Geschichten von Kindern, deren Thun und Lassen dem Herrn gefiel; Jesus; Jakob und Anna; Die Sternthaler; Die kleine Wohlthäterin.

Nicht gefiel: Rehabeam; Der Kuhhirt.

b) Warum muß sich mit Fleiß und Sparsamkeit auch die Wohlthätigkeit verbinden?

c) Weise an Rehabeam nach, daß er nicht nach der Mahnung des Gedichts handelte!

d) Wann nur ist unser Kirchenbesuch ein Gott wohlgefälliger?

II. Das Kindesherz.

Hermann Kletke. Kinderlieder. Berlin 1846. S. 7.

Ein Kindesherz soll sein, wie die Lilie so rein[a], wie der Tau so klar[b], wie der Spiegel so wahr[c], wie der Quell so frisch[d], wie die Vöglein im Gebüsch so froh[e]), ja so, als flög' es mit den Engeln gleich zu Gottes Thron ins Himmelreich.

I. **Vermittlung und Vertiefung.** a) Die Lilie ist in ihrer Zartheit und Reinheit das Sinnbild der Unschuld; so soll auch das Kindesherz ein Herz voll Unschuld sein, in dem also nichts wohnet, was Gottes heiliger Liebe mißfällig sein könnte. Ein reines Herz, Herr, schaff in mir! Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen denn Jesus allein!

b) Der Tau fällt vom Himmel auf die Blume; er ist so klar und rein, daß man ihn bis auf den Grund durchschauen kann, ohne etwas Unreines darin zu finden; so soll auch in deinem Herzen nichts sein, was sich vor dem hellsehenden Auge Gottes oder vor frommer Menschen Augen verbergen müßte.

c) Ein guter Spiegel zeigt ein treues, wahres Bild; so sollen auch die Äußerungen deines Herzens ein getreuer, wahrer Ausdruck dessen sein, was dein Herz empfindet und begehrt, darum keine Heuchelei, keine Lüge.

d) Ein frischer Quell erquickt und stärkt den Durstigen, er wirkt Gutes; so soll auch dein Herz stets zu jeder guten That bereit sein.

e) Die Vöglein sind ein Bild der Gott wohlgefälligen Fröhlichkeit und Sorglosigkeit; sie hüpfen, singen und springen, ohne jemand ein Leid zuzufügen; so soll auch das Kindesherz froh und heiter sein, soll singen und spielen zu seiner und andrer Freude. Fröhlich in Ehren soll niemand wehren. Kinderspiele: Spielet nur immer in guter Ruh'! spielet nur immer in Frieden. Frisch, fromm, fröhlich, frei!

f) Wenn das Kindesherz so ist, so gleicht es den Engeln Gottes und ist würdig, mit denselben vor Gottes Thron in das Himmelreich einzugehen.

II. **Vergleichung.** A. Ähnlichkeiten. 1. Beide Gedichte zeigen unter lieblichen Bildern, wann unser Leben dem Herrn gefallen wird.

2. Beide dringen auf ein frommes Herz, denn ohne ein solches können auch die im ersten Gedichte gestellten Forderungen nicht erfüllt werden.

3. Beide Gedichte haben eine Verheißung: dem Herrn zu gefallen, — ins Himmelreich einzugehen.

B. Verschiedenheiten.

1. Das erste Gedicht führt uns Gott selbst redend vor, im zweiten spricht nur der Dichter.

2. In dem ersten Gedicht ist von den einzelnen Gliedern und Sinnen im besonderen die Rede, im zweiten nur von dem Herzen.

3. Dort wird gesagt, was die einzelnen Glieder thun sollen; hier, wie das Herz sein soll.

4. Die Verheißung im ersten Gedicht ist die Bedingung für die Verheißung im zweiten. Th. E. Roeser.

315. Schwan.

Wilhelm Hey. 50 Fabeln für Kinder. Gotha. Nr. 9.

„Höre du, Knabe am Ufer da,
Komm meinen Kindern nicht zu nah'!
Du, laß das böse Werfen nun!
Ich mag sonst niemandem übel thun;
Doch nun lauf schnell! sonst sollst du sagen,
Wie derb ich kann mit den Flügeln schlagen."
Der Knabe sprang geschwind davon,
Er fürchtete sich vor dem bösen Lohn.
Der Schwan lief ihm nach ein kleines Stück,
Kam schnell dann zu seinen Kindern zurück;
Er mochte sich lieber an ihnen freun
Als jagen so hinter jenem drein.

I. **Vorbereitung zum Aufbau des Gedichts.** Lange Zeit war der Schwanenteich nur von zwei Schwänen bewohnt gewesen, als plötzlich eines schönen Tages diese Schwäne mit drei jungen — darum kleinen, grau gefiederten Schwänchen — ihren Kindern — friedlich und wohlgemut darauf umherschwammen. — Schwanenfamilie. — Ein Knabe, darüber verwundert, nähert sich dem Ufer und sucht die kleinen, lieblichen

Schwimmvögel an sich zu locken, um eins davon wohl gar zu fangen und mit nach Hause zu nehmen. Darum zuerst die Bitte des alten Schwans:

„Höre du, Knabe — nicht zu nah!"

Der Knabe aber, welcher seine böse Absicht vereitelt sieht, — die kleinen Schwäne haben sich auf den warnenden Zuruf des Schwans vom Ufer entfernt, — hat kein Erbarmen, läßt die Bitte unbeachtet, sucht vielmehr die jungen Schwäne zu necken; er wirft — aber nicht wie gute Kinder thun, ihnen Brotstückchen zu, — sondern mit Steinen nach ihnen; er hat Böses im Sinn — böses Werfen — hat Schadenfreude, wenn sie erschreckt und ängstlich vor den Steinwürfen sich zu retten suchen; will ihnen ein Leid zufügen. Die geängstigten, jungen Schwäne verstecken sich hinter ihre Mutter und suchen Schutz in ihrer Nähe und unter ihren Flügeln. — Der andre alte Schwan, ihr Führer und Beschützer, wird zornig, untersagt, verbietet ihm sehr ernst das böse Werfen:

„Du, laß das böse Werfen nun!" —

und schwimmt herzhaft auf den Knaben los. Warum? — Gute Kinder fürchten sich nicht vor den Schwänen, denn — es ist wahr, was der Schwan von sich behauptet:

„Ich mag sonst (ohne Ursache) niemandem (auch keinem Kinde) übel (ein Leid) thun."

Warum will er aber diesen Knaben züchtigen? — Nochmals fordert er ihn auf, sich schnell zu entfernen, warnt ihn:

„Doch nun lauf schnell" —

Was würde sonst geschehen? Was verdient ein ungezogenes Kind? Strafe — die Rute. — Der Schwan hat auch eine Rute (die Flügel) für den ungezogenen Buben. — Darum:

„Sonst sollst du sagen (und klagen, wenn du erst gemerkt hast),
wie derb (gewaltig, so daß es weh thut, schmerzt) ich kann
mit den Flügeln schlagen."

Denn große Vögel, wie auch die Gänse, können mit ihren großen, starken Flügeln ein Kind leicht zu Boden schlagen; besonders mutig sind sie bei Verteidigung ihrer Jungen. Der ungezogene Knabe weiß aber schon, wie Schläge schmecken, und sprang geschwinde davon — entfloh — aus Furcht vor dem bösen Lohne — vor der wohlverdienten Strafe. — Der Schwan lief ihm nach (damit der Knabe merke, daß es ihm ernst sei mit der ausgesprochenen Drohung und er — der Knabe — nicht zurückkehre) ein kleines Stück, denn: 1. der Schwan ist wohl ein sehr geschickter Schwimmer, aber „schlechter Fußgänger"; 2. wollte er sich gern überzeugen, ob seine Kinder unverletzt geblieben wären, und 3. um die geängstigten Kleinen zu beruhigen, kam er schnell zu seinen Kindern zurück (in die Mitte des Teiches).

„Der Schwan lief ihm nach — zurück."

Daß er diese unversehrt, gesund und munter — und folgsam —

wiederfand, verursachte ihm größere Freude, als wenn er den ungezogenen Buben noch weiter verfolgt und bestraft hätte.

„Er mochte sich lieber — jenem drein.“

II. **Vertiefung.** 1. Der Schauplatz der Handlung.

2. Personen. Der Knabe wünscht einen so seltsamen, kleinen Vogel zu besitzen, — zu seinem Vergnügen (böse Lust) — hört nicht auf die dringende Bitte des alten Schwans, neckt die Kleinen, wirft mit Steinen nach ihnen, um sie zu ängstigen und zu verwunden. — Er fürchtet sich aber vor dem alten Schwan, es wird ihm angst, und er entflieht.

Der Knabe ist neugierig, eigenwillig, begehrlich, unbarmherzig, schadenfroh, boshaft und tückisch. — Bubenstreiche. —

Der Schwan bittet bescheiden, aber eindringlich, warnt ernst, droht nachdrücklich und verteidigt tapfer und unerschrocken seine Kinder. Mit Lebensgefahr befreit er sich und die Seinigen von seinem Feinde, jenem boshaften Buben, und kehrt frohlockend zu seinen unversehrt gebliebenen Kindern zurück. — Er vergilt nicht Böses mit Bösem, — rächt sich nicht, — sondern ist zufrieden, seinen Feind vertrieben zu haben.

III. **Eigentümlichkeiten.** Auch dieses sinnige Gedicht giebt uns Gelegenheit, die Meisterschaft unseres großen Kinderfreundes Wilhelm Hey zu bewundern, mit welcher er es verstanden hat, seine Gedanken durch volkstümliche Ausdrücke mit voller Anschaulichkeit, naiv, kräftig und kernig der Kinderwelt zuzuführen: („Höre du! — Du, laß das! — ich schlage derb, — hinterdrein jagen, — derb beim Kragen packen“ 2c.) Solche und ähnliche volkstümliche Wörter und Redewendungen, deren sich gerade in den Heyschen Fabeln so viele finden, soll also auch der Elementarlehrer sich nicht scheuen in der Schule auszusprechen. (Ich erinnere ferner an das Wort ausreißen für fliehen.) Der Lehrer soll, an diese anschließend und von ihnen ausgehend, die kindliche, naturwüchsige Anschauungs-, Denk- und Darstellungsweise allmählich in die hochdeutsche Sprache übertragen.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung an die Kinder: „Laß doch in Ruhe, liebes Kind, die Tierchen, die unschädlich sind!“ Gerade diese Beobachtung am Teiche ist so recht dem Leben entnommen. Wie oft üben böse Buben, wenn sie glauben, ungesehen von den Leuten zu sein, ähnliche Streiche an Schwänen, Gänsen und Enten durch Steinwürfe aus und haben ihre Schadenfreude über die Angst der wehrlosen Tiere, wenn sie sich vor solchen Angriffen auf der freien Fläche des Teiches nirgends schützen können. Sowohl als Beispiel der Warnung als auch der Ermunterung zur Liebe gegen Gottes Geschöpfe wird diese Fabel ihren moralischen Einfluß nicht verfehlen. Der ganze Vorgang in der Fabel ist eben so einfach als wahr und klar.

2. Rede- und Stilübungen. a) Denke dir, du hättest am andern Ufer des Teiches alles mit angesehen; du kommst nach Hause und erzählst deinem Vater, was sich am Schwanenteich zugetragen. b) Was hättest du an Stelle des Knaben gethan? — c) Woran erkennen wir die Liebe des Schwanes zu seinen Kindern? d) Vergleichung dieses Knaben mit jenem vor dem Vogelneste. (Siehe Nr. 3!) e) Vergleichung dieser Fabel mit jener „Schwan und Kind" in Nr. 187.

Robert Wernecke.

316. Der Schütz.

Friedrich von Schiller. Sämtl. Werke. Stuttgart u. Tübingen 1838. B. IV. S. 36.

1. Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh im Morgenstrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

3. Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht;
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

I. **Vorbereitung.** Dieses kleine Jägerlied ist aus Schillers „Wilhelm Tell" entnommen. (Akt 3, Scene 2.) Es schildert die Freuden des Alpenjägers am Weidwerk, und zwar in der Zeit, als es noch keine Schußwaffen (Pulver) gab, und als die Jäger noch mit Bogen und Pfeil auf die Jagd gingen. Der Lehrer bringe dies den Kleinen durch eine lebhafte Schilderung zur Anschauung.

II. **Vermittlung und Vertiefung.** 1. Erläuterung. a) Der Weih, abgekürzt von der Weihe, jetzt üblicher die Weihe, eine Falkenart (falco milvus), welcher der scharfsichtigste, schnellste und sicherste Raubvogel, also der König der Lüfte ist. Wer gilt sonst als König unter den Vögeln? b) Klüfte, Kluft, klaffender Spalt, natürliche Felsspalte, welche den Jägern damals bei der Unsicherheit ihrer Waffen als Hinterhalt und Anstandsort diente. c) Das Weite, alles Entfernte, das in dem Bereiche der Schußweite sich vorfand. d) Als Jagdbeute, als Eigentum betrachtet er alles, was da kreucht, veraltet für kriecht, eigentlich, was da läuft und springt: Hirsche, Rehe, Gemsen, Steinböcke, Füchse, Hasen 2c., und fleugt, veraltet für fliegt: Auerhähne und Fasanen, wilde Gänse und Enten, Hasel- und Rebhühner 2c.

2. Gedankengang. a) Der mit seinem Jagdzeug ausgerüstete Jäger oder Schütze zieht schon früh im Morgenstrahle, vor Aufgang der Sonne, aus dem Thale hinauf ins Gebirge. b) Wie der Weihe die weiten Lüfte, so beherrscht er das Gebirge, sein Jagdrevier, sein Herrschergebiet. c) So weit seine Waffen tragen, reicht sein Jagdgebiet, und durch sein scharfes, sicheres Auge, durch seinen starken Arm und seine feste Hand fallen ihm die Tiere des Waldes und Feldes sowie die der Lüfte zur Beute.

III. **Auswendiglernen und Singen** des Liedes. R. D.

317. Die Fliege und die Biene.

Christian August Tiedge. Drei Bücher deutscher Dichtung von Dr. Bernhardt. 5. Au Halle 1871. S. 119.

Zur Biene sprach die Fliege:
„Geliebte Biene, sprich!
Was machst du, daß man dich
Auf keinem deiner Züge[1])
Verfolgt[2]) und jagt, wie mich?
Vor jeder Hand muß ich
Mein kleines[3]) Leben hüten;
Du schwingst dich frei empor,
Holst ungestraft aus Blüten
Den Honigseim[4]) hervor.
Mir, streck' ich meinen Rüssel
Nach eines Armen Brot,
Nach eines Reichen Schüssel,
Mir droht sogleich der Tod.
Ich glaube, könnt' ich stechen
Und mich so scharf[5]) wie du
An meinen Feinden rächen,
Man ließe mich in Ruh'."
„„Du irrst,"" versetzt die Biene,
„„Was noch weit sicherer mich
In Schutz nimmt[6]) ist, daß ich
Durch Fleiß den Menschen diene.""

I. **Zum Verständnis.** 1. Züge = Ausflüge. 2. jagt, verscheucht und — tötet. 3. klein, hier so viel wie unbedeutend oder auch kurz. 4. Den Blumensaft, den Nektar. 5. fühlbar, empfindlich, schmerzhaft. 6. Die Biene gesteht mit diesen Worten zu, daß allerdings ihr Giftstachel gegen viele Feinde ihre Schutzwaffe ist, gegen lose Knaben, die ihre Stöcke beunruhigen, gegen Bären, die sie berauben wollen, 2c.; allein als Hauptgrund des Schutzes und der Huld, die sie bei den Menschen genießt, giebt sie den an, daß sie durch Fleiß denselben durch ihren Honig und ihr Wachs großen Nutzen schafft.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Die Dichtung ist eine Fabel und enthält ein Zwiegespräch ohne jegliche Angabe von Thatsachen und Handlungen.

a) Die Rede der Fliege enthält folgende Punkte: aa) Frage nach dem Grunde, warum die Biene nicht ebenso verfolgt und getötet werde wie die Fliege. bb) Klage der Fliege. cc) Lob der Freiheit des Bienenlebens. dd) Abermalige Klage der Fliege. ee) Den Grund ihrer Verfolgung findet die Fliege endlich in dem Mangel eines giftigen Stachels.

b) Die Antwort oder Erwiderung der Biene: aa) sie bestreitet den von der Fliege angeführten Grund ihrer Verfolgung, bb) gesteht jedoch zu, daß ihr Giftstachel gegen manche Feinde sie in Schutz nimmt und cc) nennt als wahren Grund ihres Schutzes und der Huld, die sie bei den Menschen genießt, ihre Dienste, die sie den Menschen durch ihren Fleiß (Honig, Wachs) leistet.

2. Kernfragen: a) Wie verfolgen die Menschen die Fliege? aa) Sie jagen sie aus Zimmer, Kammer und Küche mit grünen Reisern, Handtüchern 2c. hinaus, bb) sie vergiften sie, cc) sie fangen sie an Leimstöcken oder in Fliegenfängern und dd) schlagen sie mit der Fliegenklatsche tot.

b) Wodurch machen sich die Fliegen dem Menschen unangenehm und bringen ihm Schaden? aa) Sie benaschen alle Speisen und Getränke der Menschen: das Brot, den Zucker, die Milch, das Bier.

bb) Sie verunreinigen alles: Zimmer, Möbel, Gardinen, Bilder, Bücher ꝛc. cc) Sie stören uns durch ihr fortwährendes Summen und durch ihr Herumkriechen auf Gesicht und Händen. dd) Sie belästigen uns durch ihre empfindlichen Stiche. Zuweilen kann selbst ein Fliegenstich Gesundheit und Leben des Menschen gefährden.

III. **Stil- und Redeübung.** Welche Unterschiede finden zwischen Bienen und Fliegen statt? 1. Die Bienen sind größer als die Fliegen. 2. Die Bienen leben in besonderen hohlen Räumen, Bienenstöcke genannt, in steter Gemeinschaft; die Fliegen hingegen in den Zimmern, Kammern, in Küche und Ställen der Menschen, einzeln umherfliegend. 3. Die Bienen leben in streng geordneten Kolonien, haben eine Königin, und in ihrem Staate herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit. Von alledem ist bei den Fliegen nichts zu finden. 4. Die Bienen suchen ihre Nahrung in der freien Natur aus den Kelchen der Blumen, wobei sie zugleich zur Befruchtung der Pflanzen beitragen und den Menschen Honig und Wachs geben, also Nutzen schaffen. Die Fliegen hingegen benaschen die menschlichen Nahrungsmittel, Speise sowohl als Trank, wodurch sie zugleich sich überaus lästig erweisen und mannigfachen Schaden bringen. 5. Die Bienen sind zu allen Zeiten emsig, fleißig und thätig, wohingegen die Fliegen ein müßiges und träges Schlaraffenleben führen. 6. Die Bienen werden von den Menschen sorglich gepflegt, hochgeachtet und geliebt, die Fliegen hingegen gehaßt, verfolgt und getötet. 7. Die Bienen leben auch im Winter in ihren Stöcken fort und zehren von ihrem aufgespeicherten Honig; die Fliegen hingegen sterben beim Beginne des Winters ab, und die Jungen kommen erst wieder im Frühling aus ihren Larven hervor. 8. Die Bienen verteidigen sich mit ihrem Giftstachel, während die Fliegen nur mit ihrem spitzen Saugrüssel stechen, der nicht giftig ist. 9. Die Bienen teilen sich durch Schwärmen und bilden neue Kolonien, die Fliegen nicht. R. D.

318. Kind und Feder.

Angeblich von W. Hey. Lesebuch von Lüben und Nacke. Leipzig 1876. 18. Auflage. S. 49.

I. **Vorbereitung.** Das Schwesterchen schrieb einen Brief, und das Brüderchen rief: „Ei, wie schön du schreiben kannst!“ Auch die Eltern sprachen: „Lieschen hat schön geschrieben!“ Als die Schwester und die Eltern weggegangen waren, nahm der Knabe die Feder, um auch einen so schönen Brief zu schreiben. Aber bald rief er:

II. **Unmittelbare Darbietung.** (Lehrer liest vor.)

„Feder, das ist nichts Schönes von dir,
Daß du so ungeschickt bist bei mir;
Schreibst mit der Schwester so schön und geschwind,
Bei mir es nur Hühnertrappen sind.
Komm, Feder, und gieb dir rechte Müh',
Daß ich auch so schön schreiben kann wie sie!“

Die Feder sagte nicht ein Wort,
Sie machte still ihre Striche fort.
Das Kind auch führte sie ganz sacht
Bei jedem Buchstaben mit Bedacht.
Bald standen alle Buchstaben da,
Daß jeder dran seine Freude sah.

Einführung in den Inhalt. Das Kind schreibt und redet mit der Feder. Es schilt sie aus, daß sie so ungeschickt bei ihm ist und Buchstaben macht, die aussehen, als wären die Hühner über das Buch getrappt, während sie doch bei der Schwester so schön geschrieben hat. Schließlich bittet das Kind die Feder, sich bei ihm auch rechte Mühe zu geben, damit die Schrift so schön werde wie bei der Schwester. Die Feder antwortet nicht und macht still ihre Striche. Da merkt das Kind, daß die Schrift schön wird, wenn es bei jedem Buchstaben bedenkt, wie er geschrieben werden muß. Nun gab es sich viele Mühe, und bald standen schöne Buchstaben da, die ihm und den Eltern Freude machten.

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Das Kind schilt die Feder (Vers 1—4); es bittet die Feder (V. 4—6). Die Feder schweigt und schreibt still fort (V. 7 und 8); das Kind merkt, daß es sich Mühe geben muß, und thut es auch (V. 9 und 10); so ist das Ziel erreicht.

2. Kernfragen: Wie lernt das Kind nicht schön schreiben? Wie lernt es schön schreiben? Was heißt: Jeden Buchstaben mit Bedacht schreiben? Was muß man thun, um sich Mühe zu geben?

IV. **Vermittlung.** 1. Nutzanwendung. Suche die Ursache deiner schlechten Arbeiten nicht in andern Dingen, sondern in dir selbst! — Bedacht und Fleiß bringt Freud' und Preis. — Schweigen ist auch eine Antwort. —

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildung: „Kind und Klavier" oder „Kind und Lesebuch".

Der Bruder spielt schön Klavier oder liest schön, die Schwester möchte es auch so schön 2c.

b) Auswendiglernen und Vortragen. E. Wiessner.

319. Die beiden Ziegen.

Preuß und Vetter. Preuß. Kinderfreund. 80. Aufl. Königsberg 1871. S. 22.

Zwei Ziegen begegneten sich auf einem schmalen Stege, der über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte; die eine wollte herüber, die andere hinüber. „Geh mir aus dem Wege!" sagte die eine. „Das wäre mir schön!" rief die andere. „Geh du zurück und laß mich hinüber. Ich war zuerst auf der Brücke." „Was fällt dir ein?" versetzte die erste. „Ich bin so viel älter als du und sollte dir weichen? Nimmermehr!" Beide bestanden immer hartnäckiger darauf, daß sie einander nicht nachgeben wollten. Jede wollte zuerst hinüber, und so kam es vom Zanke zum Streite und zu Thätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegen einander. Von dem heftigen Stoße verloren aber beide das Gleichgewicht; sie stürzten mit einander über

den schmalen Steg hinab in den reißenden Waldstrom, aus welchem sie sich nur mit großer Anstrengung ans Ufer retteten. — So geht's den Eigensinnigen und Hartnäckigen.

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Wie entsteht eine Begegnung? (Wenn zwei aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen.) Woher kam und wohin wollte wohl jede der beiden Ziegen? (Aus dem Dorfe in den Wald, aus dem Walde ins Dorf.) Wie unterscheidet sich der Steg (ein schmales, starkes Brett zum Übergange über ein Wasser oder eine Tiefe) von der Brücke? (Letztere ist größer, fester, von Holz und Steinen gebaut, hat Brückenköpfe, Pfeiler, Bogen, Geländer.) Wann heißt ein fließendes Gewässer Strom, Waldstrom, tief, reißend? Aus welchem Grunde wollte keine der beiden Ziegen zurückgehen? (Zuerst auf der Brücke — älter.) Was muß man sich bei „das wäre mir schön!" „Was fällt dir ein?" „Nimmermehr!" noch hinzu denken? Wen nennt man „hartnäckig"? (Wer gleichsam einen harten Nacken hat, unbeugsam ist, nicht nachgiebt.) Wie unterscheiden sich Zank, Streit und Thätlichkeiten? Zank = heftiger Streit mit Worten; Streit = mit Worten oder Thaten entgegen sein; Thätlichkeiten = von That und thun abgeleitet.) Wie kämpfen Ziegen mit einander? Woher kam der Zorn? (Von dem Widerstande und den beleidigenden Reden.) Wodurch wurde der Sturz ins Wasser herbeigeführt? (Steg schmal; im Zorn achten sie nicht auf ihre Füße; der Stoß schleudert sie etwas seitwärts.) Wie gelang ihre Rettung? (Sie konnten schwimmen; das Ufer hatte einige niedrige Stellen.) Warum mußten sie sich dabei sehr anstrengen? (Das rasche, wilde Wasser riß sie fort; sie waren naß und erschöpft und konnten nur mit Mühe das steile Ufer erklettern.) Worin bestand die Strafe für ihren Eigensinn? (Der Eigensinnige oder Eigenwillige besteht auf seinem eigenen Kopfe oder Willen und giebt vernünftigem Zureden nicht nach.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Im Walde zur guten Jahreszeit. Ein Strom fließt schäumend und brausend zwischen felsigen Ufern dahin. Die Wipfel der Bäume spiegeln sich im Wasser. Ein breiter Baumstamm ist als Steg von einem Ufer auf das andere gelegt. Zwei Ziegen stehen mit geduckten Köpfen und gegen einander eingelegten Hörnern darauf.

2. Charakter der Ziegen. Beweise, daß sie wanderlustig, kühn, rechthaberisch, hartnäckig und eigensinnig, unvorsichtig und bestraft sind!

3. Gedankengang. I. Die Begegnung. II. Der Streit. III. Der Kampf. IV. Die Strafe.

4. Grundgedanke. Eigensinn und Hartnäckigkeit führen zu Schaden und Unglück.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Wer nicht hören will, muß fühlen. Durch Schaden wird man klug. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. Zerbrich den Kopf

dir nicht zu sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr! — Selig sind die Friedfertigen. Abrahams Friedfertigkeit. Pharaos Verstocktheit und Bestrafung im Roten Meere.

2. Rede- und Stilübungen. a) Eine Ziege soll das Erlebnis erzählen. b) Beispiele aus der biblischen Geschichte und dem Lesebuche, wo der Eigensinn und die Hartnäckigkeit bestraft worden sind. c) Beispiele von Nachgiebigkeit. d) Die beiden Fuhrleute. (Eine Nachbildung.)

P.

320. Der Esel, die Schlange, die Nachteule, die Feldmaus und die Sonne.

J. G. Willamow. Dialogische Fabeln. Berlin 1791. S. 93.

Der Esel: O Sonne, scheine nicht so heiß![1])
Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß[2])
Bei meiner Arbeit unterliegen.[3])
Die Schlange: Dank sei dir Zeus[4]) für deinen Sonnenschein!
Es liegt darin sich mit Vergnügen.[5])
Die Nachteule: Du mußt wohl ausgelassen sein[6])
Mit deinem mir verhaßten Lichte[7]),
O Sonne, schone mein Gesichte![8])
Ich sitze hier mit allem Fleiß verhüllt[9])
In meiner Wohnung tiefsten Gründen[10]),
Und doch hat sie dein Strahl erfüllt[11]);
Ich werde noch erblinden.[12])
Die Feldmaus: O sei mir lange so geneigt[13]),
Wohlthät'ger Sonnenschein! Es reifen meine Ähren.[14])
Die Sonne: Schweigt, Unverständ'ge, schweigt!
Ich werde mich an euch nicht kehren.[15])

I. **Vermittlung.** Worterklärung durch Synonymen. 1. O Sonne, spende nicht zu große Wärme, 2. sonst muß ich vor Erschöpfung und Erhitzung, 3. beim Tragen so schwerer Lasten umkommen. (NB. Dank sei dir Zeus! Zeus war der oberste Gott der Griechen, der Vater der Götter und Helden. Der Dichter will durch die Anrufung des Zeus andeuten, daß die Fabel aus der vorchristlichen Zeit und aus Griechenland stammt. Wird die Fabel in der Oberklasse behandelt, so ist darauf hinzuweisen, daß die Dichter bis in unser Jahrhundert hinein es liebten, die Götter Griechenlands und Roms in ihren Dichtungen handelnd und redend einzuführen.) 4. Gott, dir sei Dank für die erwärmenden Strahlen der Sonne, 5. in denen ich mit Freude und Lust mich lagere und strecke. 6. ausgelassen = sehr lustig, wild, toll. 7. Den Eulen und allen Nachtvögeln und Nachttieren ist das Sonnenlicht zuwider, indem es sie blendet, 8. = mein Augenlicht, meine Augen. 9. Ich hab' mich hier mit aller Sorgfalt und Mühe versteckt 10. in meiner Höhle dunkelsten Winkel, und 11. doch ist sie vom Sonnenschein erhellet und erleuchtet, 12. so daß ich fürchte, blind zu werden. 13. So zugethan wie jetzt, 14. du segenspendende Sonne. (NB. Es reifen meine Ähren. Das ist so die Art der Tiere in der Fabel. Sie betrachten die Früchte des Feldes als ihr Eigentum; der Swinegel redet von seinen Steckrüben, der Hase von seinem Kohl, der

Spatz von seinen Süßkirschen und hier die Maus von ihren Ähren. (Leider gleichen auch die unredlichen Menschen diesen Tieren, indem sie Holz, Getreide, Rüben und Kohl und alles, was in Wald und Flur sonst wächst, als ihr Miteigentum ansehen und davon nehmen — d. h. stehlen.) 15. Die Sonne erwidert allen den genannten Tieren: Seid still! ihr Thoren, verstummt! Ich kann und werde mich nun und nimmermehr nach eurem Willen und Wünschen richten, sondern lediglich nach eigenem Ermessen, nach meiner Weisheit und Liebe handeln.

II. **Verwertung.** 1. Mahnung. Tadle nicht das göttliche Walten in der Natur! Was Gott thut, das ist wohlgethan. 2. Rede- und Stilübung. a) Nachbildung: Die Menschen und der liebe Gott. (Es ist Sonntag. Ein warmer, anhaltender und starker Landregen strömt von morgens bis abends herab. 1. Bitte des Wandrers um Aufhören des Regens zc. 2. Dank des Landmanns für den alles befruchtenden Regen. 3. Tadel und Murren des Gastwirts, der ein großes Sommerfest in seinem Garten angekündigt hatte. 4. Dank des Fischers, daß nun die Bäche und Teiche nicht versiegen. 5. Antwort Gottes.)

b) Wiedererzählung der Fabel mit synonymen Ausdrücken! (S. I. 1!) R. D.

321. Lenzes Ankunft.

Friedrich Karl von Erlach. Die Volkslieder der Deutschen. Mannheim 1834. Bd. I. S. 112.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Im Winter mußten die kleinen Kinder meistens in der Stube bleiben, weil es draußen sehr kalt war und tiefer Schnee auf der Erde lag. Da erzählte ihnen die Mutter vom Lenz oder Frühling: „Seid nur noch ein Weilchen still und wartet, bald kommt der Lenz! Das ist ein schöner Jüngling. Im Haar trägt er Blumen und um das Haupt einen Kranz von grünen Blättern. Sein Hauch oder Odem ist milde, warme Luft; seine Augen sind Sonnenschein; seine Stimme ist vielstimmiger Gesang; sein Weg ist mit grünen Teppichen belegt und mit Blumen gestickt. Wenn er kommt, da machen wir Fenster und Thüren auf, gehen hinaus und freuen uns!" Nun haben die Kleinen viel vom Lenz gesprochen und sich auf sein Kommen (seine Ankunft) gefreut. Eines Tages fragen sie die Mutter: „Kommt denn der liebe Lenz nicht bald?" Da lächelt die Mutter und antwortet ihnen mit dem folgenden Gedichte:

1. Der Lenz ist angekommen! Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen's euch die Blümelein; es singen's euch die Vögelein:
„Der Lenz ist angekommen!"

2. Ihr seht es an den Feldern, ihr seht es an den Wäldern.
Der Kuckuck ruft, der Finke schlägt. Es jubelt, was sich froh bewegt:
„Der Lenz ist angekommen!"

3. Hier Blümlein auf der Heide, dort Schäflein auf der Weide!
Ach, seht doch, wie sich alles freut! Es hat die Welt sich schön erneut.
„Der Lenz ist angekommen!"

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die verjüngte oder erneute Welt im Frühling. Die Wälder grünen, und der Kuckuck ruft, die Vögel singen im Gebüsch, und besonders der Fink auf dem Aste schlägt laut und freudig. Auf den Rasenplätzen (der Heide) blühen die Blumen und weiden die Schafe. Die Menschen freuen sich mit den Vögeln und Lämmern um die Wette.

2. Gedankengang. Str. 1. Vögel und Blumen melden die Ankunft des Lenzes. Str. 2. Felder und Wälder, Kuckuck und Fink bezeugen seine Ankunft. Str. 3. Die Freude der Blumen, Schäflein und Menschen bekunden die Erneuerung der Welt durch die Ankunft des Lenzes. — Grundgedanke: Der Lenz ist angekommen, hat die Welt erneut und alles froh gestimmt.

III. **Verwertung durch Rede- und Stilübungen.** a) Führe verwandte Frühlingsgedichte an! b) Wie zeigen Vögel, Blumen, Felder, Wälder, Kuckuck, Fink, Schäflein und Mensch ihre Freude im Lenz? c) Was von der Welt (Erde) hat sich im Frühling erneut? P.

322. Das Kirschlied.

Friedr. Adolf Krummacher. Der Sonntag. Essen 1828. S. 112.

1. Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
Und neigt die vollen Äste!
Er scheint uns freundlich anzusehn
Als seine lieben Gäste.

2. Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsch' an allen Zweigen,
Als wollte sie zu unserm Mund
Von selbst hinab sich neigen!

3. Seht ihre Bäckchen, rot und schön,
Versteckt im Laube blinken,
Und wenn die Sommerlüftchen wehn,
Vom Baum uns freundlich winken!

4. Wir aber stehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken;
Hernieder schwebt das volle Reis,
Wir jauchzen, haschen, pflücken!

5. Wie lieblich, o wie kühl und frisch,
Zerschmilzt die Kirsch' im Munde!
Dank dir, Natur! du deckst den Tisch
Uns stets zur rechten Stunde.

I. **Vermittlung des Verständnisses durch Fragen.** Womit prangt der Kirschbaum? Wie entsteht das Wiegen? Was haben Gäste vom Gastgeber zu erwarten? Welches wäre das freundliche Gesicht des Kirschbaumes? Wie sind die Kirschen geformt? Woraus kann man schließen, daß sie sich zu unserem Munde neigen wollen? Welche Farben hat die Kirsche? Wie entsteht ihr „Blinken"? Wann reifen sie und winken uns zum Genuß heran? Warum strahlt Freude aus unseren Blicken? Wer schließt einen Kreis um den Baum? Warum heißt das Reis oder der Zweig voll? Wodurch entsteht sein Niederschweben? Wie geschieht das Jauchzen, das Haschen und das Pflücken? Warum ist die Kirsche kühl, frisch und zerschmilzt im Munde? Woraus besteht sie? Warum bringen wir Gott unsern Dank dar? Was heißt: „Du deckst den Tisch zur rechten Stunde"?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Gedicht führt uns in den Garten zur Sommerszeit. Ein hoher, schöner Kirschbaum ist mit reifen Kirschen beladen, so daß die Zweige herabhängen und sich hin und her wiegen. Die roten Kirschen blicken aus dem grünen Laube hervor. Die ganze Familie bildet einen Kreis um den Baum. Der Vater ist hinaufgestiegen und biegt die Äste so weit herunter, daß alle die Kirschen erreichen, pflücken und essen können. Großer Jubel herrscht unter den Kindern.

2. Beweise, daß der Kirschbaum hoch, schön, beladen, gastfreundlich, freigebig ist; daß die Kinder begierig, angelockt, freudenvoll, erquickt, dankbar sind!

3. Str. 1. Der beladene Kirschbaum ladet uns als Gäste ein. Str. 2. Er nähert die Kirschen unserm Munde. Str. 3. Sie locken und winken reif aus dem grünen Laube. Str. 4. Wir scharen uns um den Baum und pflücken die Kirschen. Str. 5. Wir essen sie und danken Gott dafür.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Gott giebt uns täglich Speise und Freude. Wir sollen seine Gaben mit Danksagung empfangen.

2. Verwandtes. Siehe Nr. 45: „Der gute Wirt" von Ludw. Uhland!

3. Rede- und Stilübungen. a) Was giebt uns Gott in den verschiedenen Jahreszeiten zum täglichen Brote für Zukost? b) Das Kind soll erzählen, wie es sich satt an Kirschen gegessen hat! P.

323. Märchen von der Unke.

Gebrüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Kl. Ausg. 21. Aufl. Berlin 1875. S. 256.

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken, und das Kind setzte sich damit hinaus auf den Hof. Wenn es aber anfing zu essen, so kam die Hausunke aus einer Mauerritze hervorgekrochen, senkte ihr Köpfchen in die Milch und aß mit. Das Kind hatte seine Freude dran, und wenn es mit seinem Schüsselchen dasaß und die Unke kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu:

Unke, Unke, komm geschwind,
Komm herbei, du kleines Ding!
Sollst dein Bröckchen haben,
An der Milch dich laben.

Da kam die Unke gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar; denn sie brachte dem Kinde aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spielsachen. Die Unke trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen. Da nahm das Kind einmal das Löffelchen, schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken!" Die Mutter, die in der Küche stand, hörte, daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Löffelchen nach einer Unke schlug, so lief sie mit einem Scheit Holz heraus und tötete das gute Tier. Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, solange die Unke mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden; jetzt aber verlor es seine schönen, roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing der Totenvogel an, in der Nacht zu schreien, und das Rotkehlchen sammelte Zweiglein und Blätter, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

I. **Vorbereitung.** Auf der Unterstufe ist dies Märchen, wie so viele andere, den Kindern nur vorzulesen oder, besser noch, vorzuerzählen und von ihnen nachzulesen, wobei nur die unverständlichen Ausdrücke zu erläutern sind. An die Thatsachen des Märchens rühre der Lehrer nicht, denn die poetische Wahrheit der lieblichen Dichtung wird von den Kleinen noch vollständig für Wirklichkeit gehalten. Für die Mittel- und Oberstufe hingegen scheint es angezeigt, tiefer in den Sinn und Geist des Märchens einzudringen und folgende Erläuterungen zu geben.

II. **Vermittlung.** 1. Weckbrocken = Brocken von der Wecke. Unter Wecke versteht man entweder Semmel oder — man denke an die Christwecke — Kuchen, in beiden Fällen also ein Gebäck von Weizenmehl. 2. Die Unken — Amphibien — gehören zu der Ordnung der Lurche und haben die größte Ähnlichkeit mit den Fröschen. An warmen Sommerabenden, wo sie gern in Pfützen und seichten Gewässern sitzen, lassen sie den eintönigen Ruf ihres eigenen Namens erschallen: Unk, Unk, Unk! 3. Hausunke. In früherer Zeit bestand der Glaube, daß jede Familie eine Hausunke habe, und daß dieselbe ein guter Hausgeist, namentlich ein Schutzgeist für die kleinen Kinder sei. Sie hatte eine heimliche Schatzkammer, aus welcher sie die Kinder beschenkte. 4. Das Kind spielte mit der Unke, als es dieselbe mit dem Löffel sanft auf den Kopf schlug. Das war nicht böse, sondern gut gemeint, wie schon die Worte andeuten: „Ding, iß auch Brocken!" 5. Scheit Holz, ein gespaltenes handliches Stück Holz. 6. Der Totenvogel, das Käuzchen, fing an zu schreien, und der Aberglaube sagt, wenn des Nachts das Käutzchen sein „Kommit! Kommit!" ruft, da müsse der Zunächstwohnende, der es hört, sterben. 7. Als nun das Rotkehlchen Zweiglein und Blätter gesammelt, das will sagen, sein Nestlein gebaut hatte (umschreibende Zeitbestimmung), da lag das Kindlein als Leiche auf der Bahre.

III. **Vertiefung.** 1. Zeit der Handlung. Den ganzen Sommer über war das Kind beim Spielen mit der Hausunke gesund und stark geworden; im Herbst erschlug die Mutter die Unke; im Winter magerte das Kind ab und siechte hin, und das Leichenhuhn, das Käuzchen, rief sein „Kommit"; im Frühling endlich, als das Rotkehlchen sein Nest gebaut, da starb das Kind.

2. Thätigkeiten des Kindes, der Unke und der Mutter. Auf welche Eigenschaften lassen diese Thätigkeiten bei jedem derselben schließen?

3. Kernfragen: a) Beweise, daß das Kindlein der Hausunke sehr zugethan war! (Wenn die Unke nicht gleich herbeikam 2c.) b) Beweise, daß die Hausunke gegen die Güte des Kindes erkenntlich war! c) Was veranlaßte die Mutter zu der Härte gegen die Unke? (Sie sah, daß ihr Kind nach der Unke schlug, und meinte, dieselbe habe ihm Übles gethan.) d) Was war also die Triebfeder zu dieser ihrer Handlung? (Liebe, zu große Liebe gegen ihr Kind.) e) Wie macht zu große Liebe? (Sie macht blind.) f) Was hätte sonst die Mutter sehen müssen? (Daß

die Unke der Schutzgeist ihres Kindes war, und daß das Kind der Unke nicht zürnte.) g) Wovon, meint das Märchen, sei sowohl die Gesundheit und Erstarkung als auch das Hinsiechen und Sterben des Kindes abhängig gewesen? (Die Güte gegen die Unke brachte dem Kinde Gesundheit und Gedeihen, ihre Tötung aber Abmagerung und den Tod.)

IV. **Verwertung.** 1. Wiedererzählung des Märchens durch die Kinder. 2. Verwandtes. In welchen Punkten gleicht dies Märchen der Fabel von Meißner: „Der Einsiedler und der Bär"? (Nr. 205.) R. D.

324. I. Abendlied.

Luise Hensel. Geistlicher Blumenstrauß von Diepenbrock. 2. Aufl. Sulzbach 1852. S. 416.

I. **Vorbereitung.** An einem schönen Sommerabende saßen Vater, Mutter und Kind daheim im trauten Stübchen. Sie hatten bereits Abendbrot gegessen und erzählten sich untereinander von alledem, was sie heute erlebt hatten. Die Dämmerung war eingetreten, und der Vollmond schien zum Fenster herein und erleuchtete mild das dunkel werdende Stübchen. Zwar hörte das Kind noch auf die Worte der Eltern, allein es nickte auch oft dazu und sprach darauf: „Ich bin müde. Gute Nacht, lieber Vater! Gute Nacht, liebe Mutter!" Da brachte die Mutter das Kind in die Schlafkammer, zog es aus und legte es in sein Bett, und nun sagte das Kind: „Liebe Mutter, sag mir doch noch einmal das schöne Gebet vor, das du gestern Abend mit mir betetest." Das Kind kniete in seinem Bettchen, Mutter und Kind falteten ihre Hände, die Mutter sprach vor, und das Kind sprach nach:

1. Müde bin ich, geh' zur Ruh,
Schließe beide Äuglein zu[1];
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein![2])

2. Hab' ich Unrecht heut gethan[3]),
Sieh es, lieber Gott, nicht an![4])
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.[5])

3. Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand![6])
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.[7])

4. Kranken Herzen sende Ruh'[8]),
Nasse Augen schließe zu![9])
Laß den Mond am Himmel stehn
Und die stille Welt besehn![10])

II. **Vermittlung.** 1. Schläfrig bin ich, will zu Bette gehen und schlafen, denn schon fallen mir die Augen zu. 2. Lieber Gott, sieh hernieder auf mich, wache für mich, behüte, schirme und segne mich in dieser Nacht! 3. Habe ich heute Sünde gethan, habe ich heute wider deine heiligen Gebote gehandelt, 4. so strafe mich nicht dafür, sondern vergieb mir meine Sünde! 5. Ich glaube, daß du es thun wirst; ich hoffe zuversichtlich, daß durch das Blut Jesu Christi, das er am Kreuze vergossen hat zur Vergebung der Sünden für uns alle, auch mir diese Gnade zu teil werde. 6. Vater, Mutter, Schwestern, Brüder laß, lieber Gott, diese Nacht unter deinem Schutze und Schirme ruhen! 7. Unsre Nachbarn, meine Freunde, meine Nächsten, überhaupt alle Menschen, jung und alt, sollen, d. h. ich bitte darum, sie mögen dir übergeben sein. Mach's mit

ihnen nach deiner Güte und Weisheit! 8. Allen an Leib und Seele Kranken sende den Engel des Trostes und der Geduld, 9. allen Weinenden oder allen, die Thränen vergossen haben, allen Kreuzträgern schenke süßen, erquickenden Schlaf, damit sie Schmerz und Leid, Kummer und Harm, Not und Sorge vergessen mögen! 10. Laß den Mond, dein Auge der Nacht, am Himmel stehn und schirmend, schützend und segnend auf die stille, nächtliche Erde herniederblicken!

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Das müde und betende Kind. b) Gebet um Schutz in der Nacht. c) Gebet um Vergebung der Sünden. d) Fürbitte aa) für die Verwandten, bb) für alle Menschen, cc) für die ganze Welt.

2. Kernfragen: a) Woran spürst du, daß du müde wirst? Die Kräfte nehmen ab, die Muskeln werden schlaff, die Augen fallen zu, und das Bewußtsein schwindet. b) Beschreibe deinen Zustand während des Schlafes! c) Womit ist der Schlaf zu vergleichen? (Mit dem Tode; Unterschied!) d) Wer thut Unrecht oder Sünde? e) Nenne Menschen aus der biblischen Geschichte, die Sünde gethan haben! und welche Sünde? f) Erkläre, was heißt: Ich befehle meinen Leib und Geist in deine Hände? Was des Heilands Wort am Kreuze: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände“? Was der Bibelspruch: „Befiehl dem Herrn deine Wege“? g) Welche Menschen sind leiblich krank; welche geistig krank? h) Worüber vergießen die Menschen Thränen? „Wer nie sein Brot mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“ Was giebt es daher für Thränen? Thränen des Schmerzes, der Reue, des Kummers und der Sorge, des Mitleids und der Rührung, aber auch der Freude, Freudenthränen. i) Wie nennt man die erheuchelten Thränen? Krokodilsthränen. Warum? Man sagt, daß das Krokodil durch erheuchelte Klagelaute (auch Thränen?) seine Opfer herbeilockt. k) Beschreibe und schildere die Stille der Nacht! (Aufsatz für reifere Schüler.)

3. Verwandtes. a) Sage mir andere Abendgebete her, die du gelernt hast! b) Morgengebete, c) Tischgebete!

IV. **Verwertung.** Vergleichung mit dem Abendgebet von Friedr. Güll. Kinderheimat. Erste Gabe. 4. Aufl. Gütersloh. S. 125.

II. Am Abend.

1. O Gott, nun möcht' ich legen
Den müden Leib zur Ruh';
So gieb mir deinen Segen
Und Frieden auch dazu!

2. Du hast am frühen Morgen
Schon meiner treu gedacht,
Nun bin ich ohne Sorgen
Auch in der dunkeln Nacht.

3. Behüte all' die Meinen
Vor Herzeleid und Not
Und laß uns wieder scheinen
Dein helles Morgenrot!

4. Die müden Glieder wanken
Und sehnen sich zur Ruh';
In Loben und in Danken
Gehn mir die Augen zu.

1. Welche Gedanken haben beide Gedichte gemeinschaftlich?

I.	II.
Müde bin ich, geh' zur Ruh, Schließe beide Äuglein zu!	a) O Gott, nun möcht' ich legen Den müden Leib zur Ruh; Die müden Glieder wanken, Mir gehn die Augen zu.
Vater, laß die Augen dein Über meinem Bette sein!	b) So gieb mir deinen Segen Und Frieden auch dazu!
Str. 3 und 4, welche eine Fürbitte enthalten.	c) Behüte all' die Meinen Vor Herzeleid und Not!

2. Welche besonderen Gedanken hat jedes Gedicht für sich allein?

I.	II.
a) Hab' ich Unrecht heut gethan, Sieh es, lieber Gott, nicht an, Deine Gnad' und Jesu Blut Macht ja allen Schaden gut.	a) Du hast am frühen Morgen Schon meiner treu gedacht, Nun bin ich ohne Sorgen Auch in der dunkeln Nacht.
(Bitte um Vergebung der Sünden und wohlbegründete Hoffnung auf dieselbe.)	(Hinblick auf die am Tage empfangne Güte und Treue, Hoffnung auf den Schutz in der Nacht.)
b) Die erweiterte Fürbitte für alle, die mühselig und beladen sind, für alle geistig und leiblich Kranken, für alle Kreuzträger auf Erden.	b) Bitte um Wiedererwachen am Morgen.
	c) In Loben und in Danken gehn mir die Augen zu!

R. D.

325. Mein Vaterland.

Julius Sturm. Das Buch für meine Kinder. Leipzig 1877. S. 145.

I. **Vorbereitung.** Die Deutschen haben einen großen Drang nach der Fremde und nach der Ferne. Man findet daher auch in allen Erdteilen und deren Ländern viele Deutsche. Die meisten Deutschen wandern nach Amerika aus. Trotz diesem Drange, in die Fremde und in die Ferne zu gehen, sind die Deutschen doch auch andrerseits von einer unauslöschlichen Heimats- und Vaterlandsliebe beseelt. Viele Ausgewanderte kehren daher in späteren Jahren, namentlich wenn sie in der Ferne ein auskömmliches Vermögen sich erworben haben, wieder in die Heimat zurück. So kehrte auch einst ein Landmann aus Amerika heim. Von Bremen über Köln fuhr er den Rheinstrom hinauf bis Mainz. Auf dem Dampfboote erzählte er vieles aus der Fremde; „aber alles," sagte er, „ist gering gegen mein liebes Vaterland und meine schöne Heimat." Der Dichter Julius Sturm hat das Lob des heimgekehrten Auswanderers in Worte gefaßt:

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vortrag des Gedichts durch den Lehrer.

1. Dem Land, wo meine Wiege stand,
Ist doch kein andres gleich;
Es ist mein liebes Vaterland
Und heißt — das Deutsche Reich.

2. Wie lieblich sind hier Berg und Thal,
Die Wälder wie so schön!
Wie lockend auch im Sonnenstrahl
Die rebumkränzten Höhn!

3. An Städten rauscht vorbei der Strom,
Trägt reicher Kaufherrn Gut,
Und freundlich spiegelt Burg und Dom
Sich in der blauen Flut.

4. Mein Kaiser aber thront als Held
In tapfrer Heldenschar
Und führt in seinem Wappenfeld
Den sieggewohnten Aar.

5. Drum, fragt man mich nach meinem Land,
Brennt mir das Herz sogleich,
Und stolz dem Frager zugewandt,
Ruf' ich „Das Deutsche Reich!"

III. **Vermittlung.** Drücke mit anderen Worten aus: 1. „Wo meine Wiege stand"; 2. „ist doch kein andres gleich"; 3. „die rebumkränzten Höhn"; 4. „in blauer Flut spiegelt sich Burg und Dom"; 5. „er führt in seinem Wappenfelde den sieggewohnten Aar"; und 6. „brennt mir das Herz sogleich!"

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübung: Worauf gründet sich die wahre Vaterlandsliebe nach unserm Gedichte? Darauf, a) daß ich hier geboren bin, mein Vater und meine Mutter hier lebten und ich meine Kindheitsjahre hier verlebte. (Wo dir Gottes Sonne 2c., E. M. Arndt.) b) Daß es so herrliche Berge und liebliche, fruchtbare Thäler hat. c) Besonders aber darauf, daß wir prächtige Wälder haben. Mag der Urwald der Tropengegenden farbenreicher und großartiger sein: schöner, lieblicher und traulicher ist aber doch der deutsche Wald. d) Darauf, daß unsere Weinberge am Rhein und an der Mosel und an vielen andern Orten in ihrer Art einzig sind. Man hat den deutschen Weinbau in Amerika, Afrika und Australien, dazu auch deutsche Reben eingeführt, allein der deutsche Wein, der Rheinwein, steht unübertroffen da. e) Ein Vorzug sind auch die altertümlichen Städte mit ihren historischen Erinnerungen, ihren prächtigen Domen (Münstern und Kathedralen), ihren Schlössern und Häusern, die den Städten anderer Erdteile völlig unbekannt sind, und die alten Burgen und Ruinen. f) Vor allem aber ist es unser Heldenkaiser nebst seinen würdigen Vorgängern, die Heldenschar. (Nenne Helden aus dem 7jährigen, aus dem 30jährigen, aus dem Befreiungskriege und aus dem deutsch-französischen Kriege!) R. D.

326. Parabel.

(Salomo und der Säemann.)

Friedr. Rückert. Gedichte. Frankfurt a. M. 1872. S. 111.

1. Im Feld der König Salomon
Schlägt unterm Himmel auf den Thron;
Da sieht er einen Sämann schreiten,
Der Körner wirft nach allen Seiten.

2. „Was machst du da?" der König spricht,
„Der Boden hier trägt Ernte nicht;
Laß ab vom thörichten Beginnen!
Du wirst die Aussaat nicht gewinnen."

3. Der Sämann, seinen Arm gesenkt,
Unschlüssig steht er still und denkt;
Dann fährt er fort, ihn rüstig hebend,
Dem weisen König Antwort gebend:

4. „Ich habe nichts als dieses Feld;
Geackert hab' ich's und bestellt;
Was soll ich weitre Rechnung pflegen?
Das Korn von mir, von Gott der Segen!"

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Was zeichnete den König Salomo (oder Salomon) vor allen anderen Königen aus? Warum schlug er eines Tages seinen Thron (Königsstuhl) im freien Felde auf? (Bedenkt, daß er ein weiser Naturkundiger war, der von der stolzen Ceder auf dem Libanon bis zu dem verachteten Ysop an der Wand zu reden wußte!) Warum heißt's „unterm Himmel"? Wie geschieht das Aussäen des Getreides? Warum nennt der König das Säen hier ein „thörichtes Beginnen" (unkluges Unternehmen)? Warum würde der Bauer hier nicht so viel ernten, als die Aussaat beträgt? Warum senkt und warum erhebt der Säemann seinen Arm? Worüber denkt er nach, und warum ist er unschlüssig (kann nicht gleich zu einem festen Entschluß kommen)? Woraus sieht man, daß es ein armer Mann war? Was hatte er treulich erfüllt? Worauf verließ er sich nun? Worüber will er nicht weiter rechnen und grübeln?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Parabel (Gleichnisrede) versetzt uns in das Morgenland zur Zeit des israelitischen Königs Salomo. Es ist die Zeit der Aussaat. Unter freiem Himmel oder im Schatten einer Palme hat der weise König Salomo seinen Stuhl aufschlagen lassen, um die herrliche Natur zu betrachten. Auf einem steinigen Felde schreitet ein Säemann rüstig auf und ab und wirft den Samen in die Furchen. Der König sieht ihm zu und fängt dann ein Gespräch mit ihm an.

2. Personen. Der König ist reich, weise, ein Freund der Natur, achtsam auf die Arbeit seiner Unterthanen, mit gutem Rat zur Hand. Der Bauer ist arm, fleißig, geschickt, gottvertrauend. Beweise dies aus der Parabel und führe die Thätigkeiten des Königs und des Säemanns auf!

3. Gedankengang. Str. 1. Salomo sieht einen Bauer säen. Str. 2. Er nennt seine Arbeit thöricht, weil das Feld unfruchtbar sei. Str. 3. Der Säemann stutzt, zögert ein wenig, antwortet aber dann bestimmt: Str. 4. Ich thue meine Schuldigkeit, Gott wird die seine auch thun. — Grundgedanke: Wir arbeiten und säen auf Hoffnung, der Segen aber kommt von Gott.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Thu nur das Rechte in deinen Sachen, das andere wird sich von selber machen! — Bet und arbeit, so hilft Gott allzeit! Arbeite, als ob kein Beten, bete, als ob kein Arbeiten hülfe! — Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad' gelegen.

2. Verwandtes. Das Gleichnis vom Säemann und viererlei Acker: Es ging ein Säemann aus zu säen —. Petri reicher Fischzug: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber

auf dein Wort will ich mein Netz auswerfen —. Das Bauernlied: Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land —. Ps. 127: Wo der Herr nicht das Haus bauet, so —. „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu!“

3. Rede- und Stilübungen. a) Der Landmann erzählt das Erlebnis daheim. b) Was aus dem „reichen Fischzug“ und dem „Gleichnis vom Säemann“ ist auch in der Parabel enthalten? c) Die Arbeiten des Landmannes auf dem Felde! d) Nachbildung: Ein alter Mann pflanzt noch einen Obstbaum. Ein Wanderer nennt sein Beginnen thöricht. Antwort des Greises. P.

327. Wanderlieder im Mai.

I.

Wilhelm Müller, Gedichte. Berlin 1868. Bd. 1. S. 32.

1. Der Mai ist auf dem Wege,
Der Mai ist vor der Thür,
Im Garten, auf den Wiesen,
Ihr Blümlein kommt herfür!

2. Da hab' ich den Stab genommen,
Da hab' ich das Bündel geschnürt,
Zieh' weiter und immer weiter,
Wohin die Straße mich führt.

3. Hoch über mir ziehn Vögel,
Sie ziehn in lust'gen Reihn;
Sie zwitschern, trillern, flöten,
Als ging's zum Himmel ein.

II.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Berlin 1874. 8. Aufl. S. 296.

1. Vögel singen, Blumen blühen;
Grün ist wieder Wald und Feld.
O, so laßt uns ziehn und wandern
Von dem einen Ort zum andern
Durch die weite, grüne Welt!

2. Wie im Bauer sitzt der Vogel,
Saßen wir noch jüngst zu Haus.
Aufgethan ist jetzt der Bauer,
Hin ist Winter, Kält' und Trauer,
Und wir fliegen wieder aus.

3. Freude lebt auf allen Wegen,
Um uns, mit uns, überall.
Freude säuselt aus den Lüften,
Hauchet aus den Blumendüften,
Tönt im Sang der Nachtigall.

4. Nun so laßt uns ziehn und wandern,
Durch den neuen Sonnenschein,
Durch die lichten Au'n und Felder,
Durch die dunkelgrünen Wälder
In die neue Welt hinein!

I. **Vergleichung.** A. Ähnlichkeiten. 1. Beide Dichtungen sind Wanderlieder im Mai. 2. In beiden werden uns die Merkmale und Anzeichen des kommenden Maies genannt. 3. In beiden fühlen sich die Dichter veranlaßt zur Wanderung im Mai. 4. Hier wie dort werden die Freuden des Maies hervorgehoben. 5. In beiden Dichtungen ist von einem Wandern ohne ein bestimmtes Ziel die Rede. 6. Durch beide Lieder werden wir zur Freude und Lust gestimmt.

B. Unterschiede. 1. Im I. Gedicht wird uns verkündigt, daß der Mai kommt, im II., daß er bereits da ist. 2. Im I. werden die Blumen zum Blühen aufgefordert, während sie im II. schon blühen. 3. Hoffmann v. F. fordert uns zum Wandern auf. W. Müller hingegen ist bereits selbst auf der Wanderung begriffen. 4. Hoffmann v. F. thut erst noch einen Rückblick auf die Unannehmlichkeiten des Winters, vergleicht das Winterleben mit einem Vogelbauer, in welchem wir saßen, und spricht

seine Freude darüber aus, daß dieser nun geöffnet ist und wir wieder ausfliegen können. W. Müller thut keinen Rückblick, sondern beschreibt die Vorbereitung oder Ausrüstung zur Reise. 5. In I. wird die Maienwonne nur in der Rückkehr und dem Ziehen der Wandervögel, in ihrem Zwitschern, Trillern und Flöten gefunden, während die II. Dichtung die Frühlingsfreuden in dem Säuseln linder und warmer Lüfte, in dem Hauche lieblicher Blumendüfte und im Gesange reizender Vogelstimmen findet.

II. **Aufgaben.** 1. Schildere die Annehmlichkeiten des Maies! 2. Nenne alle Vorboten des Maies, welche sein Erscheinen verkündigen! Benutze dabei auch, was eine schöne Strophe von Friedrich Bodenstedt sagt:

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt;
Wenn das erste Grün am Blatt sich zeigt
Und im Gras das erste Blümchen sprießt;
Wenn vorbei im Thal nun mit einemmal
Alle Regenlast und Winterqual: —
Schallt es von den Höhn bis zum Thale weit:
„O, wie wunderschön ist die Frühlingszeit!“

R. D.

328. Die gefangene Lerche.

Agnes Franz.

„Herzeleid, ach Herzeleid!
Schöne, goldne Frühlingszeit!
Ach, gefangen, eingeschlossen,
Schau' ich durch die engen Sprossen.
Über mir
Steigt mein Schwesterlein und singet,
Daß es durch die Wolken klinget.
Ich allein
Traure hier in bittrer Pein.
Herzeleid, ach Herzeleid!
Schöne, goldne Frühlingszeit!“

Hannchen stand am Vogelbauer,
Hört der armen Lerche Trauer,
Öffnet schnell das kleine Haus,
Jubelnd flog die Lerch' hinaus.

„Seligkeit, o Seligkeit!
Schöne, goldne Frühlingszeit!“
Sang sie und stieg immer weiter
Auf der blauen Himmelsleiter,
Bis im goldnen Wolkenflor
Hannchen ihre Spur verlor.

Vorbereitung, Vertiefung und Verwertung sind im großen und ganzen völlig gleich wie bei Nr. 146: „Arm Vögelein“ von Güll. Es ist nur der Unterschied hervorzuheben, daß in dem Güllschen Liede der Knabe an Stelle des gefangenen Vögleins die Klage über die Gefangenschaft und die Sehnsucht nach der Freiheit ausspricht, und daß er ihm das wünscht, was die Lerche hier selbst thut. R. D.

329. Sprichwörter.

Die Sprichwörter sind oft gesprochene, im Volksmunde lebende Worte, welche Regeln der Klugheit, des sittlichen Verhaltens und der Lebenserfahrung enthalten. Es sind kurze, bündige, leicht faßliche, häufig gereimte Sätze. Der Volksgeist hat sie gedichtet und der Volksmund geformt, wie die Kiesel im Bache durch das Hin- und Herwerfen gescheuert und geglättet werden. Ihre Sprache ist knapp, treffend, bilderreich, oft witzig. Wegen ihres Gedankenreichtums heißen sie auch „die Weis-

heit auf der Gasse". Nicht ganz wahr sagt eins: „Ein Sprichwort, ein Wahrwort!" denn nicht wenige sind unwahr, unsittlich, nichts als bestechende Trugschlüsse, wie J. P. Hebel dies treffend nachgewiesen hat an: „Einmal ist keinmal!" „Mit den Wölfen muß man heulen!"

Die Sprichwörter spiegeln den Charakter, die Sitten und Gebräuche, die Anschauungs- und Denkweise eines Volkes ab. Jedes Volk hat einen Sprichwörterschatz. Der des deutschen Volkes beträgt viele Tausende von Sprichwörtern. Wie sie einen Hauptbestandteil der volkstümlichen Sprache bilden, so sind sie auch kein geringes sprachliches und sittliches Bildungsmittel in der Schule.

Wie sie zu behandeln sind, das hat der Meister der volkstümlichen Sprache, Johann Peter Hebel, an vielen Beispielen in unübertrefflicher Weise gezeigt. Seine Erklärungen von: „Rom ist nicht in einem Tage erbaut. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Einmal ist keinmal" u. v. a. finden sich in allen guten Lesebüchern. Auch O. W. v. Horn hat Treffliches in Erklärung der Sprichwörter geleistet.

Im allgemeinen empfiehlt sich für die Behandlung der folgende Gang: I. Erläuterung des schlichten Wortsinnes. II. Die tiefere geistige Bedeutung. III. Die Anwendung in Beispielen und verwandten Stoffen.

1. Hunger ist der beste Koch. I. Der Hunger ist das Verlangen nach Speise. Der Koch bereitet die Speisen künstlich zu und giebt ihnen durch Gewürze 2c. Wohlgeschmack, daß sie uns besser munden. II. Der Hunger ist zu keinem Koch in die Lehre gegangen und hat bei keinem Kaufmann Gewürz geholt, und doch schmecken uns die Speisen am besten, die er zubereitet. Seine Kunst ist das Wartenlassen und sein Gewürz die fleißige Arbeit. III. Arbeit ist das beste Schmalz. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. Arbeit und Müh' würzt die dünnste Brüh'. — „Die Suppe" von Chr. v. Schmid. (Nr. 295.)

2. Salz und Brot macht die Wangen rot. I. Brot ist das einfachste und beste Nahrungsmittel, Salz das beste und billigste Gewürz. Die roten Wangen sind Zeichen der Gesundheit. II. Die Einfachheit und Genügsamkeit in Speise und Trank machen und erhalten gesund. III. Arme Kinder, die nur Salz und Brot haben, sehen oft gesund und blühend aus, während reiche Kinder oft durch zu fette, gewürzte Speisen und allerhand Näschereien siech und elend werden. — Der geheilte Patient von Hebel: „Die Krankheiten steckten in den vollen Schüsseln und Flaschen."

3. Arbeitsschweiß an Händen hat mehr Ehre als ein goldener Ring am Finger. I. Der Schweiß an den Händen ist ein Beweis fleißiger, redlicher Arbeit, aber auch eines niedrigen Standes, der goldene Ring dagegen ein Zeichen des behaglichen Lebens und eines angesehenen Standes. II. Die verkehrte Welt ehrt und achtet häufig den

reichen, geputzten Müßiggänger höher als den schlichten, fleißigen Arbeiter. In Gottes und guter Menschen Augen ehrt aber fleißige Arbeit mehr als Reichtum, Schmuck und hoher Stand. III. „Ehre jeder Hand voll Schwielen!" sagt ein Dichter. In dem Gedicht „Burg Niedeck" heißt es: „Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor! Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot." Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. — Arbeit hat bittre Wurzel, aber süße Frucht. Arbeiten bringt Brot, Faulenzen Hungersnot. Arbeitsamkeit ist das beste Lotteriespiel.

4. Des Herrn Auge macht die Pferde fett. I. Fette, wohlgenährte Pferde sind ein Beweis von Wohlstand und Ordnung auf einem Bauernhofe. Gutes Futter und gute Pflege sind dazu erforderlich. Des Herrn Auge bedeutet die sorgfältige Aufsicht in der Wirtschaft, damit alles seinen geordneten Gang gehe. II. Wenn die Herrschaft überall selbst sieht, selbst hört, selbst geht und selbst thut, dann wird Ordnung in der Wirtschaft herrschen, das Vieh und der gesamte Wohlstand gedeihen. III. Selber ist der Mann. Mit einem Herren steht es gut, der, was er befohlen, selber thut. Sorgen und wachen sind Herrensachen. Wie der Herr, so der Knecht. Wie die Zucht, so die Frucht. Gut braucht Hut. Worte sind Zwerge, Beispiele sind Riesen. Vorangehen spart nachsehen. — „Das Wunderkästchen" von Chr. v. Schmid. (Nr. 248.)

5. Ein ungerechter Pfennig frißt zehn gerechte. I. Ein ungerechter Pfennig ist ein kleiner, ungerechter Erwerb. Er soll den redlichen, ererbten oder erarbeiteten Besitz fressen (verzehren, wegnehmen) wie neuer Schnee den alten. II. Jeder unrechte Erwerb bringt uns um das Vertrauen bei den Menschen, um Frieden und Ruhe im Gemüt und um die Freude an redlicher Arbeit. Dabei muß es mit jedem den Krebsgang gehen. III. Die sieben magern Kühe in Ägypten fraßen die sieben fetten. Ananias entwendete etwas von dem Gelde, das der gemeinsamen Kasse gehörte, und wurde mit dem Tode bestraft. — An Riemchen lernen Hunde Leder fressen. Unrecht Gut gedeihet nicht. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Treue Hand geht durchs ganze Land. Ehrlichkeit ward nie bereut. Ehrlich währt am längsten. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Einen Fund verhehlen, ist so gut wie stehlen.

6. Lügen haben kurze Beine. I. Lügen sind Unwahrheiten. Mit kurzen Beinen kann man nicht rasch laufen, kommt nicht schnell und sicher vorwärts und wird bald vom Verfolger eingeholt. II. So geht's dem Lügner, der mit Lug und Trug umgeht. Man kommt bald hinter seine Unredlichkeit, verliert das Vertrauen zu ihm und meidet ihn im Verkehr. Schaden und Schande wird ihm nacheilen wie sein Schatten. Die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit wird ihm stets den Rang ablaufen. III. Gehasi belog den Propheten Elisa, wurde als Lügner entlarvt und mit dem Aussatz bestraft. — Der Lügner, der bei seiner

Herde die andern Hirten zur Hilfe gegen den Wolf herbeirief. — Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht. Wer lügt, der stiehlt. Junger Lügner, alter Dieb. Lügen und Stehlen gehen mit einander. Was beginnt mit Lügen, muß enden mit Betrügen.

7. Morgenstunde hat Gold im Munde. I. Morgenstunden sind die ersten, frühesten Stunden des Tages, die besten zur Arbeit. Gold ist ein wertvolles Metall. Mund ist hier nicht die Öffnung des Kopfes zum Sprechen und Essen, sondern der Schutz, die Bewahrung. So ist der Vormund einer, der die Sorge, den rechtlichen Schutz für eine unselbständige Person übernimmt. II. Der rechte Gebrauch der Frühstunden zu fleißiger Arbeit birgt und sichert uns reichen Gewinn. Warum? Früh ist der Körper frisch und kräftig und der Geist gesammelt. Die Sonne ermattet, der Schweiß belästigt, das Geräusch zerstreut nicht. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Der Erste auf dem Platze findet und nimmt das beste; wer später kommt, muß zufrieden sein mit dem, was übrig bleibt. III. Zwei Mädchen tragen Milch, Butter, Eier &c. zur Stadt, die eine steht früh auf, kommt in der Morgenkühle in die Stadt, wird ihre Waren rasch zu guten Preisen los, kommt bald nach Haus und kann noch viele andere Arbeiten in der Wirtschaft verrichten. Die andere ist eine Langschläferin. Wie wird's bei ihr gehen? — Wer lange schläft, lebt wenig. Früh nieder und früh auf, verlängert den Lebenslauf. Zeit ist Geld. Wer zu spät kommt, hat's Nachsehen.

8. Ein jeder ist seines Glückes Schmied. I. Der Schmied, besonders der Goldschmied, braucht in seinem Geschäfte Fleiß und Geschick. Das Glück oder Schicksal ist mit einem Gefäße verglichen. Das kann man keinem Schmied auf Bestellung geben, sondern jeder muß selbst daran arbeiten. II. Wer mit Fleiß und Geschick seine Pflicht thut, der wird sein Lebensglück dadurch erarbeiten. Vom Himmel fällt es keinem zu wie das Manna den Kindern Israel in der Wüste. III. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. — Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen. — Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht in den Mund. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen.

9. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. I. Hühner sind die Lieblingsbeute des Fuchses. Will er eins erhaschen und verspeisen, so muß er früh aufstehn, lange auf der Lauer liegen, im rechten Augenblick flink zuspringen, fest und sicher zugreifen. Schläft er statt dessen, so wird er keine Beute machen und Hunger leiden müssen. II. Willst du Wertvolles gewinnen, so sei wachsam, aufmerksam, fleißig und ausdauernd! Fleiß bringt Preis. III. Die Söhne des Weinbauern gruben nach dem Schatze im Weinberge. Ihre Mühe wurde durch reichlichen Ertrag belohnt. — Wer den Kern essen will, muß erst die Nuß knacken.

10. Bettelbrot — teuer Brot. I. Bettelbrot ist vor den Thüren zusammengebettelt und kostet eigentlich nichts. Teuer nennt man das Brot, wenn es viel Geld kostet. II. Wer betteln geht und sich das tägliche Brot schenken läßt, statt es zu erarbeiten, der verliert nach und nach alle Lust und Kraft zur Arbeit, Ehre und guten Namen und die Hoffnung auf ein späteres Glück. Das billige Bettelbrot ist viel zu teuer mit dem Verluste des Lebensglückes bezahlt. III. Besser arm in Ehren als reich mit Schanden. Mein Kind, gieb dich nicht aufs Betteln, denn es ist besser sterben denn betteln! Fleiß bringt Brot, Faulheit Not. Wer säet, der mähet. „Morgen, morgen, nur nicht heute!" sprechen alle faulen Leute. — Der verlorne Sohn.

11. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. I. Die Vorsicht sieht aufmerksam vor sich, hat auf alles acht und hütet sich vor künftigen Übeln. Die Weisheit ist die höchste Einsicht, der erhabenste Verstand. Sie verdankt ihr Dasein der Vorsicht, wie das Kind sein Leben der Mutter. II. Willst du in allen Lagen des Lebens weise handeln, so lerne und übe beizeiten die Vorsicht, damit dich kein Übel überrasche. III. Hüte dich, in eine Sünde zu willigen! Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. Wer die Augen nicht aufmacht, muß den Beutel aufthun. Vorrede spart Nachrede. — „Die drei Goldfischchen" von Campe.

12. Erst wäg's, dann wag's! I. Man wägt etwas mit der Wage, um die Schwere zu finden. Man wagt etwas, wenn man ohne Bürgschaft eines glücklichen Erfolgs, auf ungewisses Hoffen hin, ein schweres Unternehmen anfängt. II. Willst du etwas beginnen, ein schwieriges Unternehmen wagen, so prüfe erst die Schwierigkeiten, deine Kraft und deine Mittel, ob du es ausführen kannst. III. Der Turmbau zu Babel wurde angefangen, aber nicht vollendet. „So jemand einen Turm bauen will," sagte der Heiland, „so sitzet er zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's auch ausführen möge." — Erst besinn's, dann beginn's! Ausdauer führt zum Ziele.

13. Gut Wort findet guten Ort. I. Ein gutes Wort ist ein freundliches, mildes, verständiges Wort. Der gute Ort ist ein aufmerksames Ohr und ein williges Herz. II. Wenn du zu andern freundlich, bescheiden und zur rechten Zeit mit Bitten oder Vorstellungen kommst, so werden sie dich gewiß anhören und deinen Worten folgen. III. Abrahams Wort an Lot: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen meinen Hirten und deinen Hirten!" — Das Wort des verlornen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt" — rührt das Herz des Vaters. — Wie du hineinrufst in den Wald, so dir es auch entgegenschallt. Ein Faden der Güte zieht mehr als ein Tau der Gewalt. Durch Freundlichkeit und Güte lockt man Schlangen (diese giftigen und bösen Tiere!) aus der Erde.

14. Neid macht Leid. I. Der Neid gönnt einem andern nichts Gutes. Das Glück anderer bereitet ihm Verdruß und Qual oder Leid.

II. Der Neidische straft sich selbst durch innere Pein über fremdes Glück und durch die ungestillte Begierde danach. III. Kain neidete seinen Bruder Abel, und seine Gebärden verstellten sich. Josephs Brüder beneideten ihn um den bunten Rock und die Gunst des Vaters, also, daß sie ihm kein freundlich Wort zusprechen konnten. Wo Neid wuchert, kann das Verdienst nicht aufkommen. Neid ist dem Herzen, was der Rost dem Eisen ist.

15. Neidhart kann's nicht leiden, daß die Sonne ins Wasser scheint. I. Neidhart oder Neidhammel ist ein recht neidischer, mißgünstiger Mensch. Daß die Sonne ins Wasser scheint, das ist eine sehr geringe, gemeine Gunst, da die Sonne allen Dingen Licht und Wärme spendet. II. Der Neid ärgert sich über die kleinsten und gemeinsten Gaben, die andern zu teil werden. III. Eine von den beiden Frauen, die vor Salomo um ein Kind stritten, sagte: „Es sei weder mein noch dein, laß es teilen!" Der Dornstrauch sagte, als er den Vorübergehenden die Kleider zerriß: „Ich habe nichts davon, aber sie ärgern sich doch!" Ein Kerkermeister tötete die Spinne, die ein Gefangener zu seiner Unterhaltung im Gefängnis gezähmt hatte. — Neid frißt nichts Schlechtes. Es sind die schlecht'sten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

16. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert. I. Der Pfennig ist eine kleine, der Thaler eine große Münze. Der Pfennig wird geehrt, wenn er nicht für zu schlecht und gering gehalten wird. Den Thaler ist man wert, wenn man ihn verdient und richtig anzuwenden weiß. II. Etwas Großes erwerben und verdienen wir nur, wenn wir das Kleine und Geringe in acht nehmen. Alles Große setzt sich aus vielem Kleinen zusammen. Wer das Kleine nicht bewahrt und vermehrt, dem kann man auch nichts Großes anvertrauen. III. Steter Tropfen höhlt den Stein. Wer im geringsten treu ist, der ist auch im Größten treu. „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen!" Aus Pfennigen besteht der Thaler, aus Tropfen das Meer, aus Körnchen der Sandsteinblock, aus Minuten unser Leben. — Viel Federn machen ein Bett. Wenig zu wenig macht viel. Das Kleine ist die Wiege des Großen. Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man aus.

17. Samt und Seide auf dem Leibe löschen das Feuer in der Küche (auf dem Herde) aus. I. Samt und Seide sind kostbare Kleiderstoffe, die nur reiche Leute auf dem Leibe tragen können. Das Feuer brennt auf dem Herde in der Küche, um die Speisen zu kochen. Hat man aber nichts zu kochen, so geht es aus. II. Wer allerlei kostspieligen Putz auf den Leib hängt, der wird bald nichts mehr zu essen für den Leib haben. An der Putzsucht ist schon mancher verarmt. III. Selbst gesponnen, selbst gemacht, das ist die rechte Bauerntracht. Wer sich ehrlich will ernähren, muß viel flicken, wenig zehren. Erst der Magen, dann der Kragen!

18. Naschen macht leere Taschen. I. Der Näscher ist lüstern nach allerlei Süßigkeiten und möchte an allem lecken, von allem genießen. In leeren Taschen ist kein Geld mehr. II. Näschereien und Leckereien kosten viel Geld und machen arm. III. Wohlgeschmack bringt Bettelsack. Mancher hat Pferd und Wagen schon durch die Gurgel gejagt. Junge Verschwender werden alte Bettler.

19. Mancher spart am Zapfen und läßt's durchs Spundloch laufen. I. Der Zapfen verschließt das enge Loch unten am Faß, aus dem man die Flüssigkeit gewöhnlich laufen läßt. Das Spundloch ist das große, runde Loch oben im Faß, durch das die Flüssigkeit meistens hineingefüllt wird. Jemand will unten nur wenig Flüssigkeit herauslassen und richtet alle Aufmerksamkeit auf den Zapfen. Dabei dreht sich das Faß und läßt die Flüssigkeit oben durch das Spundloch stromweise in den Keller laufen. II. Man soll nicht auf der falschen Stelle sparen wollen, sonst kann man leicht auf einer andern desto größere Verluste erleiden. Sei nicht in kleinen notwendigen Dingen ein Geizhals und in großen und entbehrlichen ein Verschwender! III. Wenn eine Herrschaft das Gesinde schlecht hält und das Vieh halb verhungern läßt, während sie im Überfluß schwelgt, so thut sie sich selbst den größten Schaden. Das Gesinde hat weder Kraft noch Lust zu rechter Arbeit, und das Vieh gewährt nur kümmerlichen Nutzen. — Wer den Nagel am Hufeisen nicht achtet, verliert das Pferd. Ein fehlender Ziegel kann endlich das Haus kosten.

20. Sie streiten um ein Ei und lassen die Henne fliegen. I. Zwei haben eine Henne gefunden, die eben ein Ei gelegt hat. Jeder will das Ei haben und greift danach. Über dem Streit fliegt die viel wertvollere Henne, die ihnen noch viele Eier gelegt hätte, fort. II. Bei dem Streit um Geringes verliert man oft das Wertvolle. III. „Die Knaben und die Nuß“ von Chr. v. Schmid. Bei dem kleinlichen Streit der deutschen Fürsten unter einander nahmen die Franzosen das Elsaß weg. — Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

21. Ein Habich ist besser als ein Hättich. I. Der Habich ist etwas, was ich gewiß und sicher habe; der Hättich ist nur der Wunsch: „Hätte ich doch dies oder das!“ II. Ein kleiner, sicherer Besitz ist besser als ein nur gewünschter und erhoffter. III. Der habgierige Hund ließ sein Fleisch ins Wasser fallen, weil er seinem Spiegelbilde das Fleisch nehmen wollte.

22. Mancher ging nach Wolle aus und kam geschoren selbst nach Haus. I. Wolle ist das warme, wertvolle Haarkleid der Schafe. Es wird den Schafen im Mai oder Juni abgeschoren. Manche Herdenbesitzer haben ihre Schafe auswärts in die Weide gegeben und gehen nun in der Zeit der Schafschur aus, um die Wolle zu holen. Sind sie nicht aufmerksam und vorsichtig am fremden Orte, so können sie leicht ganz oder teilweise um die Wolle betrogen werden. Mancher Herdenbesitzer hat bei der Wollenschur ein fröhliches Gelag veranstaltet

und durch Trunk und Spiel seine Wolle verloren. Mittellos und beschämt ist er nach Hause gekommen. Mancher Betrüger geht aber auch aus, um Wolle zu suchen, die ihm nicht gehört. Man kommt hinter seine Schliche und jagt ihn mit Schimpf und Schaden nach Haus. II. Willst du etwas erwerben, so thu die Augen auf. Suche keinen ungerechten, mühelosen Gewinn, er könnte dir leicht teuer zu stehen kommen und dir auch das kosten, was du hast. In jedem Falle brauchst du um den Spott nicht zu sorgen, wenn du den Schaden hast. Wie mit nackten geschornen Schafen, so wird man seine Neckerei mit dir treiben. III. Der verlorne Sohn wollte mit dem väterlichen Erbe im fremden Lande Reichtum und Ehre gewinnen, kam aber als zerlumpter Bettler heim. — Der Fischerknabe suchte einen großen Fisch zu fangen, wurde aber von demselben ins Wasser gerissen. „Das gestohlene Pferd" von Chr. v. Schmid. — Thu nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. „Die drei Hunde auf der Hochzeit" von L. Bechstein.

23. Zufriedenheit macht Wasser zu Wein. I. Wasser ist ein gemeines, Wein ein köstliches Getränk. Die Zufriedenheit ist der Friede im Gemüt, das Begnügen mit Wenigem. II. Christus verwandelte auf der Hochzeit zu Kana Wasser in Wein. Die Zufriedenheit thut heute noch ein ähnliches Wunder. Wer zufrieden ist mit seinem Schicksal und mit Danksagung auch die kleinsten Gaben Gottes empfängt, dem gewährt das Geringe mehr Freude und Genuß als der Unzufriedenheit und Begehrlichkeit das Beste. III. Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! — Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen. — Die Zufriedenheit des alten Tobias. — Fröhlich Gemüt, gesundes Geblüt. Arbeit, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu.

24. Wer sich stößt an ein Stroh, wird selten froh. I. Ein Strohhalm im Wege ist ein ganz gewöhnliches und ganz geringes Hindernis, das man nicht fühlt und nicht beachtet. Manche Menschen sehen und finden aber überall solch' kleine Hindernisse, meinen sich daran zu stoßen und Schmerzen zu haben und verursachen sich dadurch unablässig Ärger und Verdruß. II. Kleine Hindernisse und Kränkungen darfst du nicht sehen und nicht hoch aufnehmen, sonst wirst du nicht fertig mit Ärgern und verbitterst dir alle Freuden des Lebens. III. Manche Kinder wollen nichts von andern leiden und haben jeden Augenblick zu klagen und sich zu beschweren. Manchen Kranken und Übellaunigen ärgert die Fliege an der Wand, die ihm doch gar kein Leid thut. — Frisch, frei, fröhlich und fromm! Lust und Liebe zum Dinge macht alle Müh' und Arbeit geringe.

25. Rein und ganz giebt dem schlechtesten Tuche (Kleide) Glanz. I. Der Glanz und Schimmer des Tuches ist ein Zeichen seiner Schönheit und Güte. Rein ist das Gegenteil von schmutzig, ganz das Gegenteil von zerrissen. II. Eine Kleidung aus schlechtem, billigem Stoffe, die sauber und ganz ist, erscheint schön und wertvoll.

III. Lerne Ordnung, übe sie! Ordnung spart dir Zeit und Müh'. — Besser ein Flicken als ein Loch. — Ordnung hilft haushalten. — Ordnung ist das halbe Leben. — Ordnung erhält die Welt.

26. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. I. Die Grube ist eine Vertiefung in der Erde, die jemand gräbt und dann vielleicht zudeckt, damit ein Gegner auf seinem Gange hineinstürze und sich verletze. Oft vergißt der böswillige Thäter sein Bubenstück und stürzt dann selbst in die eigene Grube. II. Wer andern Böses zufügen will, schadet sich immer selbst. Oft wird er in derselben Weise gestraft, wie er gesündigt hat. III. Daniels Feinde hatten den frommen Propheten verleumdet und in die Löwengrube gebracht. Daniel aber wurde gerettet, der Feinde Schar hingegen in dieselbe geworfen. — Ein Bauer legte dem feindlichen Nachbar abends eine Egge in den Weg, vergaß aber in der Hast sein Bubenstück und stürzte in der Dunkelheit selbst in die scharfen Zinken der Egge. — Auf Rach' folgt Ach! Zur Rach' ein Schneck', zur Wohlthat ein Vogel! Bosheit schlägt den eigenen Mann.

27. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. I. Das Ruhekissen ist sanft und weich. Man legt den Kopf darauf, um zu schlafen. Ein gutes Gewissen ist die Ruhe des Gemüts, das Bewußtsein der Unschuld. II. Wer ein reines, ruhiges Gewissen, Unschuld und Frieden des Herzens hat, der schläft auch auf einem Steine wie Jakob sanft und ruhig, als ob er das weichste Kissen unter dem Kopfe hätte. Ein böses Gewissen verscheucht den Schlaf auch auf dem weichsten Bette. III. Kain war unstät und flüchtig auf Erden, weil ihm sein böses Gewissen nirgends Ruhe ließ. Petrus schlief ruhig und sanft im Kerker die Nacht vor dem Tage, auf den seine Hinrichtung angesetzt war.

28. An vielem Lachen erkennt man den Narren. I. Der Narr ist ein possenhafter, thörichter Mensch. Früher hielten die Fürsten zu ihrer Belustigung Hofnarren. Dieselben trugen eine Kappe mit langen Zipfeln, die mit Schellen behängt waren. Die Narren zogen alles ins Lächerliche. Sie reizten unablässig zum Lachen und lachten selbst mit. Ein ernster Narr war eine ungewöhnliche Erscheinung. Man lacht aus Lustigkeit, Gedankenlosigkeit, Gewohnheit, Gefälligkeit, zur Verspottung anderer ꝛc. II. Öfteres gedankenloses, gewohnheitsmäßiges oder spöttisches Lachen verrät einen thörichten Menschen oder Possenreißer. III. Jedem Narren gefällt seine Kappe. (Auch das Lächerliche kann uns durch Gewohnheit lieb werden.) Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise sagen. Versteckt ein Narr sich auch hinter die Thür, so steckt er doch die Ohren herfür. Ein Narr macht zehn Narren. Narren wachsen unbegossen. Was Narren loben, das ist getadelt. Narren und Gecken (alberne, eingebildete Menschen) reiten auf Schecken (bunten, auffälligen Pferden, damit sie jedermann sehen und bewundern soll). Wer's allen will recht machen, bleibt ein Narr in allen Sachen. P.

I. Inhaltsverzeichnis,

nach den Anfangsworten der erläuterten Dichtungen alphabetisch geordnet.

Seite

II. Inhaltsverzeichnis,

nach den Dichtern alphabetisch geordnet.

(Die Zahlen weisen die Seiten nach.)

Deutsche Lesebücher von R. und W. Dietlein.

Deutsche Fibel.

Gemeinsame Unterlagen für den vereinigten Anschauungs-, Sprech-, Schreib- und Leseunterricht nach der vereinigten Schreiblese- und Normalwörtermethode.

Ausgabe A (in 1 Hefte). Schreiblesefibel. 19. Aufl. Preis 40 Pf.
Ausgabe B (in 2 Heften). Schreiblesefibel.
I. Heft. 108. Aufl. Preis 30 Pf. — II. Heft. 76. Auflage. Preis 40 Pf.
Ausgabe C (in 1 Hefte). Normalwörterfibel. 3. Auflage. Preis 40 Pf.

Deutsches Volksschullesebuch.

(Neue Bearbeitung 1892 und 1893.)

Ausgabe A in 1 Bande (für evangelische Schulen). 16. Aufl. 1,25 Mk.; geb. 1,60 Mk.
Ausgabe B in 1 Bande (für Simultanschulen). 9. Aufl. 1,25 Mk.; geb. 1,60 Mk.
Ausgabe C in 2 Bänden (für evangelische Schulen).
I. Band. Mittelstufe. 19. Auflage. Preis 70 Pf.; geb. 95 Pf.
II. „ Oberstufe. 12. Auflage. Preis 1,25 Mk.; geb. 1,60 Mk.

Deutsches Lesebuch

für mehrklassige Bürger- und Volksschulen.

Ausgabe A in drei Teilen.

I. Band. Unterstufe. 28. Auflage. Preis 75 Pf.; geb. 1 Mk.
II. „ Mittelstufe. 23. Auflage. Preis 1,20 Mk.; geb. 1,50 Mk.
III. „ Oberstufe. 19. Auflage. Preis 1,50 Mk.; geb. 1,85 Mk.

Die neuen Auflagen dieses Lesebuchs haben eine Neugestaltung erfahren, bei welcher den Anforderungen des Allerhöchsten Erlasses Seiner Majestät des Kaisers vom 1. Mai 1889 und der sich anschließenden Verfügung des Königlichen Staatsministeriums vom 27. Juli 1889 die sorgfältigste Berücksichtigung gewidmet wurde. Alle nach 1892 erschienenen Auflagen sind unveränderte Neudrucke von Stereotypplatten.

Ausgabe B in sieben Teilen.

(Herausgegeben im Verein mit Reg.- und Schulrat **Dr. G. Schumann.**)

I. Teil: Erstes Schuljahr. (Deutsche Fibel.) 2. Aufl. 40 Pf.; geb. 55 Pf.
II. Teil: Zweites Schuljahr. 4. Aufl. Preis 50 Pf.; geb. 70 Pf.
III. Teil: Drittes Schuljahr. 3. Aufl. Preis 70 Pf.; geb. 95 Pf.
IV. Teil: Viertes Schuljahr. 3. Aufl. Preis 90 Pf.; geb. 1,20 Mk.
V. Teil: 3. Auflage. Preis 1 Mk.; geb. 1,30 Mk.
VI. Teil: 3. Auflage. Preis 1,25 Mk.; geb. 1,60 Mk.
VII. Teil: Für die Oberklassen der Mittel- und höheren Bürgerschulen, sowie für Fortbildungsschulen. 2. Aufl. Preis 1,60 Mk.; geb. 2 Mk. (Durch Ministerialverfügung v. 1. Aug. 1891 zum Unterrichtsgebrauch genehmigt.)

„Schon die Namen der Verfasser erwecken eine gute Vorbedeutung. Und was wir erwarteten, fanden wir auch. Wir haben ein **nach Auswahl des Stoffes, Anordnung und Darbietung desselben gleich vorzügliches Werk** vor uns liegen. Dies Lesebuch ist eine Anthologie des Volkstümlich-Klassischen aus den Werken unserer Dichter und Denker, soweit es das Interesse der Jugend erwecken, sie rühren, erheben und begeistern kann. Was die Auswahl der Dichtungen anbetrifft, finden wir, daß auch unsere neueren und neusten Sänger volle Beachtung gefunden haben. **Die Ausstattung in Bezug auf Druck und Papier ist als mustergültig zu bezeichnen.**" **(Allgemeine deutsche Lehrerzeitung [Leipzig].)**

„Es ist eine Freude, ein Buch wie das vorliegende zu rezensieren. Des Lobens und Rühmens würde kein Ende sein, sollte alles gesagt werden, was zum Lobe des Werkes gesagt werden könnte. Die Verfasser haben ein Werk geliefert, das ihnen zur Ehre, **der Schule und den Schülern aber zur Freude und zum Nutzen gereicht.**" **(Litteraturblatt der deutschen Lehrerzeitung [Berlin].)**